

www.libtool.com.cn

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

761

5-6

15

590062

• 9090 •

A. 46

35

35

35

35

35

35

www.libtool.com.cn

14 DAY USE  
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

**LOAN DEPT.**

This book is due on the last date stamped below  
or on the date to which renewed. Renewals only:  
Tel. NOK 541-1405  
Renewals may be made 4 days prior to due date.  
Renewed books are subject to immediate recall.

JUL 27 1972 44  
JUL 13 72 - 8PM 594  
MAILED

General Library  
University of California  
Berkeley  
LD31A-60m.8.70  
(N8837610)416-A-22



[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

UC-5011P  
00 16

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

VC 2011.2  
#C 11.1 2011.2

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)



1 740

gle

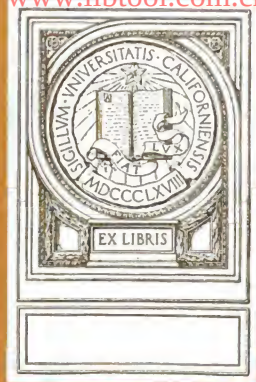
[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)



[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)



www.libtool.com.cn



[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

# G l o b u s.

XLVI. Band.

# Globus.

Illustrierte

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Sechshundvierzigster Band.

---

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1884.

UNIVERSITY OF  
CALIFORNIA

G1  
G5  
V.46

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

## Europa.

Deutsches Reich. Melibokus, Berg an der Bergstraße, richtiger Walden. Von Tr. F. A. Ringer 14. Zur Volkskunde von Thüringen 31. Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 174. Aufleben einer Ortschaft in der Udermark 255. Die Rosengraphische Gesellschaft in Nürnberg 303.  
Oesterreich-Ungarn. Reise von Hög durch einen Theil Sirmiens. Von Ernst Kramberger 7. 27. 44. 151. 166. 182. 201. Steinforschung in Rärnten 16. Sanitätsverhältnisse in Ungarn 94. Schiffahrt auf dem Bodensee 109. Der projectirte Donau-Eise Kanal 125. Bergbau in Bosnien 125. Physikalisch-statistischer Atlas von Oesterreich-Ungarn 224. Fortschritte in Bosnien 383.  
Schweiz. Arbeiten im Rhonethale zu Gen 15.  
Dänemark. Die Kohlenlager auf den Färöern 205. Neue Insel bei Island 383.

Island. Bevölkerung. Schwedens Bevölkerung. Von W. G. 75. Die Küstenbevölkerung Norwegens 125. Aufnahmestellungen an der schwedischen Küste 154. Gletschermessungen in Schweden 271. Gletscherzeichnungen bei Pitca 271. Belgien. Der Hafen von Antwerpen 109. Großbritannien. Ordnung des geographischen Unterrichts 15. Schiffahrt zwischen Gienburg und Glasgow 255. Neue geographische Ortsangaben 303. Frankreich. Heilquellen in Gorka 95. Wasserkräften 110. Mühle 174. Weinimport in Bordeaux 174. F. v. Schumann's Frankreich in West und Süd 204. Wissenschaftliche Missionen 208. Gletscherzeichnungen in den Pyrenäen 271.  
Italien. Großgriechenland. Von W. Robert 230. 230. 247. 263.  
Spanien. Der Alajarte-See bei Valencia 63. Pyrenäenbahn 50.

Portugal. Streichholz in Portugal. Von Spiridon Gyprien 283. 301.  
Griechenland. Eisenbahnen und Kabel 110. Eine Reise in Griechenland. Nach Henri Velle 129. 145. 161. 177. Wachstum der Stadt Athen 154. Neue Eisenbahnen 256. Der Handel in Athen 285.  
Montenegro. Straßenbau und Regulierung von Städten 271.  
Serbien. Cuedfilderlager bei Schupia: fien 295.  
Rumanien. Statistisches 285. Auswanderung von Deutschen aus der Dobrußa 285.  
Rußland. Dr. Wischew über die streifen Karten von Rußland 48. Anthropologische Gesellschaft in St. Petersburg 112. Die Insel Jericille 267. Die Anfangs: ferde der sibirischen Eisenbahn 286.

## Asien.

Meteorologische Beobachtungen im westlichen Stilleen Ocean 93.  
Russisches Asien. Sibirien. Der Ogdabien 286. Der Vostokbahn 286. Von der meteorologischen Station Salsgur 203. Rückzüge aus Sachalin 203. Eine Fahrt auf dem Rufe Angun 310. Sibirianos's dreijährige Expedition nach Sibirien 334. Naturwissenschaftliche Gesellschaft in Wladivostok 335. Adrianow's Berichtungen in Altai 382.  
Transkaspisches und Mittelasiatische Gebiete. Die Kassen in Kern 15. Neueinrichtung von Tarkhan 32. Kegel in Kern 32. Der neue Weg zwischen dem kaspischen Meere und Kaspien 95. Eldierinnen bei Samarand und Kamsagan 125. Befestigung der transkaspischen Eisenbahn 224.  
Kaukasien. Einfluß der Kassen auf die Kultur 368.  
Türkisches Asien. Ramsay's Untersuchung von Karabach 15. Anzahl der Juden in Jerusalem 110. Bevölkerung von Straß 140. Die Einkommen Caput 141. Die deutsche Ackerbau: Isotene Sereza 286.  
Arabien. Guting's Reise in Central: Arabien 107. Huber's Reise 141. Huber's Ernennung 239. Doughty's Karte

303. Maier über das Injunktions: gebiet in Südarabien 351.  
Iran. Die Pamir-Expedition im Jahre 1883 77. Festlegung der Nordgrenze Afghanistan 83. Dostaloff's Reise in Afghanistan und Bakhloien 193. 205. 225. 241. 257. 273. 289. 305. Die Kommission zur Festlegung der afghanischen Nordgrenze 208. Nordpersiens Handel mit Rußland 271.  
Türkische Chanate. Telegraphenlinie nach Buchara 191. Der neue central: asiatische Reisende. Von H. Hambörg 331. 345.  
Britisch-Indien. Wander- und Zigeunerstämme im nordwestlichen Indien (Vandikah). Von Emil Schlagint: weil 55. 71. Die Volkssprachen 95. Vopelkristallisation 110. Die Zehen: feldfelder 110. Gyllen in Akthab 110. Graham's Bergbezeichnungen im Hima: laja 126. Eisenbahnbau und Getreide: handel in English Jubien 139. Beitrag zur Beurtheilung der Hindischen Kas: senfrage. Von Hugo Schanz 169. 185. Wüddenerstichung 271. 301.  
Hinterindien. Küstliche des Tr. Reis 32. Das Verhältnis der Waleien zu den Engländern 63. Rambahia fran: zösisch 95. Die Reise des Tr. Reis im

Land der Laos 106. Handelsbeziehungen 110. Der obere Prakhut 126. Holt-Quell's Reise durch Nord-Siam 126. Telegraph in Siam 126. Auf: nahmen am oberen Sengkol 191. Wie: man in Siam die Kernen begräbt. Nach G. Rod 205. Vnom-Bench, die Haupt: stadt von Rambahia 209. Das Berg: weien in Tongting und Anam 271. Der Handel von französisch-Gochina: china 271. Der Hafen Gantaban 336.  
China mit Kaiserlichen Reuten. Grö: ßung der Bergwerke von Jünan 15. Eisenbahnbau 126. Vithemais's neue: tes Reisener 126. Relang auf Formosa und seine Kohlenminen 175. Krügerliche Stimmung in Kanton 191. Die Kai: ping Kohlengrube und die erste Eisen: bahn in China 223. Vithemais's neue: Reise 239. 335. Polatin's Reise 239. Die Fähr der Wiederrichtung Chinas 231. Tatgleich in Jarlan 287. Abnahme der Ausfuhr von Thee und Seide 287. Ruß und Geling bei den Chinesen. Von Emil Wegner 376.  
Korea. Das Klima von Korea 63. Ro: reanische Orkege 109.  
Japan. Der Handel Japans mit Korea 93. Junfer von Vangegg's Japanische Thregeschichte 257.





## A f i e n.

Göljafen vom Amur 311.

## P e r s i e n.

(Zienlasow's Reise.)

Der Weiden- i- Schach in Ispahan 194.  
Muskanten, den Ausgang der Sonne be-  
greifend 195.Vorhalle der Weichsch- i- Schach 196.  
Ein Kalksch- i- Schach in Ispahan 197.  
Der Weichsch- i- Schach in dem alten Kalksch- i- Schach-  
tur erdosen älteren Theile der Weichsch-  
sch- i- Schach 210.Portall eines Schach in Ispahan 212.  
Schirin- i- Schach, erste Frau des Schach  
Mohammed Hussein 213.Kreuzer Befestigung einer Mogul- Moschee  
226.

Kinal Schach (Haus der Spiegel) 226.

Die Weide Hofen Weg 227.

Unterhalt der Weide Hofen Weg 228.

Strasse in der Karabai Abbas Abd 229.

Die Scherhan- i- Schach 230.

Zienlasow's Karawanen in Ispahan 242.

Nach Vanden ausmarchenden Armenien  
rinnen 243.

Anficht von Jendeksch 244.

Der Weichsch- i- Schach 245.

Händler mit Angorafachen 246.

Sohn des Stattbalers von Abade 258.

Wachstumszeiten 259.

Der Weichsch- i- Schach mit dem Tigerfell 260.

Trennung des Kroat 261.

Gabi- i- Schach- i- Schach, das Grab des  
Kroat 262.Gabi- i- Schach- i- Schach nach der Kelen-  
Häufigkeit 274.Kroat eines Grabes unterhalb des Tach-  
i- Schach- i- Schach 275.Die Kroat- i- Schach nach der Kelen-  
Häufigkeit 276.

Der Kroat- i- Schach 277.

Die Kroat- i- Schach 278.

Die Kroat- i- Schach 279.

Die Kroat- i- Schach 280.

Die Kroat- i- Schach 281.

Die Kroat- i- Schach 282.

Die Kroat- i- Schach 283.

Die Kroat- i- Schach 284.

Die Kroat- i- Schach 285.

Die Kroat- i- Schach 286.

Die Kroat- i- Schach 287.

Die Kroat- i- Schach 288.

Die Kroat- i- Schach 289.

Die Kroat- i- Schach 290.

Die Kroat- i- Schach 291.

Die Kroat- i- Schach 292.

Die Kroat- i- Schach 293.

Die Kroat- i- Schach 294.

Die Kroat- i- Schach 295.

Die Kroat- i- Schach 296.

Die Kroat- i- Schach 297.

Die Kroat- i- Schach 298.

Die Kroat- i- Schach 299.

Die Kroat- i- Schach 300.

Die Kroat- i- Schach 301.

Die Kroat- i- Schach 302.

Die Kroat- i- Schach 303.

Die Kroat- i- Schach 304.

Die Kroat- i- Schach 305.

Die Kroat- i- Schach 306.

Die Kroat- i- Schach 307.

Die Kroat- i- Schach 308.

Die Kroat- i- Schach 309.

Die Kroat- i- Schach 310.

Die Kroat- i- Schach 311.

Die Kroat- i- Schach 312.

Die Kroat- i- Schach 313.

Die Kroat- i- Schach 314.

Die Kroat- i- Schach 315.

Die Kroat- i- Schach 316.

Die Kroat- i- Schach 317.

Die Kroat- i- Schach 318.

Die Kroat- i- Schach 319.

Die Kroat- i- Schach 320.

Die Kroat- i- Schach 321.

Die Kroat- i- Schach 322.

Die Kroat- i- Schach 323.

Die Kroat- i- Schach 324.

Die Kroat- i- Schach 325.

Die Kroat- i- Schach 326.

Die Kroat- i- Schach 327.

Die Kroat- i- Schach 328.

Die Kroat- i- Schach 329.

Die Kroat- i- Schach 330.

Die Kroat- i- Schach 331.

Die Kroat- i- Schach 332.

Die Kroat- i- Schach 333.

Die Kroat- i- Schach 334.

Die Kroat- i- Schach 335.

Die Kroat- i- Schach 336.

Die Kroat- i- Schach 337.

Die Kroat- i- Schach 338.

Die Kroat- i- Schach 339.

Die Kroat- i- Schach 340.

Die Kroat- i- Schach 341.

Die Kroat- i- Schach 342.

Die Kroat- i- Schach 343.

Die Kroat- i- Schach 344.

Die Kroat- i- Schach 345.

Die Kroat- i- Schach 346.

Die Kroat- i- Schach 347.

Die Kroat- i- Schach 348.

Die Kroat- i- Schach 349.

Die Kroat- i- Schach 350.

Die Kroat- i- Schach 351.

Die Kroat- i- Schach 352.

Die Kroat- i- Schach 353.

Die Kroat- i- Schach 354.

Die Kroat- i- Schach 355.

Die Kroat- i- Schach 356.

Die Kroat- i- Schach 357.

Die Kroat- i- Schach 358.

Die Kroat- i- Schach 359.

Die Kroat- i- Schach 360.

Die Kroat- i- Schach 361.

Die Kroat- i- Schach 362.

Die Kroat- i- Schach 363.

Die Kroat- i- Schach 364.

Die Kroat- i- Schach 365.

Die Kroat- i- Schach 366.

Die Kroat- i- Schach 367.

Die Kroat- i- Schach 368.

Die Kroat- i- Schach 369.

Die Kroat- i- Schach 370.

Die Kroat- i- Schach 371.

Die Kroat- i- Schach 372.

Die Kroat- i- Schach 373.

Die Kroat- i- Schach 374.

Die Kroat- i- Schach 375.

Die Kroat- i- Schach 376.

Die Kroat- i- Schach 377.

Die Kroat- i- Schach 378.

Die Kroat- i- Schach 379.

Die Kroat- i- Schach 380.

Die Kroat- i- Schach 381.

Die Kroat- i- Schach 382.

Die Kroat- i- Schach 383.

Die Kroat- i- Schach 384.

Die Kroat- i- Schach 385.

Die Kroat- i- Schach 386.

Die Kroat- i- Schach 387.

Die Kroat- i- Schach 388.

Die Kroat- i- Schach 389.

Die Kroat- i- Schach 390.

Die Kroat- i- Schach 391.

Die Kroat- i- Schach 392.

Die Kroat- i- Schach 393.

Die Kroat- i- Schach 394.

Die Kroat- i- Schach 395.

Die Kroat- i- Schach 396.

Die Kroat- i- Schach 397.

Die Kroat- i- Schach 398.

Die Kroat- i- Schach 399.

Die Kroat- i- Schach 400.

Die Kroat- i- Schach 401.

Die Kroat- i- Schach 402.

Die Kroat- i- Schach 403.

Die Kroat- i- Schach 404.

Die Kroat- i- Schach 405.

Die Kroat- i- Schach 406.

Die Kroat- i- Schach 407.

Die Kroat- i- Schach 408.

Die Kroat- i- Schach 409.

Die Kroat- i- Schach 410.

Die Kroat- i- Schach 411.

Die Kroat- i- Schach 412.

Die Kroat- i- Schach 413.

Die Kroat- i- Schach 414.

Die Kroat- i- Schach 415.

Die Kroat- i- Schach 416.

Die Kroat- i- Schach 417.

Die Kroat- i- Schach 418.

Die Kroat- i- Schach 419.

Die Kroat- i- Schach 420.

Die Kroat- i- Schach 421.

Die Kroat- i- Schach 422.

Die Kroat- i- Schach 423.

Die Kroat- i- Schach 424.

Die Kroat- i- Schach 425.

Die Kroat- i- Schach 426.

Die Kroat- i- Schach 427.

Die Kroat- i- Schach 428.

Die Kroat- i- Schach 429.

Die Kroat- i- Schach 430.

Die Kroat- i- Schach 431.

Die Kroat- i- Schach 432.

Die Kroat- i- Schach 433.

Die Kroat- i- Schach 434.

Die Kroat- i- Schach 435.

Die Kroat- i- Schach 436.

Die Kroat- i- Schach 437.

Die Kroat- i- Schach 438.

Die Kroat- i- Schach 439.

Die Kroat- i- Schach 440.

Die Kroat- i- Schach 441.

Die Kroat- i- Schach 442.

Die Kroat- i- Schach 443.

Die Kroat- i- Schach 444.

Die Kroat- i- Schach 445.

Die Kroat- i- Schach 446.

Die Kroat- i- Schach 447.

Die Kroat- i- Schach 448.

Die Kroat- i- Schach 449.

Die Kroat- i- Schach 450.

Die Kroat- i- Schach 451.

Die Kroat- i- Schach 452.

Die Kroat- i- Schach 453.

Die Kroat- i- Schach 454.

Die Kroat- i- Schach 455.

Die Kroat- i- Schach 456.

Die Kroat- i- Schach 457.

Die Kroat- i- Schach 458.

Die Kroat- i- Schach 459.

Die Kroat- i- Schach 460.

Die Kroat- i- Schach 461.

Die Kroat- i- Schach 462.

Die Kroat- i- Schach 463.

Die Kroat- i- Schach 464.

Die Kroat- i- Schach 465.

Die Kroat- i- Schach 466.

Die Kroat- i- Schach 467.

Die Kroat- i- Schach 468.

Die Kroat- i- Schach 469.

Die Kroat- i- Schach 470.

Die Kroat- i- Schach 471.

Die Kroat- i- Schach 472.

Die Kroat- i- Schach 473.

Die Kroat- i- Schach 474.

Die Kroat- i- Schach 475.

Die Kroat- i- Schach 476.

Die Kroat- i- Schach 477.

Die Kroat- i- Schach 478.

Die Kroat- i- Schach 479.

Die Kroat- i- Schach 480.

Die Kroat- i- Schach 481.

Die Kroat- i- Schach 482.

Die Kroat- i- Schach 483.

Die Kroat- i- Schach 484.

Die Kroat- i- Schach 485.

Die Kroat- i- Schach 486.

Die Kroat- i- Schach 487.

Die Kroat- i- Schach 488.

Die Kroat- i- Schach 489.

Die Kroat- i- Schach 490.

Die Kroat- i- Schach 491.

Die Kroat- i- Schach 492.

Die Kroat- i- Schach 493.

Die Kroat- i- Schach 494.

Die Kroat- i- Schach 495.

Die Kroat- i- Schach 496.

Die Kroat- i- Schach 497.

Die Kroat- i- Schach 498.

Die Kroat- i- Schach 499.

Die Kroat- i- Schach 500.

Die Kroat- i- Schach 501.

Die Kroat- i- Schach 502.

Die Kroat- i- Schach 503.

Die Kroat- i- Schach 504.

Die Kroat- i- Schach 505.

Die Kroat- i- Schach 506.

Die Kroat- i- Schach 507.

Die Kroat- i- Schach 508.

Die Kroat- i- Schach 509.

Die Kroat- i- Schach 510.

Die Kroat- i- Schach 511.

Die Kroat- i- Schach 512.

Die Kroat- i- Schach 513.

Die Kroat- i- Schach 514.

Die Kroat- i- Schach 515.

Die Kroat- i- Schach 516.

Die Kroat- i- Schach 517.

Die Kroat- i- Schach 518.

Die Kroat- i- Schach 519.

Die Kroat- i- Schach 520.

Die Kroat- i- Schach 521.

Die Kroat- i- Schach 522.

Die Kroat- i- Schach 523.

Die Kroat- i- Schach 524.

Die Kroat- i- Schach 525.

Die Kroat- i- Schach 526.

Die Kroat- i- Schach 527.

Die Kroat- i- Schach 528.

Die Kroat- i- Schach 529.

Die Kroat- i- Schach 530.

Die Kroat- i- Schach 531.

Die Kroat- i- Schach 532.

Die Kroat- i- Schach 533.

Die Kroat



# Musirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.



N<sup>o</sup> 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

### I.

Den 19. Juni 1879 langte der französische Gelehrte Dr. J. Montano mit seinem Gefährten Dr. Paul Rey glücklich in Singapur an, nachdem beide Frankreich am 20. Mai verlassen hatten, um im Auftrage des Unterrichtsministeriums eine Forschungsreise nach dem östlichen Theile der malaischen Inselwelt anzutreten. Ihr nächstes Ziel bildete Manila; da aber der Postdampfer, welcher die Verbindung zwischen den Philippinen und Singapur aufrecht hält, noch nicht eingetroffen war, so wollte Montano die Frist nicht unbelegt verstreichen lassen, ohne sich bis zur Ankunft des Dampfers mit jenen interessanten Völkerschaften zu beschäftigen, welche unter dem Namen der Mantaras (Mantaras), Ibaloi, Anabouis, Iafans, Sallans, Orang Biduanda, Kallang, Orang-Binas (von Bohere) und Zomangs das Binnenland der Halbinsel Malakka bewohnen und mehr oder minder den Regirios der Philippinen gleichen. Die beiden Franzosen schifften sich auf einem chinesischen Fahrzeuge ein, das sie nach dem stillen Malakka brachte. Das einstige Handelsemporium des Stens ist heute auf den Platz hinüber nicht eingerichtet; so mußten Montano und Rey die Gasseubstanz des französischen Missionars P. Pouget in Anspruch nehmen. Durch ihren liebenswürdigen Wirth erfuhren die Reisenden die Anwesenheit eines andern Vandennamens Namens Kolland, der 40 km nördlich von der Stadt bei Kessang ein Landgut besaß. Montano war über diese günstige Gelegenheit, zu den Wohnsitzen der Mantaras zu gelangen, um so mehr erfreut, als Kolland ihm von Paris her schon bekannt war und sich sofort bereit erklärte, die beiden Gelehrten nach seinem Besitztume mitzunehmen.

Ehe man die Stadt verließ, machte man dem Gouverneur die Aufwartung, welchem die schwierige Aufgabe obliegt, Malaien, Chinesen und die Eingeborenen des Innern dem englischen Interesse dienstbar zu machen. Die Söhne des himmlischen Reiches leben hier in nicht geringer Anzahl, man kann sie in zwei Klassen einteilen: Rentiers und Squatters. Die ersten sind ehemalige Kaufleute von Singapur und Penang, die sich nach Erwerbung eines Vermögens hier dauernd niedergelassen haben, so daß Malakka eine Art Buen-Retiro dieser sonst stets sich nach der Heimath zurückziehenden Klasse geworden ist. Ihre eleganten oder zum mindesten solid gebauten Häuser unterscheiden sich schon von weitem von den Hütten der Malaien, wie auch auf den Trümpfen die biblischen Antiken der Chinesen stark gegen die primitiven Karren abheben, in denen die Frauen der malaischen Vornehmen anzuführen pflegen. Dieser Klasse von Rentiers stehen die ärmeren Chinesen gegenüber, welche theils zu Malakka selbst den Kleinhandel und verschickene Handwerke betreiben, theils der Bebauung des Bodens und zwar der Kultur des Maniokstanges (*Jatropha manihot*) sich widmen. Sie sind es, welche die düstern Wälder aueoden und mit jener Nährpflanze bestellen. Die Regierung giebt ihnen Landkonzessionen gültig für zehn Jahre; diese Einschränkung der Ausdehnung erfolgt aus dem Grunde, weil die Kultur dieser Pflanze den Boden in einem solchen Grade erschöpft, daß er dann ein Vierteljahrhundert brach liegen muß. Als echte Squatter überführen die vorzig skrupellosen Chinesen sehr gerne die Grenzen ihrer Konzession, so daß es der regsten Aufmerksamkeit der Behörden bedarf, um

Gefesgeüberschreitungen auch anderer Art zu verhindern. Das malaische Element wird in der Stadt Malakka immer mehr und mehr von dem chinesischen verdrängt, so daß erst die ausliegenden Dörfer sich als malaische Ausbodelungen präsentieren können; sie sind durch gute fahrbare Straßen mit einander verbunden. Alle diese malaischen Dörfer weisen dasselbe Aussehen auf: in der Mitte ein oder zwei chinesische Kaufläden, ein Polizeiposten und rings verstreut unter Bunga-Kabaja's (Mihiscus Rosa Sinensis, eine Malvacee) und Kokospalmen die Hütten der Malaien, in deren Umgebung Misset oder doppelbädrige Kinder schreien. Tiefe Stille herrscht allhier, nur des Abends tönen monotonale Gefänge herüber. Wenn nicht der Fanatismus

oder ein besonderes Ereignis die Wuth des Malaien entzucht, so bringt er seine Zeit damit zu, unter der Veranda lauernd seine Kinder zu schaukeln und zu rauchen, während die Frau Holz und Wasser herbeischleppt und die Last des Hauwerkens ganz auf ihre Schultern nimmt. Auffallend ist das schweiglame Verhalten der Kinder. Auf dem Wege nach Kessang, den die Reisenden auf der Hinfahrt zur Nachtzeit, auf der Rückfahrt aber bei Tage zurücklegten, fesselten die Aufmerksamkeits der Fremden die Polizeiposten, die von je zwei bis sechs eingeborenen Soldaten (Mata-mata) bezogen werden, die mit der übrigen Welt durch die chinesischen Hausierer und die Straßenanfänger und Arbeiter in Verbindung stehen; dies sind Leute von der Malabarfüße,



Chinesische Pflanzung in Malakka im Beginn. (Nach einer Skizze Montano's.)

welche durch ihren schlanken Körperbau und die Adernase sich auffallend von den Malaien unterscheiden.

Am 29. Juni erreichte Montano mit seinen Gefährten das Reiseziel, Kessang, dessen Hütten meist vom Centrum des Landes entfernt in den Kesselfeldern liegen, die von bewaldeten Bergen umsaumt werden. Durch die Vermittelung des Herrn Holland war es geglückt, einen jungen Manthra als Führer anzuwerben, welchen einst der Hunger aus den Wäldern nach Kessang getrieben, wo er sich auch die malaische Sprache so ziemlich angeeignet hatte. Unter seiner Leitung brach man nach Buit Kumanin auf, einer Niederlassung seiner Stammesbrüder, etwa 20 km nördlich von Kessang gelegen. Der Weg führte durch einen prächtigen Wald bis Buit Kumanin selbst, das aus einer einzigen kleinen Hütte besteht, welche unter dem Einbrunde,

den die sie beschattenden Kiesenbäume hervorrufen, wie eine Zwergbehausung den Reisenden erschien. Der Führer Pang-Yima war mit Geschützen beladen vorausgeeilt, um seine Stammesgenossen von der Ankunft der Europäer zu benachrichtigen, sonst wären diese schenen Leute auf und davon gelaufen. Trotz dieser Vorsicht blieben sie bei dem Erscheinen der angewohnten Weißen wie versteinert stehen und erst den freundlichen Worten Pang-Yima's wich die Miedigkeit der schier versteinerten Waldmenschen, so daß man sie anfragen und an ihnen anthropologische Messungen vornehmen konnte.

Die Tribus von Buit Kumanin bestand nur aus neun Erwachsenen und vier Kindern. Die armen Leute waren halb nackt, entsetzlich schmutzig und abgehungert und mit Hautkrankheiten behaftet, wie sie denn auch an anderen

chronischen Leiden litten. Die Befahrung erschien so gebrechlich, wie deren Anfaßen; die Hütte birgt in ihrem Innern einen stets in Gluth gehaltenen Brand, um das mühsame Feueranmachen durch Aneinanderreiben zweier Bambusplitter sich zu ersparen. Die Einrichtung der Hütte beschränkte sich auf einige grobe Gefäße und Körbe und ein Mosquitoenetz, daß die Manthras offenbar von einem chinesischen Händler eingetauscht hatten, um sich vor der unerträglichen Plage zu retten, welche die zahllosen Stacheln dem Bewohner der Wälder Malakass bereiten.

Der Aderbau wird in sehr primitiver Weise betrieben: man rodet ein Stück Wald aus, brennt die noch zum Theil grünen Stämme ab, so daß nur das Laub, die kleinen

Ähren besitzen. In Ayer-Salat, in der unmittelbaren Nähe von Malakka, befindet sich eine katholische Mission für diese Wilden, und ein von Männern geleiteter Pensionat, in welchem man Mädchen aller Klassen der Kolonie findet. Die jungen Manthra-Mädchen dieses Instituts lehren nach Vollendung ihrer Ausbildung nicht mehr zu ihren Landsleuten zurück; sie ziehen es vielmehr vor, als Gattin eines Chinesen ein besseres Leben zu führen, als es ihnen an der Seite eines Manthra-Kriegers bevorsteht. Nach der Besichtigung jener Institute Ayer-Salats kehrte Montano mit einem chinesischen Steamer von Malakka nach Singapur zurück, welcher er am 15. Juli verließ, um an Bord des spanischen Dampfers „Panay“ nach Manila aufzubrechen.

Am 21. Juli fuhr der „Panay“ in die Bai von Manila ein, deren westliche Gasse von dem Höhenzuge der Sierra de Maricuel beherrscht werden; zwei Stunden später erblickte man die rothen Fächer der Hauptstadt der Philippinen, welche reizend am Fuße blauer Berge mitten im Grünen liegt. Manila selbst ist in raschem Wachsthum begriffen, die eigentliche, ummauerte Stadt ist rings von zusammenhängenden, großen Vorstädten umgeben, mit denen zusammen die von Yegapi im Jahre 1571 gegründete Kapitale des spanischen Asiens 92 256 Einwohner im Jahre 1879 zählte. Die Hauptmasse der Bevölkerung der Stadt bildet der tagalische Zweig der malaischen Rasse; nächst diesem Volke sind auch die Chinesen und deren Mischlinge stark vertreten, während Weiße und deren Mischlinge nur in geringer Anzahl vorhanden sind. Die Tagalen bewohnen den mittleren Theil der Insel Luzon; sie sind ebenso wie die Negritos, Bisnagos, Pampangos u. Christen, während die malaischen



Malabarischer Straßenarbeiter und chinesischer Kleinhändler in Malakka. (Nach Photographien.)

Montano besuchte hier:

auf noch einzelne Tribus der Knabuts, Jakuns und Uda's, welche den Manthras mehr oder minder gleichen. Alle diese Stämme des Innelandes, deren Idiome zum Theil nichts Anderes als ein mit stamaischen Worten gemengter Dialekt des Malaischen zu sein scheinen, führen ein elendes Dasein, da die ihnen innewohnende Trägheit sie davon abhält, durch Arbeit in den chinesischen Plantagen sich einen gesicherten Nahrungszweig zu verschaffen. Die Malaien rauben ihnen ihre Frauen und Kinder, um selbe in die Sklaverei zu schleppen. Die britischen Behörden bestrafen zwar derartige Verfälle mit unerbittlicher Härte, aber nur selten gelangt die Kunde solcher Verbrechen zu den Ohren der Obrigkeit, von deren Ertzney die unglücklichen Opfer malaischer Raubgier keine

Bewohner der Berglandschaften Heiden, die Bewohner der weissen Küsten Mindanaos, sowie des Sulu-Archipels, der südlichen Hälfte der Insel Paragua (Palawan) und Palabas Mohammedaner sind, welche von den Spaniern Moros genannt werden. Außer diesen Stämmen malaischer Abstammung bergen die Wälder und Gebirge Yagons, ferner der Insel Tablas, Panay, Negros, Cebu und Mindanao eine fremdartige Rasse, die ein großes Interesse für Anthropologen bietet; es ist dies jene Rasse, welche von den Spaniern mit dem Namen der Negritos bezeichnet worden ist, und die man als die Urvölker der Inseln erkannt hat. Die Negritos leben auf einer viel niederen Stufe der Kultur als die Malaien des Archipels, vor denen sie sich schon in die Vergamnisse

zurückgezogen haben, um dort eine unsätere Lebensweise zu führen. Diesen merkwürdigen Volkstamm näher kennen zu lernen, war eine der Aufgaben, welche Montano durchzuführen sich vorgenommen hatte. Zu diesem Behufe schifften sich die Franzosen nach Balanga ein, der Hauptstadt der benachbarten Provinz Bataan, in deren Gebirgen Negritos haufen, an welchen bereits die deutschen Forscher R. Jager, Dr. A. B. Meyer und Dr. A. Schadenberg ihre Studien angestellt haben. Der Dampfer mußte schon in beträchtlicher Entfernung vom Ufer abstoppen, da die Küstenwässer seicht sind und die von Jager und Semper eingehend beschriebenen Fischerbootsvorrichtungen der Tagalen eine größere Annäherung an das Land nicht gestatten. Die

liebenswürdige Aufnahme durch den Gouverneur der Provinz und einen von Manila aus von befreundeter Hand empfohlenen Gerichtsnotar Namens Don Cipriano del Rosario ermöglichte die rasche Realisirung der von den Reisenden gefaßten Pläne. Die Negritos der Provinz Bataan sind durch die kluge Güte des Gouverneurs in friedliche Leute verwandelt worden, welche niemanden mehr mit dem Leben bedrohen, weil auch sie nicht mehr, wie in vergangenen Zeiten, von den Tagalen wie ein schädliches Wild gejagt und abgeschlachtet werden. So konnte nun der Gouverneur den Franzosen die Ueberraschung bereiten, daß bereits den Tag nach ihrer Ankunft eine Deputation von Negritos vor den freudig erregten Gelehrten erschien.



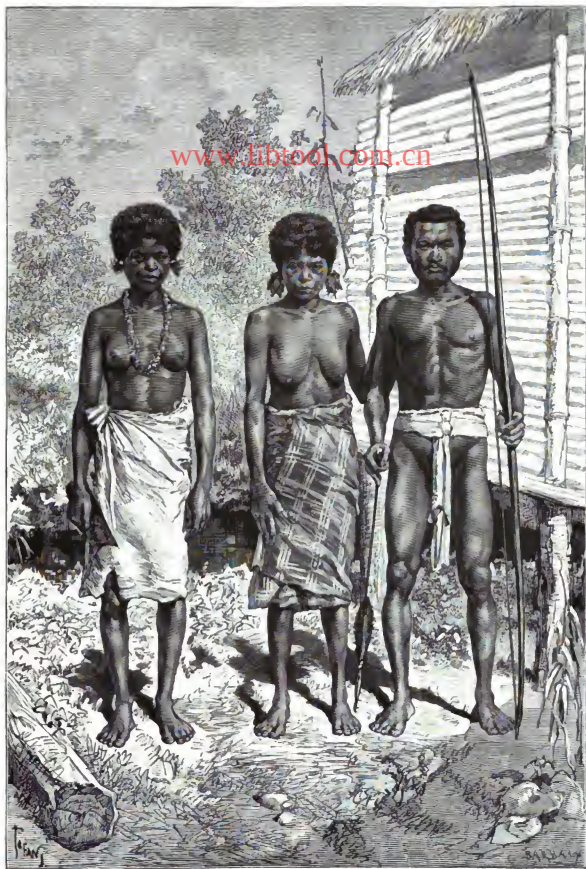
Veranda eines malaischen Hauses. (Nach einer Photographie.)

Diese Leute erschienen im einfachen Naturgewande, nur der Ober der Weiblichkeit trug zwar feine Hosen, dagegen einen Grad nach der Mode des Jahres 1830 und einen schwarzen Hut, dessen Seidenhaare sorgfältig gegen den Strich gebürstet waren. Alle benahmen sich sehr unterwürfig und luden die Franzosen zum Besuche ihres Dorfes ein. Diese Negritos gleichen durch ihre Hautfarbe und das gekrauste Haar den afrikanischen Negern und den Papuas von Neu Guinea, obwohl sie sich von beiden durch charakteristische Eigentümlichkeiten unterscheiden. Ihr Schädel ist brachycephal, ihr Körperwuchs stark zurückgeblieben; nach den von Montano angestellten Beobachtungen beträgt die mittlere Höhe beim Manne 1,48 m, beim Weibe 1,46 m, der Brustkasten ist wenig entwickelt, die Beine entbehren der Waden, die Füße sind einwärts

gestellt. Trotz ihrer armseligen Gestalt haben sie nichts Widerliches an sich und erscheinen viel einnehmender als die Wilden Malakkas.

Montano säumte nicht, der Einladung des Häuptlings zu folgen und brach zu Pferde nach dem Negritodorf auf. Als der Weg beschwerdlicher wurde, ließ man die Pems zurück und erreichte zu Fuß die neue, nach tagalischem Muster erbaute Hütte des Häuptlings, welche von den übrigen verstreuten Häusern der Niederlassung umgeben war, welche nur aus zwölf Männern und wenig mehr Weibern bestand. Die Einrichtung der Häuptlingshütte bestand aus zwei Bogen, fünf bis sechs Weilen und einem halben Dugend Teller, die wohl von den Tagalen eingehandelt worden waren, denn diese bringen den Negritos Tabak, Zeug und Eisen (für die Pfeilspitzen), wofür sie



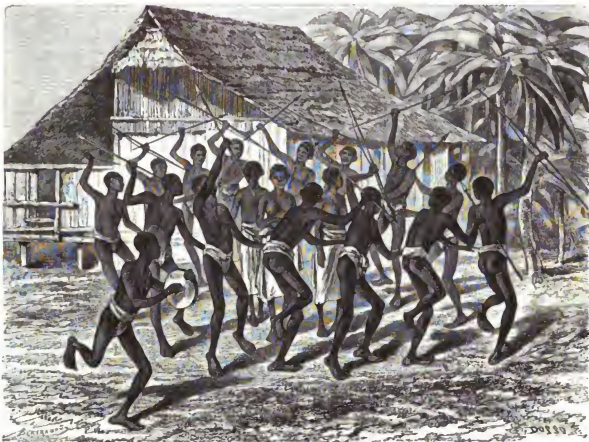


Negritos von der Sierra de Mariveles auf Luzon. (Nach Photographien Montano's und Rey's.)

Reis, Baumharz und Honig (wilder Bienen) in Empfang nehmen. Geld nehmen sie nicht an, können auch nicht über vier und fünf hinaus zählen (?). Die Negritos führen vor den Reisenden zunächst den Hochzeitstanz auf. Die Männer bildeten einen Kreis, wobei jeder mit der linken Hand sich auf die Hüfte seines Vordermannes stützte, während die rechte den Boden in den Hüften bedrohlich schwaug; sie drehten sich langsam und ruckweise im Kreise herum, wobei sie mit der linken Ferse auf den Boden aufstapften. Inmitten des Ringes standen drei Weiber, welche and Leibeskräften ein Lied in schrillen Tönen sangen. Ein junger Negrito, der ein mit Schlangenhäuten verziertes Band um die Kniekehle trug, sprang, von Zeit zu Zeit auf ein Tamburin aufschlagend, plötzlich in den Kreis hinein,

ließ um die Weiber herum, um wieder aus dem Kreise hinauszuspringen; dies that er wiederholt und mit der Wiedholung eines Liedes, der befürchtet, erwischt zu werden. Nach dem Tanze zeigten die Negritos ihre Gewandtheit im Schießen, zeigten sich aber nicht aus, so daß der Ertrag ihrer Jagd ein lärglicher ist, wenn sie auch durch Haisstellen ihre mangelnde Treffsicherheit zu ergänzen suchen. Wo sie nicht verfolgt werden, bauen sie auch Bananen und Camote (*Convolvulus Batatas*, M.) an.

Alle Streitigkeiten innerhalb der Tribus schlichtet der Häuptling im Verein mit den Greisen, falls überhaupt die Schlichte Worte außer dem Oberhaupt noch andere bejahrte Leute zählt. Sie kennen keine andere Strafe als die Verwundung des Lebens; dieselbe ist auf alle Verbrechen gesetzt,



Hochzeitstanz der Negritos. (Nach einer Skizze Montano's.)

auf den Diebstahl und Ehebruch eben so gut als auf den Mord. In der letzten Zeit war es dem Sr. Chaves, dem Gouverneur der Provinz Pataán, gelungen zu erreichen, daß der Chef der von Montano besuchten Tribus die von ihm verurtheilten Verbrecher den spanischen Behörden anstuferte, welche sie nach einem der Vaganten der Philippinen abführte. Die genannten Verbrecher werden sehr selten begangen, wie überhaupt auch die jungen Negritos eine durchweg untadelige Lebensweise führen, da der geringste Argwohn über ihre Sittlichkeit ihnen jede Hoffnung benahmt, eine Gattin zu finden. Der Negrito erwirbt sich das Weib nicht durch Kauf; er übergibt wohl seinem zukünftigen Schwiegervater ein kleines Geschenk, dieser aber schenkt der Tochter eine Anzahl von Gegenständen, welche nicht die Mitgift der jungen Frau, sondern deren ausschließ-

liches Eigenthum bilden, über welches ihr allein das Verfügungswort zusteht. Die Hochzeit giebt zu großen Festlichkeiten Anlaß. Braut und Bräutigam kriechen jedes auf einen elastischen Baum, welcher in der unmittelbaren Nähe des andern steht. Die Brautleute klettern bis in die Wipfel der Bäume, welche dann vom Häuptlinge so an einander gezogen werden, daß die Stirnen der Verlobten sich hierbei berühren; damit ist der Trauungsakt zu Ende.

Das Eigenthum beruht auf solider Basis. Die urbar gemachten Waldflächen gehören dem Ackerbauer und dessen Erben. Stirbt ein Familienvater, so wird, im Ueberlebensfalle der Mutter, das Erbe in zwei gleiche Theile getheilt, die eine Hälfte erhält die Witwe, die andere fällt an die Kinder des Verstorbenen, welche nun ihrerseits die Theilung weiter vorzunehmen.

Die Liebe der Eltern zu den Kindern ist eine außerordentlich lebhaft; sie wird auch in vollem Maße erwidert; Liebe und Ehrfurcht, beides offenbart sich im Betreffe des jungen Negritos mit seinen Erzeugern. Diese Gefühle enden nicht mit dem Tode des Objektes, wie die den Grabstätten gewidmete Verehrung bezeugt. Montano konnte sich nicht über die Anschauungen, welche die Negritos über das Jenseits hegen, unterrichten.

Die Lage des Dorfes (Yimay?) selbst ist eine reizende; von der Höhe des Häuptlings aus überblickt man die ganze Bai von Manila mit ihrem Kranze von blauen Bergketten; zu den Füßen des Beschauers breitet sich zwischen den raffen Vorbergen der Sierra de Maribelo und der Küste eine

herrliche, wohl angebaute Ebene aus, welche mit den regelmäßigen Fieken der Reisfelder, den dazwischen aufstehenden Baumgruppen und den Silberbändern der Wasseradern sich wie ein wahrer Garten präsentiert. Darüber ragten die mächtigen Verggipfel der Sierra in die Höhe, bedeckt mit unburchdringlichem Walddickicht, das nur in der Umgebung des Dorfes zu Ackerbauweiden ausgerodet war.

So schieden beide Theile mit Sympathien von einander, die Franzosen ercent über die gütwillige Aufnahme und das Entgegenkommen der Naturkinder, diese dankbar erregt von den Geschichten der Fremden, von denen der Anisabo (Anisabano) und Sigatien den meisten Anlang gefunden hatten.

## Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens.

Von Ernst Kramberger.

### III.

Der im Ganzen so unscheinbare Aufstufung ist für das nordöstliche Slavonien von größerer Bedeutung als man denken mag. Er entspringt in den Höhen des Kulagebirges bei Panje, fließt nach einem 18 km langen Wege im Hügellande in die ebenen Gefilde bei Pradici, wo er sich östlich wendet und viele große Krümmungen bildet. Sein Lauf ist in Bezug auf das Gefälle sehr ungleich, auch die Breite wechselt, dürfte jedoch im Ganzen 20 m nicht übersteigen. Die größere und kleinere Gefällewindigkeit des

Laufes verursacht eine Menge von größeren Lachen und Pfützen am linken Ufer, die stellenweise in Sümpfen sich ausdehnen und dem tiefliegenden Lande linker Hand, also der Ebene gegen Esseg hin, viel Schaden zufügen. Da das rechte Ufer hoch ist, so scheidet die Bula die an dieser Seite liegende Ebene von Tsakovar, deren Position dadurch höher und gesunder wird, von der oben erwähnten um Esseg.

Schon die praktischen Römer kannten die böse Seite der Bula; sie thaten nach Möglichkeit das ihre, um den



Uebergang über die Bula bei hohem Wasserstande.

„Hilca furvus“ durch Regelung seines Laufes und Austrocknung seiner Sümpfe der Kultur nützlich zu machen, was ihnen soweit gelang, daß er sogar schiffbar und das anliegende Land trocken und geeignet wurde. Da kam die indolente, kulturschädliche Votterwirtschaft der Türken, und da diese wohl zu zerstören, zu erhalten aber oder neu zu schaffen nicht verstanden, wurde die Bula die alte, tödtlich dahinschießende, Verderben bringende Naturtodter. Wo die Nothwendigkeit des Verkehrs zwischen beiden Ufern größer ist, da helfen sich die Bauern, indem sie Pfähle paarweise in gewissen Abständen einrammen und darüber

zugehackte Balken legen, die sie lose oder nur durch ihr Gewicht verbinden und festhalten, und die Pfade für Fußgänger ist fertig.

Ein großer und ziemlich tiefer Kanal, der in der neueren Zeit ausgehoben wurde, sammelt die Gewässer aus den Sümpfen südlich von Esseg und führt sie der Bula zu, die sie bei Pradici aufnimmt. Hierdurch wird eine hübsche Strecke Landes der besten Kultur zugeführt und ein guter Ackerboden gewonnen. Die Erbschaften Gabos, Markudica, Padrin und Bobota verbinden meilenweit mit Weizen, Hafer und Reis bebaute Felder, durch

die den Weg von einem Orte zum andern zu finden nicht so leicht ist. Es geheißen hier nebst schönen Kürbissen vorzüglich Melonen. Die Bauern befaßen sich mit der Zucht von Schweinen, Schafen und Hornvieh. Der stete Begleiter der Schafherde, wie beinahe überall in Sirmien, ist nebst dem Schäferhunde meist ein langohriges Grauthier oder auch ein Paar dieser grünligen Viechöpfe, die den Schäfer oder dessen Fels tragen und seine Wohnung zieren. Diese ist ein auf zwei Rädern ruhender Kasten, der einer fahrenden Hütte ähnlich sieht und mit der in den weiten Ebenen herumtrotzenden Herde wandert. In ihr hält der Schäfer sein Nachtlager. Während des Tages folgt er, entweder allein oder einem Kameraden beigesellt, mit dem Tabaksfaden oder der Doppelflüße (Dipter) ausgerüstet seinen Schafen. In seinen Fels gehüllt, der ihn auch an den heißesten Tagen nach seiner Behauptung kühl hält, bietet er aus das Bild eines ruhigen Philosophen, der den vorübergehenden Wanderer ganz gleichgültig den harten Strauß mit seinen wüthenden Händen aufsuchen läßt und erst auf das in der Roth ausgelegene Hilsesgekrei sich entschließt, die blissen Thiere durch gelende Pisse abzurufen. Der Fels wird nicht mit dem ehrenwürdigen Namen Majarac, wie anderwärts, sondern mit dem klangvolleren Dviji tonj (Schafesperd) bezeichnet.

Die Vespülung des Bodens verursacht in den westlich von Vukovar liegenden Orten immer viel Unstände. Das Erdreich ist etwas schiefer als der Bauer deshalb gewohnt, zehn, auch zwölf Ochsen vor den Pflug zu legen, um mehr Kraft zu entwickeln. Zur Bedienung dieser Gespanne gehören daher immer mehrere Menschen. Einer führt an der Spitze des Puges das erste Ochsenpaar, am heim Wendenden leichter zum Ziele zu kommen. Der zweite senkt, mit kniesterlanger Krücke an eben so langem Stode ununterbrochen tauchend, die Rinder an und der dritte hält die Krücke (Pflugstange) und lenkt den Pflug, mit dem übrigen trotz alledem die von allen Seiten angeregten und geküllten Thiere oft genug querselbst ausweichen. Der Pflüger, gedrückt durch den schmerz, sehr breitkrüppigen Sot, ermüdet bei so fowplicitierter Arbeit leicht und umsonst, da er die läble Gewohnheit hat, zur Arbeit sehr spät auszuweichen, wenn im Beginn des Herbstes oder im Spätschjahre die Sonnenhitze schon lästig wird. Da er für die Thiere nur dann Futter mitnimmt, wenn er sehr weit zu fahren hat, sonst aber nur den Pflug führt, so kehrt er nach einigen kurzen Arbeitsstunden wieder heim, um seines Viehes zu warten und auch selbst zu frühkühlen. Hierbei geht mit dem Hin- und Wiederfahren sehr viel Zeit verloren, nicht minder mit dem Vorspannen so vieler Ochsen und dem Zurückdes Pfluges. Anderwärts tragen die Frauen singend und die Spindel drehend in überbundenen Körben den Arbeitern das Essen auf's Feld. Ebenso ungeschickt wie die Pflugführung fand ich um Vukota herum die Egge. Der jährige Boden bildet gen große Schollen und würde also zu deren Zerkümmerung eine schwere Egge erfordern. Man führt jedoch hier ganz leichte hölzerne Eggen, die kaum mit einem Reine oder mit einigen Ziegelsteinen belastet über die Schollen hinhüpfen, ohne sie wesentlich zu zerkleinern. Hier kann nur Viehspeil befehlen, damit hat es aber wieder seine Schwierigkeit. Der hiesige Bauer ist als griechisch-orientalisch konservativ im höchsten Grade; die Scham wollte ihn umbringen, wollte er etwa seine Pferde oder Ochsen so praktisch einspannen, wie z. B. der Wäbauer, und hierzu ein Kummel benutzen. Das Althergebrachte ist für ihn ein Gesetz, an dem nicht gerüttelt werden darf.

Von der Frömmigkeit unter dem griechisch-orientalischen

Pandooße, wie ich sie bei den Bewohnern des Gebirges um Drahovica schätzte<sup>1)</sup>, fand ich hier kaum einen Theil. Hiesige Kirchenbesucher sind die Frauen, die Männer stehen in Gruppen vor den Häusern oder dem Gemeindegarten und verhandeln im Zusanf (Versammlung) die wichtigsten Tages- und Gemeindegänge. Die Mäden bewegen hochstens hier und da einen älteren Mann, in die Kirche zu treten. Ein Uebelsand für die religiöse Erziehung des griechisch-orientalischen Bauern ist meiner Meinung nach der Umstand, daß die griechische Weistheit im Allgemeinen und auf dem Lande überhaupt gar nicht predigt, also das Volk nicht bekehrt und ihm auf diese Weise leider von Moral nichts beibringt. Sie beschränkt sich auf das Abfingen der Apostoli (Episteln), Preden, Verbiten und andere allgemeine Funktionen äußerlicher Art. Für die Erziehung und die moralische Haltung sorgt eben das Gesetz. Nur der natürlichen Gültmüthigkeit des Südländers überhaupt ist es zum Glück für das orientalisch-griechische Volk zu verdanken, daß die Neigung zum Bösen nicht den Trieb nach dem Besseren überwundet und bei allem Mangel der kirchlichen Belehrung denn doch noch Ordnung und Gesittung herrschen. Die statistischen Tabellen ergeben gegen andere Provinzen für Kroatien und Slavonien an strafgerichtlichen schwereren Fällen jährlich relativ wenig, welche der griechisch-orientalischen Bevölkerung zur Last fallen. Bedenkt man, daß zwei Drittel davon gar keine Schulbildung besitzen, so bestätigt sich meine oben aufgestellte Behauptung.

Vukovar kann als Hauptplatz aller Orte gelten, die von Vinkovce und Vukdin herwärts und zwischen Josl, Sid und Tovarnik liegen. An Hausindustrie hat sich in den umliegenden Orten Beberei erhalten.

Vukovar, angeblich bei den Wärmern ebenfalls Vinkovce oder Vinkovce genannt, westliche mehrmals seinen Herrn und kam 1526 in türkische Gewalt. Nach ihrem Abzuge blieben von der einstigen Burg nur elende Trümmer, die jetzt ganz verschunden sind. In den Jahren 1739 bis 1740 wüthete hier die Pest. Denkwürdig ist das Jahr 1848, da eine Schaar serbisch gestimmter Vukovarer in das Schloß des Herrn von Vukovar, des Grafen Uch, eindrang und ihn in seinem Zimmer ermordete.

Das Klima ist der nahen Zümpfe wegen sieberbestehend und da die Nordwinde freien Zutritt haben und die Abkühlung der Luft oft plötzlich und größere Temperaturgrade ebenso unermesslich eintreten, so sind beim Pandooße entzündliche Krankheiten sehr häufig.

Von Vukovar sieht man gegen Osten in kurzer Zeit auf ein freies, etwas erhaben gelegenes Plateau, wo der Blick auf Nantbeeraleen, die alenthalben in der Ferne aufstehen, trifft. Die Fruka-gora ist von hier aus nicht recht sichtbar, da sie sich, obson eigentlich an der Verbindung der Vukta beginnend, kräftiger und massenhafter erst hinter Tovarnik entwickelt und dann in östlicher Richtung hinzieht, dem Beschauer also von hier aus nicht die Krönung absteht, sondern die unbekannte Breite bietet. Nicht freundlich liegen die schönen mit Mais bestandenen Felder da, und die Weingärten flieh Hand, die recht gut gehalten sind, erhöhen den einfachen Reiz des Bildes, das seinen Abdruck findet im Orte Sotin, einem Dorfe mit etwa 350 Häusern und 1800 Einwohnern. Eine breite Straße, wie wir sie schon mehrmals in Slavonien von Dolnji Miholjac gegen Eßeg hin trafen, öffnet sich vor uns. Vor den Häusern sind Nantbeeraleen angepflanzt, unter deren Schatten die grünen Feigenbäume der hüßig gemauerten

<sup>1)</sup> „Glasnik“ Bd. 39, S. 338.



Häuser und die mit rhombischen Figuren gezeigten Eingangsthüren ganz nett hervorzuden. Ihr Anstrich ist grün und roth, die Blumen weiß. Geschnitzte Bäume, die ganz regelmäßige Figuren aufweisen, verbinden die einzelnen Häuser mit einander. Zwei Familien sind Ungarn, eine Hälfte der Einwohner Kroaten, die andere Deutsche. Mit Ausnahme von 13 griechisch-orientalischen Häusern sind alle katholisch. Ein feil abfallender, höhlwegartiger Abstieg führt zur Donau und der dort haltenden Dampfsäure, die den Verkehr mit dem linken Donauufer, mit Kossoselo, Plavna und weiter vermittelt.

Solche jähe Abstürze, steile Hohlwege, die aus den Tiefen des Donauthales hinaufführen in die Fruška-gora und aus festen, lichtgelben Lehmwänden bestehen, die oben äppig bewachsen, an den der Straße zugehörten Theilen aber ganz kahl sind, bilden eben das Charakteristische dieses Landestheiles. Beim Dorfe Dpatovac fährt man wieder tief hinunter in eine schmale Mulde, welche ein Bach durchfließt. Es ist der Abfluß der nicht weit oben liegenden Sumpflache Babinjaca. An der Hohlbrücke liegt die griechisch-orientalische Pfarrkirche. Die Katholiken befestigen sich mit einem verwitterten und lüdenhaften Glodenstuhl, dessen Vordach als Bethaus dienen soll. In den meist mit Rohr gedeckten Häusern, die in der Tiefe zusammengepfercht sind, wohnen zu gleichen Theilen Ungarn (Katholiken) und Slaven (griechische Orientalen).

Ähnlich wie die Lage von Dpatovac ist auch die von Kossoselo. Auch dieses liegt in einer jäh abfallenden Mulde an einem Bache. 80 mit Stroh gedeckte Häuser beherbergen die Dorf-

bewohner, Griechen. Eigentümlich ist der Umstand, daß man von diesen jäh in die Tiefe führenden Abstürzen gar keine Anzeichen wahrnimmt und erst in nächster Nähe erkennt, daß die Straße plötzlich vor dem rollenden Wagen fällt. Dieses Schauspiel wiederholt sich vor Sarengrad abermals. Möglich sieht man sich vor einer Tiefe, die alle bisherigen übertrifft, so daß man die Räder sperren muß, um das Fuhrwerk sicher hinunterzubringen. Die Trümmer einer alten Burg am hohen Ufer der Donau links, der blaue Wasserspiegel des schönen Stromes mit den unübersichtbaren Ebenen Ungarns, ein stromab eilender

Dampfer, Weingärten und Obstbäume, rechts Gerölle und dürre Sträucher, vor uns tief unten die 292 gut aus Stein und Ziegeln gebauten Häuser mit ihren zwei Kirchen, dem alten Franziskanerkloster, dem wüthenden Bache Dobra voda mit der Brücke darüber: alles das festelt uns zu längerem Beschaun und nur ungern klettern wir, da wir den Wagen verlassen, bergab. Die Dobra voda, die aus dem Thale gleichen Namens kommt und ihrem Namen Ehre macht, daß sie in Wahrheit ein klares und gutes Wasser

ist, liegt hinter uns. Wir betreten das Gasthaus. Eine artige junge Frau empfängt uns, und da wir essen wollen, müssen wir in ihrem Wohnzimmer Platz und an ihrem Mittagstische theilnehmen. Die Krone setzt dem Ganzen die Jaguettina, der Vambraten, auf, der in Slavonien nirgends fehlen darf. Wir klagen, daß er etwas zu fett sei, worauf die Wirthin lachend eine große Flasche Wein bringt, an der ein Kenner seine Herzensfreude haben könnte und sagt: „Wasser und Fett verträgt sich nicht, Wein aber wohl.“ Unter dessen ist auch die Tochter vom Hause von Mosel gekommen und nun umgarnen die beiden dunkeläugigen Frauen mit wigigen Reden, Lachen und Sinnen den von der Fahrt etwas ermüdeten Reisenden und wissen ihm die Zeit so zu kürzen, daß er endlich nur durch den lauten Schlag der Uhr ermahnt wird, sich umzusetzen und den Ort genauer kennen zu lernen. Ich zeichnete Ort und Ruine ab, da sie ein reizendes Bild bieten. Aus allen Häusern wollte man mir Stühle bringen, und während mein Reisegefährte mit der Wirthin und ihrer Tochter durch lautes Scherzen mein Ohr, die Landsticht mein Auge

www.libtool.com.cn



Weg aus der Fruška-gora hinab zur Donau.

erregte, bereitete der Notar einen Gaumenstichel vor. Er lauerte den Zeitpunkt ab, wann mein Bild fertig wurde, und lud mich und meinen Freund ein, mit ihm zum Kaufmann zu einem Glase Wein zu gehen. Ich konnte die höfliche Einladung doch wohl nicht ablehnen und muß bekennen, daß der Wein wohl vorzüglich, die an der Wand hängenden Bilder des heiligen Sava und Dimitrij herzlich schlecht, die Gastfreundschaft der Leute sehr schön, aber das Glas, ein Humpen von mehreren Litern, zu groß und die Zeit zu kurz war. Zum größten Bedauern des Hausherrn, der mit Gewalt einen Ambig bereiten lassen wollte, trennten

wir uns von ihm. Doch ließ es sich der Bürgermeister, der hinzugekommen war, nicht nehmen, uns einen Wagen nach Hof zur Verfügung zu stellen. Die Ruine liegt, umgeben von Gräben und jetzt nur noch theilweise kenntlichen Wall, über der etwa 150 m tief unten fließenden Donau. Ihre Mauern, ein noch jetzt etwa fünf Klafter hoher Ziegelbau, messen in ihrer beinahe quadratischen Form 150 Schritte im Umfang. Ein im Vordau erhaltener Kreuzbogenrest deutet darauf hin, daß im Schlosse eine Kapelle vorhanden war.

Einige hübsche Mädchen, die wir oben antrafen und befragten, ob sie uns nichts über die Thämer zu erzählen wüßten, antworteten mit der Gegenfrage: „Oskada ste i što ste?“ (Wer sind Sie und was sind Sie?). Sie blieben, als wir scherzweise der Antwort auswichen, beharrlich bei dem Verlangen unsern Stand zu erfahren. Als wir endlich mit der Lüge herandrückten, wir seien Komitatebeamte aus Vukovar, riefen sie uns im Davonlaufen zu: „Wir wissen nichts, fragt den Gethni (Sicherheitswächter) Stivi, der kennt allerlei Geschichten für fremde Neugierige.“ Von dem erfuhr ich denn, das Schloß habe einst Saringrad (Burg der Sara) geheißen und sei Eigenthum einer Frau Sara gewesen, deren Schwesster Alta (Helene) als Eignerin von Hof genannt werde. Eine zweite Person nennt neben Saringrad ein nun ganz verschwundenes Schloß Marigrad, als die Töchter zweier Schwestern. Wie ich nach dem Anzuge des „Itinerarium des Adam Freiherrn von Eberstein“, der zur Ratifizierung des Dorosfer Friedens 1608 nach Konstantinopel reiste und aus dessen Sekretärs Maximilian Prandstetter Reisebeschreibung nur so viel bekannt, daß der Freiherr an einem Hochlande rechter Hand auf der Donau vorbeifuhr an einem zerstörten Kastell und Kirche bei einem Dorfe Batha und etwas weiter unten an einem zerstörten Schlosse und Kloster Atbia vorbeikam, daß er ferner zu Mittag nach Villa sch kam, also im Ganzen vier Meilen machte. Unter Villa versteht die Reisebeschreibung Hof (in alten Handschriften Wylat, Wylat, Woiat, Cuncium der Römer, Wlaty der

Magbaren), welches von Saringrad eine Stunde östlich liegt. Da Prandstetter des Namens Atbia unmittelbar vor Hof Erwähnung thut, so könnte wohl darunter Saringrad gemeint sein. Leider wechseln die Namen der kroatischen und slawonischen Burgen in den verschiedenen Quellen so vielfach, daß man oftmals nur schwer sich zurechtfindet.

Interessant ist die im Thale liegende Klosterkirche der Franciscaner, denn sie liefert den deutlichsten Beweis, wohin es Unverständniß und Gleichgültigkeit in der Verschämung stichvoller und schöner alter Bauwerke bringen kann. Ganz schön erhalten ist der freilich schon banfällige Thurm, alle übrige von gothischer Bauweise an der

Kirche liegen die fach-unkundigen und mechanisch arbeitenden, gedankenlosen Komitatseingenieure mit Mörkel und Anwurf „ausbessern“. Das Schiff der Kirche ist gräßlich „ausgebessert“ im Komitatseingenieurs-sinne und nur Reste von Gotik im Sanctuarium, an den Fenstern und der Thür lassen die einstige Schönheit erkennen. Mit Recht klagt ein fach- und sachkundiger Agrar-Universitätsprofessor über das gedankenlose und schablonenmäßige Verfahren der Ingenieure, die das Verderben aller ehrwürdigen Baudenkmäler sind.

An Hausindustrie ist hier weniger als irgend zu finden, der mühselige Rausch hat den Sinn für selbstgezeugte Waare theilweise erstickt. An allen Ecken und Enden weiden Pferde mit zusammengefloppelten Vorderfüßen. Am Nachmittag oder, wenn Arbeit da war, des Abends reiten die Buben oder Jünglinge auf den Gärten in verschiedenen Stellungen sitzend zur Weide hinaus, zünden Feuer an und überlassen den mit je zwei Vorderfüßen zusammengeflochtenen Pferdepaaren das Feld oder die Grassäden zum Weiden. Sie selbst sammeln sich um die Feuer, erzählen und schlafen schließlich ein. Im Traume hören sie zwar das Klätsche der den Kössen angehängten Flechgloden, allein sehr oft fehlen des Morgens mehrere Pferde. Schaden in den Getreide- oder Maisfeldern ist etwas Gewöhnliches, da die in Gruppen beisammen sitzenden oder misammen spielenden Hirten auf das Vieh nicht achten.



Glockenthurm der Kathedrale in Opatovac.

## Unter den Indianern von Guiana.

## I.

In höchst fesselnder Weise schildert unter dem Titel „Among the Indians of Guiana“ (London 1883) Everard N. im Thurn seine Wanderungen durch das noch wenig bekannte Innere von Britisch-Guiana, die er vom Juli 1877 bis December 1879, also fast 2 1/2 Jahre lang und meist mit und unter den Indianern lebend unternahm.

Er unterscheidet vier Landstriche, deren Grenzlinien parallel zur Meeresküste verlaufen und von denen nur der der Küste zunächst liegende kultivirt und in einiger Ausdehnung bewohnt ist; nach innen schließt sich an diesen eine nur von wenigen Holzhauern, und zwar Weißen, Negern und Indianern, bewohnte Gegend an, noch weiter einwärts folgt dann der Waldbezirk und am weitesten von der Küste entfernt die Savanna, eine ungefähr 14000 (englische) Quadratmeilen große einfürmige Grasfläche. Die Wald- und Savannengegend wird nur von Indianern bewohnt. Straßen finden sich nur längs der Küste, von welcher aus vier große Flüsse, der Essequibo, Demerara, Berbice und Corentyne, unter einander wieder durch Nebenflüsse und kaum erkennbare Indianerpfade verbunden, in das Innere führen. Auf diesen Flüssen wird Schifffahrt mittels Dampfern von der Mündung bis zu den Stromschnellen und Katarakten, die fast allen Strömen Guianas eigenthümlich sind, betrieben und zwar auf dem Essequibo ungefähr 35 Meilen<sup>1)</sup> von der Mündung an stromaufwärts.

Der Ausgangspunkt der Reise ins Innere war Georgetown, von wo aus nach zweifünfhünger Fahrt mit dem Dampfer an der Küste entlang die Mündung des Essequibo erreicht und die Reise auf diesem bis Bartica Grove fortgesetzt wurde. Diese früher blühende Missionstation besteht jetzt nur aus wenigen Holzhütten und einer fast ruinösen Kirche. Hier wurde ein Trupp Macusi-Indianer zur Weiterreise auf Booten engagirt, an der noch zwei Europäer, Flint und Eddington, theilnahmen. Der Fluß war zunächst 1 1/2 bis 2 Meilen breit, verengte sich aber etwa 15 Meilen oberhalb Bartica Grove bis auf weniger als 1/4 Meile; unmittelbar oberhalb dieser Mönchsen Jump (Affenprung) genannten Verengung des Flußbettes erschien dies weiter als unterhalb. Hier liegt Moraballi, eine Gruppe von drei von einer Holzhauerfamilie bewohnten Häusern, für die Expedition bedeutungsvoll als die letzten civilisirten Wohnungen für die nächsten sechs Monate. Bald darauf erreichte man ca. 60 Meilen von der See entfernt die ersten Stromschnellen bei Aratata, die den Flußlauf auf 15 Meilen unterbrechen; es erweiterte sich der Strom zu einer unauflösbaren Wasserfläche, aus der einzelne Felsen und Inseln der verschiedensten Form und Größe, zwischen welchen das Wasser brodelnd und schäumend dahinjährt, hervorragen. Auf den größeren Inseln wohnen Indianer und Mischlinge aus diesen und Negern, genannt Cobangrub, welche die guten Eigenschaften beider Rassen, besonders der letztern Körperkraft, zu besitzen scheinen. Bei einem von diesen, welcher das ihm

vom Gouvernement übertragene Amt eines Landonskabelers mit dem eines Indianerhändlens verband, wurde einige Tage Quacit gemacht und dabei die weitgehende Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit dieses Stammes kennen gelernt. Ueberhaupt wurden diese Eigenschaften bei den Indianern verschiedener Stämme gefunden.

Nachdem hier der Proviant und das Personal wieder ergänzt war, wurde mit zwei Booten die Weiterreise angetreten und die Mündung des Nebenflusses Potaro und die Warraputa-Katarakte passirt. Jetzt begann Mangel an Proviant, die Expedition heimszufinden, indem sowohl der Provorrath erschöpft und bei den wenigen Indianerniederlassungen am Fluße kaum zu ergänzen war, als auch Krankheiten das Fortkommen der Reisenden hemmten. Besonders ein klimatisches Fieber, die Folge der brennend heißen Tage mit relativ kalten Nächten bei großer Feuchtigkeit der Luft, machte vielen zu schaffen, ist aber bei kräftigen Menschen und mäßiger, regelmäßiger Lebensweise kaum lebensgefährlich; höchstens bei Alkoholmißbrauch und anderen Excessen kann es verhängnisvoll werden. Außer diesem Fieber kam noch Dysenterie und Augenentzündung, letztere überhaupt bei den Indianern ein sehr verbreitetes Uebel, vor. Vierzehn Tage nach Abfahrt von Aratata gelangte man endlich nach Port-Arinda und ruhte hier einige Tage aus. Dann ging es weiter, indem man die mehrfachen Fälle und Katarakte meist umging und die Boote mühsam auf schon vorhandenen oder erst angelegten Seitenpfaden zu Lande transportirte. Weil der Essequibo von der Einmündungsstelle des Rupununi in denselben an bis zu seiner Quelle wegen der Unzahl von hohen Wasserfällen und Stromschnellen kaum mehr passierbar ist, so wurde die Fahrt auf jenem Nebenflusse, der solche Schwierigkeiten nicht zu bieten schien, fortgesetzt. Trotzdem wurde hier die Weiterfahrt durch Sandbänke, welche oft das ganze Flußbett verperrten und zuweilen nur durch einen durch dieselben gegrabenen Kanal passirt werden konnten, so erschwert, daß die indianischen Begleiter, durch Krankheit geschwächt und infolge Nahrungsmangels verdroffen, schließlich den Gehorsam verweigerten und die Hände in den Schooß legten. Da unternehm es Eddington, der damals noch der rüstigste von allen war, von einer großen Niederlassung der Macusi her, genannt Quartaoma, Hilfe zu holen, und langte dann auch endlich nach langer Erwartung am fünften Tage mit frischen Leuten und Lebensmittel wieder an. Nach im Ganzen 49 Tagen Kanoefahrt wurde endlich Pirara erreicht und nunmehr das Savannengebiet betreten. Hier führte die Wanderung über eine meist aus wellenförmigen mit trockenem Gras und verfilzten Strauchern bewachsene Fläche hin; nur in den fruchtigen Thälern gedeiht das Gras üppiger und finden sich sogar Gruppen und Wälder von Palmen. Ganz zerstreut zeigten sich die fahnenförmigen, Hirschkorn ähnlichen Stützen der Indianer. Das Endziel der Reise, San Joaquin, wurde schließlich erreicht. Es ist dies eine am Takutu-Flusse, der in den Nebenfluß Branco des Amazonasstromes einmündet, gelegene brasilianische Militärstation von wenig Bedeutung als solcher, so daß die brasilianische Regierung dieselbe auf-

<sup>1)</sup> Hier und späterhin stets als englische Meilen zu verstehen.

zugeben beabsichtigt. Zur Rückfahrt wurden möglichst Wasserstrassen benutzt und mit um so besserem Erfolge, als inzwischen die Regenzeit eingetreten und selbst kleinere Flüsse für Booten passierbar waren. Es gelang so, fast unmittelbar aus dem zum Stromgebiet des Amazonas gehörigen Takutu in die Nebenflüsse des Essequibo zu gelangen und auf diesem abwärts treibend nach vielen Abenteuer und sechsmonatlicher Abwesenheit Georgetown wieder zu erreichen.

Die interessantesten Naturschönheiten im Innern Guianas sind der Kaieteur-Fall und der Berg Roraima. Nur den ersten hat E. im Jahr 1881 besucht. Er wurde erst im Jahre 1871 von Barrington Brown entdeckt und wird gebildet dadurch, daß der Potaro, ein Nebenfluß des Essequibo, sich über eine schroffe 741 Fuß hohe Felswand in die Tiefe stürzt. Seine Breite beträgt bei Hochwasser 370 Fuß, nimmt aber bei niedrigem Wasserstande bis unter die Hälfte ab. Was diesen Fall aber zu einem der sehenswerthesten macht, ist die herrliche Szenerie, die ihn umgibt und die auch in den vorstehenden Abbildungen davon einen grobgratig schönen Eindruck macht. Der Berg Roraima wurde zuerst von den Gebrüdern Schomburgk beschrieben, die ihn 1840 sahen; seitdem sind nur wenige Reisende in diese westliche Ecke Guianas nach Brasilien zu gekommen. Nach der Beschreibung ist er eine 2000 Fuß hoch senkrecht aufragende Sandsteinmaße, welche auf der sich bis zu 6000 Fuß über dem Meeresspiegel erhebenden Savanna auflagert. Der Berg selbst ist oben tafelförmig abgeflacht, sein Umfang ist unbekannt, weil bis jetzt noch kein Forscher ihn umgangen hat; dabei ist er von Wäldern bedeckt und an den Seiten ergießen sich zeitweilig anscheinliche Wasserläufe. Bis jetzt wurden der Berg noch nicht erstiegen und ist möglicherweise auch ohne weiteres weder für Menschen noch Thiere bestigbar, so daß angenommen werden kann, daß sich dort oben ein Urtypus von Fauna und Flora unbeeinträchtigt durch später aufgetretene Formen erhalten hat. Ein Besuch dieser Gegend bedarf übrigens wegen der ganz besonders schwierigen Verkehrsverhältnisse und der Unmöglichkeit, unterwegs den Proviant zu ergäßen, der sorgfältigsten Vorbereitungen.

Britisch-Guiana mit einem Flächeninhalt von 70 000 Quadratmeilen ist von einer Anzahl unter einander mehr oder weniger verschiedener Gruppen rother Indianer bewohnt, deren Kopfsatz sich nur annähernd bestimmen läßt, da sie sehr unregelmäßig vertheilt und in zum Theil noch unerforschten Landstrecken wohnen. Nach einer im Jahre 1881 vorgenommenen Volkszählung werden sie auf 12 000 bis 20 000 Köpfe geschätzt, welche ungefähr 30 verschiedene Namen, worunter allerdings manche synonym zu sein scheinen, tragenden Stämmen angehören. In der Hauptmasse giebt es in Guiana vier Zweige der amerikanischen Rasse, die Waraos, Arawaks, Wapianas und Cariben; dieselben haben durchaus verschiedene Sprachdialekte, die höchstens einzelne Wörter, offenbar durch Zufall aus der einen in die andere Sprache übergegangen, gemeinsam haben. Der äußere Gestalt nach sind die Waraos die kleinste und schwächlichsten; ihr Körper ist bald, der im Verhältnis zu den Weibern zu lange Kumpf, ihre breiten Hacken giebt ihnen ein unförmiges Aussehen, während ihr Gesichtsausdruck flüchtig und unintelligent ist. Ihre Hautfarbe ist sehr dunkel, wohl auch zum Theil in Folge der ihr anhaftenden Schmutzkruste. Söder stehen die Arawaks, während die hellerfarbigen Wapianas sogar als groß und wohlgestaltet, als Indianer beurtheilt, gelten können. Von ihnen unterscheiden sich die Cariben wieder besonders durch ihre dunklere Hautfarbe. Auch in Bezug

auf ihre Wohnungsverhältnisse stehen die Waraos mit ihren über Wasser und Sämpfen errichteten Pfahlbauten am tiefsten, während die Arawaks, durch die Verbindung mit Europäern mehr civilisirt, in reinlichen Hütten mit Stützen und Stühlen wohnen und nebenbei fast ausnahmslos etwas englisch sprechen und europäische Kleidung tragen. Von den vier genannten Stämmen scheinen die drei ersten eingeboren, die Cariben dagegen eingewandert zu sein von den westindischen Inseln her, daher sich auch jene, obgleich selbst unter einander durch die Sprache verschieden, in einer gemeinsamen Aversion gegen die Cariben vereinigen. Nur selten heirathen Angehörige verschiedener Stämme unter einander, und zwar so, daß der Mann eines Stammes eine Kriegergefangene des andern heimführt, dagegen gehen die Weiber verschiedener Familien nach bisher sehr streng gehaltenen Regeln die Ehe mit einander ein; besonders die Arawaks waren sehr streng in der Beobachtung dieser Bestimmungen, werden aber neuerdings auch lasser in der Ehe. Sie theilen sich in eine große Anzahl von Familien, welche meist die Namen von einheimischen Pflanzen und Thiere tragen. Die Nomenclatur wird nicht vom Vater, sondern von der Mutter hergeleitet, deren Namen das Kind jedesmal trägt. Zwischen Verwandten mütterlicherseits darf keine Ehe geschlossen werden; bei seiner Verheirathung tritt der Mann in den Haushalt seines Schwiegervaters ein und arbeitet für ihn.

Der äußeren Erscheinung nach ist der Indianer nicht weniger als schön; bei einem kleinen, kurzen Körperbau steht auch die Entwicklung der Muskulatur, deren Formen noch weniger hervortreten in Folge der biden fettreichen Haut. Die Färbung der letzteren ist weniger lapfeifarben, eher entspricht sie der Farbe des Zimmetts. Um das etwas an mongolischen Typus erinnernde Gesicht hängt das dicke, lange, tiefschwarze Damphaar, an Waden gerade abgesehnitten; bei sonst mäßigem Gesichtsausdruck bekommt dieser durch die Verwahrheit, den Wid nicht gegen den Boden zu richten, etwas Furchtsames. Wenn auch der Indianer körperlicher Anstrengungen fähig ist, so fehlt ihm doch die Ausdauer darin, so daß er es z. B. niemals fertig bringen wird, lange Märche durch die Savannen Tag für Tag zu machen, und nach großen Jagden und ähnlichen außerordentlichen Anstrengungen jedesmal tagelang hinter einander in seiner Hängematte liegt, um auszurufen. Obgleich der Eingeborene in völliger Unklarheit über sein Alter dahintrinkt, ist doch mit Gewißheit anzunehmen, daß er kaum älter als 40 bis 50 Jahre wird; an Stelle des Ergrauens des Kopfhaars bekommt dieses eine hellgelbliche Färbung, aber in nur sehr wenigen Fällen kommt es dazu. Schon vom dreißigsten Jahre ab vertieft sich die Fülle durch Schwimmen des Zettes und die Haut hängt dann in höflichen Falten um den Körper herum. Außer bei den Waraos ist man im Allgemeinen sehr reinlich in der Kleidung und hält viel auf Körperpflege: es wird täglich gebadet und lebenshaftlich und gut geschminkt. Uebrigens geschieht das letztere nicht durch Spreizen der Beine, sondern diese werden flach gegen an den Kumpf angezogen und dann kräftig gerade nach hinten gestöben.

Künstliche Veränderungen der Körperformen sind allgemein üblich. Einzelne Stämme erzeugen durch Einschnürung des kindlichen Kopfes mit Bändern eine Abflachung desselben; sehr verbreitet aber ist die Zitte, durch Anlegung von Bändern an den Gelenken der Gliedmaßen junger Mädchen, die nie mehr entfernt werden, eine Formveränderung derselben zu bewirken. Ueber und unter diesen Bändern schwellen die Weiber stark an und bleiben andererseits an den unschnürten Stellen selbst dünn, so daß ein so be-



handeltes Fein die Konturen einer Schachfigur bekommt. Vom Haarwuchs läßt man nur das Kopshaar stehen, alle anderen Haare werden ausgegogen. Abgesehen von einem kleinen schürzenartigen Tuch, welches weiß blau von Farbe und europäischen Ursprungs ist, trägt man in der Regel kein Kleidungsstück; zuweilen bedient man sich hierzu auch eines selbstgewebten rohen Baumwollensstoffes. Als Fußbekleidung werden Sandalen aus dem Blattfelle einer Palmenart getragen, die zwar nur kurz Zeit halten, daß sie aber auch jederzeit in wenigen Minuten erneuert werden können.

Entgegen der Sitte bei civilisirten Völkern ist bei den Indianerstämmen Guianas der Gebrauch von Schmuckgegenständen mehr bei dem männlichen Geschlecht üblich. Das Tatuiren beschränkt sich meist auf das Anbringen farbiger Linien im Gesicht, besonders an den Mundwinkeln. Der Hauptschmuck der Männer aber ist ein Halsband aus den Zähnen des Vismaschweins (Dicoctyles), die, weißer als Elfenbein, mit der rothen Haut lebhaft kontrastiren; dasselbe hat neben der Eigenschaft als Schmuckgegenstand noch die Bedeutung einer Jagdtrophäe, da nur die Zähne selbst erbeuteter Thiere dazu verwendet werden. Außerdem tragen die Männer Armbänder aus baumwollenem Stoff und als Kopfschmuck bunte Federn in verschiedenster Gruppierung. An durch die durchlöchernte Kalfschneidwand gesteckten Holzstäben hängt eine halbmondförmige oder runde glänzende Metallscheibe über die Oberlippe herab. Die Toilette der Frauen ist einfacher, da sie nie Federn und nur ausnahmsweise Thierzähne tragen, doch hängen sie breite Schürze aneinandergereihter Perlen und Samentörner am Hals, Hüfte und Gürtel. Von europäischen Kleidungsstücken haben sich nur einzelne Paare gebrühen, besonders werden von den um die Missionsstationen herum lebenden Indianern Feinleider getragen.

Je nachdem der Indianer in dem walddreichen Theil des Landes oder in den Savannen wohnt, ist die Anlage der Wohnungen eine andere; während er in den Wäldern ganz zerstreut und so verzeigelt lebt, daß 3. B. auf der 250 Meilen langen Strecke des Essequibo von dessen ersten Fällen an aufwärts kaum ein halbes Dutzend Wohnungen gefunden wurden, bilden in den Savannen in der Regel 20 bis 30 Familien ein zusammenhängendes Dorf. Die in den Wäldern stehenden Hütten sind viereckig, ebenerdig und so dicht bewohnt, daß solche von 30 Fuß Breite und 20 Fuß Länge 22 Insassen hatten. Besonders die Wohnungen der Arawaks machen einen freundlichen reinlichen Eindruck und sind von wohlgepflegtem Pann- und Blumenpflanzungen umgeben. In den Savannen haben die Häuser eine runde oder ovale Form und sind aus einem selten mit Erde oft bis zu 2 Fuß hoch verdichteten Flechtwerk errichtet und mit einem Palmlätterdach bedeckt; ein Nebenbau dient als Küche und häufig ein dritter zur Unterbringung von Gästen. Der Mangel von Fenstern läßt das Innere dunkel erscheinen; die einzige Öffnung der Hütte bildet der enge Eingang, der häufig durch eine Thür von Plättern oder Sänten geschlossen wird. Unter den zahlreichen Hängematten sieht man Alchestrer liegen, denn jeder Indianer schläft, ob zu Hause oder auf der Wanderung, über einem gerade unter ihm brennenden Feuerchen. Manche, auch auf festem Boden errichtete Hütten stehen auf Pfählen, offenbar eine Nachahmung der in den Küstengegenden gebräuchlichen Pfahlbauten. Der Grund der runden Hütten der Savannen liegt in deren größerer Widerstandsfähigkeit dem Winde gegenüber.

In sozialer Beziehung waltet sehr einfache Verhältnisse vor, die einen durchaus patriarchalischen Charakter tragen. Das männliche Familienoberhaupt besitzt eine sehr weit-

gehende Autorität über alle Familienglieder, unter die auch die Schwiegerkinder gerechnet werden; beim Zusammenleben mehrerer Familien unterwerfen sich deren Väter den Anordnungen des Häuptlings, aus welcher meist der beste Jäger von ihnen gewählt wird. Er hat das Arrangement der Jagdzüge und des Fischesanges, und bei Feindseligkeiten die Eröffnung derselben zu erklären. Außerdem besitzt der „peiman“ (Weibzinnam) mit seinem Einfluß auf alle guten und bösen Geister eine große Macht über seine Stammesgenossen. Zu diesem ursprünglichen System hat die Kolonialregierung noch ein neues hinzugefügt, indem sie für jeden District einen Indianer, der sich zu diesem Zwecke in Georgetown dem Gouverneur vorstellt, als „captain“ einsetzt. Bei der großen Autorität derselben über alle Indianer ihres Districtes kommt diese Einrichtung den Reisenden sehr zu statten, da ein Befehl des captain, wenn dieser für die Pläne des Reisenden genügt gemacht ist, genügt, um eine beträchtliche Zahl von Begleitern und den nöthigen Bedarf an Lebensmitteln für die Reise ins Innere zu erlangen.

Der Indianer im Naturzustande besitzt eine bewundernswürthe Moralität, ist dankbar und friedfertig, liebesoll gegen Frauen und Kinder und achtet die Rechte seiner Mitmenschen. Beim Fehlen jeglicher polizeilicher Einrichtungen hält er an den hergebrachten Rechtsgesetzen sehr fest, und diese sind nur von der einen Idee durchdrungen, daß jedes auch noch so kleine oder auch unabsichtlich zugefügte Unrecht an dem Thäter in derselben Weise gesühnt werden mußte, also Auge um Auge, Zahn um Zahn. Es wurde 3. B. einmal ein Arawak auf der Jagd nach Affen von einem Weiben in dem Augenblick angegriffen, als er auf einen Baum geklettert war, um einen geübten Affen von da herunter zu holen. Die unbedeutende Verletzung hatte die Stelle des Körpers getroffen, die für gewöhnlich dem Stuhle am nächsten ist. Während sam der Indianer herunter und verlangte, daß der unglückliche Schütze ihm dieselbe Körperstelle hinhalte, damit er Wiedervergeltung üben könne, andernfalls werde er ihn an einem andern Körpertheil gefährlicher verwunden. Mit Mühe und nach langem Zureden wurde er von seinem Vorhaben abgebracht.

Das Tagewerk wird vor Sonnenanfang begonnen; man erhebt sich von den Hängematten und bringt diese in Ordnung; dann folgt das Reinigen des Körpers durch Waschen oder Baden. Geht die Männer nun nicht auf die Jagd, so legen sie sich wieder in die Hängematten und bleiben fast den ganzen Tag darin, indem sie Cigaretten (Tobak in die innere Röhrenschicht eines Stammes gewickelt) rauchend in höchst bequemer Weise Pfeispitzen oder andere Gebrauchs- oder Schmuckartikel anfertigen. Die schwerere Arbeit fällt den Weibern zu; sie reinigen die Wohnung, soweit dies nöthig erscheint, holen Wasser und Brennholz, kochen, baden Brot, pflegen die Kinder und verrichten die Feldarbeit; geht der Mann auf Wanderung, so trägt das Weib das etwa nöthige Gepäc. Sind alle Geschäfte erledigt, so wird der Prothorath wieder durch Prothaden aufgeführt, und dies geschieht so häufig, daß man selten eine Indianerhütte betritt, in welcher nicht einige oder alle Weiber beim Baden begriffen sind. Außerdem liegt es ihnen noch ob, die Hängematten für den eigenen Gebrauch oder zum Tauschhandel zu fertigen, zu spinnen, oder „qayush“, Schürzen von Perlen, ihre eigens kleidungsstück, herzustellen. Geht der Tag zu Ende und haben die Weiber genug Brennholz für die Nacht herbeigeschafft, so legen sie sich zur Ruhe. Bis spät in die Nacht hinein erzählen sich die Männer endlose Geschichten, die zuweilen in einem monotonen Gesang übergehen oder von lebhaften Gefüh-

lationen begleitet sind; währenddessen laufen die Knaben und jungen Leute draußen herum und blasen auf Hörnern oder Pfeifen. Viel Nachtruhe findet man also in einem Inbinderdorf nicht. Die Männer, welche jederzeit am Tage, wenn auch nur auf kürzere Zeit, aber dann öfter, schlafen, haben das Bedürfnis nach Nachtruhe weniger als die Weiber; wohlrich schlafen sie theilweise mitten während der Erzählungen ein, es wird nämlich ruhig für eine Zeit lang; denn jetzt erhebt sich eine der Frauen, um die Feuer wieder zu erneuern und nach anderen häßlichen

Geschäften zu sehen. Dieses Geräusch genügt, um alle Hände der Erbschaft zum Wachen und Drallen im Chor zu veranlassen, worauf dann die Kinder mit Geschrei erwachen. Die Männer drehen sich auf ihrem Lager herum und neigen an der Stelle, wo sie vorher aufhörten, den Faden der Erzählung wieder auf, bis dann in derselben Weise wie vorher eine kurze Ruhepause eintritt. Wird am andern Tage auf die Jagd ausgezogen, so geht eine Stunde vor Tagesanbruch der Kärm mit Pfeifen und Trommeln wieder los, damit Alle erwachen.

www.libtool.com.cn

## Melibolus, Berg an der Bergstraße, richtiger Malchen.

Von Dr. F. A. Finger in Frankfurt a. M.

Wer von Frankfurt mit der Neckarbahn nach Heidelberg fährt, sieht beim Städtchen Zwingenberg einen bis obenhin bewaldeten Berg, auf dessen Spitze ein weißer Thurm die Wipfel der Bäume überragt. Fragt er nach dem Namen des Berges, so heißt es wohl: „Das ist der Melibolus.“ Stattlich und die Berge in seiner Nähe an Höhe weit überragend erscheint er von Oppenheim, Worms, Vörsch aus. Er ist zwar nicht, wie häufig gemeint wird und sogar in manchen Büchern zu lesen ist, der höchste Berg des Odenwaldes; im weniger besuchten östlichen Theile des Gebirges kann man vom Krähberg aus über Einbach und weiterhin stundenweit in einer größeren Höhe wandern, als sie der Gipfel unseres Berges hat; aber er ist doch der höchste Berg der Bergstraße bis an den Neckar. Der lohnenden Aussicht wegen wird er viel besichtigt.

Daß der Name Melibolus ihm mit Unrecht gegeben wird, daß er eigentlich Malchen (nicht „Malchenberg“) heißt, ist längst bekannt. Nicht so bekannt aber ist, wer die Einschauung des jetzt gebrauchlichen Namens verschuldet hat und wann dies geschehen ist. Und doch hat dies bereits vor zehn Jahren Herr Dr. Max Kieger in Darmstadt, ein tüchtiger Forscher auf dem Gebiete seiner Heimath, klar und wesentlich richtig im „Archiv für heffische Geschichte“ u. s. w. Bd. XIII, Heft 3, S. 409 bis 421 dargelegt. Das Hauptstückchen daraus folge hier, nebst einigen Bemerkungen des Einlenbers theils in edigen Klammern, theils am Fuße der Kiegerschen Darstellung.

Der berühmte Geograph Claudius Ptolemäus (im zweiten christlichen Jahrhundert) nennt unter den Bergen oder Gebirgen Germanicus das Melibolus Dros, das die Cheruskier und Chamaver von den Katten scheide. Wichtig wird es — so schon 1530 von Willibald Pirckheimer — für den Harz erklärt. Wie kommt es nun, daß jener Name unserm Berge im Süden Deutschlands beigelegt wird? Dittich (zweimal Gymnasialdirector in Tarnstahl) sprach 1855 (s. „Archiv für heffische Geschichte“ u. s. w. Bd. VII, S. 87 bis 94) die Vermuthung aus, es sei dies etwa um die Zeit der 15. und 16. Jahrhunderts von Heidelberger Gelehrten, die als Gäste des Bischofs von Worms Johann von Dalberg von Vörsch aus und wohl öfters den Berg gesehen, verschuldet worden. Die Vermuthung war zwar nicht begründet, aber eine richtige Ahnung war es, daß Dittich den Ursprung des Niggriffe in jene Zeit verlegte und ihre Ueher im Kreise der Romanen fände. Konrad Celtis (gewöhnlich Celtus genannt, 1459 bis 1508, Schüler Agricolas in Heidelberg,

später eine Zeit lang Professor in Ingolstadt, zuletzt in Wien) sah den Odenwald als das Gebirge an, welches Cheruskier und Katten scheide; unter den Katten verstand er die Hessen, so blieb denn — wunderbar! — für die Cheruskier nur der eig. südlich vom Odenwalde übrig. Beatus Rhenanus [1485 bis 1547, Stubenegerlehrer in Schlettstadt, der wohl nie in diese Gegend gekommen] erklärte („Rerum Germanicarum“ Bd. I, erste Ausgabe 1531) „Cathos Meliboci accolae“ für „Cathos Melibocae“, aus welchem heimliche Einsalt (vernacula simplicitas) „Cathelenobogios“ gemacht hätte. Also der Name des Städtchens und der Grafschaft Katzenellenbogen soll von den Katten von Melibolus herkommen. Rhenanus rühmt sich dieser Entdeckung und sagt, die Nation der Melibolischen Katten sei ihm Dank dafür schuldig. Er setzt hinzu: „Es ist jetzt leicht zu sehen, wo er (der Melibolus) sei, da das Gebiet der Melibolischen Katten niemandem unbekant ist.“ — Weide, Celtis und Rhenanus, fanden solche, die ihnen bestimmten oder doch nachsprachen!). — Wenn man so den Melibolus in der Grafschaft Katzenellenbogen suchte, so war es immerhin noch zweifelhaft, ob man damit die obere?) Grafschaft meinte, oder die südlich von ihr ganz getrennte untere?). Beatus Rhenanus spricht sich nicht darüber aus. Freher, um 1600, sucht den Melibolus in der unteren Grafschaft. — Phil. Cluverus („Germania antiqua“, 1616), der richtig des Ptolemäus Melibolus Dros für den Harz erklärt, ist der Ansicht, daß jene anderen bei ihrem Melibolus nur die untere Grafschaft, „um das Städtchen Katzenellenbogen, das zwischen der Rahn und dem Tannus liegt“, im

1) Bereits sieben Jahre nach dem Erscheinen des Beatus Rhenanus Wert, 1539, sagt Sebastian Franck im „Germania Chronicon“ — zwar S. 299a: „Meliboci, der Harzwald“, aber — S. 291a: „Galli die Hessen. Gallimelobocum sind die inn der landshafth Hessenberg dem Berg Meliboco monum, Teutisch Katzenellenbogen.“ Sebastian Münster („Cosmographie“, 1545, S. 290) sagt: „Galli... die Hessen und die von Katzenellenbogen. Cheruci die herzogthum hunder Heidelberg oder die Stenmader.“ Allerdings ist er hinzu: „Violentius nimis sie für die Weisker“, — und S. 461 heißt es bei ihm: „Nun ist schier jederman der meynung, daß die Cheruskien haben gewont bei der Elb.“ Das Reichthum hat seinen Namen von dem zwischen Weisker und Weiskel dem Rheine zufließenden Rißbach.

2) Die Gegend von Darmstadt, südlich bis Murbach, nördlich bis Kilsheim und Relsbach am Main.

3) Zum größten Theile in Kassen: Schmalbach, Wälfstien, Katzenellenbogen, El. Gaudershausen, Einbach u. s. w.

Kuge gehabt hätten. — Bis dahin war also von einem Berge des Oberrheins noch gar nicht deutlich die Rede. — Der erste<sup>1)</sup>, der unsern Walden für den Melibocus erklärte, ist Rudenbeker, in der Vorrede zur zweiten Sammlung der *Analecta Hassiaca*, 1729. Er sagt: „Gattimelobicia ist ohne Zweifel aus Gatti und Melibocus zusammengesetzt. Aus Gattimelobocus entstand Cagymelobocus und diesem leicht Cagencimelobocus und Cagencimelobocus. Auf ähnliche Weise wurde für Melibocus Walden gesagt, einer der höchsten Berge [sage Uebersteigung] vom ganzen Deutschland, in der obern Gesellschaft Katzenellenbogen bei Zwingenberg gelegen.“ Allerdings wurde auch später noch von manchen das Richtige behauptet<sup>2)</sup>. Aber auch der Irrthum lebte fort, und durch die Inschrift am Thurne auf dem Walden<sup>3)</sup> bekam er so zu sagen amtliche Geltung. Selbst Nafob

Grimm („Geschichte der deutschen Sprache“ S. 567) läßt sich verleiten, mit dem ptolemäischen Melibocus Dros das Wort Gattimelobocus und den deutschen Namen der Grafen von Katzenellenbogen, zu deren Gebiet ein Waldenberg (Nalobergs) diese Anwendung erleichterte, in Verbindung zu bringen.

Im Jahre 1785 befing denn auch auf einer Reise J. H. Campe den „Melibocus“, und jetzt ihn das jährliche Hunderte. — Auf einer im Jahre 1808 in Darmstadt herausgekommenen Karte vom Oberrhein steht „Melibocus“. Dieser Name findet sich jetzt in allen Büchern, in manchen dabei „oder Walden“ oder auch (z. B. Ferd. Dieffenbach, Das Großherzogthum Hessen, 1877) „richtiger Walden genannt“.

Krieger schlägt vor, zur Ausfüllung des Unnamens die Wegweiser mit dem richtigen Namen Walden zu versehen. Es ist das bis jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen; überall liest man da „Melibocus“. Aber bei der Bevölkerung umher lebt noch, wie ich mich davon erst ganz neuerlich überzeugt habe, der alte richtige Name, und es heißt wohl: „Die Fremden nennen den Berg Melibocus, wir nennen ihn Walden.“ So ist denn die Hoffnung noch nicht geschwunden, daß der richtige Name auch allgemach wieder zur Geltung kommen könne, und es sollten, dies zu befördern, namentlich alle Verfasser von Lehrbüchern und Reisebüchern und alle Lehrer ernstlich dazu beitragen.

<sup>1)</sup> Rudenbeker ist doch nicht der erste, der den Melibocus in der obern Gesellschaft zu finden glaubt. Reichlich sechzig Jahre vor ihm, 1655, ist in der „Topographia Hassiae“ (Frankfurt a. M., Merian's Erben) der Melibocus — zwar S. 135 in die Gegend des Eischlages, aber — S. 150 an die Bergstraße in die Nähe von Zwingenberg verlegt. Ob hier zum ersten Male? Ich möchte das nicht behaupten.

<sup>2)</sup> J. B. Häbner, Real-Vergl., 1753: „Melibod, Berg auf dem Berge.“

<sup>3)</sup> Der Thurn wurde 1772 erbaut. Die Inschrift beginnt: „Dies Denmal, Gattenberg, du Ursprung aller tapferen Krieger.“

## Aus allen Erdtheilen.

### Europa.

— Bei Gelegenheit von Arbeiten, welche im Rhancette bei Genf beabsichtigt, die Ausnutzung der Wasserkraft zu mechanischen Zwecken kürzlich unternommen wurden, fand man außer Ueberresten aus der Paläolithzeit eine lateinische Inschrift aus dem Ende des 2. oder dem Anfang des 3. nachchristlichen Jahrhunderts, welche ein Solbat der 22. Legion dem Reptum geweiht hat, wahrscheinlich wegen Errichtung auf Wasserfahrtsfahr auf dem Lacus Lemano oder Genfer See. Tays bemerkt der betreffende Correspondent der „Times“, denen wir diese Notiz entnehmen, daß Reptum ein am Genfer See große Bezeichnung genoss. Im Hafen von Genf ragen zwei große Granitblöcke aus dem Wasser, Pierres du Niton (Neptune) genannt, auf welchem der Sage nach die Göttin Cybele dargebracht wurden, und Spuren desselben Kultus lassen sich noch jetzt in Ritzern und Erzählungen nachweisen.

— Die Royal Geographical Society in London interessiert sich lebhaft und werththätig für besten geographischen Unterricht an Universitäten und Schulen Englands. Sie hatte zur Förderung desselben jährliche Schulpreise ausgesetzt, aber damit keine Resultate erzielt; es fanden sich nur wenige Bewerber ein und zwar immer von denselben Anstalten. Deshalb hat die Gesellschaft dieses System aufgegeben, nicht aber ihr Bestreben, die mittleren und niederen Schulen doch schließlich dahin zu bringen, daß sie dem geographischen Unterricht den gebührenden Platz in der Bildung der englischen Jugend einräumen. Zu diesem Zwecke will sie einen Inspector nach dem Festlande, besonders nach Deutschland und der Schweiz, schicken, damit er die dort beliebigen Methoden kennen lernt, die besten Schulbücher, Atlanten, Wandkarten und anderen Hilfsmittel sammelt und darüber berichtet. Auf dieses Material gestützt, hofft dann

die Gesellschaft, die Schulausschüsse hauptsächlich zu veranlassen, daß Geographie in England ein Unterrichtsgegenstand wird.

### Asien.

— Im April d. J. hat B. A. Ramsay eine sehr sorgfältige und ins Einzelne gehende Untersuchung Kaspas unter steter Berücksichtigung der byzantinischen Schriftsteller durchgeführt. Er kommt zu dem Schlusse, daß Taurum, die Hauptstadt der sarmatischen Chalyben, welche Vordachfeld neuerdings in Jotisch nördlich vom Dniepr gesucht hat, vielmehr mit Metelski identisch ist, wie Larier, Perrot und D. Riepert schon längst behaupteten. Dr. Ramsay legt seine archäologisch-geographischen Wanderungen in Kleinasien, denen er bereits mehrere Sommer gewidmet hat, noch weiter fort und hofft bis zum Herbst aus den schon vorhandenen Daten und seinen eigenen Resultaten ein ziemlich richtiges Bild von der Westhälfte des anatolischen Plateaus zu Stande zu bringen.

— Der russische Gouverneur von Nerw hat die Freilassung aller persischen Gefangenen angedeutet, auch die Kanonen weggenommen, welche die Truppe im Jahre 1860 von den Persern erbeuteten. In Reskut: Chan-Kala, dem Centrum der Oase Nerw, wird ein russisches Fort erbaut.

— Aus Schanghai wurde am 27. Mai telegraphisch: „Ein Dekret ist erlassen worden, welches die Errichtung der Bergwerke in Jünnan anordnet.“ Offenbar hat man es hier mit einer Folge des französisch-sinnesischen Vertrages („Globus“ Bd. 45, S. 352) zu thun, und zwar mit einer sehr bedenklichen. Der letzte Reisende, welcher über die Bergwerke in Jünnan berichtete, ist Colabaun; derselbe hat indessen keine solchen bräut, weil er meinte, daß nichts den Verdacht des Vosses und der Behörden so



sehr erregt als der Wunsch, Orben in Augenchein zu nehmen. Der Winternachricht vom 1. Jan. (S. 28 und 29, S. 44, S. 78) — ist ohne Zweifel bedeutend, aber es nicht die Regierung dessen Ausbeutung unterhält, dürfte dieselbe sicherlich sich schon. Dieser aber bestärkte die Regierung den Versuch in seiner Weise; ohne ihre spezielle Erlaubnis dürfte keine Expedition erfolgen werden. Die Erklärung dafür ist einfach: Die chinesische Mandarins hat kein Interesse und keine Sympathien für den Versuch, weil er die unruhigen Elemente der Bevölkerung, die sich mit Vortheil nach den Bergwerken ziehen, lenkt und stört. Das wird nur vielleicht dann, das Eingreifen der Franzosen anders werden.

#### Afrika.

— Im italienischen Senate zeigte Mancini an, daß er demnächst ein Gesetz einbringen werde, welches die Erbauung eines Hafens und Leuchtturmes in Assab bezweckt. Die Unterhandlungen, welche wegen Aufzählung von Handelsbeziehungen zwischen Assab und dem Innern betrieben werden, sollen guten Fortschritt nehmen.

— Demnächst wird auf Veranlassung des in Angola Pezuela anfalligen Bremer Handelsbüros eine deutsche Expedition, bestehend aus Hrn. S. Jönsen, Dr. Hüfner, Herrn Lüdtke und einem Ingenieur, von Angola Pezuela in nordnordöstlicher Richtung in das Innere aufbrechen (wenn die Zeitungen sagen „nach dem oberen rechts, mittleren Laufe des Kongo“, so ist dieses Ziel so weit entfernt, daß es einwilligen schwerlich in Betracht kommen wird). Der Zweck ist, eine Straße zu finden, auf welcher eventuell der Waarenverkehr aus dem Innern nach Angola Pezuela geleitet werden könnte. Die deutsche Regierung erwirbt sich dem Unternehmen insofern hilfreich, als die Teilnehmer der Expedition die Fahrt nach der Kapstadt und von da nach Angola Pezuela auf deutschen Kriegsschiffen zurücklegen dürfen.

— Die portugiesischen Forschungsreisenden Capello und Jöns haben von Fort Vinho in der westafrikanischen Provinz Mossamedes aus einen vorläufigen Versuch unternommen, längs dem nördlich von Vinho mündenden Flusse Goroca gegen Südosten marschierend den Äquator zu erreichen. Die Beschreibungen, welche sie von diesem Theile der portugiesischen Besitzungen geben, ist nicht ermutigend. So weit sie kamen, war das Land eine von tiefen Salzküsten durchschnittenen wilde und wasserlose Zone von Gneisstein, eine sonnenbräunliche Wüste, wo nur Büden, Leoparden und Kriegerentomaten haften.

#### Nordamerika.

— Die Küste Labrador's wird nach Dr. R. A. Koch („Deutsche Geographische Wätter“ VII, Heft 2, S. 160) bewohnt von Eskimos und im Süden außer den Eskimos von sogenannten Stämmen, d. h. Engländern oder Kanadiern, die sich an der Küste niedergelassen haben und in ihrer Tracht, Charakter und Wesen nur wenig von den Eskimos abweichen. Die Zahl der Eskimos wird 1200 nicht übersteigen; sie sind im Aussterben begriffen, wie es vielen anderen Völkern ebenfalls gegangen ist, sobald sie in Berührung mit Europäern kamen. Während die Eben der Eskimos oft kinderlos sind und der größte Theil der Kinder frühzeitig stirbt, sind die Familien der Stämme meist sehr stark, die Kinder gesund und kräftig, die Sterblichkeit gering; die Zahl der Stämme nimmt deshalb von Jahr zu Jahr zu, und

dieselben rücken dabei immer weiter nach Norden vor. Treten nun außer diesem allgemein kanathischen Völkern der Eskimobewohner noch Eskimien auf, die meist durch den Verkehr mit den Indianern eingeschleppt worden, so steht ein ganz außerordentlich großer Völkernachschub bevor. Die Bevölkerung wurde durch aufstrebende Wälder von zwei drei Jahren gegen 20 Prozent hinweggerafft.

— Eine Fülle von praktischen Rathschlägen für Touristen jeder Art enthält Stein's „Das Reisen nach und in Nordamerika, den Tropenländern und der Welt“ (Weimar, Verlagsbuchhandlung 1881), das Buch ist hauptsächlich für Besucher der Vereinigten Staaten und der Landenge von Panama bestimmt, behandelt aber auch andere Länder und die Reise um die Welt. Referent ist zwar nicht im Stande, alle Angaben des weitgreifenden Verfassers zu kontrollieren, fand aber so vieles, das mit eigenen eigenen Erfahrungen stimmt, daß er es zunächst allen nach Nordamerika Reisenden, namentlich Auswanderern, groß als zuverlässigen Begleiter empfehlen möchte. Zwar erleichtert ein gutes Inhaltsverzeichnis die Uebersicht sehr; aber vielleicht ließe sich das Buch durch geeignete Kürzungen doch noch handlicher und billiger machen, was gewiß seine Verbreitung nur fördern könnte. Wir sind jedoch überzeugt, daß z. B. allein die Warnung vor den englischen Schiffen (S. 33 ff.), wenn sie ein Auswanderer beschäftigt, die Ausgabe für das Buch reichlich lohnt.

— Von einem augenblicklich zu sprechen des Unternehmens in Europa befindlichen merikanischen Ingenieur erzählt die „N. A.“ Daten, nach welchen die Ausführung einer Schiff-Graben über die merikanische Landenge von Tehuantepec bereits als gesichert zu betrachten wäre. Es ist eine Linie ansehnlich gemacht, auf welcher nur geringe Steigungen und Einschnitte nötig sind. Die Bahn wird eine Länge von 230 km haben und die Gebrücken auf einem 300 m über dem Meeresspiegel liegenden Punkte durchschneiden. Auf 25 Meilen wird ein Vielfachwagen mit 3300 Wägen sich bewegen und jedes dieser Wägen wird eine Last von 100 bis 120 Centnern tragen. Der Wagen hat ein Gewicht von 170 700 Centnern und die größten Seilzüge besitzen können. An jedem Endpunkte der Bahn wird ein Hafen mit zwei Reihen Thürmen erbaut, die mit hydraulischen Elevatoren zur Bewegung des Wagens ausgerüstet werden.

#### Vermischtes.

— Aus Freiheit (Böhmen) erhalten wir folgende dankenswerthe Mittheilung von Herrn Lehrer Gai. Bauer:

„Die Notiz über Stein'scher im „Globus“ Bd. 45, S. 287 veranlaßt mich, Ew. Wohlgeboten mittheilen, daß das gleiche Verfahren auch in Kärnten im Dienste der Bierbrauerei im Kleinen Anwendung findet, indem die Torfwirthe, welche sich ihr Vieh selbst erzeugen, die Würste in hölzernen Kufen durch die eingemerkten erdigen Steine auf den gewöhnlichen Wägen abbringen. Das Erzeugniß dieser Kleinbrauerei wird deshalb als Gläubiger bezeichnet.“

Ich habe dieses Verfahren im Jahre 1877 in der gemäßigten Umgebung von Klagenfurt gefunden und kann leider nicht angeben, ob dieser Gebrauch den dortigen Deutschen oder den wälschen Slaven besonders eigenthümlich ist, und ob er nicht auch in anderen Gegenden jenes Landes geübt wird.“

Inhalt: Aus Dr. J. Montono's Reise auf den Philippinen. I. (Mit fünf Abbildungen.) — Graf Kramberger: Reise von Gies durch einen Theil Sirmiens. III. (Mit drei Abbildungen.) — Unter den Indianern von Oniana. I. — Dr. F. A. Finger: Melibolus, Berg an der Bergstraße, richtiger Malchen. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 11. Juni 1881.)

Redaktion: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. B. Unter den Eichen 11, III. Etz.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.



N<sup>o</sup> 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

### II.

Die Negritos kennen zu lernen, waren die Franzosen nach Batavia gekommen, aber ihre Aufmerksamkeit wurde unwillkürlich auch auf die civilisirte Klasse der Tagalen gelenkt, welche, wie erwähnt, die Küstengegenden der Bai von Manila (mit Ausnahme der nordwestlichen Gestadlandschaften, welche von den Pampanagos eingenommen werden) bewohnen. Schon zu Abacay hatten sie eine Eigenartigkeit dieses Volkes kennen gelernt: Auf einem Felde stand ein Quartett, das sich aus einem Schlangenhorn, einer Oulartre und zwei Flöten zusammensetzte; nach dem Dreiviertelakte der Melodie setzte ein Haufe von Männern und Weibern Keifstacheln ein; auf das erste Tempo wurde die Pflanze in den Boden gesteckt, auf das zweite mit dem linken Fuße die Erde festgescharrt und auf das dritte ein Schritt zurückgemacht. Andere Völker kennen eine Tafelmusik; die Tagalen haben es noch weiter gebracht, sie besaßen eine Feldmusik im wahren Sinne des Wortes.

In Balanga hatte Montano Gelegenheit, mehreren Abendgesellschaften oder Tertulias beizuwohnen, welche von dem Gobernadorcillo (Bürgermeister) und anderen tagalischen Honoratioren des Ortes zu Ehren der Franzosen stattfanden. Beim Eintritt in den Salon ist es sehr schwer, wenn nicht unmöglich, die Herren von den zahlreichen Dienern zu unterscheiden, denn gemeinlich tragen beide Klassen sich in der Kleidung gleich und gehen barfuß einher. Erst wenn die Gäste sich im Salon niederließen, entfernten sich die Diener, brängten sich aber in dem Zwischenräume der geöffneten Thüren, um den seltene Anblick eines Europäers zu genießen, der weder Priester, noch Beamter oder Officier war. Ebenso unterbrückten sie durchaus nicht die

Auszerung des Vergnügens, welches ihnen das Zuhören der im Salon erteilten Musikstücke gewährte. Ueberhaupt herrscht zwischen Dienern und Herren ein sehr freundliches Verhältniß, wenn auch immer das spanische Roß von Seiten der letzteren gehandhabt wird. Das Piano bildet das wichtigste Möbelstück in der Wohnung eines reicheren Tagalen, es repräsentirt auch an und für sich schon ein kleines Kapital; außerdem sind die Harfe und die Violine sehr beliebt, da Muscicern eine Hauptrolle bei den Tertulias der philippinischen Eingeborenen spielt. Herren wie Diener lauen beide gleichmäßig ihren Buzo, d. h. Betel. Das Mobiliar eines vornehmen tagalischen Hauses ist sehr einfach; es besteht aus den erwähnten Musikinstrumenten, Rohrsesseln verschiedener Gestalt, Heiligenbildern, welche die Wände zieren sollen, mitunter auch aus einem religiösen Erbauungsbuche, das zwar erst in moderner Zeit in Manila gedruckt wurde, den Topen und dem Papiere nach aber im 17. Jahrhundert erschienen sein könnte<sup>1)</sup>. Manchmal erklidrt man auch unter einem Glassturz eine Statuengruppe, die Madonna oder Heilige darstellend. Diese Figuren haben einen großen Werth; die meisten Liebhaber sind forrestet aus Eisenblech geschnitten, die Gewänder aus massivem Golde; diese Schmuckwerke werden von eingeborenen Künstlern in Manila hergestellt.

<sup>1)</sup> Dies gilt nur von den hiesigen Selbstbildern; die wissenschaftlichen in Manila gedruckten Publicationen weichen eine glänzende Ausstattung, was Papier und Druck anbelangt, auf; man nehme nur Sibald's neuestes botanisches Prachtwerk und die Boletines de la Real Sociedad de Amigos del Pais filipino zur Hand.

Alles, was mit dem Kultus zusammenhängt, weiß einen gewissen Luxus auf: die Kirchen, Glockenthürme und die Pfarrhäuser pflegen gewöhnlich die einzigen Steinernen Gebäude des Ortes zu sein. Wenn in der Nacht tiefe Finsterniß den Pueblo (Dorf, Stadt) einhüllt, dann leuchtet eine breite Kasse der mächtigen Kirchenfassade von den zahlreichen Kämpchen, welche die bemalte Statue des Kirchenheiligen umgeben, der hier über seinen Gläubigen, die im tiefen Schlafe liegen, zu wachen scheint als ihr getreuer Beschützer. Trotz der großen Kirchengläubigkeit sind noch genug Reliquie der alten heidnischen Religion in Gestalt von abergläubischen Vorstellungen vorhanden. Als Montano einmal in der Nacht an einem Tambubidicht vorbeir-

ging, erzählte der Führer den Franzosen, daß in der Nacht bei Mondenschein eine große weiße Reiter mit Hundem seine Gebüße singend umkreisen, doch brächte die Erscheinung dieser Gespenster nur Unruhe, denn wer sie erblicke, müsse bald sterben. Es ist dies offenbar eine Erinnerung an den gefürchteten Dämon Tigbalang.

Am 15. August kehrte Montano mit seinen Gefährten nach Manila zurück, um von dort mit dem Dampfer „Cebu“ sich nach dem südlichsten Theile der Insel Yuzon, der Provinz Albay, zu begeben. Die Fahrt längs der Küste von Yuzon bis zur Höhe von Mindoro bietet ein reizendes Panorama; hohe Hügel bedecken die Berge, während die Landschaften inmitten grüner Dörfer und Klostergruppen verstreut



Abendunterhaltung in einer Tagalenfamilie. (Nach einer Skizze Montano's.)

liegen. Von da ändert sich das Bild der Landschaften, die Wälder sind von einander durch unermessliche Coganales, d. h. Gärten getrennt, deren Gras, Cogan genau (verschiedene Gramineen), zum Dachboden Verwendung findet oder in Ermangelung von besserem Futter auch für Pferde und Büffel geschuitten wird. Nach einem kurzen Aufenthalte in Pasacao, dem ersten von Nicols bewohnten Pueblo, den Montano berührte, erblickte man bald die regelmäßige Keilsform des durch seine furchtbaren Ausbrüche bekannten Vulkanes Mayon, den bereits zwei deutsche Forscher, J. Jäger und A. von Drösch, besucht hatten. Die Küstengegend zwischen Pasacao und Sorsogon erschien, so viel die Morgensonne zu sehen gestattete, ziemlich öde und verlassen. In der That befinden sich dort fast nur die Schlupfwinkel von „Remontados“, d. h. von Leuten, welche um den Steuern, der Rekrutierungspflicht oder dem Straßenden Rande der Ge-

rechtigkeit zu entgehen, sich in diese verlassen Gegend flüchten, um dort ein den Briganten der Abuzen ähnliches Leben zu führen. Den 4. September fuhr der „Cebu“ in die große Bai von Sorsogon ein, die rings von hohen Bergen umrahmt ein landschaftliches Bild bietet, das an Liebreiz jenes des Golfs von Neapel, an Großartigkeit das der Bai von Singapur übertrifft. Vor allem fesselt die Aufmerksamkeit des Beschauers der Vulkan Puljan und der Toppelgipfel des hohen von Wolken umflossenen San Miguel. Diese große herrliche Bai, welche selbst in den stürmischen Zeiten der Monsunwechsel ganzen Flotten Schutz gewähren kann, hat außer der Stadt Sorsogon nur wenige Fischschuppen anzuweisen, sonst stehen ihre Ufer öde verlassen da. Den 4. September um 8 Uhr Abends hatte der „Cebu“ die Straße S. Bernardino passiert, um den folgenden Tag gegen 5 Uhr Morgens in den Golf von Albay einzulaufen;

rechts und links zeigen sich zerklüftete und bewaldete Bergmassen, im Hintergrunde erhebt sich der gewaltige Mayon, dessen obere Hälften in bläulicher Nachtzeit Zeugniß ablegt von seinen jüngsten Eruptionen, während die untere Hälfte in der Schamade der üppigen Vegetation prangt. Eine Stunde später warf der „Cebú“ vor der kleinen Stadt Yegasepi Anker, welche den Hafen der etwa 2 km landeinwärts gelegenen Stadt Albán bildet, wo der Gouverneur der gleichnamigen reichen Provinz Suluwons residirt.

Die liebenswürdige Zuvorkommenheit eines merikanischen Kaufmannes, der den Franzosen seine Karte zur Verfügung stellte, ermöglichte die sofortige Fahrt nach Albán, wo der Gouverneur D. Juan Alvarez Guerra, ein durch seine Werke über Luzon und die Marianen bekannter Schriftsteller, die fremden

Forscher in das Gouvernementsgebäude, die sogenannte „Casa Real“ einquartierte. Von diesem Plage aus genossen sie den majestätischen Anblick des Mayon, der schon so viel Unheil über diesen gesegneten Vandsirich gebracht hatte. Der Reichtum dieser Provinz ist sprichwörtlich im Archipel der Philippinen; auf dem vulkanischen Boden des Landes gedeiht die Musa textilis am besten, welche den so werthgeschätzten Manilahans, welcher von den Spaniern Abaca genannt wird, liefert. Es ist ein Verdienst des vor mehr als vierzig Jahren hier waltenden Gouverneurs D. José Maria de Penaranda, welcher den Anbau der Manilahanspflanze in großem Stile durchlegte und die trägen Bicolos (welche einem zwischen den Tagalen und Bisayern stehenden Zweige der malaischen Rasse angehören) in arbeitsame Ackerbauer verwandelte. Durch den großen Export des Manilahans ist viel Geld ins Land geflossen, wie dies die zahlreichen wohlhabenden Orlschafte, die alle den Einbruch der Wohlhabenheit machen, beweisen. Auch die guten Straßen (eine Seltenheit in den Philippinen!) legen von der Ansehnlichkeit der Bicolos Zeugniß ab. Ein großer Theil der Oberfläche dieser Provinz ist zwar noch von Urwald, der Kroneit angestrichen, aber immer mehr und mehr breitet sich das kultivirte Terrain aus. Kisten der Wälder aus, zumal der Preis, um welchen die Regierung Kronland verkauft, ein sehr geringer genannt werden muß, er schwankt nämlich zwischen 3,60 bis 7,20 Francs für den Hektar. Die Sicherheit der Provinz ist nur in der Nähe des Berges Mayon von den Atas bedroht, einem mit Negritoblut vermengten Volkstamme, welcher den deutschen Völkern bereits durch Jagor bekannt geworden ist. Die Hauptmasse der Bevölkerung bilden die erwähnten Bicolos; außerdem sind noch Chinesen und Weiße und die

Mischlinge der hier angeführten Rassen vorhanden. Bei beiden Geschlechtern der Bicolos werden die oberen Zähne durch Heilen verstümmelt. Wegen Migräne, ein hier zu Lande häufiges Uebel, wenden sie eine eigenthümliche Operation an, wenn das einfache Mittel — ein um den Kopf festgeschlungenes Zug — nicht zu helfen vermag: Man packt die Genickhaut des Patienten derart, daß zwischen den drei Mittelfingern sich zwei erhabene Wülste bilden; durch das Pressen und Drücken entsteht bei häufiger Wiederholung eine Giste, welche man an den Bewohnern Albáns oft zu sehen Gelegenheit findet.

Die Hauptstadt Albán wird an Bedeutung noch von Cag, Sana übertrifft, welches im Volksmunde allgemein Daraga genannt wird. Cag, Sana lag nämlich früher

näher an dem Villane Mayon, der die Stadt im Jahre 1814 unter seinen Auswurfswaffen begrub; sie wurde nicht mehr an derselben Stelle erbaut, sondern auf dem Plage, wo ein kleines Dorfchen Namens Daraga lag; daher der Doppelnahme. Daraga verdankt seine Bedeutung dem Umstande, daß dasselbst die Manilahansmärkte der Provinz abgehalten werden und die spanischen Kaufleute und Agenten daselbst ihre Komptoirs und Wohnungen besitzen. Von einem historischen Festen aus, auf dem sich die Kirche und das Parochiens befinden, genießt man einen herrlichen Ausblick: zur Linken den aus den Wollen ragenden, rauchenden Mayon, vor sich zu seinen Füßen die weite Ebene, bedeckt mit Reisfeldern und Bananengruppen, unter diesen versteckt Hütten der Eingeborenen, dann die blaue Kluft des Meeres, umrahmt von dunkeln Wäldern. Am Fuße jenes Felsens breitet sich der Marktplatz von Daraga aus, welchen Magazine und Läden umgeben. Wie schon Jagor erwähnt, finden die Märkte hier erst des Abends bei Fackelbeleuchtung statt. Der wichtigste Artikel, mit welchem hier gehandelt wird, ist natürlich der Manilahans. Auf schwerfälligen Karren, welche von Büffeln gezogen werden, bringen die Bauern ihr Waare zu den Magazinen der Exportier. Diese kaufen nicht unmittelbar vom Producenten, sondern vermittelt der Zwischenhändler oder vielmehr Zwischenhändlerinnen, denn bei den Bicolos werden alle Verkäufe und Geschäfte nicht von den Männern, sondern von den Weibern abgeschlossen, welche hier nicht als das schwache, sondern als das starke Geschlecht auftreten. Die Männer fügen sich ohne Widerstreben dem Pantoffelregiment. Auf dem Marktplatz erblickt man eine Menge junger Leute, welche aber mit der Absicht Geschäfte abzuschließen sich durchaus nicht tragen; es sind vielmehr die Verkäuferinnen, welche eine



Ein Gobernadorcillo. (Nach einer Photographie.)

zine und Läden umgeben. Wie schon Jagor erwähnt, finden die Märkte hier erst des Abends bei Fackelbeleuchtung statt. Der wichtigste Artikel, mit welchem hier gehandelt wird, ist natürlich der Manilahans. Auf schwerfälligen Karren, welche von Büffeln gezogen werden, bringen die Bauern ihr Waare zu den Magazinen der Exportier. Diese kaufen nicht unmittelbar vom Producenten, sondern vermittelt der Zwischenhändler oder vielmehr Zwischenhändlerinnen, denn bei den Bicolos werden alle Verkäufe und Geschäfte nicht von den Männern, sondern von den Weibern abgeschlossen, welche hier nicht als das schwache, sondern als das starke Geschlecht auftreten. Die Männer fügen sich ohne Widerstreben dem Pantoffelregiment. Auf dem Marktplatz erblickt man eine Menge junger Leute, welche aber mit der Absicht Geschäfte abzuschließen sich durchaus nicht tragen; es sind vielmehr die Verkäuferinnen, welche eine

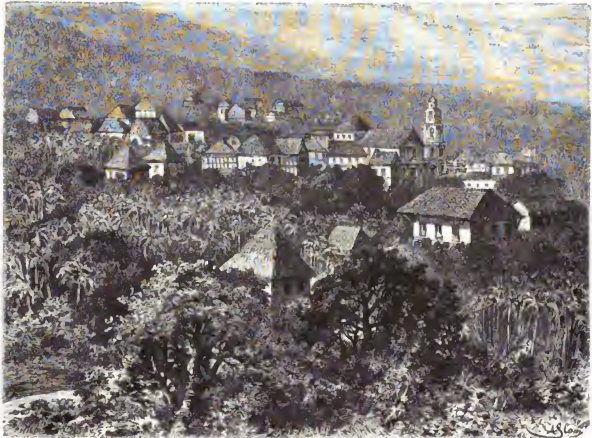


solche Anziehungskraft auf die Nicol-Kinglinge ausüben, und in der That das prachtvolle schwarze, mit Gogo (*Entada purpurea*, eine *Rhinoflora*) parfümierte Haar der jungen Mädchen würde schon genügen, um den Marktplatz für die Herrenwelt anziehend zu machen.

Mit dem Eintritt der Dämmerung beginnt der Markt, beginnen auch die Gezeiten der Spanier und Europäer, mit dem Eintritt der Dämmerung beginnt ferner die Zeit der Leichenzüge, welche unter heiteren Musikklängen sich zur Kirche bewegen. Montano sah hier das Begräbniß eines Kindes. Unter Trompetengeschmetter wurde das kleine Leichnam auf einer mit Zweigen und Blumen geschmückten Bahre getragen. Das Kind lag mit seinen besten Kleidern angethan mit entblößtem Antlitz da, es schien unter dem

Blüthenmeer von weißem Jlang-jlang (*Unona odoratissima*, Bl. *Anonaceae*) und Calachindi (*Plamiera alba*, Bl. *Apocynaceae*) zu schlafen. Die Mutter folgte weinend dem Liebling, während die andere Menge lärmend mitzog, denn der Tod scheint in dieser mit herrlichen Naturreizen ausgestatteten Gegend seine Schrecken verloren zu haben; wenigstens giebt jedes Leichenbegängniß Anlaß zu rauschenden Festlichkeiten und Banquetten.

Die Chinesen haben in dieser Provinz den Eingeborenen den Betrieb der meisten Handwerke entzissen, so daß letztere nur mit der Agrikultur und der Fischthundustrie sich beschäftigen. Außerdem sind die Chinesen überall als Krämer vorhanden, ja es giebt unter ihnen auch sehr begüterte und einflußreiche Kaufleute. Bei ihrer Ankunft im Lande sind



Tagalische Ortschaft auf Luzon (Manobo). (Nach einer Photographie.)

sie arme halbnackte Teufel, die jede Tagelöhnerarbeit verrichten, welche ihnen von den hier bereits ansässigen Vandalen verschafft wird, denn der chinesische Egoismus weicht im Anlande dem Gefühl der Zusammengehörigkeit. Vom Tagelöhner zum Händler avancirt, fühlt er das Bedürfnis, sich taufen zu lassen, um einerseits durch den Taufpaten sich einen weißen Protektor zu verschaffen, und andererseits um ein Weib zu nehmen, denn nur christliche Chinesen dürfen heirathen. Die Nicolmädchen hegen zwar eine starke Abneigung gegen die Kopfträger, da aber selbe vermögend sind und ihren Frauen ein viel angenehmeres Leben verschaffen können, als die braunen Söhne des Landes, so findet jeder Chinese seine Frau, ja, wenn er Geld im Ueberfluß besitzt, so hält er sich trotz seiner Taufe neben der legitimen Frau einen harem weiblicher Diensthofen.

Nach den Erkundigungen des Herrn Montano bleiben die meisten Chinesen dauernd im Lande, nur die Minorität kehrt wieder zurück, oft fluchtartig das Paarvermögen mitnehmend, während Frau und Kinder zurückgelassen werden. In den anderen Provinzen Luzons ist letzteres allgemein der Fall, nur deponiren die chinesischen Gekommen einen Theil ihres Vermögens, damit ihre Familie nicht Mangel leide, wenn sie eine Reise nach China unternehmen, von der sie nicht mehr zurückkehren. Montano wurde einmal in das Haus des reichen chinesischen Geschäftsmannes Don Narciso zu einer Abendunterhaltung geladen, welche derselbe auf Antrieb des Gouverneurs veranstaltet hatte. Eine prächtige Treppe aus gehobtem Camagonholze (von der Ebenaceae *Diospyros pilosanthera*, Blanco) führte zu dem in dem ersten und einzigen Stodworte befindlichen Salon

und dem anstoßenden Speisegemach, welche mit unzähligen Kerzen, die in prächtigen Armleuchtern und Kistern stelen, glänzend erleuchtet waren. Der Gastgeber empfing in Palatracht, mit entfaltetem Kopfe, die Serviette unter dem Arme und umgeben von seinen Geschäftsgenossen die Gäste auf der obersten Stufe der Treppe, um sie in den Salon zu geleiten, wo mehrere geladene chinesische Meszinnen die Stelle der nach chinesischer Etiquette unsichtbaren Hausfrau vertraten. Unter dem Lichtmeer der Hängelichter und Kandelaber sprühten die großen Diamanten und Brillanten, mit welchen sich die Damen reichlich geschmückt hatten, in allen Farben des Prismas. Im Speisesaal erblickte man eine Umrahmung buntgefärbter Gerichte, hergestellt aus den eitelstehenden Ingredienzien der chinesischen Kochkunst, sie be-

leibigten das Auge durch die Farbe, die Nase durch das anfangbare Parfüm, das ihnen entströmte. Das Servire bestand aus schwerem Silber. Besser stand es mit den Getränken; da waren alle Alkohol enthaltenden Getränke, vom Wein angefangen bis zum edlen Champagner, vorhanden. Nach aufgehobener Tafel wurde getanzt, die Musikkapelle von Daraga, welche schon während des Suppers ihre Weisen hatte ertönen lassen, rückte in den Salon vor und mit einer wahren Leidenschaft wurde nun dem Tanze gehuldet. Wäher wechselten mit spanischen Tänzen, der *Boja*, *Sabang* u. s. ab.

Während der Provinz konnte Montano sich weniger beschäftigen, da die schon erwähnten Aas vom Berge Mayon sich empört hatten, doch konnte er zwei Ge-



Der Vulkan Mayon, von der Casa Real in Albay aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

sangene, welche diesem den Tagalen und Nicols nahe verwandten Stamme angehörten, unterjachen. Nach Montano's jedenfalls irriger Ansicht bezeichnet Alta nur die Lebensweise, nicht die Rasse, die Negritos der Philippinen werden im gesammten Archipel von den verschiedenen Dialektstämmen: Alta, Aeta, Eta, Ita genannt). Bei den Thermen von Tibi wohnen auch Negritos, welche aber mit Nicols gemengt sind.

Der Golf von Albay zeichnet sich besonders in seinem südlichen Theile durch die herrlichen Reize aus, womit die Natur diese klippenreichen Gesteade ausstattete. In den Bergen traf Montano tiefe Schluchten, welche durch die lianenumschlungenen hohen *Yucca*- und *Dipterocarpu*sbaumme wie Tempel erscheinen. Die Berg- und Hügelgipfel prä-

sentiren sich wie ein zu Stein gewordenes stürmisches Meer, das mit seinem erstarreten Wogengange den Wanon ober den Vulusan bedroht. Besonders die letzten Stunden der Nacht sind von sinuierender Schönheit, so daß der neu-angekommene Reisende zu träumen gланst.

Die Provinz Albay ist, wie die gesammte Halbinsel Samarines, sehr höhlenreich. Da in vielen dieser Grotten sich alte heidnische Begräbnißplätze vorfinden, wie dies die Kunde Jagor's im Bisayer - Archipel u. beweisen, war Montano eifrig bemüht, eine solche Höhle anzufinden, zumal er die Gewissheit besaß, daß derartige Hellsengräber am Golfe von Albay vorhanden wären. Daß war aber keine so leichte Sache, denn die durch die Annahme des Christenthums nicht angerottete Scheu vor den Begräbnißstätten





der Expedition zu theilnehmen. Ein Regierungsboot (Malua) von zwölf Riemern trug, von einer leichten Wille begünstigt, die Reisenden bald nach dem Ulande; das erste Ziel war aber schwer zu finden, denn eine dicke Vegetation verüllte das Land vor den Blicken der Suchenden. Erst nach 1 1/2 stündiger Ruderfahrt um die Insel erblickte man bei der an der Südküste gelegenen Punta Cagraray Anzeichen, daß hier das Gesochte zu treffen wäre. Man landete und nach kurzem Suchen fand man in der That den Eingang zu einer Höhle, in die man nach Hineingedrängung der vorgelegerten Felsblöcke eintrat. Die stalaktitische Grotte war hoch und geräumig; im Halbdunkel lagen hier Skelette und Schädel auf dem Boden, sämmtlich Menschen angehörig, von Thierknochen wurde nur der Humerus eines Flatterthieres gefunden. Auch chinesische Porcellangefäße, für die Beigabe des Totenopfers bestimmt, waren vorhanden. Im Hintergrunde der Höhle lag einer jener Mörser, welche zum Reicenthußen verwendet werden. Von der Öffnung aus hat man eine herrliche Aussicht auf die benachbarten Küsten von Palan und Kapu-Kapu, sowie das unendliche Meer. Mit reicher Beute verließen die Forscher den alten Todestempel; mit Granen und Unwillen sah die eingeborene Besatzung des Regierungsbootes der Einschiffung der unheimlichen Ladung zu; denn wenn auch das Christenthum bereits seit mehr als drei Jahrhunderten

hier die herrschende Religion geworden ist, so hat sich bei allen Malaien des Archipels eine tiefe Scheu vor den Begräbnisstätten der heidnischen Zeit erhalten. Denn die Leichen der Vornehmen und großen Krieger wurden mit Vertiebe an den Ufern des Meeres beisetzt, besonders gern an in die Augen fallenden Klippen, wie dies hier auch der Fall, damit die Vorküherfahrenden den Anitos (Geistern der Verstorbenen) ihre Huldigung in Gestalt von Speisgaben oder Pfeilschüssen darbringen könnten. Als die Wille, welche sie Morgens nach Norden getragen, jetzt durch ihr Aufschwollen die Heimfahrt der Gesellschaft verzögerte, da klankten die Matrosen, die ob dem Streben an ihren Geheinen empörten Geister wollten die pietätlosen Fremden bestrafen; doch langte man glücklich in Vespali an. Als aber der chinesische Koch des Gouverneurs, welcher an jener Expedition theilgenommen hatte, nachträglich erkrankte, da entstand Aufregung unter den Nicos, welche diesen Zufall mit der Profanation jener Stätte in Zusammenhang brachten. Einem andern Ueberglanzen begegnete Montano, als er zu einem Kranken gerufen ward: man hatte unter der Veranda des Hauses einen schwarzen Schmetterling und zwei Adermähe erwischt und hielt dies für das sichere Anzeichen des Todes. Als die Operation gelang, schrieb man die Genesung nur den kräftigsten Verschönerungsmitteln zu, welche der Fremde heimlich gegen den bösen Zanber angewandt hätte.

## Unter den Indianern von Guiana.

### II. (Schluß.)

Um nun das Leben eines Indianers von seinem Eintritt in die Welt zu schildern, sei zunächst gesagt, daß wir auch hier die sonderbare, aber vielen rohen Völkern verschiedener Weltgegenden eigene Sitte der „oovado“ finden. Noch vor der Geburt des Kindes enthält sich der Vater eine Zeit lang gewisser Fleischspeisen, während die Frau bis wenige Stunden vor ihrer Niederkunft ihre gewöhnliche Arbeit verrichtet. Dann geht sie allein oder mit einigen andern Weibern in den Wald, macht sich ein Lager zurecht und kommt dann einige Stunden nach der Geburt des Kindes wieder zurück an ihre gewöhnliche Arbeit. Der Vater legt sich statt dessen als Wächter hin, wird sorgsam gepflegt, und vermeidet den Genuß gewisser Speisen, das Rauchen, Waschen, Verühren von Waffen. Wie Schomburgk (Reisen in Brasilien, Guiana, Leipzig 1847) berichtet, soll er sich sogar nicht einmal seiner Wägel zum Kratzen bedienen dürfen, sondern einen Sporn aus einer bestimmten Palme dazu gebrauchen. Dieser Zustand dauert Tage und Wochen. Für diese eigenartige Sitte, durch deren Befolgung E. im Thurn mehrmals der Dienste seiner besten Jäger und Ruderer verlustig ging, hat er folgende Erklärung: Die oovado scheint als Grundidee die Erlebung eines geheimen Konnexes zwischen Vater und Kind zu haben, dertat, daß wenn der Vater in der ersten Zeit nach der Geburt des Kindes eine der Vorschriften dieser Sitte nicht befolgt, das Kind dadurch Schaden erleidet. Wenn er z. B. das Fleisch eines Vagethieres mit stark vorspringenden Zähnen genießt, so würden die Zähne des Kindes wie die dieses Thieres wachsen; ist er das Fleisch eines gefleckten Thieres, so würde die kind-

liche Haut Flecken bekommen. In ähnlicher Weise hat man sich die übrigen Regeln der oovado zu erklären<sup>1)</sup>.

Das Kind wird bis zum 3. und 4. Jahre gesüßt; ist dies bei mehreren zugleich vorzunehmen; so soll die Großmutter zuweilen bei den älteren Kindern aushelfen. Fast immer, auch bei der Arbeit, trägt die Mutter das kleine Kind in einer um den Nacken oder die Schulter gehängten Hängematte mit sich herum. Die Eltern sind sehr zärtlich zu den Kleinen und mißhandeln sie nie. Wachsen sie heran, so richten sich die Spiele der Knaben schon auf die Nachahmung von Jagd und Fischefang und die Beschäftigung der Mädchen besteht in der Unterfertigung der Weiber in häuslichen Geschäften. Jedes Kind hat zwar bald nach der Geburt schon einen Eigennamen erhalten, der meist dem Pflanzen- oder Thierreiche entnommen ist, wie Rakafaffe, Eule, Tabakblüte u. s. w., doch werden diese Namen wenig angewendet. Man geht hierbei von dem Gesichtspunkte aus, daß der Name einen Theil des Menschen darstellt und daß, wer den Namen kennt, den Träger desselben in gewisser Beziehung in seiner Gewalt hat. Deshalb vermeidet man es geradezu, den Namen zu nennen und redet

<sup>1)</sup> Die oovado findet sich bei Völkern verschiedenster Weltgegenden; so berichtet man der Burg („Der Geneserher in Nordland Indien“ vgl. „Globus“ Band XLIV, Seite 46) über dieselbe Sitte, wie er sie auf den Inseln des ostindischen Archipels gefunden hat. Eine andere Erklärung, als die oben gegebene, ist übrigens die: Da die Frau durch die Niederkunft mehr oder weniger geschwächt ist und den Geschäften der Wille leichter dann weniger Widerstand zu leisten vermag, so lüßt der Mann die Naturkraft dieser Geister von ihr abzulernen, indem er sich selbst froh stellt.

sich gegenseitig nur mit dem Verwandtschaftsgrade oder andern allgemeinen Eigenschaften: Vater, Mutter, Knabe, Mädchen, Gefährte u. s. w. an. Im Verkehr mit Europäern bittet der Indianer diese, ihm einen Namen zu geben, den er dann auch beibehält. Ist dieser einfacher, etwa John, Peter &c., so behält er ihn allenfalls im Gedächtniß, sonst läßt er sich die schwieriger auszusprechenden oder zu behaltenden Namen auf ein Papierschreiben, welches er sorgfältig verwahrt und beim Zusammentreffen mit andern Europäern auf die Frage nach seinem Namen statt der Antwort vorzeigt.

Kommt das Alter der Mahabats, so wohl der jüngerer Mann nach gewissen schon besprochenen Regeln seine Weiber. Schon vorher kann er verlobt gewesen sein, ohne die Verlobte gerade zur Frau nehmen zu müssen; er verlangt sogar alles, was er ihr früher an Perlen und sonstigen Schmuck geschenkt hat, zurück. Ein weiterer dunkler Punkt im Frauenleben ist der, daß das Mädchen ihrem Bewerber von den Eltern meist verkauft wird; ist die Ehe geschlossen, so sieht der Mann mit seinem Besitzthum in das Haus des Schwiegervaters, den er als sein Haupt und als seinen Dienstherrn ansieht. Nach dessen Tode verlassen die ihm anvertraut gewesenen Familienmitglieder dessen Haus, bauen sich jeder einzelne neue Wohnungen und bilden den Kern für eine neue Niederlassung. Bei allen Stämmen findet sich in größerer oder geringerer Verbreitung Polygamie.

Schon früh unterliegt der Indianer bei seiner schwachen Konstitution den schädlichen Einflüssen seiner Lebensweise; meist erfolgt der Tod an Dysenterie (Ruhr) oder Auszehrung. Das Alter genießt gar keine Achtung bei ihnen und wird von den jüngeren Angehörigen sogar roh und lieblos behandelt. Auch beim Tode ist kaum etwas von Trauer oder Ernst bei den Verwandten zu bemerken; die Beisetzung selbst ist ein Fremdenstück. Sie geschieht durch Begraben der Leiche in der früher bewohnten Hütte in sitzender oder aufrechter Stellung; darüber wird ein Feuer angezündet und unter Tansen, Trinken und Singen werden die guten Eigenschaften des Verstorbenen verkündet; dann wird das Haus für immer verlassen. Mit diesem Branche hängt es zusammen, daß man so außerordentlich viele verlassene und verfallene Indianerhütten antrifft. Das Grab selbst wird nie als heilig betrachtet.

Die Hauptbeschäftigung des Mannes ist die Jagd, der solche Wichtigkeit beigemessen wird, daß sogar der Rang des Häuptlings nach der Tüchtigkeit als Jäger erworben wird. Auchstam, wie der Indianer ist, geht er niemals allein auf die Jagd, und nimmt, wenn er einen männlichen Begleiter mit führen kann, sein Weib, seine Mutter, oder gar sein Kind mit hinaus, um wenigstens noch ein Paar Augen an sich zu haben, die eine nahebege Gefahr bemerken könnten. Die eigentlichen Waffen sind Bogen, Pfeile und Blasrohr, doch geht jetzt das Streben jedes Indianers dahin, durch Arbeit so viel zu verdienen, daß er sich eine Kinte verschaffen kann. Manche, besonders die Marahé, haben vergiftete Pfeile, und bereiten sich hierzu selbst ein vegetabilisches Gift (ourai genannt), welches, ins Blut gebracht, lähmend wirkt. Mit dem Blasrohr von 9 Fuß Länge werden mit wunderbarer Sicherheit vergiftete, 5 bis 6 Zoll lange Polypen auf eine Entfernung von 40 bis 50 Fuß geschossen und besonders Vögel damit erlegt.

Indem so der Mann für die Vertheilung der animalischen Nahrungsmittel durch Jagen und Fischen Sorge trägt, ist es Sache der Frau, die pflanzlichen Produkte dazu zu liefern und außerdem die Zubereitung der Gerichte zu übernehmen. Kochen würde für den Mann eine Schande

sein, das Brotpochen kann er gar nicht. Auf Expeditionen begnügt er sich daher auch mit der allerprimitivsten Ernährungsweise, und genießt das Fleisch gewöhnlich halbroh, nachdem er es an einem Stabe etwas ins Feuer hineingehalten hat. Zum Gluck für die vielbeschäftigten Weiber ist der Speisetopf ein sehr einfacher und besteht meist aus dem „Pfeffertopf“ und Cassavabrot. Es wird zur Bereitung des ersten das nöthige Fleisch oder auch Fisch mit Pfeffer und „cassareep“ (einer aus Cassavamehl gewonnenen dicklichen Flüssigkeit von Styrupconsistenz) in einen Topf geben und zu einer dicken Suppe gekocht; der Topf wird die Zeit gelassen, sondern immer wieder nach Bedarf neues Fleisch zu dem Reste gefügt und wieder gekocht. Das Essen ist auf diese Weise, da es nur etwas gewürmt zu werden braucht, stets in wenigen Minuten fertig; ist der Mann hungrig, so facht die Frau das Feuer an, setzt den Topf einige Minuten hinein, und der Mann ist dann das Gericht gewöhnlich in der Hängematte liegend, indem er Stückchen Cassavabrot hineinsteckt und diese verzehrt. Niemandessen die Weiber zugleich mit den Männern, sondern machen diese während des Kochens mit ab. Die jedesmal genessene Quantität ist nur gering; nach beendeter Mahlzeit rollt der Mann wieder in die Hängematte zurück und die Weiber räumen die Reste ab. Daß diese letzteren nicht verderben, hängt mit der stinkig-widrigen Wirkung von cassareep zusammen. Die notwendige Zuthat zum Pfeffertopf, das Cassavabrot, wird auf eine eigenthümliche Art von den Weibern aus den Wurzeln der Cassavapflanze (*Manihot utilisima*) in Form flacher Kuchen gebacken. Dieses Brot benutzt man weiterhin zur Herstellung eines alkoholhaltigen Getränkes, des *paivari*, welches von Groß und Klein jederzeit genossen wird. Zu dessen Bereitung wird recht frisch gebackenes oder vielmehr schwarz gebranntes Cassavabrot zerstampft, mit Wasser in einem Krug angefeuchtet, die darin schwimmenden größeren Stücke von den Weibern gelaut und wieder hineingethan, die schwach gefochte Masse góht dann einige Tage, welcher Proceß durch das Krauen jedesfalls beschleunigt wird, und wird dann noch durch Róhren verflüht. Man gewinnt so eine mildsaffteartige Flüssigkeit von leicht säuerlichem, nicht gerade unangenehmem Geschmack. Anderwärts bereitet man statt dessen ein anderes Getränk („*ensari*“), aus Kartoffel, Mais, Ractrohr und Cassava, welches von schöner blaurother Färbung ungefähr wie dünner Rothwein schmeckt. Eine große Vorliebe besitzt der Indianer für Salz, welches viel von England und Brasilien aus eingeführt wird; es bildet einen Bestandtheil des Pfeffertopfes, jedoch nie des Brotes, wird aber andererseits von Kindern wie bei uns Zucker massenhaft pur gegessen.

Außer den besprochenen alltäglichen Nahrungsmitteln giebt es andere, welche mehr den Charakter von Delikatessen haben oder nur im Nothfalle gegessen werden, und zwar gehören dazu besonders Eier, Insekten und Früchte. Vögel werden so gut wie nie genossen, wohl aber solche von Schildkröten, Eidechsen, festeren von Krokodilen. Von Insekten werden Ameisen, Termiten, Duschreden, Käfer u. a., häufig gleich Händröthel davon verzehrt. Unter den Früchten sind besonders die gewisser Palmenarten beliebt; außerdem wird auch aus dem Saft von Palmen ein gezebrtes Getränk gewonnen. Wilden Honig, der massenhaft vorhanden und sich von dem bei uns erzeugten durch seine flüssige Beschaffenheit und säuerlichen Geschmack unterscheidet, trinkt man gleichfalls mit Wasser verblümt.

Ihre einfachen Hausentfien, Waffen und Schmuckgegenstände machten sich früher die Indianer alle selbst,

kommen jetzt aber in mancher Beziehung davon ab, weil sie die europäischen Erzeugnisse besonders die Waffen bei sich einführen wünschen. Mit leichter Mühe, meist durch eine geringe Arbeitsleistung, erlangen sie ein europäisches Gewehr, wenn auch gerade krins von den besten, denn die meisten der zu diesem Zwecke importirten Gewehre haben den Werth von 1 bis 2 Pfund Sterling. Im Uebrigen ist es eine Eigentümlichkeit, daß verschiedene Erzeugnisse von verschiedenen Stämmen fast ausschließlich, weil am besten, hergestellt werden, so gelten z. B. die Barraas als die besten Bootbauer, die Macass als die Lieferanten des Pfeilgiftes (ourali) und der besten Fingerringe, die Aicinas haben gleichsam das Monopol für Glasperlen, weil die das Material hierzu liefernde Palme in ihrer Heimath, an der Grenze von Venezuela, wächst. Die besten Töpferwaaren werden von den Kariben fabricirt und, obgleich sie nur mit der Hand nach dem Angemasse geformt sind, sind sie doch fast so vollkommen wie die aus der Töpferstube angefertigten. Nachdem kurz erwähnt worden, daß Korbschleier, Gespinnsel, Gewebe, dann Boote und das sonst zur Schiffahrt Nothwendige, ferner Kriegswaffen und Musikinstrumente gleichfalls von den Indianern selbst gefertigt werden, sei noch auf die Vereitung des ourali näher eingegangen. Unter mancherlei Ceremonien werden die verschiedenartigsten Ingrebienzien, Rinden, Wurzeln, Pfeffer, Knicen, Schlangengift mit Wasser 24 Stunden lang bis zur Symploskonstanz zusammengekocht. Das Wasser wird jeentlich weit hergeholt und während des Herbeischaffens alle paar Schritte auf den Boden gelegt, denn, sagt der Indianer, ein mit dem Giftspitel gefressener Vogel soll nur soweit noch fliegen, wie das dazu verwendete Wasser ohne Rausch getragen werden ist. Nachdem das Gift durch verschiedene andere Substanzen noch bittlicher, etwa wie eine feste Chaltere, geworden ist, wird es in kleine Klümpchen gepakt und so verkauft. Seine Güte wird durch ein Experiment mit einem Vogel nachgewiesen, der nach leichter Verletzung mit einem vergifteten Pfeile nach 6 Minuten zu leben aufhören muß. Die wirksamsten Bestandtheile rühren ohne Zweifel von der Rinde verschiedener Styrchnosarten her, die den Haupttheil der abtödtenden Ingrebienzien bilden.

Der Gebrauch des Tabaks ist bei den Männern allgemein und auch fast jeder Knabe raucht. Die abgeplückten Blätter werden oft in Sponz getaucht und in Bündeln unter dem Dache der Hütte zum Trocknen aufgehängt; dann wird der in seiner Qualität verschiedene, manchmal aber vortreffliche Tabak in das innere Rindenhäutchen verschiedener Palmen eingewickelt und in Form von Cigaretten geraucht.

Die gegenseitige Aneignung der verschiedenen Stämme unter einander zu nähren, das trägt sehr das sogenannte Renaima-System bei. Man versteht nämlich unter Renaima den Ustprung jeglichen Uebels, sei dies Unglück, Krankheit, Tod oder ein sonstiges Geschick, mag es durch die Schuld eines andern Menschen verursacht sein oder durch den Willen eines außerhalb der Menschheit stehenden Wesens. Es kann also Renaima sowohl ein Mensch sein, der einem andern Böses zufügt, als auch ein böser Geist, der einem Krankheit und andern Uebel den Stamm heimfucht, wie auch ein Thier, besonders der Jaguar (Tiger genannt), oder ein Sturm, Fluk u. s. w. Jedenfalls aber vernmthet man den Renaima stets als von einem andern Stamm gefudet oder ihm angrigig, und darin liegt der Hauptanlaß zu gegenseitigem Haß und Mißtrauen. Derjenige, welcher diesen Geistern gegenüber Macht hat, ist der peaiman, welcher Arzt und zugleich Priester und Magier ist, und möglichst aus solchen gewählt wird, welche an epilep-

tischen Anfällen leiden. Allerdings muß er eine strenge Vorbereitungsschule durchmachen, ehe er mit dem Amte betraut wird, muß fasten, große Wanderungen durch die Wälder allein und ohne Waffen unternehmen und u. a. sich auch daran gewöhnen, reizende, narotischen Mittel (Tabaksauhe in Wasser) in großen Quantitäten zu genießen. Dies letztere spielt nämlich bei den Geistesbeschwörungen eine große Rolle, die fast in einem Frage- und Antwortspiel bestehen, indem der Medicinmann mit Donnerstimme dem Geist Fragen stellt, die dieser dumpf und zwar vermöge der Dampfbekundung des fragenden hochwörter. Manchmal ist ein Renaima auch eine Mause, ein Elein oder Haß, indem der böse Geist in diese Dinge der Natur eingebrungen ist. Alles, was der Indianer mit seinen Augen wahrnimmt, denkt er sich aus zwei Theilen bestehend, dem Körper und dem Geist, welche auch wieder getrennt von einander existiren können. Da es nun seiner Vorstellung nach in seiner Umgebung fortwährend von Geistern wimmelt, so ist es kein Wunder, daß er sich aus Furcht nicht leicht dazu entschließt, ohne einen Feuerbrand mitzunehmen, sich von seiner Hütte weg in die Dunkelheit der Nacht zu begeben. Nach dem Tode leben die Geister in einer andern körperlichen Form und in einem andern Lande der Erde fort, wo ihnen bisher feindliche Stämme als Sklaven dienen und die einzige Beschäftigung in der Jagd besteht. Da alles sichtbare Wesen aus einem Körper und einem Geist besteht, und diese Geister sich nur durch ihre größere oder geringere Kraft unterscheiden, ohne daß der eine dem andern untergeordnet wäre, so giebt es bei den Indianern den Begriff eines höhern Wesens in unserm Sinne nicht. Wenn sie von dem „Alten im Himmel“ oder „unserm Vater“ sprechen, so meinen sie damit zweifellos nur einen ihrer Vorfahren, der schon im Lande der Seligen weilt.

In ihrer Beziehung zu den geistigen Wesen unterscheiden sie nun gute und böse Geister, von denen die letzteren fortwährend das Bestreben haben, den Menschen und anderen Geschöpfen Leid zuzufügen, während die ersten sich mehr passiv verhalten. Deshalb nimmt der Indianer alles Gute, was ihm zu Theil wird, als selbstverständlich oder als das Resultat seiner eigenen Handlungsweise entgegen, betrachtet aber andererseits alles Uebel als zugleich von übelwollenden Geistern; er hat also keinen Grund, sich die Günst der guten Geister zu erwerben, wohl aber alles zu vermeiden, was die Aufmerksamkeit der Bösen auf ihn lenken könnte. Er vermeidet deshalb die Erwähnung gewisser Felsen und anderer Dinge in der Natur, den Gebrauch des fleischigen gewisser Thiere, besonders aller berer, welche im Lande nicht einschlimpf, sondern importirt sind, z. B. Ochsen, Schafe, Vögel, offenbar in der Ue, daß etwas Fremdes und Unangewöhnliches eher von einem bösen Geiste besetzt ist; im allergrößten Nothfalle würde solches Fleisch dadurch genießbar gemacht werden können, daß ein peaiman oder eine alte Frau den bösen Geist durch öfters Wasen darauf aus demselben vertreibt. Im Zusammenhang damit steht die ganz allgemeine Eitte, beim erstmaligen Passiren eines Katastrales, beim ersten Anblick eines fremden Ortes, und jedesmal, wenn man einen der später zu beschreibenden mit Stalpturen versehenen Felsen oder eigenthümlich gestalteten Berge zu Gesicht bekommt, sich rothen Pfeffer (Capicum) in die Augenlider zu reiben, um die Wüthgen der hier haufenden Geister von sich abzuwenden. Außerdem wird der Name der verhängnißvollen Stelle nicht genannt, und so in Folge der heftigen Anreizung es dem Indianer nicht möglich ist, etwas davon zu sehen, so mag er dieselben Verweggründe dabei haben,



wie der Vogel Strauß, der angeblich sich dem Jäger dadurch verbirgt, daß er seinen Kopf in den Sand steckt, um den Jäger selbst nicht zu sehen. Bei dem Versuch, Indianer zu photographiren, waren diese Oben recht stüben; sobald die Klappe des Apparates entfernt wurde, hielten sie die Hände vor ihre Augen, damit der in dem Kasten befindliche und mit seinem großen Auge aus demselben heraussehende böse Geist sie nicht sehe.

Die in Guiana verbreiteten Lehren über die Herkunft des Volkes weichen bei den verschiedenen Stämmen etwas von einander ab. Bei den Arawaks geht der Glaube, daß vor der Ersien des Menschen ein Wesen-Arabe und Rinde eines Baumes abgetrieben und am Fuß herabgeworfen habe, wobei dann ein Theil in Vögel, ein anderer, der in Wasser fiel, in Fische und die übrigen in Thiere und Menschen verwandelt wurden. Die Warraus erzählen ihre Urtagschichte anders; sie beginnen sie da, wo ihre Urstammen noch im „Himmellande“ wohnten; es verfloß eine von ihnen, ein ausgezeichneter Jäger, mehrere Tage lang einen Vogel, ohne ihn zum Schuß zu bekommen. Endlich gelang es ihm, denselben zu treffen, doch stürzte der Vogel in eine tiefe Grube und war anscheinend verloren. Als der Jäger hineinblickte, sah er tief unten Tageslicht und zu seinem Entsetzen vierfüßige Thiere herumwandeln, was ihn bewog, mit Hilfe seiner Stammesgenossen an einem langen Seile hinabzuleitern. Von hier brachte er so reichliche und wohlgeschmeckte Jagdbeute mit herauf, daß die Warraus beschloßen, einmal mit hinunter zu gehen. Ein Theil war schon unten, da blieb eine Frau, welche nach Einigen sich in anderen Umständen befand, nach Anderen überhaupt sehr torpelt war, in der engen Öffnung stecken, und obgleich man von oben und unten her Lust zu schafften versuchte, gelang es nicht, sie von der Stelle zu bewegen. So mußten die bereits herabgestiegenen Warraus unten bleiben. Die Kariben erzählen dieselbe Geschichte über ihre Herkunft mit der Modifikation, daß sie als Grund ihres Herabstiegens aus dem „Himmellande“ angeben, daß sie das Land auf der Erde hätten reinigen wollen, eine Wendung, die ihre Erklärung darin findet, daß die Warraus recht wenig, die Kariben sehr auf Kleinlichkeit halten. Sene erzählen eine weitere Geschichte über den Ursprung der Kariben. In einem Teiche badeten zwei Warrau-Weiber, als die eine davon einen aus dem Wasser hervorragenden Baumstumpf berührte; dieser umschlang sie sofort und machte sie zu seinem Weibe. Als sie nach einiger Zeit ein Kind gebar, wollten die Brüder der Frau, eifersüchtig auf die Ehre ihrer Schwester, jenes tödten, stoben jedoch von ihrem Vorhaben ab. Als nun das Kind trotzdem bald starb und die Schwester wieder auf die gleiche Weise wie das erste Mal eines Knaben genau, verbragt sie ihn, eingehend der früheren Drohungen ihrer Brüder, im Walde. Diese entbeden ihn aber und schafften Felle auf ihn ab, ohne ihn zu tödten. Der Knabe wuchs unter der Pflege seiner Mutter heran, fiel aber wieder in die Hände von deren Brüdern, die seinen Körper zerstückelten. Aus seinem Grabe erstand ein Indianer, viel mächtiger und stärker als je ein Warrau gewesen, der erste Karibe, der wie seine Nachkommen ein steter Feind der Warraus und zu ihrer jetzigen trostlosen Lage die Veranlassung war. Diese Geschichten, ferner eine Anzahl Fabeln, historische Legenden, Erlebnisse im Kriege und auf der Jagd bilden den Stoff für die Unterhaltung der Indianer unter einander, die sie, wie oben geschilbert, in ihren Hängematten liegend sowohl am Tage wie in der Nacht führen.

Unter den Lehren einer früheren Kultur sind zunächst die Malereien und Sculpturen an Felsen zu erwähnen.

Man muß bei den Indianern nicht viel von der Erinnerung an die Vorfahren erwarten; sie wissen gewöhnlich gerade noch, daß der betreffende eigene Vater ein renommierter Jäger aus Tiger, Schlangen u. s. w. war, erinnern sich aber kaum noch oder gar nicht des Großvaters. Das ist mit ein Grund, weshalb die Ueberbleibsel vergangener Zeiten bei den Indianern selbst keine genügende Erklärung finden, und so verhält es sich auch mit den erwähnten Felsen. Manche sagen, daß „Gottes Sohn“, als er auf Erden wandelte, die Malereien und Sculpturen mit seinem Finger auf den Steinen angebracht habe, offenbar eine in späterer Zeit unter dem Einfluß des Christenthums geschaffene Erklärung. Sene hebt zuerst am Orinoco darüber, daß sie von den Vorfahren aus einer Zeit stammten, wo diese in Folge Hochwassers mit ihren Booten die jetzt zum Theil unzugänglichen Stellen erreichten konnten. Die Bildwerke sind entweder mit rother Farbe gemalt oder, nach Möglichkeit mittels Steinwerkzeugen, eingekratzt oder mit Stein und Sand eingeschliffen. Es befielen aus einzelnen Figuren verschiedener Größe, in einer Hölle bis zu 13 Fuß Länge und 5½ Fuß Breite; Menschen und Affen werden oft nach einer gleichen Auffassung, wie wir sie bei unseren Kindern sehen, mit wenigen Strichen dargestellt, dann Schlangen und andere Thiere, ferner sehr einfache Kombinationen von zwei oder drei Strichen oder Kurven zu einer Figur. Wird hiervon vielerlei zusammen gefunden, so beträgt die Größe jeder einzelnen „Menschen-“ oder Thierfigur etwa 12 bis 18 Zoll. Der Hauptfundort so bearbeiteter Felsen liegt in der Nähe von Wasserfällen und Cataracten. Entgegen der Ansicht Richard Andree's (Ethnographische Parallelen und Vergleiche, Stuttgart 1878) hält G. im Thurn die in der ganzen Welt gefundenen „Steinritzungen“ nicht für das Produkt müßiger Langeweile oder des knabenhaften Strebens, sich durch Schrift und Bild zu verewigen; er glaubt vielmehr, daß sie bestimmte Vorstellungen andeuten sollen, die eben nach einem angeblichen Auge und nach simplen Begriffen geformt sind, wie dies Andree auch betreffs der in Nordamerika gefundenen Steinritzungen anzunehmen geneigt ist. Daraus, daß sich manchmal auch Schiffe von einer im 16. Jahrhundert in Europa üblichen Bauart auf den Felsen abgebildet finden, schließt G. im Thurn, daß die Sculpturen aus der Zeit nach der ersten Ankunft der Europäer stammen. Möglich ist es auch, daß dieselben einen schwachen Zusammenhang mit mexicanischer Kultur haben, da manche der Figuren in Guiana mit solchen in Mexiko gefundenen große Aehnlichkeit zeigen.

Weitere Ueberbleibsel aus der Vorzeit sind die „hell-mounds“, wörtlich Schalenhaufen; es sind diese Haufen von ungenießbaren Ueberbleibseln der Nahrung, also zunächst der Schalen von hell-fisch-Schalthiere (Kustern, Krebs etc.), dann Gräten, Thierknochen u. s. w. Dann wurden auch unbrauchbar gewordene Geräthschaften, Waffen u. a. darauf geworfen. Ein solcher Haufen war meist für eine ganze Niederlassung gemeinam und ging von der Nothwendigkeit aus, daß alle scharfen und spitzen Gegenstände, welche die bloßen Fänge der Indianer hätte verletzen können, beseitigt werden mußten. Die Größenverhältnisse der Haufen sind verschieden, der zu Watcomoori ist ungefähr 20 bis 25 Fuß tief und 130 Fuß breit, der zu Sereit, der größte bekannte, soll 250 Fuß lang, 80 Fuß breit und 20 bis 25 tief sein; den Schalenhaufen zu Viraoca hat G. im Thurn selbst auf 88 Fuß im Durchmesser bei nur 4 Fuß Tiefe bemessen, so daß dieser der kleinste bis jetzt bekannte sein würde. Sie stimmen in der Art der Anlage und ihrem Inhalte nach alle überein, und enthalten neben Schichtweise über einander liegenden Schalenmengen (meist von Neritina





Familie der Obesalschi, die doch das Gut seit Leopold I. als Geschenk dieses Kaisers besitzt, ein großes Verdienst erworben, umsonst, da sie ja dem Lande der Kunst entsprossen und aus ihrer Mitte einen Papst hatte, einen Beschützer der Religion und Kirche. Die Krenulien Mosaik sind es wohl werth, ein ehrendes Denkmal der religiösen Kunst vor dem Verfall zu bewahren und ein gottgefälliges Werk zu leben.

Mos besitzt den Ruhm einer glänzenden Vergangenheit; hier residirte der Herzog, hier war der Hof der Bischöfe von Sirmien, ein Augustiner und ein Kloster des Ordens der heiligen Klara und das schon erwähnte der Franziskaner. Unterirdische Kellern und Kellerräume zogen sich unter der Stadt dahin, in letzteren lagen viele Tausende von Eimern prächtigen Sirmiers und jetzt noch hat eine „Weingessellschaft“ dahier ihre Kellern und entfaltet ihre Thätigkeit zur Hebung der Weinkultur und zur Ausbreitung des Handels mit sirmischen Weinen.

Von den vier Kaisern, die Sirmien dem römischen Reiche schenkte, gestaltete namentlich Probus das Land zu einem Lustgarten, begünstigt durch das milde Klima und den fruchtbaren Boden. Er pflanzte auf den Hügel und Bergen Weiden, besetzte die schönen Thäler, legte die alten Eisenmauer, durchzog die Ebenen mit guten Straßen. Kein Wunder, daß die Franken beim Durchzuge im 9. Jahrhundert neben den festhalten Slaven sich niederließen. Das Land bekam nach ihnen den Namen Francavilla, Франковъгородъ, woraus „Fraska-gora“ entstand. Byzantiner folgten auf die Franken, dann die Magyaren, endlich die Türken: alles ist dahin gegangen, die Schönheit des Landes aber blieb, und Mos ist der schönsten Punkte einer. In der Umgebung, namentlich jenseits des Gebirges, wehen die Väterinnen schöne Teppiche, die Männer tragen schön angelegte „Torbas“<sup>1)</sup> und ganz methullich ausgeputzte „Kozub“<sup>2)</sup>. Die Holzschneider hier herum ist auf wenige Erzeugnisse beschränkt; die sonst eigenthümlichen Trachten weichen auch hier immer mehr fremden Elementen, worüber sich der Volkswitz in spottenden Liedern lustig macht und die Tugend der Väterinnen strast, die gerne modische Taurentracht nachahmen.

„Ajdo, care, pogodi,  
Zašto nito nerodi.  
A kako će da rodi,  
Tanika je u modi.  
Dok tuinke nije bilo,  
Žito još je uvo rođilo.“

Zu Deutsch:

Wohlan, Herr Kaiser! laßst errathen,  
Warum die Früchte nicht wachsen?  
Weil „Tanika“ den Sieg erworben,  
Die Früchte sind im Feld verborgen.  
So tang die „Tanika“ man nicht erlond,  
Da blühte auch der Weizen noch im Land.“

Die Vermischung fremder Stoffe wird ebenso zum Gegenstande der heisenden Spottlust, ein Beweis, daß noch Kern und Gefühl für Erhaltung des Einheimischen genug da wäre, wenn es nur die intelligenten Klassen verständen, ihre gefunden Sinn zu erhalten und anzuspornen; allein sehr oft trifft man gerade dort, wo man es nicht erwarten sollte, auf Gleichgültigkeit. Nicht minder

erkannt man, wenn es hier und da sogar einem katholischen Geistlichen einfällt, gegen die von Alters hergebrachten Schmuckgegenstände ganz origineller Art zu eifern, um damit die Verschwendung und Eitelkeit abzustößen. Damit wird aber der Handindustrie kein Tinnz getheilt und der Eitelkeit, die sich mit fremden Moden zu genügen sucht, der Weg nicht verlegt. Vor zwei Jahren wurde eine Ausstellung von Gegenständen der heimischen Volkshandwerk in Agram veranstaltet, zu welchem Anlasse der Professor Dr. Krivajavi durch einen Theil Sirmiens und der früheren Militärzone reiste, um zur Ausstellung zu ermuntern. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, wie viel Schönes noch an Schnitzerei und Weberei nebst Stickeri und Schlingerei producirt wird. Krivajavi beklagt mit Recht, daß man das Volk in seinem eigenthümlichen Streben zu wenig unterstütze.

Ich sagte vorhin, daß es Lieber gebe, die ihren Witz an der Einführung fremder Kleiderstoffe verschanden. Ein solches ist solches, welches sich die ausländischen Namen mündgerecht macht:

„Maca nosi sukuju od „jargara“,  
I keceljo sitna „gazinira“,  
I papucice na crvno „stiklice“  
Maco, seko, alaj jesi gizarda.“

Die Uebersetzung wäre etwa:

„Maca (Maris) trägt ein Vorchentröckchen (hier  
lind ein Schürzchen aus feinem Gazeemir,  
Füßchen mit rothen Bändern bunt.  
Maco, Schürzer, ach wie schön bist Du!“

Die Lieber werden mit weichen tönernden Stimmen gesungen und namentlich zur Zeit der Frühjahrsarbeiten, der Ernte, bei der Weinlese so unermüdlich fortgesetzt, daß sich die Sängerrinnen ganz heiser singen. Gewöhnlich hebt eine Vorsängerin, die „Pravica“ oder „Polimalka“, ein Lied an, giebt also den Ton an, und die anderen fallen entweder in harmonischen Chor oder unisono ein. Viele Lieber haben harmonische Takte, die dann sehr oft unisono und in sehr gedehnten Noten endigen. Diese Gesänge haben, namentlich aus der Ferne gehört, etwas so Eigenthümliches, daß sie im Zuhörer ein wehmüthiges Gefühl nachrufen. Die „Pravica“ hat gewöhnlich die kräftigste Stimme und nennt die Takte genau. Ihre Rechte wird oft rauh, wenn sie spricht; sobald sie aber zu singen beginnt, verliert sie diese Rauhheit.

Die Mädchen sind heiter, gesprächig und manche geben so treffende, auch satirische Antworten, daß er an solche Dinge nicht gewohnte Zuhörer verblüfft drein sieht, wenn ihn ein einfaches Bauerntöckchen an Weisheit überfließt. Es giebt ihrer viele sehr stolze darunter, die durch ihr widerwilliges und selbstbewusstes Benehmen imponiren.

Eine Schar, die außerhalb Mos im Felde beisammen stand, sang unter Melächier:

„Meni moje gorore,  
Ja će prodas volore,  
Da mi kupe tri tuniko  
I suknja u cviklo.“

Ich will's verstehen, die des Ausdrucks wegen etwas schwierige Uebersetzung in solchen Reimen wieder zu geben:

Meine Leute sagen mir:  
Unre Oehlen verkaufen wir;  
Drei Tuniken sollst du haben  
Und ein Zwieliedchen tragen.“

Jenseit der bei Mos schon ansehnlich hohen „Fraska-gora“ giebt es in einigen Orten reiche Häuser. Mit dem Reichtum, wie natürlich, ist auch die Frivolität verbunden, und die Mädchen, deren Eltern vermögend sind, tragen mit

<sup>1)</sup> Torba ist die an einem Tragbunde oder Riemen über die Schulter getragene Ledertasche oder gefüllte Seiten Tasche zur Aufbewahrung von Brot, Speis, Wasser, Salzsaß, Stahl und Sander etc., die nie abgelegt wird.

<sup>2)</sup> Kozub, ein prägelkürtes, ledernes, einer Weste ähnliches Kleidungsstück, vorn mit Schnüren, hinten mit Lederreßten, Spiegelknöpfen oder Knöpfen besetzt.

Gold gestickte Gewänder, Stajacke, und stolz sagen sie, daß es sie im Golde fröde. Wie überall in Slavonien, tanzt auch hier der Einheimische bei Kirchweihfesten und Nächten das Kolo, das sich übrigens in Bezug auf die Kunst und die Schrittwiese von den Koloarten Ober-Slavoniens etwas unterscheidet. Die ungarischen Kolonisten in Zib, Tovanitz und Erdvit wozeln, pflanzen und hopfen Marzka unter schmetternden Trompetentönen. Eine Hinterlassenschaft aus der Zeit der Türkenherrschaft sind viele Namen von Gerathschaften, Eigentümern des Volkes; aber die Kunst aus vegetabilischen Stoffen die schönsten Sachen zum Färben der Wölle zu gewinnen und die reichsten Zusammenstellungen derselben beim Weben und Sticken zu erfinden. Die Güte des Bodens bringt es mit sich, daß neben Mais, Hirse und Bohnen der beste Weizen wächst und bei einigem Fleiß die geringe Mülhe reichlich lohnt.

Eine Gesellschaft der „Tamburaši“ aus Vukovar fand sich am letzten Tage meines Verweilens in Mos in der „Kavana“ ein und producirte sich in Spiel und Gesang. Obgleich die „Tambura“ ein Instrument mit Drahtbäuden für die Griffe wie an der Gitarre und vier Metallsaiten, und ihrer Konstruktion nach zwischen Zither und Gitarre stehend, da die Saiten mit einem Kleiderstückchen und schnell vibrierender Hand geschlagen werden, ein nur unvollkommenes Musikwerkzeug ist, so kann man nicht leugnen, daß es diese Gesellschaft zu einem hübschen Grade von Kunstfertigkeit gebracht hat und mittels ihrer in allen Ortschaften vorhandenen 12 Instrumente, deren Völle aus riesigen Gitarren mit Drahtsaiten bestehen, recht anziehend zu spielen versteht.

Die Pieder, die sie hier und da einsammelten, sind zum Theil bekannte Volks-, zum Theil Originallieder, die einem oder dem andern gelangen. Hier wurde mir wieder ein Lied in Erinnerung gebracht, das ich schon in früheren Jahren oft gesungen und deshalb anziehend, weil es mit merkwürdiger Schärfe die einzelnen Städte und das daraus Auffallende charakterisirt. Ich werde der Kürze halber nur einige der Strophen in der Uebersetzung wiedergeben, da dies genügen wird, den satirischen Sinn desselben zu verdeutlichen.

Von dessen Verständnisse wegen will ich im vorherein bemerken, daß Eßeg immer eine große Garnison und in den Glacis schöne Wiesen hat; Vinkovci und Mitrovica waren die Staborte des Bruders und Peterwardener Regiments, in denen des Militärs halber viel Deutsch gesprochen wurde. Es spricht ein Sohn zu seiner Mutter:

„Kalt sich facht der Apfel schon,  
Mutter, freien will dein Sohn;  
Reine nehm ich aus der Stadt,  
Kuch das Dorf noch Mädchen hat.“

Esäberinnen, laßt uns la!  
Eilen nicht zur Arbeit, he!  
Mästen nur und jieren sich,  
Thun dazu gar jämmerlich.“

Offen's Mädchen Größer mäßt  
Im Solbaten in Troner geh!  
Größer machst weis und brav,  
Kur Solbaten liebt die Maid.“

Problemb spricht in Vinkovci  
Sieben deutliche Worte sie,  
„Meine Mutter, gib mir Brot  
Leiden will ich keine Noth.“

Mitrovica, ehnes Feind,  
Gut ist keine Mädchenwelt,  
Jede heilig glaubt zu sein,  
Liebt sie ein Adeltlein u. c.“

Von Mos ließ ich meine Tasche die steilen Treppen bergab durch die untere Gasse bis ans Donauufer tragen und setzte mittels Dampfähre ans jenseitige Ufer nach Balanta über, um den Dampfer zu erwarten, der mich nach Cerevic bringen sollte. An allen durch Berge belebten Orten von Vukovar abwärts traf ich die sehr bequeme und nützliche Einrichtung der Dampfähren, die schnell und gefahrlos die schwer beladenen Wagen hinüber setzen, wodurch viel Zeit, Mühe und auch Gefahr bei hohem Wasserstande oder bei heftigem Winde erspart wird.

Die Dampfähre ermöglicht eine größere Anzahl von Fußwercen zu gleicher Zeit anzukommen, und können Unglücksfälle in Folge der Unruhe der Fußgänger nicht leicht vorkommen. In sehr kurzer Zeit erreicht man Cerevic. Vom Schiffe bis zur Agentur sind 20 Schritte und die genügten, um mich dem strömenden Regen genüßlich durchzuwässern zu lassen. Bei dieser Gelegenheit konnte ich wahrnehmen, mit welcher Gewalt die Wasser aus den hinter den Häusern aufsteigenden Bergen hergeschossen, die Gassen überschwemmten und sich in die Donau hinab verlor. Eine Viertelstunde nach dem gewaltigen Regen war alles wieder wie zuvor, bis auf den Rest, der sich gebildet hatte. Der Ort ist wohlhabend, hat schöne Weingärten, eine katholische Kirche, die bis auf das etwas verfallene, gemauerte Thurmstück in nichts sich untersehelet von den schablonenmäßigen Kirchenbauten, die unter Maria Theresia in vielen Orten im Lande entstanden.

An der griechisch-orientalischen Kirche fällt ein hübscher schlanter, mit durchbrochenem Giebel gezielter Thurm auf. Cerevic hieß einst Cereuty; doch ist bis auf den Namen „grab“ eines Weinberges, wo die Feste stand, von dieser nichts mehr da. Ich fand eine rühmliche Inschriftentafel in die Kirchenmauer eingemauert, aus der ich, da sie sehr beschädigt und nicht mehr recht leserlich ist, bloß die Worte MIL COH II ALPINOR.M EX ANN IIX S.PEN zusammenlesen konnte. Ausgefallene Buchstaben habe ich hier mit Punkten angedeutet. Eine zweite Tafel betrifft eine Kirchenruine, die dritte ist gar nicht mehr zu lesen.

Die Gasse von Cerevic nach Kamenica ist eine sehr hübsche. Links hat man die Donau in etwas tieferem Niveau als die Straße, davor liegen herrliche Maisfelder, deren viele Eigentum des Klosters Ratovae, reichs üppige, zahlreiche Weingärten und eine reiche Vegetation, welche alle nicht kultivierten Hügel bis hoch hinauf überwuchert. Vorn gegen Osten liegt auf hohem Hügel Kamenica und darüber ragen erst und massenhaft die Festungsmauern von Peterwardein, tiefer unten die Thürme von Neufab.

Mein Weg führte mich vorerst ins Gebirge hinein, dem vorher erwähnten Kloster zu. Der Weg dahin beginnt zuerst eben, macht dann zwei nicht bedeutende Steigungen. Man kommt zwischen Hügel hinein, die alle Obstkärten und Weinreben tragen, ein reizender Anblick. Kur die hoch emporragenden Spitzen der Fruška-gora hinter dem Kloster sind mit schönem Walde besanden. An dem untermelnden Rache Ratovae vorbei kommt man bald dem Kloster näher, und unvermuthet ragt aus dunkeln Grün der weiße Thurm mit dem glänzenden Goldschmucke am rothen Kupferdache hervor.

Das Kloster ist stockhoch, außen und innen sehr rein und einladend, und wird von dem Vorsteher, hier einem Archimandriten, und drei Kaludjiri bewohnt, denen auch die Pfarreierschaft der Grundherrschaft obliegt. Ich wurde vom Vorsteher, einem schönen Greise, zwar freundlich, doch etwas erstaunt empfangen und gefragt, ob ich die Erlaub-

nig zum Zeichen des Klosters und zur Nachfrage um dessen Geschichte dem Patriarchen eingeholt hätte. Als ich bewies, daß ich zum Zeichen keine Erlaubniß brauche und auch um seine Geheimnisse des Klosters frage, sondern nur allgemeine Daten über dessen Entstehung wünsche, rief er mir bereitwillig einen der Brüder herbei. Dieser vernahm zwar den Befehl, das Buch der Brüder, Bratoku Knjiga, also die laufenden Annalen, zu holen, kam aber bald mit der Auerde zurück, er könne es nicht finden, indem es verlegt sei. Zugleich nannte er mir einen Kalender, in dem ich finden könne, was ich brauche, auch sei der Pöhrer Zivan Milosevic bewandert in der Klostergeschichte. Ich wußte wohl, daß nur höchst wahrscheinlich Mißtrauen den Bruder bewogen habe, mit Ausflüchten herauszurücken. Die Gründung des Klosters fällt etwa in den Beginn des 15. Jahrhunderts.

Was die Klöster Sirmiens im Allgemeinen anlangt, sei hier in gedrängter Fassung gesagt. Von der Geschichte derselben werde ich gelegentlich und zwar nur von den wichtigsten Einiges, so weit es interessieren dürfte, kurz erzählen.

Sirmien hat 13 Mönchsklöster, von denen zwei an der Nordseite, zehn an der Südseite der Fruška-gora und eines, Jemel, in der Nähe der Save liegt. In Folge dessen nennt man die Fruška-gora ebenfalls „Kloos“. Alle sind dem Patriarchen zu Karlovac untergeordnet. Einst war die Zahl der Brüder in den Klöstern viel größer als jetzt. Noch zu Anfang des Jahrhunderts z. B. betrug sie in Sirmien 113, fiel aber wenige Jahre darauf auf 96. Seitdem ist die Zahl noch viel geringer geworden. Karlovac hatte beispielsweise noch im Jahre 1819 zehn Mönche, jetzt nur vier, den Archimandriten mit eingerechnet. So wechselt der Stand in den übrigen zwischen drei bis vier, auch fünf. Die Vorstände kann man süßlich als die Herren und Eigenthümer, die untergeordneten Mönche aber als deren Bediente bezeichnen. Sie bewirtschaften und verwalten die zum Kloster gehörigen Gründe und Besitzungen, deren jedes Kloster mehr oder minder hat, nebst einem zu jedem derselben gehörigen Dorfe „Prnjavor“. Die Einkünfte müßten nach den Ausweisen des Verbrauches einem alten Gesetze nach an den Nationalfond zu Karlovac abgeliefert werden. Nun, die Sache nimmt man nicht so genau. Viele Fremde und Gäste überlaufen die Klöster und die Einkünfte und Ausgaben zeigen kleine Unterschiede. Die Klöster liegen alle sehr lieblich in den Thälern, in halbschattiger Entfernung von den Straßen, an rauschenden Bächen, überragt von den waldigen Gipfeln des Gebirges, umgeben von üppiger Vegetation, Obst- und Weintrauben, und stehen von jeher im Rufe großer Gastfreundschaft, — kein Wunder, daß immer Gäste da sind. Im Uebrigen speisen die Vorstände, welche in Kaloec, Siedatava, Opovo, Orgetag und Krusodol Archimandriten, in Ravanica, Bočin, Ruveidin, Privojavlava, Bečenovo, Jemel, Kemete, Jazaj oder Igumani sind, gewöhnlich für sich allein und geben jedem Mönche nur etwa 50 Fl. jährlich. Die Vorstände haben mehrere schöne Wohnzimmer mit guter und sogar eleganter Einrichtung, die Mönche kleine Zellen, sondern hübsche Wohnzimmer, in denen es sich gemüthlich und freundlich leben läßt. Die Vorstände sind gekleidet und geleitet als die Mönche, haben Gymnasien besetzt, zum Theil auch

juristische Studien gemacht, und aus ihnen werden die Bischöfe rekrutirt.

Da die griechischen Mönche nach den Institutionen des heiligen Basilus (370 Bischof in Caesarea) leben sollten und früher auch wirklich lebten, so sind die Ordensregeln sehr strenge. Jetzt natürlich hat auch in mancher Beziehung die alles umgestaltende Zeit daran viel gelodert. Früher kosteten die Mönche nie Fleisch, bis der Erzbischof Jovo Georgievic, ein aufgeweckter und freier denkender Mann um 1770, begann, außer der Fastenzeit Fleisch zu genießen. Alle Mönche unterscheiden sich von den Weltgeistlichen durch die Kapa, eine cylindrische hohe Mütze, an der die Kamilaava, ein von der Mütze aus über die Schultern sich ausbreitender, schwarzer Tuchlappen befestigt ist.

Das Klosterleben scheint übrigens eine ausgebreitete Thätigkeit zu beanspruchen. So hat beispielsweise der „Kamjesnit“ oder Stellvertreter des Vorstandes, sofern es durch den Personalstand möglich ist, ein solches Amt zu schaffen, vollauf zu thun, die zum Kloster gehörigen Gebäude im Stande zu erhalten, die Rechnung zu führen, selbe den Brüdern zur Durchsicht fertig zu unterbreiten, um sie an das Konfessorium abgeben zu können. Er muß die ganze Wirtschaft führen, indem er die Oberaufsicht hat, im gegebenen Falle aber Gärten, Felder, Wälder, Wiesen und Ackerkulturen selbst bearbeiten läßt. Der „Duhoval“, Seelsorger, hört die Beichte theils im Kloster selbst, theils in den Drikschaften. Ein „Djalon“ dient zum Unterrichte der Jugend und verrichtet leichtere liturgische Dienste. Er kann auch die Stelle des Erzbischofs vertreten, indem er die Bücher in der Kirche bewahrt, die Kirchenreinigung zu beaufsichtigen hat und die Mönche zum Gebete zusammenruft. Letzteres geschieht mittels eines an beiden Schultern aufgehängten, tönenden Bells, worauf er schlägt. Da dies auch oft des Nachts geschieht, so sind die Mönche zu verschiedenen Tages- und Nachtzeiten im Gebete begriffen. Die kirchlichen Funktionen dauern alle lange. Vor der Besuch des Bischofs oder des Patriarchen bringt in die Regelmäßigkeit des Alltäglichen auch noch die Strenge des ernstesten Dienstes. Ein Glüd für die Klöster ist es, daß sie beglückt sind, denn in dieser realistischen Zeit ist selbst der sonst äufferst bigotte Griede weniger freigebig. Die Dörfer, die an die Klöster haften und zu ihnen gehören, Prnjavor, wie oben gesagt, entsanden allgemach aus den Wohnungen der Klosterbedienten, denen man sie außerhalb des Klosters amwies. Dazu kamen aus Serbien eingewanderte Glaubensgenossen. Diese Dörfer zählten bis zum Jahre 1751 gar keine Steuern oder trugen sonstige Lasten. Unter Maria Theresia befreiten sie sich durch Erlegung von 600 Fl. von dem im Jahre 1751 über sie verhängten Beitrage in die „Sirmier Domestical-Cassa“, wurden jedoch schließlich wie alle anderen Unterthanen behandelt. Versuche, die Klöster nach andern als dem von Alters hergebrachten Gebrauche zu regeln, die inneren Institutionen zu ändern, die Anzahl derselben zu vermindern, scheiterten, obgleich von 1772 bis 1778 mehrmals wiederholt, an der Ausdauer, mit der dagegen gekämpft wurde, gänzlich. Schließlich blieb noch zu bemerken, daß die Klöster als Zufluchtsstätten gegen die hereinbrechenden Türken betrachtet, daher sehr fest und in den Thälern versteckt gebaut wurden. Die Kirchen sind alle im byzantinischen Stil gehalten.

## Die Vogelneßhöhlen von Gomanton auf Nord-Borneo.

Im „North Borneo Herald“ vom 1. März findet sich eine Schilderung der Vogelneßer und Guanolager enthaltenden Gomantonhöhlen am Kinabatangan-Flusse und in der Nähe von Malapi und Sandakan, welche folgende interessante Einzelheiten enthält:

Der sogenannte „Simud Putih“ (weißer Eingang) am Gomantonberge liegt ungefähr 600 Fuß über dem Meeresspiegel, ist ca. 30 Fuß hoch und 50 Fuß breit und führt zu den hauptsächlichsten Vogelneßhöhlen. Das Ersteigen des Gomantonspfels, der wohl 1000 Fuß absolute Höhe hat, ist nicht ohne Schwierigkeit, da der Berg zuweilen sehr steil, ja fast senkrecht abfällt. Auf dem Gipfel befindet sich ein schmales Loch, unter welchem in einer Tiefe von 850 Fuß die Simud Putih-Höhlen liegen. Die Eingeborenen bedienen sich der Leiter aus Kottan, welche sie oben am Loch festmachen und woran sie nach unten steigen, um sich der Nester zu bemächtigen. Es ist dies selbstverständlich ein höchst gefährliches Unternehmen und tünkt dem Europäer unmöglich, wenn er das primitive Material sieht, womit gearbeitet wird.

Wenn man von unten her sich in die Simud Putih-Höhlen begibt, so hat man zunächst eine unter einem Winkel von 25° abfallende Fläche zu passieren, die in eine ungeheure Höhle, an die mehrere kleinere fließen, führt. Alle Höhlen tragen inländische Namen. Gleich am Eingange in die Haupthöhle befindet sich ein großes Loch oder besser ein Abgrund, der noch nicht erforscht ist und, wie man annimmt, nach der Simud Itam- (schwarzer Eingang) Höhle führt, die sich tief unten hinzieht. Oben in den Seitenhöhlen liegt brauchbarer Guano, es ist aber Guano von den Schwalben, der demjenigen der Fledermäuse an Werth nachsteht. Er liegt hier weit über 5 Fuß tief, ist jedoch schwierig herauszuschaffen, da man ihn erst nach oben zum Simud Putih-Eingang und von da wieder 400 Fuß tief zum Flusse zu bringen hätte. Einfacher wäre es, ihn nach unten in die vorgenannte Simud Itam-Höhle zu schaffen, weil diese mit dem Flusse auf einer Höhe liegt.

Sobald der Abend einbricht, kann man von der Simud Putih-Höhle aus ein eigenthümliches Schauspiel genießen. Tief unten vernimmt man ein Säusen und Rischen gleich dem entweichenden Dampf einer Maschine; es sind die Fledermäuse, welche die Simud Itam-Höhle verlassen, um ihre nächtlichen Streifzüge nach Nahrung zu unternehmen. Ihr Flug ist ungemein gewandt und rasch, sie erheben sich in dichten Massen in spiralförmigen Windungen bis zu einer gewissen Höhe, dann löst sich ein beträchtlicher Theil ab, beschreibt einen regelrechten Kreis und wendet sich darauf im jähen Sturze der See zu. Andere wieder steigen,

in kreisförmiger Bewegung bleibend, höher und höher, um schließlich ebenfalls dem Meere zuzueilten. Während die Fledermäuse also ihre Wohnstätten verlassen, ziehen über ihnen Troadler ihre majestätischen Kreise, um plötzlich nach einem Nachzügler oder einer feindwärts fliegenden Fledermaus zu stoßen. Man annähernd einen Begriff von der Anzahl der Fledermäuse, beziehungsweise dem vorhandenen Mist zu geben, sei erwähnt, daß nach gemachten Beobachtungen der Ausflug etwa um 5 Uhr Nachmittags beginnt und 10 Minuten vor 6 Uhr, also nach 50 Minuten, einigt, in welcher Zeit fortwährend dichte Massen herauskommen.

Es möchte fast scheinen, als ob diese beiden Bewohner der Höhlen, die Fledermaus und die Schwalbe, ein Abkommen getroffen haben, um sich nicht gegenseitig im Wehen resp. Kommen zu stören. Genau nachdem die letzten Schwärme Fledermäuse angefliegen sind, kehren die Schwalben zurück und umgekehrt. Uebrigens fliegen die Schwalben nicht in der bei den Fledermäusen beobachteten Ordnung, indem sie die ganze Nacht durch in kleinen Trupps heimkehren.

Die Ansicht, daß diese ungeheuren Höhlen einstens, als der Gomantonhügel und seine Umgebung noch unter Wasser standen, durch das Meerwasser allmählich ausgewaschen worden sind, scheint durch den Umstand ihre Bestätigung zu finden, daß in einer Höhe von 500 Fuß über der See Korallenansätze, versteinerte Stenopusfische u. s. w. gefunden werden.

Der Simud Itam liegt, wie bereits bemerkt, auf gleicher Höhe mit dem Flußufer und hat eine prachtvolle Wohnung von ca. 250 Fuß Höhe und 100 Fuß Breite, welche in eine große, luftige Kammer anelastet. Hier findet man enorme Mengen von Fledermausguano, er liegt dort mindestens 50 Fuß tief. Proben dieses besten Guano wurden auf 8 bis 15 Pfd. St. die Tonne geschätzt. Die Höhle ist zwar nach ihrer Breite noch nicht erforscht, aber man darf unbedingt annehmen, daß sie sich sehr weit nach innen erstreckt und daß sie viele Schiffsladungen dieses werthvollen Artikels liefert. Da der Sapugavassag, welcher nur 12 Meilen unterhalb in die Mündung von Sandakan mündet, dicht an den Simud Itam tritt, so steht der Ausbeutung der unteren Höhle kein Hinderniß entgegen.

Wie bekannt, sind die Gomantonhöhlen mit ihren Schätzen an Guano Eigenthum der englischen Nord-Borneo-Gesellschaft, deren jährliche Einnahme aus diesem Handelsartikel auf 25 000 Pfd. St. berechnet wird<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Man wird sich erinnern, daß von Overbeed seiner Zeit erst mit dem Deutschen Reich wegen Erwerbs der Niederlassungen im nördlichen Borneo unterhandelt hat.

## Aus allen Erdtheilen.

### Europa.

— Der 1892 an dem Georgenstage in Halle gefasste Bescheid, die deutsch-lateinischen Studien nachdrücklich und systematisch zu betreiben, beginnt bereits Früchte zu tragen. Mit Unterstützung der Geographischen Gesellschaft

in Halle versendet jetzt Dr. Radwicz und Lehrer R. Meyer in Nordhausen Fragebogen zur Erforschung tscheringischer Volksart, welche auf Ort, Feldflur, Tracht, Sitte und Brauch Bezug nehmen und deren Umkreis die Herstellung einer Gaultarte von ganz Thüringen

ist. Dieselbe soll aus sechs Blättern bestehen und enthalten: alle bestehenden Dörfer und die Wohnungen, die Gauen und Gemarkungen, Dialektgrenzen und Grenzen der Festung, alle Festungen, Klöster, Pässe und Burgen, Dingplätze, vorhistorische Burgen, Kultusstätten, bevölkerungsvolle Ländereien und Namen, sowie die Flussnamen in alter und neuer Form. Der erläuternde Text dazu wird eine Zusammenstellung bieten der Orte nach ihren Namensendungen und zwar mit ihrem im Laufe der Jahrhunderte wechselnden Formen nach Jahreszahlen in verständlichem Beleg, die Orte mit blüthlicher und wendlicher Bevölkerung und die unruhlichen Begründungen für Gauen, Gauen und Dialektgrenzen, Heerstrassen, Dingplätze u. v. m. Endlich sollen die Resultate sämtlicher Gausarten in einer Generalkarte zusammengefasst werden, welche die Grenzen der Gauen, Dialekte und Festungen, die alten Heerstrassen und sämtliche bestehenden und untergegangenen Ortschaften zur Darstellung bringen wird. Jenen Fragebogen mit Erläuterungen und einer Karte der unteren Cent des hiesigen Helmegeaus von Karl Meyer als Probe hat kürzlich Dr. Kadowitz unter dem Titel „Zur Vorkunde von Thüringen, insbesondere des Helmegeaus“ (Halle a. S., Taubig und Große) veröffentlicht. Möge das Schriftchen seiner guten Sache recht viele Freunde werden!

### A f i e n .

— A. Marche, welcher 1874–75 den Marquis de Compigne nach dem Ogowe, 1876–77 die Brazza nach dem Congo begleitete und 1880 im Auftrage des französischen Unterrichtsministers die Insel Luzon bereiste — eine Reise, über welche der „Globus“ demnach zu berichten anfangen wird — ist im Jahre 1883 wiederum nach den Philippinen gegangen, wo er die bisher wenig bekannte langgestreckte Insel Paragua oder Palawan und eine Anzahl kleiner benachbarter Eilande untersuchte. Dieselbe zieht sich von Nordost nach Südwest ca. 450 km weit hin und ist nur 50 km breit, wird der Länge nach von einer aufsteigend nicht sehr hohen (140 m), waldbedeckten Bergkette durchzogen und ist von vier verschiedenen, fast ganz in wildem Zustande lebenden Stämmen, Malaien, Tagbanuanen, Battal und Negritos, bewohnt. Die Malaien bewohnen hauptsächlich den Süden der Insel und die Westküste. Die Tagbanuanen, welche ihrem Kern nach zur malaischen Rasse zu gehören scheinen, sind über die ganze Insel zerstreut, sitzen aber vornehmlich auf den kleinen Inseln an der Westküste; sie bezahlen dem Sultan von Sulu Tribut und sind behnig den Befehlen malaischer Piraten ausgesetzt, welche ihnen ihre geringe Habe mit Gewalt nehmen, wenn sie sie nicht freiwillig abgeben. Sie haben keine Art von Religion und besitzen keine Feste, glauben aber, daß Menschen, die bei Lebzeiten gegen ihre Nachbarn gut waren, als höhere Wesen fortleben, während Böse nach ihrem Tode für immer todt sind. Die Battals, welche nur im gebirgigen Innern der Insel leben, sind von dunklerer Hautfarbe als die Tagbanuanen, fast schwarz, und haben krause Haare. Sie sollen nie in ihren Hütten schlafen, sondern dieselben nur momentan als Obdach benutzen; ihre Schurze verfertigen sie aus der Rinde des Ficus. Die Negritos oder Aetas scheinen Rassenformen der Ureinwohner des Archipels zu sein; sie sind schwarz, klein, unterlegt und

äußert beweglich. Sonderbar gefaltete Gegenstände werden von ihnen angeboten; sobald sie einen solchen finden, machen sie ihn in Folge ihrer lebhaften Einbildungskraft zum Gegenstande eines neuen Kultus. Für ihre Todten zeigen sie große Verehrung; mehrere Jahre lang legen sie auf die Gräber Betel und Tabak, sowie Vögel und Fische, weil sie glauben, daß die Todten Nachts herauskommen und im Walde jagen. Sie leben in großen Familien von 60 bis 80 Personen ohne feste Wohnsitze und wechseln ihren Aufenthalt je nach der Menge des Wildes, zu dessen Erlegung sie sich des Vogels mit außerordentlicher Geschicklichkeit bedienen.

Hauptstadt der Insel ist jetzt die spanische Militärsolonie Puerto Princesa an der Küste, wo ein Gouverneur, etwa zehn Officiere (darunter zwei Aerzte) und zwei Maonenboote stationirt sind. Die Bewohner sind meist Deportirte von Luzon und Mindanao. Der alte im Norden der Insel gelegene Hauptort Taylay ist fast ganz verlassen. — Die auf Paragua hausende Vogelwelt besteht zur einen Hälfte aus Vögeln der malaischen Inseln, zur andern aus solchen Luzons; Marche hat bereits über 110 Species Vögel, darunter 62 neue, und an Säugethiere, welche besser als auf den Philippinen vertreten sind, über 40 Species, darunter 17 neue, gesammelt. Nach den letzten Nachrichten gedachte er von Taylay aus den Norden der Insel zu untersuchen.

— Die in St. Petersburg bestehende Kommission zur Neuordnung der Verwaltung des Generalgouvernements Turkestan hat sich über die territoriale Einteilung desselben schlüssig gemacht. Es wird das Generalgouvernement in zwei „Gebiete“ getheilt. Das nördliche Gebiet ist das des Sur-Daria, das südliche das von Tschirchik. An letzteres angelehnt, aber mit selbständiger Verwaltung, wird ein „Amu-Daria-Bezirg“ organisiert. Der Sitz des Generalgouvernements bleibt Tashkent. Das Sur-Daria-Gebiet umfaßt 324 000 Quadratrussen und enthält 628 655 Einwohner, darunter nur 56 305 mit festen Wohnsitzen, die übrigen Nomaden. Das Tschirchik-Gebiet hat einen Flächenraum von 174 859 Quadratrussen und wird von 1 641 350 Einwohnern bewohnt, von denen 219 815 zur Nomadenbevölkerung gezählt werden. Das Sur-Daria-Gebiet wird in die vier Kreise von Kaskinzel, Perowsk, Tschirchik und Aulicats zerlegt; das Tschirchik-Gebiet umfaßt die neun Kreise Tashkent, Ghodschent, Tshiblat, Samarland, Katta-Kargan, Kofand, Margellan, Ramangan und Dsch. Der Sitz der Verwaltung des Amu-Daria-Bezirgs ist Fort Alexandrowsk am unteren Amu-Daria.

— Dr. Reis ist es nicht gelungen, von Kuang Prabang am Mekong nach Tongking vorzudringen (vgl. „Globus“, Bd. 45, S. 159), sondern ist im April dieses Jahres nach Bangkok, der Hauptstadt Siams, zurückgekehrt, nachdem er mehrere Flüsse, welche nördlich von Kuang-Prabang in den Mekong münden, erforscht hat. Zur Rückkehr hat ihn einerseits der absolute Mangel an Mitteln gezwungen, andererseits ein Einfall der Siamen. Es sind das chinesische Banden, welche seit etwa zehn Jahren in Folge der Ueberbevölkerung und des Elends im südlichen China von dort auswandern und in immer steigender Menge weiter und weiter nach Süden in die winterliche Halbinsel vordringen.

— Zur Erforschung des Weges von Suachara nach Meru über Tschardshub sind zwei Officiere entsendet worden, denen die Forschungsreise die Regel angefallen hat. Dieselben sollen auf einem andern Wege über Burdshah nach Suachara zurückkehren.

Inhalt: Aus Dr. J. Kantan's Reise auf den Philippinen. II. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — Unter den Indianern von Guiana. II. (Schluß.) — Ernst Kramberger: Reise von Ussig durch einen Theil Siernens. IV. — Die Vogelwelt von Gomastan auf Nord-Vernoo. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Arien. — (Schluß der Redaktion: 21. Juni 1884.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Unterstraße 11, III Et.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



# *Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.*

**Band XLVI.**



**N<sup>o</sup> 3.**

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

**Dr. Richard Kiepert.**

**Braunschweig**

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

**1884.**

## **Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.**

### **III.**

Der kranke Koch Apollonio wurde von den beiden Franzosen mit Beihilfe eines Mediquillo, d. h. eines eingeborenen Kurpfuschers, bald hergestellt und da damit der Glaube der Nicols an die Strafen der Geister etwas erschüttert war, so rüstete man sich zu einer neuen Fahrt, da man in Erfahrung gebracht hatte, daß eine zweite Grabhöhle zu finden wäre. Die Reisenden brachen zu Pferde auf; die Straße, welche Legaspi mit Vibog verbindet, verfolgend. Der Weg führte durch eine schöne, fruchtbare Landschaft, die nur an einer Stelle von der verderblichen Thätigkeit des Vulkans Mayon Zeugnis ablegte: Ruinen von zerstörten Hütten, ein aschenhaltiger Boden und Parabolische wurden in dem Aschenrindenschicht bemerkbar. Wie in allen spanischen Kolonien war die Zahl der Wüsten eine spärliche, doch war das Bett jener Wasserläufe, welche die Straße durchkreuzten, leicht zu durchwaten. In Vibog wurde Halt gemacht; es ist dies ein netter kleiner Ort mit kleinerer Kirche, Platte und Rathhaus (Tribunal), welche Bauten den Hauptplatz umgeben, von dem aus die von Palmen, Bambus und Kalabäumen beschatteten und eingetragenen Straßen auslaufen. Es war die Zeit der Erntemasse, als die Reisenden hier ankamen, um einen Führer zu suchen; so sahen sie die Nicolweiber mit ihren Pantoffeln zur Kirche schiffen, indess der Gefolge aufgetrieben wurde. Es war dies ein Cuadrillero; auf den Philippinen steht nämlich dem Municipio eines jeden Pueblo eine gewisse Anzahl von Milizsoldaten, welche Cuadrilleros genannt werden, zur Bewachung des Gefängnisses, zur Gefortirung der Verbrecher und zu Polizeizwecken zur Verfügung. Jeden Mann trifft einmal wenigstens die Reihe, unter die Cu-

adrilleros zu treten, für welche Dienstleistung er keinen Sold, sondern nur Steuerfreiheit erhält. Von einer Uniform ist auch keine Rede, und so präsentierte sich der erscheinene Führer zwar beritten, aber nur mit Hosen und Hut (dem sogenannten Salaco) bekleidet. Sein Pferd wurde nur mit der Halfter gelenkt und der Sattel entbehrte des Gurtens; trotzdem tummelte der Cuadrillero seinen Gaul in allen Ganganarten herum und erwies sich als ein fester Reiter. Man verließ nun die gebahnte Straße und schlug den Weg zwischen Reisfeldern und Bananenpflanzungen ein. Ueberall herrschte Wohlhabenheit, wie man dies hier aus der Zahl der Büffel und der auf die Erhaltung der Hütten verwendeten Sorgfalt allein schließen kann, denn weder Möbel, noch Wäpche und Küche sind in diesem Lande die Anzeichen des Reichthums. Dächelns im Gefirnne, das mitunter sehr kostbar ist, steckt viel Geld. Die Hütten selbst ruhen auf Pfeilern, etwa mannsbisch über dem Erdboden; Wände und Dachsparren sind von Bambusrohr, das Dach ist entweder mit den Blättern der Palme (Nipa fruticans Thunb.) oder mit dem schon erwähnten Cogongras gedeckt. Die Thüren und Fenster werden mit Matten, welche aus denselben Materialien wie das Dach hergestellt sind, geschlossen. Am gesaunten Ban wird man vergebens auch nur nach einem einzigen Eisenbestandtheile suchen; alle Verbindung wird mittels Notang (Sejucio in den Philippinen genannt) hergestellt. Die Hütte umfaßt gewöhnlich nur ein einziges Zimmer. Der elastische Ban zeigt besonders bei Erdbeben eine große Widerstandskraft oder vielmehr Elasticität, und dies ist in einem so erdbebenreichen Lande, wie es Süd-Luzon ist, von großer Wichtigkeit. Der Anblick der lachen-



den Landschaft wurde den Reisenden bald durch einen strömenden Regen entzogen, der nicht euben wollte, so daß Montano sich entschließen mußte, unter einer Einfluth nach dem Weiler S. Pedro weiter zu traben. Hier schiffte man sich ein, um Sula zu erreichen. Da der Regen inzwischen aufgehört hatte, so konnte Montano während der Fahrt mit Auge die zahlreichen, von dichter Vegetation bedeckten Inselchen betrachten, welche aus dem Meere emporsteigen und von zahlreichen Nadeln von Affen und Nashornvögeln belebt sind.

Sula selbst ist ein kleiner Weiler, der nur aus wenigen Hütten sich zusammensetzt, welche sich unter Bäumen verlieren; sein Unterplaz ist aber von großer Wichtigkeit, da er bei scharfem Ost vollkommene Sicherheit

gewährt. Hier erfahrt man, daß in der That eine andere Grabhöhle noch existire, und zwar auf derselben Insel Sagoratan, wo man bereits mit Erfolg gearbeitet hatte. So segelte Montano wieder nach jenem Gilande hinüber, wo man an der Punta Sula einen ca. 30 m hohen Kalkfelsen fand, in welchem in bedeutender Höhe über dem Boden sich die gesuchte Grotte fand. Vorsprünge, sowie die herabhängenden Zweige des Balete (*Ficus indica*) und die Beihülfe der Diener ermöglichten das Erreichen des erschauten Zielcs. Man benannte diese Grotte nach einer ängstlichen Schüchtheit zum Unterscheid von der ersten Gruta de Ceballe genannt, die „Püffelsgrötte“; sie ist zwar auch pittoresk gelegen, hat aber nicht das majestätische Gepräge im Innern, wie die erstbesuchte Höhle. Mit den erbeuteten



Eine Straße von Libog. (Nach einer Photographie.)

Schädeln kehrte die Gesellschaft wieder glücklich nach Alban zurück.

Hier gab es genug des Meinen und Augenwutten zu sehen; denn es galt das Fest Mariä Geburt zu feiern, und in diesem Punkte weitersien die Nicols mit ihren Nachbarn, den Tagalen und Bisajern, welche alle kirchlichen Feiertage mit großem Pöuze begehen. Hier in Alban kam noch hinzu, daß der auserwählte Bürgermeister oder Gobernadorillo, ein reicher Nicol, seinen Amtsantritt würdig feiern wollte. Schon seit mehr als einem Monate übte die junge Welt der Stadt die Verse eines in der Nicolsprache von einem Volksdichter verfaßten Dramas ein, während Knaben damit beschäftigt waren, buntes gefärbte Papierlampions zu verfertigen und an Dambgestellen zu besetzen. Am Fest-

abende erstirkte die Stadt im hellen Glanze der Illumination: Triumphbögen, Obelisken, Guirlanden, gebildet aus auf Bambusblättern befestigten Lampions waren in unzählbarer Menge vorhanden; dazwischen drängten sich die Bewohner der Stadt und die Bauern der Umgegend, letztere kamen zu Fuß, zu Pferde oder auf dem Rücken gewaltiger Büffel hierher, um das Feuerwerk zu bewundern und der dramatischen Vorstellung beizumohnen. Letztere fand in einem Theater statt, das man erst vor einer Woche eigens zu diesem Zwecke errichtet hatte. Es enthielt nur die Bühne und zu jeder Seite derselben eine Loge, in welchen die Honoratioren der Stadt sich einfanden, während die spanischen Beamten und — das Ercheiter auf der Scene selbst Platz nahmen. Die übrigen Zuschauer stehen oder sitzen

unter freiem Himmel. Decorationen fehlen, es wird eben wie im chinesischen Theater mit der Venügsamkeit des Publikums geredet.

Das Sujet der philippinischen Volksdramen, welche nicht von berufsmäßigen Schauspielern, sondern stets nur von Dilettanten zur Darstellung gelangen, ist immer das-  
selbe, wenn auch stets in neuem Gewande und unter andern Namen: es handelt von mit Liebesepiöden gewürzten Kämpfen zwischen Christen und Moros, d. h. Mohammedanern, und endet immer mit der Vernichtung der letzteren oder mit deren Vertreibung. Die zahlreichen Schicksale werden mit großem Entzückensausdruck aufgenommen, da die Moros oder die dämonischen Ungeheuer, welche der Teufel ihnen zu Hilfe sendet, regelmäßig geschlagen werden.

Die Nahrung des Publikums erreicht den Höhepunkt, wenn der Häuptling oder König der Ungläubigen zu den Füßen der heroischen Christin, welche die weibliche Hauptperson ist, niedersinkt und seine Verehrung erklärt, sich tausen zu lassen. Um diese Gattung dramatischer Poesie und deren Entwicklung besser zu verstehen, muß erwähnt werden, daß die Geistlichkeit auf den Philippinen eine ähnliche Macht erlangt hat, wie bei uns in Tyrol oder Oberbayern, so daß der Katholicismus den Sinn der Eingeborenen ganz umfassen hält, ja daß diese Leute mit einer unbegrenzten Verehrung zu ihrem Klerus aufsehen, sich jener Zeiten erinnern, wo die Geistlichkeit allein sie vor den Verbrüdungen der habgierigen Alcalden von ehedem zu schützen vermochte. Dies der eine Grund, weshalb alle diese Dra-



Innere einer Bicol-Hütte. (Nach einer Skizze Montano's.)

men religiös gefärbt sind. Daß die Bühnenstücke der Christen über die Moros eine solche Begeisterung bei dem Publikum erwecken, beruht aber nicht allein auf dem streng christlichen Verursachen: Jahrhundertlang plünderten die Moros von Sulu, Bornao und Mindanao die Küsten des Archipels; Städte und Dörfer wurden verbrannt, ihre Bewohner theils erschlagen, theils in die Sklaverei geschleppt; dazu kam noch, daß die christlichen Waffen selten reichlich waren. So entstand in den Herzen der philippinischen Christen ein unauflöslicher Haß gegen die mohammedanischen Piraten des Südens, der nun bei der Aufführung von Geschehnissen zum Ausdruck gelangt. Bei diesen Dramen spielt das Ballet eine große Rolle, insbesondere der Tanz Moro-Moro, der eine künstlerische Darstellung des Krieges der Moros bilden soll.

In diesem Abende gaben der Gobernadorcillo und die meisten der Cabajos oder Stadtrichter Privatreuen einen Catapusan, d. h. Festmahlens mit Ball und Spiel. Vesperters wird eifrig kultivirt, insbesondere das furchtbare „Monte“, eine Art Landräuber. Die ganze Stadt schien von einem Fremdenaufzuge erfüllt zu sein, selbst die aufgebotenen Cuadrilleros waren von der allgemeinen Lustbarkeit angezogen; nur die Gensdarmen, deren Soldaten aus in der Linienarmee gedienten Eingeborenen bestanden, vergaßen in dem Tumulte nicht, ihrer Pflicht nachzukommen.

Das Fest von Albay hatte man gesehen; noch weiter sich hier aufzuhalten gekantete der Reiseplan nicht, welchem gemäß Montano nach dem Süden des Archipels aufzubrechen hatte. So kehrten nun die Franzosen nach Manila zurück, wo sie sich auf dem Dampfer „Bajig“ einschifften,

welcher am 5. November die Anker lichtete; am 7. langte man in der Calamianengruppe an, am 8. in Puerto Princesa, einer neuen spanischen Niederlassung auf Palawan oder Paragua; am 10. hielt der „Rafig“ vor Palábas, jenem spanischen Fort, das den Eingang in die Mindorofer beherrscht, dann berührte man noch Zamboanga, Isabela de Basilan und erreichte endlich am 15. die Rhee von Sulu. Diese spanische Stadt ist jüngsten Datums; es erscheint daher nothwendig, einiges über die Geschichte dieses Landes hier zu erwähnen. Sulu ist nicht nur das Handelscentrum des südlichen indischen Archipels gewesen (nur von den reichen Molukken wurde es hierin übertroffen), es war vielmehr auch eine politische Macht ersten Ranges und galt den Vefennern des Korans als des Meffa des Ostens. Das Sultanat, dessen Herrscher sich edler Abkunft rühmten, hatte wohl manche schlimmen Tage erlebt, aber sich auch immer wieder rasch von diesen Schlägen erholt. Es beruhte, wie dies noch heute der Fall ist, auf dem Lebenssthem: die großen Barone des Reiches, die sogenannten Tattos, leisteten je nach den Umständen einen größeren oder geringern

Gehorsam dem regierenden Sultan, der sich mit vollem Rechte den Chef eines Piratenstaates nennen konnte, denn der Seeraub war es hauptsächlich, welcher alle Freien Sulus ernährte. Besonders die Philippinen waren es, welche wegen des christlichen Glaubens seiner Bewohner und der geringen hier stationierten Streitkräfte das Ziel ihrer Raubzüge bildeten. Um ein Paar Jahre noch vor 30 Jahren ungefähr Professor C. Semper in die Hände dieser erbarmungslosen Piraten gefallen, als er an der Nordostküste Mindanaos sich befand. Die Spanier unternahmen mehrere Expeditionen gegen Sulu, schossen seine Städte und Schiffe in Brand und zwangen den Sultan zum Abschluß von Friedensverträgen, welche aber nie lange gehalten wurden, denn der Sultan brach seine Macht über seine trotigen Barone. 1876 machten die Spanier endlich Ernst; sie eroberten die Stadt Sulu und setzten sich in ihr dauernd fest. Die alte Stadt ging in Klammern auf, die neue spanische wurde auf einem ebenen Terrain von Geniesofficieren angelegt; sie ist zwar noch klein, verspricht aber ein rasches Aufblühen. Der Stadtbau und



Ein Cuadrillero. (Nach einer Skizze Montano's.)

die Vefestigungen wurden von Sträflingen aufgeführt, deren es drei Klassen giebt: Disciplinärcompagnien, welche auch Truppendienste verrichten; Deportirte und endlich Vresididos, d. i. gemeine Verbrecher. Die Garnison besteht aus 500 Mann eingeborenen Fuß- und Geniesoldaten, deren Officiere fast nur aus Spaniern bestehen.

Die Franzosen fanden die Stadt noch im Stadium des Aufbaues vor, so daß es auf Schwierigkeiten stieß, eine Wohnung aufzuführen, bis endlich die Anwesenheit des Interimsgouverneurs und des Feldgeistlichen die Reisenden aus aller Verlegenheit rief. Die halbvollendeten Straßen waren sehr belebt, vor den Kanälen der Chinesen drängten sich die Leute, doch konnte man keinen Schritt machen, ohne daß man nicht Soldaten, mit Gewehr und aufgeschlagenem Bajonet begrüßt, begegnet wäre; die Ursache dieser eigenthümlichen Erscheinung war die Furcht vor den Inramentados. Der Sultan nämlich hat sich willig dem spanischen Protektorat gefügt, das ihn mit einer Rente von 12 000 francs bedachte (sein Gesamteinkommen schätzt man auf 30 000 francs), nicht so aber die

Tattos, denn durch das Aufhören der Piraterie, wie es die Etablierung der Spanier im Lande selbst mit sich brachte, verlor sie ihre wichtigste Einnahmequelle. Einzelne versuchten es und versuchen es noch heute, durch offene Auflehnung die Spanier zu vertreiben; sie mußten aber ihren Wohnsitz mit dem Niederbrennen ihrer Dörfer und der Vernichtung ihrer Herrschaft blühen. Man griff man zu einem andern Mittel. Die Schuldklaveri ist ein hier landesübliches Institut, das in der schonungslosten Härte ausgebildet wird: die Familie des Unglücklichen verfällt dem harten Gläubiger, der die Kinder von den Eltern, die Frau von dem Gatten trennt, um sie in die Kette zu verlaufen. Solchen Ketten schenkt der Tatto die Freiheit unter der Bedingung, so viele Christen als möglich niederzuknien. Bedenkt man, daß die Panbten (Priester) des Sulus heimlich und offen den heiligen Krieg gegen die Spanier predigen, bedenklich man ferner, daß der Malai ein sehr reizbares Temperament besitzt, wie dies sich besonders im Amoklaufen offenbart, so darf es einen nicht Wunder nehmen zu erfahren, daß die Zahl der Inramentados und der von ihnen

verhieb Mordelbmorde eine nicht geringe ist. Obwohl die Stadthore sehr scharf bemacht werden und die Palisadenmauer von zwanzig zu zwanzig Schritten ein auf Wällen ruhendes Wechtershaus besetzt, in welchem vier Soldaten mit geladenen Gewehren streng aufpassen, so gelingt es doch den verwegenen Kanakiten, sich in die Stadt einzuschleichen, obwohl der Gouverneur gewöhnlich von einem beabsichtigten Anfälle im Voraus unterrichtet ist, denn die Verschwörer gehen nicht heimlich genug bei Verpöndung ihrer Pläne zu Werke und der spanische Beso (1 Silberstück = 4 Mark) geht auf der ganzen Insel auf Reisen. Gerade als Montano in Sulu eintraf, war eine solche Warnung von der fremdbeter Hand dem Gouverneur zugekommen, weshalb man die herkömmlichen Sicherheitsmaßregeln verschärfte. Ein Kapitän rief den Franzosen, nur mit dem Revolver in der Hand die Wasse zu betreten und den von den Palisaden umzäunten Raum nicht zu überschreiten; der Vorkühnungeifer aber trieb Montano dennoch aus den Thoren der Festung heraus, um mit dem geologischen Bau der Insel

sich vertraut zu machen. Während die weißen Eilande des Suluarchipels ihre Existenz den Korallenstücken verdanken, ist dies bei der Hauptinsel nur in der Küstenregion der Fall, während das Bergland vulkanischen Ursprungs ist; große und kleine Lavablöße findet man in dem Bette der Bäche und in den von den spanischen Genietruppen eröffneten Steinbrüchen, welche das Material zur Ausfüllung der Sümpfe lieferten, an deren Stelle heute die spanische, von Foris umgebene Stadt liegt. Montano zog botanisirend und mit dem Insektenfange beschäftigt in Waide herum, ohne auf Juramentados zu stoßen, dagegen ließ er auf eine mit Palisaden umzäunte Hütte, in welcher sich entlassene tagalighe Sträflinge angesiedelt hatten. Auch diese riefen dem Fremden, so bald als möglich nach der Aeflung zurückzukehren. Montano gab aber auch dieser Warnung kein Gehör, sondern setzte seine Wanderung im Walddickicht fort, bis er Sträflinge traf, welche unter dem Schutze einer Infanteriecompagnie Wasse fällte. Auf das Jureden des Kapitans lehrte er mit dieser Truppe nach der Stadt zu-

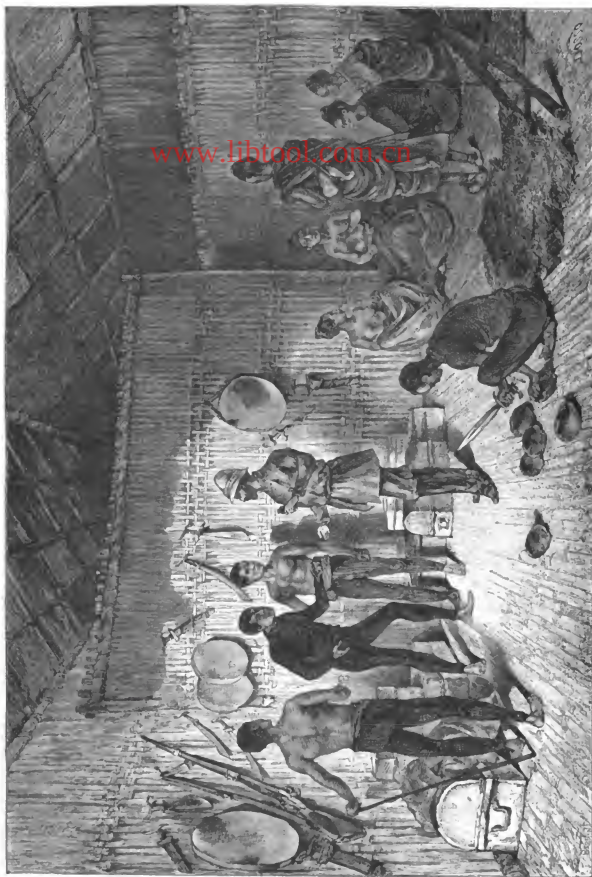


Anbild der spanischen Stadt Jolo oder Sulu. (Nach einer Photographie.)

rück. Mehrere Tage flossen in Ruhe dahin und Montano hatte bereits die Juramentados vergessen, als an einem Morgen der Kanakose plötzlich mehrere Gewehrschüsse hörte, welchen wirres Geschrei folgte; dann war es plötzlich todtstills. Montano stand allein auf dem Marktplatz, nur zwei Soldaten patrouillirten über denselben. Da kam mit einem Male ein Weib daher gelaufen, der ein Suluwener mit blutigem Kriz (Dolch) auf den Fersen folgte. Das Weib rief dem Reisenden das Schreckenswort: „die Juramentados!“ zu, rampte ihn aber auch schon in ihrer blinden Hast zu Boden; in denselben Augenblicke fielen zwei Schüsse. Als Montano sich erhob, sah er, daß der Juramentado verwundet auf dem Boden lag; plötzlich schmetterte er sich aber in die Höhe und stürzte sich gegen die beiden Soldaten, deren einer ihm das Bajonet in den Leib stieß. Da aber der Wüthende auf seinen Gegner nochmals einen Hieb führen wollte, so schoß ihn der andere Soldat, der inzwischen wieder geladen hatte, nieder. Von allen Seiten hörte man Schüsse fallen, in der Hauptstraße wälzten sich mehrere Männer in ihrem Blute, während drei Juramentados mit

der Tollkühnheit eines wahnsinnigen Fanatismus sich einem Zug Infanterie entgegenwarfen: eine Salve, und die Massinen hatten aufgehört zu leben. Aünfzehn Tode und Verwundete zählte man als die Opfer dieser „Invincibles“ Massens. Sie hatten sich in drei Gruppen, zusammen elf Mann, als Wassertäger dem Thore genähert; während der Posten den ersten von ihnen nach Wassen durchjagte, rissen die übrigen den Krieg aus dem Wundungsgefäße, welches zum Wassertagen gebraucht wird, hieben die Wache nieder und drangen so in die Stadt, überall Tod und Schrecken verbreitend. Nach einem solchen Mordat pflegt für längere Zeit eine Ruhepause einzutreten; alles athmet wieder auf, für einige Wochen kann man wieder auf den Frieden zählen, wenn auch die militärischen Vorsichtsmaßregeln nicht außer Acht gelassen werden. So konnte Montano mit seinem Gefährten sich wieder ohne Gefahr mit der Sammlung von Pflanzen und Thieren, sowie anthropologischen Messungen beschäftigen, wobei ihn die Freundchaft eines Pandita, d. h. eines eingeborenen Priesters, besonders unterstützte. Derselbe stammte, wie dies schon seine semitischen Gesichts-





In der Hütte eines reichen Entaners. (Nach einer Skizze Montano's.)



züge andenkten, von einem jener Araber her, welche in früheren Zeiten häufig als Koraninterpreten von Niederländisch-Jabien oder von Arabien selbst nach Sulu kamen. Seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts kommen nur mehr wenige Araber hierher, in der Zeit von 1600 bis 1650, d. h. der Mitterperiode des Sultanats Sulu, bildeten sie eine zwar auch nicht individuenreiche, aber dafür allmächtige Rasse in dem Hofstaate dieses Fürken.

Unter den Eingeborenen lernte Montano einen Mann kennen, der zu den wenigen freien Grundbesitzern des Landes gehörte, denn hier giebt es meist nur Tassien, Kaffern und Sklaven, der Stand der Ackerbauern ist so arm und nicht vorhanden. Montano nahm mit Vergnügen die Einladung jenes Sultans an, ihn in seinem Hause zu besuchen. Dieses war geräumig und in gutem Zustande erhalten; es wimmelte von Verwahrten, Orefizen, Verwandten, Mägden, Sänglingen, vielen Sklaven jeglichen Alters und vor allem von vielen Weibern. Alles tief halbnaht herum, denn in Sulu werden ebensovienig wie in den anderen Theilen des indischen Archipels von den Anselmanen die Lehen und

Verfälschten des Korans peinlich befolgt; so fällt hier der Schleier, mit welchem die mohammedanischen Frauen ihr Gesicht verhüllen, weg, nur in den Straßen der spanischen Stadt sieht man die Suluancinnen beim Begehen von Europäern den Versuch machen, ihr Antlitz mit einem Tuche zu bedecken; in der eigenen Behausung dagegen gehen sie fast unbekleidet einher. Die von Montano besuchte Hütte enthielt eigentlich nur ein einziges Zimmer; durch eine Zwischenwand zerfiel es aber in zwei ungleiche Räume. Das Mobiliar bestand aus dem kleinen Koffer, in welchem alle Suluaner, freie wie Sklaven, ihr Hab und Gut verwahrt haben; auch waren noch Gongs (hier und auf Mindanao „Agun“ genannt), chinesisches Porcellan und Waffen vorhanden. Von letzteren gab es eine große Zahl: Lanzen, Kräfte (malaischer Dolch) verschiedenartiger Formen und endlich ein kleines, ganz verrostetes Feuersteinschloßgewehr, das beim Gebrauche jedenfalls dem Schützen gefährlicher war, als dem anseherlichen Diefte. Montano goß seinen Wirthen Rum in die Kofedmilch, was ihnen sehr gut zu behagen schien. An der lebhaften Unterhaltung nahmen



Ein ackernder Sklave auf Sulu. (Nach einer Skizze Montano's.)

Herren und Sklaven ungenirt theil, so daß von einem Unterschiede beider Klassen wenig zu merken war. Die Suluaner behandeln ihre Sklaven im Allgemeinen sehr milde. Zu jenen Zeiten, wo der Teraub die wichtigste Beschäftigung der Bewohner dieses Archipels war, wurden die gefangenen Christen zum Rudern bei täglicher Nahrung verwendet; so bald aber der Galeerenflaß sich bereit erklärte, zum Jolam überzutreten, ersuchte er sofort eine Gleichrichtung seines Kopfes; es wurde ihm gestattet, sich ein Weib zu nehmen und eine Familie zu begründen. Dies bewirkte, daß auch nach der Etablierung der spanischen Herrschaft im Lande selbst nur wenige der zahlreichen Tagalen- und Bijaneren-Sklaven ihren Herren entwichen, nur von den Spaniern wieder in die Peinath zurückgebracht zu werden, obwohl Gelegenheit zur Flucht den männlichen Sklaven in Hülle und Fülle geboten ist. Die Suluaner behandeln nämlich die Familie eines flüchtigen Sklaven auf das Vorfälligste, indem sie die Kinder von der Mutter trennen und in entferntere Gegenden oder nach anderen Inseln verkaufen. Da die Weiber sich den herrschenden Sitten gemäß nicht

gut vom Hause entfernen können, ist es einem Sklaven unmöglich, bei seiner Flucht seine Familie mitzunehmen; so bleibt er nun lieber in der Gefangenenschaft, zumal, wie schon erwähnt, er von seinem Herrn nie jene Mißhandlungen zu gewärtigen hat, durch welche die Plantagenbesitzer der Südstaaten Nordamerikas sich einen traurigen Ruhm erworben haben. Die Sklaven beschäftigten sich vorwiegend mit dem Ackerbau und dem Fischfang. Angebaut werden vorzugsweise Reis, dann aber auch Mais, Andererho, Kaffee, Kaka und Manilahanj. Die Ackergeräte sind primitiv; als wichtigstes Handthier erscheint der Keraban-Pfaff, dann das Rind und ein pomadisches Pferd. Da der Ackerbau nicht rationell betrieben wird, so ist auch die Anstrengung der Feldarbeiter keine große und da der Hausflaß auch Tabak und Betel genug hat, so führt er ein nach seiner Weise nicht sehr reiches Leben. Schlimmer haben es aber jene armen Teufel, welche zur Verlebensherri als Taucher verwendet werden. Die Verlebensherri ist nämlich in diesen Wässern nicht selten, so daß noch im vorigen Jahrhundert Sulu als das Land der Perlen und des Ambras galt.

Die Muschelbänke liegen durchschnittlich in einer Tiefe von 10 bis 20 m; die zu dem Fänge andersseitsen Taucher müssen wiederholt am Tage dem Meeresgrunde die kostbare Pente abjagen, sie bekommen deshalb bald die Lungen-schwindel und sterben schon in jungen Jahren. Die Sklavenmenge kann heutzutage nicht mehr durch Pentezüge nach den Philippinen wie ehemals vermehrt werden; die Feiger sind demnach nur auf den natürlichen Zuwachs angewiesen, denn die Kinder der Sklaven bleiben in der

Kaste der Eltern. Zahlungsunfähige Schuldner verfallen mit ihrer gesamten Familie dem Gläubiger und die Zahl der Schuldsklaven ist in der neuen Zeit erheblich gewachsen, da durch die seit 1876 erfolgte Unterdrückung der Piraterie den meisten Seeläutern der einzige Erwerb genommen worden ist und man in Folge dessen, weil hier wie in jedem Sklavenlande die Arbeit eines Freien unwürdig ist, sich genötigt sah, bei den besser situirten Tattos Schulden zu machen.

www.libtool.com.cn

## Wüttilofer's Bericht über Liberia.

### I.

#### Das Land und seine Erzeugnisse.

Im Jahre 1879 reisten auf Veranlassung des verstorbenen Professors D. Schlegel in Libien die Herren Wüttilofer und Sala nach Liberia, um dort zoologische Untersuchungen anzustellen. Den Zweck und die Art derselben beschrieb Schlegel mit folgenden Worten: Schon in früheren Jahren war ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die wahre Wissenschaft der Zoologie allein auf gründlicher und umfassender Bekanntschaft mit den Grundformen, welche wir Species und Konpecies nennen, mit Inbegriff der konstanten und individuellen Varietäten beruht, und daß die Zoologie erst dann den Namen einer Wissenschaft verdient und zu ihrem vollen Rechte kommt, wenn sie vom Standpunkte der physischen Geographie betrachtet wird.

Mit Rücksicht auf diesen Grundgedanken, dessen weitere Entwicklung nicht hierher gehört, war der Plan entworfen worden, zu dessen Ausführung sich Herr Wüttilofer, damals Assistent von Professor Schlegel, bereit erklärte; ihm wurde die Leitung der Expedition anvertraut und Herr Sala, ein erfahrener Jäger und guter Schütze, der eine Reihe von Jahren auf Java und in Angola zugebracht hatte, ihm beigegeben; erwähnt sei hier noch, daß die nöthigen Geldmittel ganz und gar aus Professor Schlegel's Privatmitteln hergegeben wurden. Am 15. November 1879 verließen die Reisenden Rotterdam und im Mai 1882 kehrte Wüttilofer nach Holland zurück, Sala war am 10. Juni 1881 zu Dohio gestorben. Während der Dauer der Expedition waren bereits Anträge an den Tagesbühnen in den „Notes from the Leiden Museum“ und „Tijdschrift Aardrykskundig Genootschap 1881“ veröffentlicht worden; im verflossenen Jahre hat die eben erwähnte holländische Gesellschaft den Reisebericht Wüttilofer's als zwölftes Heft in einem stattlichen Bande (XVI und 147 Seiten in 4<sup>o</sup> mit einer Karte) herausgegeben. Der Verfasser hat nicht bloß einen Auszug seines Tagebuches geliefert, sondern denselben systematisch geordnet; der erste Theil beschäftigt sich mit dem Lande und seinen Erzeugnissen, der zweite mit der Bevölkerung, in einem dritten Theil. Skizzen aus unserem Leben in Liberia“ kommt die eigentliche Reisebeschreibung zu ihrem Recht, wobei allerdings auch Manches, was in den ersten und zweiten Theil hätte aufgenommen werden können, hier nachgeholt wird, wodurch der dritte Theil entschieden noch an Interesse gewinnt.

Wir werden in Folgendem den Versuch machen, eine gedrängte Uebersicht des Inhalts dieser reichen Abhandlung zu geben, hier und da aber auch, wo es möglich ist, den

Verfasser selbst zu Worte kommen lassen, um zu zeigen, wie vielfach er seine Aufgabe angefaßt, wie er sie zu erfüllen gesucht und was er geleistet hat. Die dem Bericht beigegebene Karte umfaßt den Raum von etwa 10° 16' bis 11° 36' N. und etwa 6° 5' bis 7° 20' W., sie ist im Maßstabe von 1 : 3 000 000 entworfen; ein Karton im Maßstab 1 : 50 000 ist von Grundmann's Verlagsanstalt herübergenommen. Ueber den Werth der ersten sagt Wüttilofer folgendes: „Die beigelegte Skizze (im Maßstabe von 1 : 3 000 000 nämlich) macht durchaus keinen Anspruch auf mathematische Genauigkeit, doch wird sie dem Leser dienen können, um sich zu orientiren, um so mehr, als keine Karte, welche Vertrauen verdient (siehe hierüber weiter unten) von diesem noch so unbekannten Gebiete und ebensowenig von Liberia im Allgemeinen besteht. Auf meinen vielen Reisen habe ich immer mein Möglichstes gethan, um, da die nöthigen Instrumente für die Ortsbestimmungen fehlten, mit Hilfe von Kompaßmessungen und durch möglichst genaues Schätzen der Abstände ein genaues Bild der durchstreiften Landstriche zu geben. Als Stützpunkt für die Zusammenstellung der Karte dienten die mathematisch bestimmten Punkte Neuvoria und Grand Cape Mount, sowie auch die Mündung des Little Cape Mount-Flusses; die Ortsbestimmungen des librischen Reisenden B. Anderson und der Bericht über seine Reise nach Massaba sind ebenso wie die beigelegte Karte sehr ungenau; von der dem Anhang „Britische Amerikaner an der Sierra Leone-Küste“ in Petermann's Mittheilungen 1883, S. 431 erschienenen Karte konnte kein Gebrauch mehr gemacht werden.“

Liberia bildet den Theil von Ober-Guinea, welcher früher die Pfefferküste genannt wurde und zwischen der Elfenbeinküste und Sierra Leone liegt. Die Küste ist wenig entwickelt und hat einen ziemlich flachen Strand, der sich ohne Anhebung nur wenige Fuß über das Meer erhebt; viele aus dem Innern kommende Ströme unterbrechen sie, ebenso verschiedene Vorgebirge, die eine eigenthümliche Uebereinstimmung in der Form haben; sie springen alle in westlicher Richtung vor und fallen nach Süden und Westen steil ab. Ihre nördlichen Abhänge bilden mehr oder weniger wichtige Werthungen, welche dem Schiffer einen guten Ankerplatz bieten. Hinter der Küstenlinie, in geringer Entfernung, liegt ein 4 bis 10 Meilen (überall Seemeilen, 60 auf einen Aquatorgrad zu verstehen) breiter Morast, in dem sich hier und da kleine Grasheiden befinden. Außer den Flüssen unterbrechen viele sogenannte Cerks die Morastfläche; dies sind ruhige, schwarze Wasserläufe, häufig sehr tief, manchmal auch

sehr breit; während der Regenzeit und auch an den meisten Stellen bei Fluth steht alles unter Wasser. Die Morastfläche ist dicht mit Mangrooväusern bewachsen, einzelne höher gelegene, inselartige Stellen werden das ganze Jahr hindurch oder wenigstens während der trockenen Jahreszeit durch Eingeborene bewohnt, die da ihrem Erwerbe nachgehen. Hinter dem Morast steigt der Boden nach und nach an, dann geht er in Hügel land über, welches sich endlich zu solcher Höhe erhebt, daß es sätlich Berg land genannt werden könnte. Dieser Theil des Landes ist ziemlich dicht mit Eingeborenen bevölkert, auch haben sich viele liberische Kolonisten längs der Flüsse angesiedelt. Das Bergland ist nur schwach bewohnt und der Uvald an einzelnen Stellen ein wenig weggelassen, um einem armföhligen Negordorj und seinen Anpflanzungen Platz zu gewähren; hinter diesem, mehrere Tagereisen breiten Landstich liegt eine ausgedehnte Hochfläche mit vielen Weiden, die sogenannte Wandings Ebene. Es ist dies ein wellenförmiger Landstich mit vielen hohen, gut bewachsenen Hügeln, in dem sich 10 bis 20 Tagereisen weit nach dem Innern hin die langen, quer durchgehenden Bergkette des Kong-Gebirges erheben, welche die Hochfläche und also das Uvaldgebiet der liberischen Flüsse vom Flußgebiete des Neger trennen. Die Flüsse entspringen in verschiedener Entfernung von der Küste; sechs derselben kommen aus den Thälern des Kong-Gebirges, andere entspringen aus der Wandings Ebene oder dem Hügel land. In dem Morast lande scheiden alle langsam dem Meere zu; weithin macht sich in ihnen Ebbe und Fluth bemerkbar, beinahe alle stehen mit einander in Verbindung. Bis zu dem höher gelegenen Lande, wo Stromschnellen und Wasserfälle häufig gefunden werden, kann man mit Booten, vielleicht selbst mit kleinen Dampf schiffen auch in der trockenen Jahreszeit fahren; die Anordnung, in welcher der untere Lauf der Flüsse schiffbar ist, ist bei den einzelnen verschieden, sie beträgt von 20 bis 70 Meilen und noch mehr. Die nasse und trockene Jahreszeit folgen einander, nur durch eine kurze Uebergangsperiode getrennt, welche sich durch heftige Stürme und Gewitter (die Zeit der Tornados) auszeichnet; wie wohl sie nicht scharf von einander getrennt sind, rechnet man die trockene Jahreszeit von Mitte November oder Anfang December bis Ende April, so daß diese Jahreszeit fünf, die nasse sieben Monate dauert. Während der ersten Hälfte der trockenen Jahreszeit weht ein empfindlich kalter, sehr trockener Landwind, der Palmattan, besonders in der Nacht; die Moräste trocknen aus, die Waldbüche und die Creos werden kleiner, die fruchte Erde entwickelt ungeheure Mengen Wasserdampf, der sich in kalten Nächten als Regen und Thau niederschlägt. Nur Januar und Februar bleiben ganz ohne Regen; jetzt entwickelt sich ein reger Leben in den Wäldern, Kolonisten und Eingeborene säen das Holz ba, wo sie zu pflanzen wünschen; es ist in wenigen Tagen ansgesätet und wird dann verbrannt, wobei die starken Stämme halb verkohlt zurückbleiben. Schou gegen Ende Februar bedeckt sich der Himmel wieder mit Wolken; endlich, nachdem er durch schweren Sturm angestrichelt ist, bricht ein Tornado los und der erste Regen fällt. Im März und April wiederholt sich dies häufiger und die Vegetation erwacht aus ihrem Sommerschlaf, nun in kurzer Zeit ihre ganze tropische Pracht zu entwickeln. Jetzt wird geüet und der Boden mit der ihn bedeckenden Asche durch einandergerührt; in diesem warmen, fruchtbaren Bett entwickelt sich die Saat schnell, und nach zwei Monaten steht alles in voller Blüthe. Im Mai nehmen die Gewitter ab, ein allgemeiner Vordreg tritt ein; graue Wolken bedecken den Himmel, regenlose Tage sind eine

Zeltenheit, dadurch wird die Hitze noch unerträglich; dies macht sich auch bei den Bewohnern, Eingebornen wie Fremden, fühlbar, Unwohlsein und Krankheit suchen sie in dieser Periode am meisten heim. Endlich in der Mitte Juli zerfällt die Sonne den Westwindstürm und einige son nige Tage unterbrechen die traurige Regenzeit; man bereit sich zu ernten und die Frucht in die Scheuern zu bringen, ehe die zweite Hälfte der nassen Saison dies zu einer Un möglichkeit macht. Bald nämlich kommt der Regen mit verdoppelter Kraft, das Wasser stürzt vom Himmel, die Waldbüche werden zu Strömen, Creos und Moräste zu Seen. Die Verbindung zwischen den Dörfern und Plätzen wird vielfach unterbrochen; viele Tage lang liegen die Neger mit ihrer Familie ohne zu arbeiten in ihren Hütten und leben vom Ertrag der Ernte und träumen, in Schlaf gewiegt durch das einseitige Geräusch des niederfallenden Wassers. So vergeht der August und Septem ber; endlich bricht die Sonne durch die Wolken, im Oktober treten die Tornados wieder ein, im November wird der Regen seltener, bis der Palmattan sich einstellt und so der Jahreskreislauf vollbracht ist. Das Klima ist natürlich ein rein tropisches, wird jedoch wie überall durch geo- und hydrographische Verhältnisse modificirt. Die Durchschnittstemperatur kommt der heißer europäischen Sommertage etwa gleich, selten nur wird die Wärme unerträglich, häufiger findet man die Temperatur kühl. Durchschnittlich beträgt dieselbe im Schatten 27,5° C., ausnahmsweise nur fällt sie in der Nacht unter 25° und steigt über 31° (gewöhnlich wies das Thermometer um 6 Uhr Morgens 25° C., um 12 Uhr 30° C., Abends 6 Uhr 29° C.). In der Regenzeit ist der Unterschied zwischen Tag und Nacht am kleinsten, während der Herrschaft des Palmattans am größten. Die höchste Temperatur, welche Vättisöfer im freien Felde in der Sonne beobachtete, war beinahe 46° C. (115° F.). Durch den Einfluß einer solchen Wärme muß nach einiger Zeit die Widerstandskraft des Europäers ermatten, und wenn er auch sich nach und nach assimiliert, so entgeht er doch nie den vernichtenden Einflüssen des Klimas und im Allgemeinen hat auf der Westküste des tropischen Afrikas das Axiom Geltung, daß Weiße nach dreijährigem Aufenthalt dalebst, wenigstens für sechs Monate einen kühleren Himmelsklima aussuchen sollten; jedenfalls ist das Klima von Liberia besser als das der Küste von Guinea, vom Lagos bis zum Cameroen, ba das afrikanische Sumpffieber, welches jene Gegend so gefährlich macht, in Liberia beinahe nie einen tödlichen Ansgang nimmt. Viele in Europa vorkommende Krankheiten der Athmungsorgane bessern sich in diesem Klima; ander, wie Typhus, Pocken, sind unter den Eingeborenen ganz unbekannt; letztere Krankheit tritt erst viel weiter südlich auf. Das Sterblichkeitsverhältniß der Weißen kann in Liberia nicht ansgewöhnlich ungünstig genannt werden und im Allgemeinen hat wohl die Westküste einen schlechteren Ruf als sie verdient.

Fieber treten gewöhnlich als intermittirend, seltener anhaltend auf; außer den gewöhnlichen Erscheinungen ereignet sich hier zuweilen bei großer Schwäche des Patienten der Fall, daß er in Ohnmacht, ohne daß er die geringsten Fiebererscheinungen bemerkt und während er an einem leibhaften Gespäch Theil nimmt, plötzlich ganz verlorene Antworten giebt, allerlei Unsinne ohne Zusammenhang schwagt und zuletzt auf seinem Stuhl sitzend mit offenen Augen in ein vollkommenes Delirium verfällt, lacht und singt. Gewöhnlich hängen alle Fieber mit größter Verdauung zusammen; übrigens treten die verschiedenen Arten derselben auch noch auf, nachdem die betreffende Person sich in ein

kühleres Klima und selbst nach Europa gebracht hat. Chinin ist das beste, wiewohl kein roburales Mittel. Tägliche Fieberanfälle sind am häufigsten und werden nicht für so gefährlich wie die zwei- und dreitägigen gehalten; während des Paroxysmus erreicht die Temperatur zwischen die Höhe von 42°; übrigens kommt die Fieberart auch bei Americo-Liberianern, dagegen nie bei Eingeborenen vor. Dem ist schon erwähnt worden, daß die Fieber gewöhnlich mit heftigen Verdauungsstörungen complicirt sind, doch treten letztere auch allein auf, wobei Milz und Leber am meisten durch den klimatischen Einfluß zu leiden haben. Eigentliche Malaria-Typhenterie hat Vättislofer nicht bemerkt, dagegen nimmt Diarrhöe leicht einen chronischen Charakter an, doch kommt sie nur selten vor, eher findet das Gegenstück statt. Hämorrhoiden sind selbst bei jungen Leuten sehr gewöhnlich. Im Allgemeinen haben alle diese Krankheiten Unterstützung zur Folge zu haben, welche übrigens auch selbständig eintritt; man hört häufig, daß bei Weissen, welche sich lange an der afrikanischen Küste aufgehalten haben, in Folge eines Nadelstiches zunächst ein Tropfen Wasser hervortritt und dann erst Blut folgt. Auch geschwollene Füße und Beine, namentlich in der Regenzeit, sind häufig. Wasser sucht ist eine bekannte und gefährliche Krankheit. Wunden werden sehr schmerzhaft und gefährlich, gleichviel ob sie, wie oft der Fall ist, von selbst entzündet oder eine Folge äusserer Einwirkung sind; die Hitze und starke Schweissabsonderung verzögern die Genesung. Amieson und Winkles berichten dem Patienten viele Schmerzen. Eine allen tropischen Gegenden eigenthümliche Krankheit ist die „prickly heat“, der „rote Hund“ der Holländer, eine brandige Entzündung der Hautdrüsen, welche namentlich in Folge des heissen Jandens sehr unangenehm wird. Gefährlicher wird der Sandbiss, eine bekannte Plage, die vor einigen Jahren in Monrovia noch ganz unbekannt war, während jetzt wohl zwanzig Procent der Bewohner der Stadt mit verbundenen Füßen herumhinken, auch wohl eine oder einige Zehen verlieren haben; die Karibgen haben hiervon viel mehr als die Europäer zu leiden.

Die Angaben über Geologie, Flora und Fauna des Landes, welche wir jetzt folgen lassen, beziehen sich auf den von Vättislofer besuchten Theil des Landes, nämlich die Umgegend von Monrovia, das Gebiet von St. Paul und den Distrikt von Grand Mount Cape; doch soll nach den von ihm eingezeichneten Entwürfen der allgemeine Charakter des Landes ziemlich mit dem übereinstimmen, was er selbst zu jeder Gelegenheit hatte.

Wenn man den Strand hinter sich hat, bemerkt man, daß der Boden aus stark eisenhaltigem Lehm besteht, in welchem man viele kleine, abgerundete Steine findet, die durch Horn und Gewicht den Eindruck von Erz machen; selbst die höchsten Hügel sind mit Lehmklagen bedeckt, welche sichlich als verwittertes Gestein zu betrachten sind. Der Kern besteht aus jungem Eruptivgestein, welches häufig an den Abhängen, noch mehr an den Felsbänken, durch welche die Flüsse sich einen Weg gebahnt haben, zu Tage tritt; die Lagen sehen durch den eisenhaltigen Lehm ganz roth aus. Außer Eisen wird in Liberia kein Metall ausgenutzt; das Wachsgeb, welches auf der Hochfläche und vermuthlich auch im Sierra Berge angetroffen wird, nimmt seinen Weg nach Sierra Leone. Uebrigens besitzt Liberia auch noch andere Metalle, wahrscheinlich Gold, sicher Kupfer, welches Vättislofer sogar gebiegen gefunden hat. Vor Jahren sind ansehnliche Mengen Oseins zum Zwecke der Untersuchung nach England geschickt worden, worauf ein englisches Konfession eine Monetteion zur Gewinnung von Metallen nachsuchte, die jedoch nicht gewährt wurde,

weil man den Engländern keine Gelegenheit geben wollte, in Liberia festen Fuß zu fassen. Aus Oseinsproben, welche Vättislofer mitgebracht hat, hat sich ergeben, daß dort auch alte, kristallinische, metallreiche Gesteine vorkommen, ebenso wie jüngere mit ihren Verwitterungsprodukten bedeckte Eruptivmassen (dies ist festgestellt durch Professor Martin). Fagn, in denen Verfeinerungen angetroffen wären, sind nirgends gefunden.

Aus der Lage und der Art des Landes ergibt sich, daß es von einem üppigen Pflanzenreichtum bedeckt ist, dessen Charakter sich mit der Höhenlage ändert; in ansehnlicher Weise führt Vättislofer seine Leser von den Mangrovedübeln, welche das Morassland bedecken und den mit dornigen Sträuchern bewachsenen Strandbänken, neben welchen sich hier und da eine mit prächtigem Dunkelgrün, glänzenden Blättern und schönen Blüten einer *Convolvulaceen*-Art (*Ipomoea* sp.?) bedeckte Stelle zeigt, von einer einzelnen Gruppe einer Fächerpalme, die kaum 10 hoch wird (wahrscheinlich *Hyphaene guineensis*), nach dem höher gelegenen, mit Pandanus und Pappus bedeckten Lande, bis endlich die Mangrove ganz verschwindet. Daß Vättislofer als Zoologe mit Vorliebe der dem sich in den Mangrovedübeln entwickelnden Thierleben verweilt, ist natürlich und die Beschreibung, welche er von denselben giebt, ist so anziehend und lebendig, daß wir es uns nur ungern versagen, sie hier mitzutheilen. Den Uebergang nach dem Innern bilden saubere Grasflächen, deren Einsamkeit hier und da von Sträuchern, strandartigen Holz und Palmgruppen, besonders von Wein- und Orpalmen unterbrochen wird; letztere (namentlich *Elaeis guineensis* L.) nimmt die erste Stelle ein; sie gedeiht auf jedem Boden und kommt vom Morassland bis zu den unteren Höhenlagen der Randgebirge vor, wo der Urwald nicht mehr so dicht ist und kleine Baumgruppen mit Grasflächen abwechseln. Sie ist mit ihrem bis zu 30 m hohen, nie mehr als mannshohen Stamme, über dem sich die prächtige Blätterkrone im leichten Winde schaukelt, nicht nur eine Zierde der Landschaft, sondern auch das dem Eingeborenen nützlichste Erzeugnis des Landes. An sie schließt sich die Weinpalm und die Kokospalm an, andere Arten von weniger praktischer Bedeutung mögen unerwähnt bleiben; neben und zwischen denselben bieten herrliche Tamarinden, die echten *Alacias* und *Mimosa* schattenreiche Stellen. Ein ganz anderes Bild zeigt der Hochwald, welcher sich nach dem Innern zu jetzt vor uns öffnet; der tropische Urwald kann mit keinem unserer heimischen Wälder verglichen werden, da er immer einen gemischten Charakter behält; in bedeutender Höhe über dem Boden wölbt sich das Blätterdach, getragen von den ungeheuren Säulen, die in Brusthöhe bis zu fünf Meter Umfang haben, und erst in einer Höhe von 25 bis 30 m anfangen ihre Krone zu entwickeln; unter diesen Riesen fällt der Bollbaum (*Eriodendron anfractuosum* D. C.) schon von weitem durch seine weisse Rinde auf. Unter diesem Dache erstreckt sich ein zweiter Hochwald, ein Wald im Walde; dazwischen hat sich unbedeutendes Gestrüpp entwickelt, dessen Zweige durch Vianen noch fester mit einander verflochten sind; selten nur findet man hier einen geraden Stamm. Ueberall fällt das Auge auf die dunkelgrünen ledrartigen Blätter, zwischen denen nur hier und da sich hellere Farbtöne zeigen; auf den Bäumen sprossen Orkiden mit ihren schonen Blumen. Im Allgemeinen hat die Pflanzenwelt von Liberia mehr einen großartigen als einen lieblichen Charakter, das Auge genießt durch die verschiedene Färbung der Blätter mehr als durch den abwechselnden Aushang der Wälder; nirgends herrscht Symmetrie; im größten Gewirre, im un-



durchdringlichsten Gesteinsschicht erhebt sich plötzlich vereinzelt eine feine zierliche Pflanze; die Wäldchen haben gar keinen oder einen überraschenden Duft, alles, was man sieht, trägt den Charakter des Fremdartigen und Neuen. An eine Beschreibung der wildwachsenden, nützlichen Pflanzen schließt sich eine längere Abhandlung über die Kulturpflanzen an. Hierher gehören: Knollengewächse, ölhaltige Pflanzen, beide mit verschiedenen Vertretern, die berühmte Kaffeeerpflanze von Liberia, die man ja auch in die englischen und niederländischen Kolonien eingeführt hat; Kakaobäume, Tabak, Gemüse und die zahlreichen Früchte, worunter auch einige Baumfrüchte, und an der Küste der auch in Gruppen vorkommende Mangobäume; einige Anonaceen scheinen nicht einheimisch zu sein. Ferner giebt es verschiedene Speisepflanzen und einige Pflanzen, welche versponnen werden. Auch die Thierwelt des Landes behandelt Büttlifer sehr ausführlich; leider können wir ihm auch hier nicht folgen, sondern müssen uns begnügen, Einzelnes hervorzuheben. Unter den Säugethieren nennt er zunächst den Chimpanse, drei Arten Colobus, fünf Arten Meerkatzen und einen Halbaffen (*Nycticebus potto*), die er gesehen und von denen er Exemplare mitgebracht hat, dann unter den Nagethieren Baum- Eichhörnchen in verschiedenen Arten, Graub- und fliegende Eichhörnchen, zwei Arten von Stadtschweinen, das Erdschwein, einheimische Mäuse, importirte Pandas und braune Ratten, sowie die ägyptische Ratte, eine ganze Reihe von Mäusen, worunter die Zwergmäuse, welche in Höden und hohem Rohre etwa einen Meter über dem Boden kleine, zierliche Nester baut. Sind die Fledermäuse zahlreich vertreten und für den Naturforscher wichtig, so beschränkt sich der Anteil Liberias, was die Landthiere betrifft, auf die kleineren Arten, Leopard und Tigertiger und ihre zahmen Verwandten, die Hauskatzen, welche man in den abgelegenen Regenwäldern findet; ein kleiner Insektenfresser schließt sich an (*Crossarchus obscurus*), sowie unter den Wiederkäuern verschiedene Antilopenarten, wilde Büffel und Elephanten, die sich jedoch von der Küste ins Innere zurückgezogen haben; Büttlifer selbst hat nur ihre Spuren gesehen. Rhinoceros und das eigentliche Nilpferd fehlen, doch kommt von letzterem eine besondere Art, Hippopotamus (*Choeropsis*) *liberiensis* vor. Es wird bei einer Höhe von 2½ Fuß nur 4 Fuß lang und ist im Ganzen eine Miniaturangabe seines Verwandten im Nil, lebt übrigens mehr im Walde als im Wasser und zwar paarweise, beansprucht ein großes Jagdgebiet und kommt nicht häufig vor. Das große, jedoch wohlkühnende Fleisch ähnelt dem des Schweines. Von einheimischen Schweinen kommt nur *Sus penicillatus* vor, neben ihnen drei Arten Schuppenthier und ein merkwürdiges Wasserfüßthier, dem wir einige Augenblicke schenken wollen; es ist dies *Manatus rooseae* genannt, in Liberia *Manatus* genannt. Diese Thiere leben in Trupps und nähren sich beinahe ausschließlich von Wasserpflanzen; sie ziehen in den Flüssen bis zu den ersten Wasserfällen und sollen eine Länge von 4 bis 5 m erreichen, freiwillig gehen sie nie ins Meer. Der Reisende konnte sich nur eines Exemplars bemächtigen, welches 3 m lang und 300 kg schwer war.

Auch die Vogelwelt bot eine reiche Ernte, viele durch ihr prächtiges Gefieder und ihren Gesang ausgezeichnete Arten beleben die Einsamkeit der Wälder von dem See-Strande an bis zu den höher gelegenen Theilen des Landes; sie gehören theils weiter verbreiteten, theils specifisch afrikanischen Familien an. Unter den Strichvögeln stehen verschiedene Arten von Schildkröten, worunter Riesenschildkröten bis zu 800 Pfund Gewicht, an der Spitze der Liste; hieran schließen sich Krokodile, die sowohl im unteren Lauf der Flüsse, in den Morästen, namentlich aber auf den Sandbänken an den Mündungen häufig vorkommen; sie werden im Allgemeinen sehr geschätzt, obwohl sie sonst sehr gefährlich sind. Ihr Fleisch wird gegessen. Weiter kommt Varanus (*monitor*) *stellatus* und eine Anzahl Eidechsen vor. Liberia ist sehr reich sowohl an Gift- als an anderen Schlangen; es ist wunderbar, daß mit Rücksicht auf die große Zahl der ersten nicht mehr Unglücksfälle bekannt werden. Als ein sehr beliebtes Mittel gegen den Biss sah Büttlifer mehrmals Alkohol mit gutem Erfolg (bis zur Veranschaulichung und folgenden Schlaf des Patienten) anzuwenden; als gefährlichste Schlange nennt er die Ratter, namentlich die bis sechs Fuß lange *Vipera rhinoceros*; auch andere Species der Familie kommen vor, ebenso eine Brillenschlange (*Naja atropos*). Unter den giftigsten Schlangen stehen einige Mitglieder der Riesenfamilie *Python* an der Spitze; es sollen bis zu 6 m lange Exemplare vorkommen; Büttlifer selbst fing eins von 4 m Länge. Auch an Batrachern ist Liberia ziemlich reich; unter ihnen wird ein Verwandter des amerikanischen Riesenfrosches genannt; ferner kommt eine eigenthümliche, wurmförmige, in der Erde lebende Art vor, *Caecilia tentaculata*, die sich gerne in Ameisenhaufen aufhält.

Unter den Fischen wäre zunächst der elektrische *Malapterurus electricus* zu bemerken, der sich in allen Flüssen, namentlich aber in den Creeks anhält. Er wird nicht länger als einen Fuß, ist aber sehr dick; selbst kleine Exemplare können sehr starke elektrische Schläge ausstehen. Einzelne Fische halten in der trockenen Jahreszeit, im Schlamm begraben, eine Art Winter Schlaf, aus dem sie durch die Regenfrauen in recht unangenehmer Weise geweckt werden. Ein ganz eigenthümlicher Fisch ist *Periophthalmus* *kuile*, der in den Mündungen der Flüsse, den Creeks und Morästen häufig vorkommt; auf den verdoppelten, fußlangen Brustflossen hilft er leicht am Strande umher und lachtet das Wasser nur als Zufluchtsort zu betrachten. Die im Meer vorkommenden Fische gehören größtentheils weit verbreiteten Arten an; neben dem Hai kommt auch ein ungeheurer Sägehai, *Pristis*, vor, der auch die Flüsse hinaufschwimmt; Büttlifer hat ein Exemplar bekommen, dessen Länge mit der 3 Fuß langen Länge 15 Fuß betrug und über die Brustflossen gewiß mehr als 6 Fuß breit war.

Wir übergehen die Weichthiere, die Insekten, Krebsthiere und Würmer, mit denen sich Büttlifer's Arbeit noch beschäftigt, um zum zweiten Theile überzugehen, welcher von den Einwohnern handelt.



## Reise von Eßeg durch einen Theil Sirmiens.

Von Ernst Kramberger.

## V.

An der Straße nach Kamenica liegt nicht weit von dem nach Rakovac führenden Wege eine große Zementfabrik. Der Berg ist schon zum großen Theile abgegraben und andere Berge unbrauchbaren Materials aufgeworfen. Ueber dem Ganzen hängt hoch oben an den Wänden eine lypige Vegetation herein, gleichsam als wolle sie die fahlen Stellen bedecken. Solcher Zementfabriken giebt es in Sirmien mehrere. Große Kalkbrennereien finden sich an der Südseite des Gebirges.

Kaum eine Viertelstunde von der Fabrik zieht sich abermals ein Thal nach rechts hinein, das aber bald in Hügel übergeht. Hier liegt zwischen Weingärten ein griechisches Dorf mit 1400 Einwohnern in 240 Häusern, zwischen und hinter denen sich in tiefem Vette ein rauschender Bach hindurchwindet, der „Vedinački potok“. Das Dorf, Vedinci, ist bemerkenswerth wegen eines in halbkilndiger Entfernung weiter im Gebirge liegenden Blei- und Silberbergwerkes. Ich hatte die Ueberraschung einer Kirchenruine in einem Weingarten oberhalb des Dorfes besuchen, die nach der Sage von den Königen Milutin und Dragutin erbaut worden sein soll, und in ihr noch an der Decke und an den Wänden Frescomalereien gefunden, als ich zu meinem Leidwesen über die Fumkele gora fuchbare Gewitterwolken aufsteigen sah. Dies nöthigte mich, den Besuch des Bergwerkes anzugehen.

Während mein Kutscher die Pferde vorlegte, kaufte ich beim Kaufmann Cigaren. Sein hübsches Wohnhaus, deren man in Sirmien beinahe in jedem Dorfe nach neuer Bauart mehrere findet, umstanden in kurzer Zeit mehrere Kengierge, die „den fremden Ingenieur“ sehen wollten, der die alte Kirche des Milutin beaufs. Wiederaufbaues „gemessen und in sein Buch eingeschrieben“ habe. Unter den Leuten bemerkte ich einige hübsche und zwei sehr schöne Mädchen mit orientalischen Gesichtszügen und bräunlichem Teint. Ihr prächtiger Wuchs und die kleinen Hände schienen sie die groben Arbeiten nicht geschaffen, denen die Schönheit der Baccinen bald zum Opfer fällt. Schade, daß sie über die weltgeschlagene, selbst gefertigten Röde von Handsteinwand solche von geschmacklos bedrüdtem blassen Skatun geworfen hatten. Auf meine Frage, warum sie nicht Oberkleider tragen wie ein, von eigener Hand gefertigt, antworteten sie: „Eh, tako je moda.“ Also auch hier hatte schon die Mode ihr Recht geltend gemacht!

Im Zehnfeldern bemerkte ich drei alte Grabsteine mit cyrillischer Schrift an jener Stelle, wo vor Alters die Kirche und das Dorf Vedinci gestanden hatte. Wede sind verschwunden, und das neue Dorf liegt weit davon. Es ist dies eine sich in Slavonien wiederholende Erscheinung, daß alte Dörfschaften verschwunden und ganz neue Ansiedelungen desselben Namens an anderer Stelle entstanden sind. An den Wegen sind alle Bäume und Büsche vollbehangen mit Glasfensterbänken (Zibica), welche hier in derselben Weise geschnitten, gebraten und gegessen werden, wie die „Tartuffen“ oder „Nüsse“, süßlichen Klümpchen, anderwärts in Slavonien, wo man die Glasfensterbänke nur zu Hebern und zu Wein- und Brauntweinbeigefäßen benutzte. Die mit langen,

dünnen Hälften eignen sich vorzüglich zu Hebern, jene mit kurzen, kantigen Hälften zu Glaschen. Letztere versteht der Bauer in Sirmien mit sehr zierlichen und künstlichen Ornamenten zu verzieren, die er sich einschneidet und etwas dunkler beizt. So eine Zibica steht äußerst zierlich aus. So lange die graugrüne Frucht an ihrer Reife hängt, würde man kaum denken, daß sie sich nach der Reife zu solchen braunen Glaschen umgestalten läßt.

Einen der günstigsten Eindrücke in Sirmien macht auf den Reisenden wohl Kamenica. Die Lage des Ortes hügelan mit freundlichen, reinen Häusern, herrscht von dem Hügel, auf dem das riesige, jetzt freilich leere Militärerziehungsbau steht, mit seinem herrlichen Ausblick auf die lange Linie des Gebirges, donanaufwärts bis Aof und abwärts auf die drohenden Mauern Peterwardeins und die schlanken Thürme von Neusatz mit der zwischen beiden auf den Wellen der Donau sich schaukelnden Schiffbrücke, und die grünen Thäler festeln das Auge des Beschauers. Eine leichte Brise streift über die Hüden und bewegt die Bohnenstangen, die zwischen den Weinböden wachsen. Und alles ringen um Weinberg, bis an die Felsungsmauern Peterwardeins reicht sich Rebe an Rebe. Verwundernd fand ich den Umstand, daß die Weingärten der Winterhäuschen ganz entbehren, die in Oberlavonien eben den Schuttschutts bilden. In Karlovic beispielsweise führen sogar sehr wenige Fährwege in die Rebenpflanzungen hinein. Die Fähr tragen die Trauben in Holzbutten heim und haben oft ein hübsches Bild Weges zurückzuliegen. In Folge dessen bauert die Rebe natürlich lange und ist beschwerlich.

Die neuere Zeit hat wohl die Weinpresse theilweise eingeführt, doch pflegt auch hier noch, in Oberlavonien beinahe durchgehends, der Bauer die Trauben in einen Sad zu schütten und sie in einem Faße auszutreten. Ganz natürlich, daß viel Flüssigkeit hierbei verloren geht.

Ich beschäftigte die in byzantinischem Stil von Stein gebaute griechische orientalische Kirche. Bei der Knapp des mit vielen Fenstern geritzten Dachreiters sind die Linien des Muttergottesbildes wegen des Alters und der dadurch entstandenen Schwärze einer Auffrischung bedürftig. Es ging hier wie mit anderen Kirchen: der schöne Thurm besaß zur Zeit der Militärverwaltung statt seiner Schönegeiten, doch schadhafte Dache eine im schönsten Schablonenstil angelegte mit vielen Vändchen angelegte Kappe von Blech.

Die Zierathen an den Fenstern angeschlossen dadurch ihre Wirkung vollständig ein und es ist nur zu bedauern, daß sich in der langen Zeit der Militärverwaltung gar Niemand fand, der diese Bauten zu würdigen verstand. Bei der katholischen Kirche steht eine zwar schadhafte, doch immer noch sehrwerthe Gema, ein türkischer Frauen, ohne Wasser. Es wäre wohl werth, ihn zu erhalten; jetzt geht er seinem gänzlichen Verfall entgegen. Am Donauufer zieht sich bis knapp vor Peterwardein hin ein Park des Grafen Karacsoy, in dessen Nähe eine Dampfstraße, die zehnmal des Tages nach Neusatz und eben so oft zu-

rüd fährt, anlegt. Im Ganzen ist der Ort recht still, die Einwohner sind Ackerbau- und etwas Handwerker. Die Barbierhube, in die ich trat, war mehr besucht als die „Kavana“ und scheint hier für einige die Stelle des Kaffeehauses zu vertreten. Einer der Barbier unterhielt die Kunden mit allem möglichen Geschwätz, das er mit dem Spiel auf seiner Tambura unterbrach, um ein Lied zu begleiten. Die beiden anderen rauchten und dazwischen hin- und her schickten einige und Gelächter der geduldig auf den Stühlen herumliegenden Kunden, welche die Tagesangelegenheiten erörterten, ihre Gemeindegewissen durchschellen und ihren Zorn über die Steuererhebung geltend zu machen hier verdrängen ließen.

Vor dem am linken Donauufer befindlichen Fortworte und Wäldchenlose der Festung Peterwardein und vor der Pontonbrücke landet die Dampfschiffe, mittels der man aus Kamenica anlangt. Die Festung sieht von da majestätisch aus. Aus einem von Berggärten umgebenen ziemlich hohen Fels erhebt sich die Citadelle mit den unter ihr liegenden Festungsmauern. Zwei Thürme mit Legerwällen schmücken sie, von wo aus jedes ankommende Schiff signalisiert und ihm ein Durchlaß in der Pontonbrücke geöffnet wird. Hoch tragen aus dem Strombette die Steinpfeiler der Eisenbahnbrücke, und es geht um die Öffnung des Tunnels unterhalb der Citadelle entgegen. Er ist ohne Untermauerung durch den Fels gebildet, auf dem die Citadelle ruht, und die Bahngleise laufen auf der Südseite zwischen den Festungsmauern heraus. Peterwardein ist eben nur Festung, in ihr ist kein Verkehr, kein Leben. Die zahllosen Wagen abgerichtet, die nummernlos über die Feste hin und her rollen, herrschen im Gegensaß zu Neusatz am linken Ufer, hier vollständige Ruhe. Zwei von Nord nach Süd laufende Straßen, eine Reihe von müßig stehenden, aber sehr theueren Fiakern, alle mit Inschriften versehene Kanonenrohre als Gipsfiguren verwendet, Hölzer rinnen, die zwar schönes, aber theueres Holz feilhalten und mit den vorbeimarschierenden Soldaten überlaut sprechen, einige Fäden und eine Reihe von Thoren und Gräben auf der Südseite ist alles, was man sieht. Gegen Karlovic zu liegt die Vorstadt, die sogenannten Maierhöfe „Majuri“. Hier stehen dem fröhlichsten Bauernwagen zur Verfügung, die um billiges Geld nach allen Richtungen fahren. Die zweite Vorstadt, Kolovo, hat ihre eigene Pfarrkirche.

Peterwardein ist eine Freistadt mit über 3000 Einwohnern. Der römische Name ist Cusum, unter der byzantinischen Herrschaft hieß es Petrolon. Im 13. Jahrhundert im Besitz eines gewissen Petar Garow, kam es um 1223 in die Gewalt der Witwe des Isaak Angeloi, Margarethe, der Schwester eines großen Theiles von Sirmien. Im Jahre 1237 schenkte es Bela IV. einem Cistercienserkloster. Damals stand ein Königspalast in „Petar varad“, wie es hieß. Das „castellum Peterwaradin“ (heute Peterwaradin und kurz Baradin) belagerte Zelemaun II. 1526 und nahm es nach 5 Tagen ein. Im Jahre 1716 schlug hier Prinz Eugen von Savoyen den Großvezir Ali-Pascha, wobei er 150 Töchter und 146 Kanonen eroberte. An der Stelle, wo die Schlacht stattfand, erheben sich in halbkrümmiger Entfernung von der Festung die Thürme der Kirche „Maria Schnee“, mit dem türkischen Namen „Teliye“ geheißen. Zur Zeit der denkwürdigen Schlacht war dort nur eine Höhle mit einer Cema. In der Höhle wohnten zwei Tawische, hielten die Duellen in gutem Stande und nahmen dafür Almosen entgegen. Die Habsburger verwandelte die Höhle alsbald in eine „Tschamija“ oder Moschee. Noch sieht bei der Kirche eine uralte Ulme, die, obgleich schon ganz hohl, doch noch immer grünt. Sie ist

mit einem Drahtgitter umgeben und zum Andenken erhalten an den Marschall Grafen Brenner, den im Jahre 1716 die Türken mit Eisenketten an den Baum gefesselt und erschossen haben. Unweit davon liegt der Hügel „Bazirac“, wo vor der Schlacht das Zelt des Großvezirs stand. Maria Teresia erhob Peterwardein zur ansehnlichen Festung, die 1848 unter General Palautovic die ungarische Fahne anstreckte und 1849 kapitulirte.

Der schönste Punkt in der Umgebung von Peterwardein ist die in romantischer Gegend und durch die schöne Aussicht anziehende „Cema“ (Quelle), „Bilina voda“. Das Wasser ist wohlthätig des Namens „Brenquelle“ würdig und der Ort werth, der Mittelpunkt reizender Märcen zu sein. Auch hieher pilgern, wie ich dies früher in Bezug auf Cresac geschildert habe, alljährlich zahlreiche Fromme und Hilfesuchende, um sich und namentlich die Kinder in den flauen Wellen des Gesundheit bringenden Bades zu baden und zu waschen. Der Fels, an dem die Quelle rieselt, ist der Zielpunkt zahlreicher Ausflüge.

Die Fahrt von Peterwardein nach Karlovic ist kurz und hübsch, namentlich aber von der Donau der Anblick der Stadt mit den vielen Kirchen ein anziehender. Das Bild verliert an Reiz, wenn man in Karlovic landet. Eine breite, recht saubere Straße, die zum Markt nicht lang ist, empfängt uns. Ein einziger „Talgas“ war da und lud mich und mein geringes Gepäck auf seinen vierwädrigen von einem in der Gabel gehenden Pferde gezogenen Karren. Die „Talgas“ ist ein nur Sirmien angehöriges Fuhrwerk. Der Wagen ist recht schmal, der Gaul sehr kurz gepannt, so daß die Knie der Hinterfüße unter den Wagen kommen. Das Geschirr ist mit vielen Riemen gesiebt und ein breiter Gurt geht um den Hinterrück des Rosses unter dem Schweanz herum und dient zum Halten, wenn es berauscht geht. Der Schwanz des Pferdes wird immer in einen Knoten gebunden, wahrscheinlich, um dem Kutscher, der nahe sitzt, nicht managenen zu werden.

Der „Talgas“ führt zwar eine bide Peitsche, doch treibt er, da er knapp hinter dem Zugthiere sitzt, dasselbe mit Stößen seines opakenbestickten Fußes an und nimmt hier und da, wenn er grimmig wird, auch das Freisetzen zur Hilfe, um damit das träge Ross in die Scheitel zu stoßen. Auf der Südseite der Berge sah ich auch einen ähnlichen Karren auf zwei Rädern, dessen Kutscher sich auf der Achse balancierend weidlich rütteln ließ.

Mein „Talgas“ Stewo (Stefan) saß lediglich auf den Brettern und versicherte, daß er kein Heu als Unterlage brauche.

Der Platz mit dem einfach ansehnlichen Wohnhause des Patriarchen, der griechischen Kathedrale und der katolischen Pfarrkirche bekommt durch einige alte Gebäude ein etwas düsteres Aussehen. Namentlich ist das Gasthaus ein altes, winkeliges Gebäude, in dem nur der gute Wein Anziehungskraft hat. Die Freistadt liegt zur Hälfte in einer wellenförmigen Ebene, zur Hälfte auf Hügel und ein Theil ist zwischen dem Gletsberg (Margarethe budo) und dem Berg Vorosow hineingeklemmt. Aus dieser schluchtartigen Mulde fließt der Vorosow Bach, an dessen Ufer weiter gegen Süden hinein ein Weiler Bjelski liegt. In Vorosow hat der Patriarch seinen Park mit Cassidulern und guten Kellern.

Am Marktplatz macht sich die zweithürmige Metropolitanische Zerkh Nikola mit dem Wohnhause des Kirchenfürsten bemerklich. Ersteres ist im Innern recht angelegentlich und sonst hübsch, letzteres ein einfaches Gebäude und rührt von dem Patriarchen Arsenije Donowich her, als er im Jahre 1737 den Sitz des Patriarchats hieher verlegte. Als es 1788 abbrannte, baute es die Erzbischofse Mojije

Bautut und Stevan Stratimirović wieder auf. Man denkt übrigens an den Bau eines schönen Palastes.

An die griechische Kathedrale stößt die katholische Pfarrkirche, gegenüber steht das Stadthaus und in demselben ist das Bezirksgericht. Karlovic hat ein Gymnasium mit acht Klassen. Als Gründer bezeichnen kann man füglich einen vom armen durch Fleiß und Sparsamkeit zum reichen Manne gewordenen Schneider Tinitar Anasijević bezeichnen, da er den oben erwähnten Metropolitens Stratimirović, dem der Schulunterricht besonders am Herzen lag, mit dem Entschluß übernahm, 20 000 fl. zur Gründung einer Mittelschule schenken zu wollen. Sein Beispiel wirkte so, daß die Anstalt zu Stande kam und heute noch aus diesen alten Fonds erhalten wird.

Die große Gesma am Plage bekommt ihr Wasser aus den Bergen. Um sie herum reißt sich eine Menge von Broterkäufern, die Brote in solchen Quanten zum Kaufe auslegen, daß man kaum, wer dies alles verbraucht. Freilich waren damals zahlreiche Arbeiter in Karlovic, die beim Bane der Zemlin-Belgrader Bahn thätig waren; doch sagte man mir, daß täglich soviel Brot in der Stadt ausgehe.

„Gospodine, kupite od mene“, — Herr, kaufen Sie von mir — schrien mich alle Stimmen aus Nah und Fern zu gleicher Zeit an, und es herrschte eine Konversation zwischen den entferntesten Ständen, daß ich kamme, um so mehr, da sich dieses laute Zurufen, Kochen und Wiegeln den ganzen Tag fortsetzte. Namentlich waren es italienische Arbeiter, die des Morgens mit ihren zweierdrigen Einspannern zum Broteinkaufe anrückten und Stoff zu lustigen Nachschmungen ihrer heimischen Vante gaben. Eine der Verkaufserinnen, eine dunkelhäutige, üppige Schöne, lachte durch ihre fröhliche Art die meisten Männer an. „Oj kinkoro, hajdo gura, Evo Kruba, evo, na!“ rief sie lachend und kredite den Aufkommenden den Laib entgegen, womit sie meist ihren Zweck erreichte.

Das Obst, schön und saftig, fand ich verhältnismäßig theuer, da doch gerade diese Gegend reich daran ist. Als Grund gab man mir an, daß die Ausfuhr sehr groß sei.

Schön ist die Aussicht vom „Magarezijsko brdo“, so benannt, weil einst der Beizir Ahmet Cuprilic seine Maulthiere und Esel dort weiden ließ, und vom Hügel, auf dem die Kapelle der „heiligen Frau vom Frieden“ steht. Das Kirchlein, das einst Gotteshaus hieß, wurde zum Andenken an den Karlovißer Frieden 1699 in Form der Konferenzhalle erbaut, in der die Vertreter der Mächte verhandelten. Es hatte anfangs, wie die Halle, vier Eingänge; jetzt sind nur noch drei vorhanden, der gegen Südost ist vermauert. Die Kapelle geht dem Versalle entgegen, ein Theil der Kuppel-

verkleidung und eine der im Innern ringum laufenden Gallerien liegt als Schutz auf dem gesprengten Boden.

Von der Burg, die einst Karl, ein Sohn des Banus von Horvat, erbaut haben soll, ist keine Spur mehr vorhanden. Die Bevölkerung der Stadt beträgt 5000 Seelen, darunter 2000 Katholiken und 2000 Juden.

Die meisten leben vom Weinan, eine ziemliche Anzahl betreibt verschiedene Handwerke. Die Straßen sind trumm, viele davon ziemlich steil und alle mit runden Steinen, „Kaidima“, gepflastert; die Häuser in der Ebene ansprechend, auch schön, auf den Höhen viele nach Art der Banernhäuser gebaut. Merkwürdig ist, daß trotz des Verkehrs und der Lage an der Donau die Läden ohne die heutzutage üblichen Auslagen, im alten, düstern Stile gehalten sind. Im Ganzen findet man hier viel Alles beisammen, da, wie schon einmal bemerkt, der Grieche konservativ ist. Um so mehr kamnte ich, gerade hier gar keine Spur mehr von der schönen, weissen, mit Zinncrte besetzten Stadt des Landes zu finden; binnen 30 Jahren ist dieselbe hier ganz verschwunden. Die oben erwähnte Broterkäuferin, befragt, ob sie denn keine Stute, ein geschicktes Pferd, unter dem dunkeln Kattunanzuge verborgen trage, wie ich es anderwärts bemerkt hatte, gab erloscht zur Antwort: „Wer sollte sie denn weiden und schlingen?“ Sie gebrauchte das deutsche Wort schlingen statt „vegeti“. Das Leben ist im Allgemeinen recht maut, trotz des großen Handels mit Obst und Wein. Nur an Sonntagen geht es in den Schönsten bei Tanz und Sang laut zu, und an den Gassen, deren jede Wasse eine hat, ist regelmäßig der Versammlungsort der Schönen.

Verkittet ist der Rothwein und der Tropfenruth, die hier erzeugt werden. Wie feiner riecht es nach dem Genuße durch die Aern, und ich weiß nicht, ob sich der Wein in Bezug auf Güte und Aroma nicht mit den besten der Welt messen kann. Den Unterschied zwischen Griechen und Katholiken fand ich in Karlovic gar nicht scharf; die Leute leben friedlich neben einander. Ob die beiderseitige Toleranz noch so weit geht, wie einst, wo z. B. ein Bischof von Tsalovo als Katholik den Eimwohnern in Bratkoiv zum Bane ihrer griechischen Kirche Doh, Ziegeln und Kalk schenkte nebst einem neuen Messgewande für den Popen, weiß ich nicht. Doch ist mir bekannt, daß es doch noch unter der Heiligkeit im Lande Kämpfer giebt, die über kleinliche Begriffe erhaben sind. Es ist doch einmal in einem obgelegenen winzigen Dorfe einen armen griechischen Weislichen ohne Bedenken einen vortheilhaft verschiedenen protestantischen Handwerker mit allen Ehren beerdigen. Ich konnte dem einfachen Greise, der als Mensch sich fühlte und als Mensch dachte, meine Anerkennung nicht verjagen.

## Kürzere Mittheilungen.

### Eine Retikule aus Montezuma's Zeit.

Das unter H. v. Hochstetter's Leitung schnell und schon ansehnliche ethnographische Museum in Wien ist jetzt in den Besitz eines Schatzes seltener Art gelangt, um den es von anderen Museen beneidet werden darf. Es handelt sich um ein altamerikanisches Banner, das unversehrte aus der Periode Montezuma's stammt, so mit Wahrscheinlichkeit sich unter den Schätzen und Trophäen befand, welche Cortez an Kaiser Karl V. sandte. Dieses Stück erworben, restaurirt und ge-

detert zu haben ist Hochstetter's Verdienst, welcher uns in einer Wiener Akademieschrift „Ueber mexikanische Reliquien aus der Zeit Montezuma's“ (mit fünf farbigem Tafeln, Wien, Gerold, 1884) darüber nähere Auskunft ertheilt.

Altamerikanische Federarbeiten aus der Zeit der Eroberung sind sehr selten. Hochstetter kennt nur zwei farbenprächtige, 75 cm im Durchmesser haltende runde Schilde im Stützgerüst und einen 1 1/2 m langen roten Federmantel im Brüsseler Museum. Aeltertrophen werden sie aber durch die prachtvolle

Standarte, welche bald als „morischer Hut“, bald als „indianische Schürze“ oder als „merikanischer Hauptknauf“ in der Ambroser Sammlung vorkommt und dort bereits im Inventar von 1506 bezeichnet ist. Hochstetter fand das seltene Stück in höchst bestem Zustande wieder, ließ es restauriren und deutete dasselbe. Es zeigt die Form eines großen aus- gespannten Fächers und ahmt gleichzeitig die Gestalt eines Vogels mit ausgebreiteten Flügeln nach, dem nur der früher vorhandene Kopf fehlt. Der Fächer zeigt concentrische Farbensänder von blauen, rothen, grünen und braunen Federn und ist mit einem hervorstechenden Mittelstück besetzt; er bedeckt eine Fläche von 1 1/2 qm. Der Haupttheil besteht aus dem gelblich schimmernden Prachtfeder des heiligen Vogels Quetzal (Prachtvogel, Trogon parvirostris), deren Zahl heute noch 450 beträgt und die nach dem Werke, den jetzt diese Schmuckfedern im Handel haben, 5000 Gulden repräsentiren! Belegt ist der Fächer an seinem untern Theile mit gleichfalls concentrisch angeordneten, halbmondförmigen, runden und schuppenförmigen Goldblättern, zusammen etwa 1000 Stück.

Interessant ist von wissenschaftlichen Werthe ist besonders der von Hochstetter geführte Nachweis, daß es sich weder um einen Hauptknauf, noch um eine Schürze oder um einen Fächer handelt, sondern daß wir eine königliche Standarte vor uns haben, die auf einem Stiel getragen wurde. Alle merikanische Gemälde, sowie die Abbildungen bei Kingsborough lassen darüber keinen Zweifel aufkommen, und auch die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß es sich hier um ein von Cortez 1519 an Karl V. gesandtes Stück handelt, welches dann später seinen Weg in die Ambroser Sammlung fand.

Anderer verfallt es sich dagegen mit der „Streitart Montezuma's“. Diese, welche gleichfalls aus der Ambroser Sammlung in das ethnographische Museum zu Wien überging, soll von Cortez dem Pope und von diesem wieder dem Erzbischof Ferdinand, dem Stifter jener Sammlung, geschenkt worden sein. Es ist ein halbmondförmiges Steinbeil von charakteristischer Form aus Sennit. Hochstetter zeigt nach, daß keine noch derartige Streitart bei den Indianern im Innern Brasiliens vorkommen — ganz ähnliche enthält das Dresden'sche ethnographische Museum, andere das Wiener und jenes in Rio — und daß solche Steinärte in Merito nicht im Gebrauch waren. Wenn die Art wirklich, wie ein alter Zettel der Ambroser Sammlung angibt, von Cortez in Merito erbeutet wurde, so müßte sie, meint von Hochstetter, „entweder als Geschenk oder als Kriegsbeute von einem brasilianischen Kollisionsknecht“ in die Hände Montezuma's gelangt sein. Allein auch diese Vermuthung dürfen wir nicht gelten lassen, da von einer Verbindung Meritos zur Zeit Montezuma's mit Brasilien aus absolut nichts bekannt ist, ja eine solche im höchsten Grade unwahrscheinlich ist.

R. A.

#### Die Bwora-Galla.

Der Name der Bwora oder Borani, eines der mächtigsten Galla-Stämme, ist und zwar schon seit Vater Lobo, der 1624 die Gründung des Ortes besuchte, bekannt, aber erst in neuerer Zeit hat der seit 1865 an der ostafrikanischen Küste angestellte Missionar Thomas Balesiedl umfangreiche Erkundigungen über dieselben eingezo-gen, welche E. v. Ravenstein in den „Proceed. R. Geogr. S.“ (Mai 1884) veröffentlicht. Ihr Gebiet erstreckt sich vom Tschub-Musse westwärts ca. 500 englische Meilen bis Kenia, einem Gebirge südlich von Kassa; gegen Westen reicht es bis zum 38° oder 37° östl. L. Gr. und grenzt dort an Kegerstämme. Es ist ein ausgedehntes Weideland mit einzelnen Bergen und Hügeln, aber ohne fortlaufende Bergketten, ohne perennirende Flüsse, reich an Wäldern und stellenweise auch an Wäldern, mit viel Wild. Der Kaffeebaum wächst an manchen Orten wild; es findet sich Eisen, Zinn und Natronsalpeter, der nach der Küste angeliefert wird, wo ihn die Somali als abfüh-

rendes Mittel gebrauchen oder mit dem Schnupftabak ver-mischen.

Die Bwora zerfallen in zwei große Abtheilungen, die Hā im Nordwesten, welche nur Hirten sind und Herden von Pferden, Rindvieh, Kameelen, Giefln, Ziegen und Schafen besitzen, und die Hūl, welche bei reichem Viehe an Herden doch auch Hirte, Gewürze und die Arzneipflanze Tona anbauen. Außerdem werden noch zwei Stämme, die Būtu und Barareta, als ihnen verwandt angesehen. Nach allen Berichten sind sie ein kriegerisches, unruhiges Volk, dem die doch gleichfalls nur für den Krieg lebenden Kaffa nicht nachstehen können, während sie von ihren nördlichen Verwandten, den Somali, öfters geschlagen worden sind. Verhulmt sind sie als Krieger; sie bedienen sich hölzerner Sättel, eines Panzers, Schiffs und Steigbügel, welche aus Riemen und einem daran befestigten eisernen Ringe für die große Bege bestehen. Außerordentlich ist die Sorgfalt, mit welcher sie ihre Pferde behandeln; dieselben erhalten als nahrhaftes Futter Milch und Butter und werden, um sie zu härten, mit Butter eingerieben. Während der größten Tageshitze werden sie in feinem, mit Gras bedeckten Ställen untergebracht, deren Thüren mit eisernen Rändern versehen sind; denn die Pferde sind so feurig, daß einfahe hölzerne Thüren nicht genügen würden. Früh Morgens und Nachmittags werden sie geritten, und viermal täglich giebt eine weisung oder kasperne Gasse in jedem Lager oder Dorf das Zeichen, daß für die Pferde Gras geschnitten werden muß. Auf der Jagd werden ihnen die Ohren verbunden; die Jäger sind mit Speeren, Schwertern und Vogen bewaffnet und verfolgen Elefanten und Rhinocerosse in harten Weisen, wie die berühmten Schwertträger (Magari) der Somali im östlichen Sudan.

Krieg ist die Hauptbeschäftigung der Bwora, ihre Waffen sind Wurfspeie, Speer und Schwert. Wer einen Feind erschlagen hat, darf eine Strafenfender um Hinterkopf und einen bunten Turban tragen. Alle Krieger reiten, aber wegen des muthwilligen Viehes dauert der Krieg sehr lange. In der Nähe des angrenzenden Dorfes angelangt, streifen alle von den Pferden, hinten sei an Rähme und rücken zu Fuß vor. Jene, welche Schlachordnung wird nicht befolgt, sondern jeder handelt nach bestem Ermessen. Wird ein Dorf überzumpelt, so wird es in Brand gesetzt, die Männer erschlagen, Weiber und Kinder aber als Sklaven fortgeschleppt. Die geschlagenen Feinde werden verhöhnt, und viele Trophäen von jungen Kriegen mit beimgeschlagen, von älteren aber in Heimbildung begraben. Das erbeutete Vieh wird zuerst in einem Hecke gesammelt, dort vertheilt, wobei dem Anführer der größte Theil zufällt, jedes Stück vom Besizer gezeichnet und dann nach dem Heimbildung getrieben. Sklaven werden gut behandelt.

Bei der Rückkehr einer solchen Kriegerzucht herrscht großer Jubel. Auch wird das erbeutete Vieh in das Dorf geschickt, während die Krieger zurückbleiben, Siegesruhm anheben und dadurch die Weiber heranziehen, welche tanzend, häuslich und schillernd gekleidet aussehend die Ankömmlinge umzingeln. Während der Zug sich in das Dorf begiebt, fällt ein Wort über die Geschlechter und Vermählung. Den Männern und Frauen, welche glücklich nach einem Siege oder Gatten forschten, wird gesagt, daß der Beside noch weiter hinten verweile. Nun bringen die Weiber Geschenke mit einer Mischung aus Milch und Butter herbei und salben den Kriegen, welche einen Feind getödtet haben, das Haupt und andere Körperteile und malen ihnen einen schwarzen Strich auf die Stirn, zwei weisse auf die linke Wade und mit Blut einen roten auf die rechte. Nun beginnen die Krieger ihre Gesänge, in deren Verlauf mit müßiger Schonung die Namen der Getödteten genannt werden. Jede folgende Ankündigung wird durch einen leisen monotonen Gesang eingeleitet, auf welchen die Weiber antworten, und wenn ein Name eines Getödteten genannt ist, so sollen seine Ange-





# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.



www.librairie.com.cn № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Vegründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Siepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postämtern zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

### IV.

Montano's Absicht, dem damals regierenden Sultan von Zulu Mohammed Hamdul Kiam einen Besuch abzustatten, wurde durch die Unvorsichtigkeit eines Deutschen ermöglicht, welcher eine einflussreiche Stellung im Lande sich erworben hatte. Derselbe heisst Kapitän Schild und ist Besitzer von Plantagen, deren guter Zustand im „North Borneo Herald“ und in den „Strait Times“, sowie der Presse Manilas schon oft rühmend hervorgehoben wurde. Beim Sultan eine persona gratissima, war er die geeignetste Person, die Franzosen denselben vorzuführen oder zu empfehlen. Die Plantage des Herrn Schild liegt auf dem Wege von Tianguai (oder Tiangi) nach Maibun. Der erste Name bedeutet im Visaya und dem Suluanischen so viel als „der Markt“; der Name entstand, als die Spanier vor ihren Horts, darunter dem Reducto Alfonso XII., eine von chinesischen Händlern errichtete Krämerstadt entstehen sahen, welche die Eingeborenen „Tian guai“ benannten, ein Name, der seitdem auf die ganze spanische Stadt angewendet worden ist, obwohl er nur dem Bazar derselben zukommt. Maibun ist die bedeutendste Stadt der Insel Zulu, seitdem die Sultane des Reiches hierher an die Südküste ihre Residenz verlegt haben. Der Tianguai ist mit Maibun durch eine Straße verbunden, welche nicht mehr ausgebeßert zu werden scheint, seitdem mit der Unterdrückung der Piraterie die Slavenanzahl zurückgegangen ist. Am 17. December brach Montano und seine Gefährten auf, um Schild von seiner Plantage abzuholen. Sie fanden sein Haus für eine Belagerung vorbereitet: die Treppen, welche zu der Veranda führten, waren abgebrochen, die Eingänge und die Umzäunung wohl verschlossen.

Die vorhergehende Nacht hatte eine Bande von Suluanern das Haus zur Nachtzeit überfallen wollen, es gelang aber dem tapfern Deutschen, der unter dem Guerillasführer Muna sich schon in den Bürgerkriegen Spaniens ausgezeichnet hatte, den Angriff zurückzuschlagen, und der Versuch der Banditen, das mit trockenen Ripablättern gedeckte Dach durch Brandpfeile anzuzünden, scheiterte an dem niederstürmenden Gewitterregen. Schild sah sofort zu Werke auf, um die Reisenden zum Sultan zu geleiten, dem er auch über den Vorfall Bericht erstatten wollte. Auf dem Ritte stiegen sie in einem mit hohem Graie bestandenen Cogonal (Prärie) auf vier suluanische Banditen, welche hier offenbar Herrn Schild einen Hinterhalt gelegt hatten; bei dem unerwarteten Erscheinen von vier Reitern warfen sie ihre Waffen weg und stützten sich in das Gras. Schild sah zu verfolgen war keine Zeit vorhanden. Zwischen den Bergen Bat-Dato und Bat-Pulak auf der einen und dem Tuman-Tangis auf der andern Seite führt der Weg wieder durch einen Wald. Versallene oder verfallene Hütten, welche hier und da an der einsamen Straße sichtbar wurden, bezeugten, daß mit dem Aufhören der Unabhängigkeit Zulus und der Unterdrückung der Piraterie allgemeiner Niedergang sich bemerkbar machte. Erst in der unmittelbaren Nachbarschaft Maibuns sieht man wieder auf bewohnte, wenn auch armelige und kümmerliche Häuser. Nachdem die Reisenden jenen eben erwähnten Wald verlassen, gelangten sie auf eine ausgedehnte Prärie; es war dies der Schießplatz des Sultans, dessen Palast, ein ausgedehntes und kunstloses Gebäude aus Rohr und Ripablättern, jetzt auch sichtbar wurde. Der Sultan huldigte

gerade seinem gewohnten Nachmittagsvergögnen, dem Schießenschießen seiner Leute zuzusehen, ohne selbst ein Gewehr in die Hand zu nehmen. Die Schützen bedienten sich zum Schießen schwerer Musketen, welche in alten Zeiten in Vorneo fabricirt wurden, deren Rohre und Schloßer sich ohne Ausnahme in einem elenden Zustande befanden, wie denn alle Besucher des Sultarchipels einstimmig betonten, daß die Insulaner ihre Feuerwaffen entschieden ver-nachlässigten. Schlangen luden hier die Gewehre, welche dann in eine Schale gelegt wurden, um das Zielen zu erleichtern.

Die Reisenden stiegen nun von den Felsen und näherten sich dem Sultaan; dieser ~~hat uns in einem sehr hohen Palaste~~ empfing uns auf einem prächtigen Kasteil unter einem arnseligen, aus Nipablättern geflochtenen Schutzbache. Neben dem Fürsten erblickte man seinen Sohn Ibrahimuddin, dessen Mienen und Gesichtszüge Intelligenz und aufgewecktes Wesen verkündeten. Der Sultaan und der Prinz prangten in äußerst kostbarem himelfischem Atlasgewande, auf dem Reich (Gold) und den Ringen funkelten schöne Edelsteine. Das Gefolge war minder prächtig gekleidet; nur der Griff der Krone war auch hier mit Perlen, Diamanten und Rubinen ausgelegt. Das Beuehmen der Hofleute gegenüber ihrem Fürsten war ein ziemlich freies, wenn auch respektvoll. Der Sultaan selbst war ein Mann von ernstem, würdigem Wesen und einnehmenden Manieren. Er ließ den Fremden Sitze herbeischaffen, und es begann sich sofort eine lebhafteste Konversation zu entwickeln, die um so leichter zu führen war, als der Sultaan das Malaische sehr gut und frei von allen Barbarismen sprach; dagegen vermochte er das geschriebene Malaisch nicht zu lesen, da die auf Sulu übliche Form der arabischen Kelttern etwas verzerrt ist und den Accent ganz außer Acht läßt. Diese seine Unkenntniß wollte aber der Sultaan nicht eingestehen und so erklärte er, daß er den von Montano geschriebenen malaischen Brief aus dem Grunde nicht beantwortet hätte, weil er krank gewesen wäre.

Inzwischen brach die Nacht herein; der Hof verließ den Schießplatz und die Europäer folgten der Einladung des Sultans, seinen Palast zu besuchen. Das Haus (denn einen andern Titel verdient es nicht) ruht wie alle Hütten des Archipels auf Pfählen, an denen Rüssel und Pferde befestigt sind, die mit ihren Köpfen den Boden in ein unregelmäßiges Rostwerk verwandeln. Auf einer leiterartigen Treppe erstuim man das Vestibül, das zu dem Audienzsaale führt, welcher die ganze Länge und die halbe Breite des Gebäudes einnimmt. Dieser Raum ist von dem

Harem mit nur durch dünne Vorhänge und eine breite Bambu-Schranke geschieden. Rechts, entlang der Längsseite der Wand, ist eine Bank angebracht, auf welcher sich die Thronen und alle Insulaner, welche die Neugierde hertreibt, niederlassen, denn um die Abendzeit steht der Palast allen Besuchern offen; jeder Mensch, der Freie wie der Sklave, hat das Recht, dann den Sultaan zu sprechen und so lange als es ihm beliebt, den Audienzen beizuwohnen. Möbel sind nahezu keine vorhanden, die Thronen weisen klaffende Rücken auf, einige Wandschlangen an den Wänden des wenigstens zur Wenige beleuchteten Raumes. Am Ende des Saales befindet sich ein Vokium unter einem von grellfarbigen Leuten gebildeten Baldachin; es ist dies der Thron des Sultans, auf welchem dieser nach türkischer Sitte mit untergeschlagenen Beinen sitzt, wobei mit reicher Stützerie gezierter Kissen ihm zur Stütze dienen. Zur Seite des Fürsten hockte der präsumptive Thronerbe, im Hintergrunde derloge kniete aber der Majordomus des Palastes und allmächtige Günstling des Regenten. Es ist dies ein Kishane, der durch die Weltapilgerfahrt sich den Titel eines Dschidri erworben hat und nach manigfachen Abenteuerfahrten endlich in Sulu sich niedersetzte, wo er trotz seiner Unwissenheit und Unerfahrenheit sich einen unbefchränkten Einfluß auf den Sultaan sowie dessen Thronfolger zu verschaffen wußte. Vor dem Throne des Fürsten scharten sich, die rechte Faust auf den Dolchgriff geklopft, die Tattos.

Man brachte den Europäern Kohnstühle und einen Tisch herbei, auf welchen man eine abscheuliche Ghololade und eine Reihe von Gerichten anstalt, welche mit scharfen, pikanten Saucen gewürzt waren. An diesem Dese herrschte keine spanische Etiquette; die Diener, Weiber und sonstigen Insulaner drängten sich an die Wände ihres Herrn heran, um sie essen zu sehen; wenn sie aber zum Sultaan sich wandten, so geschah dies immer mit dem Ausdrücke tiefer Hochachtung, und wer ihm etwas zu übergeben hatte, der that dies mit beiden Händen und in einer Weise, als ob er eine Opfergabe darbrächte. Im übrigen ratheten oder kanten (Vetel) Fürst und Unterthanen auf gleiche Weise. Nach beendeter Mahlzeit beschästigte sich der Sultaan, der inzwischen Audienzen erteilt hatte, wieder mit seinen Gästen. Er erklärte sich bereit, sich photographiren zu lassen und zwar sollten die Transparenzen in einigen Tagen zu diesem Zwecke wiederkehren; er wollte ihnen ein Haus in Marbau, das in der unmittelbaren Nähe des Palastes liegt, einräumen. Dagegen wollte der Fürst nicht bewilligen, daß die Reisenden den See von Panamaat besuchten, da er für ihre Sicherheit nur dann garantiren könnte, wenn sie eine



Mohamed, Sultan von Sulu (1880). (Nach einer Photographie.)

Insulaner drängten sich an die Wände ihres Herrn heran, um sie essen zu sehen; wenn sie aber zum Sultaan sich wandten, so geschah dies immer mit dem Ausdrücke tiefer Hochachtung, und wer ihm etwas zu übergeben hatte, der that dies mit beiden Händen und in einer Weise, als ob er eine Opfergabe darbrächte. Im übrigen ratheten oder kanten (Vetel) Fürst und Unterthanen auf gleiche Weise. Nach beendeter Mahlzeit beschästigte sich der Sultaan, der inzwischen Audienzen erteilt hatte, wieder mit seinen Gästen. Er erklärte sich bereit, sich photographiren zu lassen und zwar sollten die Transparenzen in einigen Tagen zu diesem Zwecke wiederkehren; er wollte ihnen ein Haus in Marbau, das in der unmittelbaren Nähe des Palastes liegt, einräumen. Dagegen wollte der Fürst nicht bewilligen, daß die Reisenden den See von Panamaat besuchten, da er für ihre Sicherheit nur dann garantiren könnte, wenn sie eine



Empfang beim Sultan von Sulu. (Nach einer Skizze Montano's.)

starke Eskorte mitzunehmen, denn der Sultan war von Natur aus ein friedliebender Fürst, der vor jeder neuerlichen Verwicklung mit Spanien sich fürchtete. Bei den Ranzwischen der Cigaretten wurde das Gespräch noch weiter fortgesetzt. Den Sultan interessierte besonders zu erfahren, welche Rolle Spanien im europäischen Staatenconferenzen spiele, ebenso fragte er eifrig nach der Stärke der Land- und insbesondere der Seemacht der europäischen Mächte. Montano mußte ihm mehrmals die Zahlen der Soldaten und Kanonen wiederholen. Seine lebhafteste Neugierde hatte jedoch Details über den Besuch des Eden von Japan zu Paris zu erfahren, doch konnte Montano ihm nur wenig von hierüber erzählen. Dann fragte er, ob in Frankreich der Nachschah (Herrscher) erblich wie in Sulu oder nur für

eine gewisse Zeit, wie in Amerika, seine Gewalt besäße. Er kam dann mit der Frage nach den Agrarverhältnissen Frankreichs und schien überaus erstaunt zu sein, daß in jenem Lande aller produktiver Boden bereits in Aukon genommen wäre und daß es dort keinen einzigen Sklaven gäbe. Dagegen war ihm der Regierungsmodus von Frankreich recht gut verständlich, da die Suluaner auch ein Parlament besäßen, welches Ramaf (Rajah) genannt wird und sich aus den Dattos zusammensetzt, ohne deren Zustimmung der Sultan keinen Vertrag oder sonstigen wichtigeren Regierungssatz abschließen beziehungsweise vornehmen darf.

Das Gespräch mit dem Sultan schien sein Ende nehmen zu wollen; die von dem langen Ritt erschöpften Reisenden kämpften mit aller Mühe gegen den Schlaf, wie Mei, lag



Eine Frau mit Ausliegern.

es auf ihren Fibern. Der Sultan merkte endlich die Müdigkeit seiner Gäste und lud sie ein, sich einfach niederzulegen, während er weiter Audienz halten wollte. Montano und Rey säumten nicht, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen, sie streckten sich auf einer Bambubank, welche den Thron vom Harem schied und schliefen, von der Müdigkeit übermannt, trotz des Lärmes der Sprechenden bald ein; nur zweimal wachten sie in der Nacht auf, als aus dem Harem ein Sklave heraustrat und jedesmal auf einen zu Häupten der Reisenden aufgehängten Gong ein Signal aufschlug. Wenn der Wächter sich wieder in die Frauengemächer zurückzog, benutzten die Franzosen den Augenblick, wo der schließende Vorhang gelüftet wurde, um einen Blick in das Heiligtum ihres Reiches zu werfen. Bei dem unsicheren Schein qualmender Lampen konnten sie aber nur

einen wimmelnden Haufen von Weibern und Kindern, die mitten unter einem Chaos von Kistchen und Kissen lagerten, erblicken.

Am 18. December brachen die Reisenden auf, um das nahe Raibun zu befehen. Man ritt zunächst über jene Peltre, auf welcher, wie erwähnt wurde, das Palais des Sultans liegt, setzte dann über einen tiefen und breiten Wasserlauf und gelangte so in einen schattigen Hain, welcher die Begräbnisstätte der Verstorbenen Raibuns zu sein schien; wenigstens deuteten auf eine solche Verwendung die halb verfallenen Grabmäler hin. Nach dem Verlassen des Waldes zeigten sich die ersten Hüften des Reiseziels. Diese schmutzigen und vermoderten Gräber lagen in bunter Unordnung an den schlammigen Ufern eines in raschen Umläufen dahinströmenden Flusses. Zur Fluth-



zeit kann man auch zu der höchst gelegenen Hütte mit dem Boot gelangen, wie es ja die Malaien so gerne haben. In ihrem Unglück langten die Reisenden gerade zur Zeit der Ebbe an, und so blieb ihnen denn nichts übrig, als von Haus zu Haus auf dem schlüpfrigen Bambusweg zu klettern, immer von der Gefahr bedroht, in den elastischen Schlamm herab zu stürzen, der von den Abfällen malaischer Unreinlichkeit triefte. Nach längeren Stationen in einzelnen Hüttern, deren Inneres an Unreinlichkeit mit der ängstlichen Umgebung weiteiter, gelangten die Reisenden endlich an das Meer, das hier eine stache Nacht mit klarem Mondwasser bildet. Am Horizonte zeigte sich die Insel Teomal. Am Gestade erhoben sich auf hohen Pfählen die geräumigen Magazine der chinesischen Händler, welche in Kompagnie mit dem Sultan das Monopol des Export- und Importhandels aneulden. Der Geschäftsumsatz warbans übertrifft an Bedeutung jenen des spanischen Plages an der Nordküste. Einen wichtigen Exportartikel bilden die Perlsmuscheln, welche zwar selten Perlen enthalten, des Perlmutters wegen aber sehr gesucht sind und von den Chinesen eifrig gekauft werden. Daraus reißt sich Guttapercha, das von verschiedenen Pflanzen, besonders aber von dem Genus *Isopandra* der Sapotaceae gewonnen zu werden scheint. Die beiden Artikel, sowie verschiedene Gattungen Zier sind erheblichen Preischwankungen unterworfen. Von Trepan (Holothurien), Kaffee und anderen Naturprodukten war nur wenig am Lager, was wohl mit der Jahreszeit zusammenhängt, denn der Trepan und die ephbaren Schwalbennester Sulus werden in ziemlicher Menge ausgeführt. Den wichtigsten Importartikel bilden gefärbte Baumwollzeuge, welche von deutschen Firmen Singapur eingeführt werden. Die deutschen Fabrikanten wissen so

gut die Muster und Farbesten, welche bei den Malaien beliebt sind, nachzuahmen, daß sie bei der Billigkeit ihrer Erzeugnisse immer auf einen reichen Absatz rechnen können, obwohl die Eingeborenen Zeuge besserer Qualität herstellen, dessen Preise aber bedeutend höher sind, als die der deutschen Fabrikate. Die Chinesen importieren überdies Waffen, Munition, Krüge und Eisenmetall; man findet in ihren Magazinen lange Bronzeröhren; es sind dies jene für Strifzugeln bestimmten Kanonen, wie sie in den vergangenen Jahrhunderten üblich waren, die aber in diesem Winkel Japans noch immer auf Käufer rechnen können. Außer diesen mehr materiellen als brandbaren Kriegsmaschinen sind noch gegogene Eisenfisch Karabiner (Modell 1857) und englisches Pulver zu erwähnen. Zu den chinesischen Import-

artikeln gehört noch Tabak, der in elender Qualität aus China direkt eingeführt wird. Die zahlreichen auf der Abode anfernden Frauen (malaisches Zegelboot mit Ausliegern) bergen noch eine andere Waare: nämlich Sklaven. Dieser Handel wird mehr oder minder geheim betrieben, da die spanische Regierung ein solches Vorgehen nicht duldet; da aber in Maibun weder ein spanischer Resident, noch europäische Konsuln amtiert, so wird hier mit lebendigem Menschenfleisch noch immer getraut, wenn auch nur verstoht.

Die Sklaven legten sich in das Haus eines chinesischen Händlers, mit welchem Kapitän Schmid ein Geschäft abzuschießen hatte. Während diese beiden mit einander unterhandelten, sahen Montano und Rey zu, wie die Iran

des Chinesen, eine reinkältige Malain, sich die Vangeweile vertreibt. Sie saß an einem Stuhlchen, beschäftigt, einen prachtvollen Turban zu fädeln. Die Arbeit war herrlich, nur schritt sie sehr langsam vorwärts, denn alle fünf Minuten rief sie einen Sklaven, welcher ihr eine brennende Zigarette und ihren kleinen Jungen bringen mußte: so lange die Zigarette brannte, so lange fängte sie das Kind, dann aber schob sie ein Stück Petel in den Mund und brennte sich nieder über ihre Stiderei, während der Sklave, der Befehle seiner Herrin gehorcht, abwechselnd Zigaretten rauchte oder Petel saute. Das ist keine vereinzelte Erscheinung; im Gegentheil, die Frauen der Wohlhabenden Sulus führen alle ein gleiches Leben.

Bei der Mitternacht in den Palaß des Sultans wurde den Reisenden eine zweite Audienz gewährt, in welcher der Fürst die Franzosen einlud, Montano wieder hierher zu kommen, und wobei er dem Kapitän Schmid mittheilte, daß ein von denselben gefangener Vanbit zum Tode verurteilt worden wäre. Die Hinrichtung ist auf Sulu ein Akt heiligheliger Barbarei, indem an dem armen Sünder die Höfliche ihre Revolver und Krüge erproben, so daß er buchstäblich in Regen zerfällt wird.

Die Reisenden setzten nun zu Pferde nach der spanischen Stadt zurück, um die nötigen Vorbereitungen zur photographischen Aufnahme des Sultans zu treffen. Als die Frist heranreichte, beschloß Montano, die Anwesenheit eines Kuriers des Sultans zu benutzen, um auf einem malaischen Fahrzeuge längs der Westküste der Insel legend nach Maibun zu gelangen und auf diese Weise eine neue Gegend kennen zu lernen, während Rey zu Pferde sich ebenfalls begeben sollte, um, da er dort früher eintreffen mußte, das Haus in Bezug zu nehmen, welches der Sultan ihnen zum Aufst-



Mädchen von Sulu. (Nach einer Photographie.)



halte angewiesen hatte. Der 22. December kam heran, Montano und Rey nahmen Abschied von einander, um jeder auf einer andern Route denselben Ziele zuzustreben. Das Schiff, welches Montano besaß, war eine große Kiroge mit Anliegern an der Seite; sie schien ganz neu zu sein. Die Bemannung des Fahrzeuges hatte der Oberst Carlos Martinez unter den Bewohnern eines kleinen Dorfes ausgesucht, welche, obwohl Mohammedaner, dennoch sich Spanien unterworfen hatten. Montano bewunderte die Thätigkeit dieser in den Knechtsstand versetzten Viraten; so ausgezeichnete Seelente hatte er noch gar nicht gesehen bekommen. Da der Wind sich ungünstig gestaltete, so griffen die Rattresen zu den Riemen und ruderten nun ohne Unterlaß, ohne Pause, als wären ihre Muskeln von Stahl und

ihre Jungen von Kautschuk. Das Boot hielt in beträchtlicher Entfernung von der Küste, auf welcher Montano mit bewaffnetem Auge Bató-Bató und andere von Kolosbainen beschattete Dörfer erblickte. Diese Ortschaften bergen viele der erwähnten „Dumantados“, wie die Kudrer sagten, welche keine Lust zu haben schienen, sich mit ihren unabhängigen Landkenten in Verbindung zu setzen. Um vier Uhr Nachmittags fuhr man an dem großen von 4000 Seelen bewohnten Orte Parang vorüber, dessen Fischfangapparate, die sogenannten Corrales, sich weit in die See hinaus erstreckten. Die Nacht brach endlich herein; man konnte das Gesele nunmehr an den Vigthern erkennen, welche in den Häusern brannten. Der Wind trug auch die Klänge der Gonge und eines andern Musik-



Martiplay in Raibua. (Nach einer Skizze Montano's.)

instrumentes, des Kuling tanggan, herüber, denn die Bewohner Sulus ließen es, wie alle Malaien, am Abende durch eine freilich monotone Musik sich zu zerstreuen. In voller Zerstreuung langte endlich Montano auf der Höhe von Raibua an, deren Seeboden bei tiefer Ebbe oft ganz trocken liegt. Trotz der tiefen Dunkelheit vermochten die scharfen Augen der Seelente die Mündung des Raibunflusses zu entdecken, in welchen das Fahrzeug nun glücklich einlief und an der Seite eines mächtigen Gelschwaders malaischer Frauen Anker warf.

Rey kam seinem Landmann entgegen, und beide machten sich nun auf den Weg, um das vom Sultan ihnen angewiesene Haus in Besitz zu nehmen; es sah etwas besser aus als die anderen Hütten Raibuns, wohl nur deshalb, weil es ein Neubau zu sein schien. Schlimmer sah es mit

der Bedienung und Bewirthung aus, denn man fand nichts Anderes vor, als einen alten Sklaven, welcher auf einer Matte neben einem leeren Topfe hockte; zum Glück waren die Reisenden mit eigenen Vorräthen hinlänglich versorgt. Offenbar hatten die vom Sultan zur Befolgung seiner Gäste angeworbenen Heiber ihren Weg in die Taschen irgend eines seiner Köstlinge genommen. Am andern Morgen erschien ein Datto, ein Vertreter des Gefalls mit einer wahren Galgenphysiognomie, um im Auftrage des Sultans die Europäer zu begrüßen; er hatte die Frechheit zu fragen, ob es den Reisenden an nichts gemangelt hätte. Um nicht vielleicht durch eine verdiente Klage die photographische Aufnahme des Sultans ganz in Frage zu stellen, machten Montano und Rey gute Miene zum bösen Spiele und begaben sich in Gesellschaft jenes dunkeln Ehrenmannes auf

einem mit Korallenküden und Polypengehäusen geschotteten Wege in den Palast. Der Sultan empfing die Fremden freundlich, erklärte jedoch, ausgetüchtlich ihrem Verlangen nicht entsprechen zu können, da er jetzt anderweitig beschäftigt wäre; so wurde das Photographiren auf den andern Tag verschoben. Das Gefolge blühte auf die Fremden mit Augen, die einen lebhaften Argwohn bezeugten; diese Leute sahen wie beschaltete Hunde aus, die fliehend nach dem Wanderer Augen. Die Reisenden begaben sich nun auf den Marktplatz von Rawan, wo ein sehr reges Treiben herrschte. Zahlreiche Käufer erschienen zu Fuß und zu Pferde, alle mit dem Krife, die von anwärts kommenden sogar mit langen Kanten besetzt. Die eingehenden Verkäufer saßen unter einem niedrigen von Kipalblättern geflochtenen Dache auf einem Sandapodium. Die Ghueen selbst besaßen große Hüften; sie vertreten in diesem Lande die Stelle der polnischen Juden Kleutopas. Sie beschäftigen sich nicht allein mit dem Handel, sondern auch mit dem Geldwucher, Handleißen und der Helei, kurz mit allem, was einen Nutzen abzuwerfen verspricht.

Der Sultan, der anfangs eine solche Gerechtigkeit gezeigt hatte, sich photographiren zu lassen, begann jetzt sich dagegen zu sträuben, indem er sich unwohl stellte, während Montano erfuhr, daß die abergläubische Furcht, er müßte dann bald sterben (er starb in der That im folgenden Jahre) im Percin mit religiösen Bedenken (der Koran verbietet bekanntlich Abbildungen von Menschen und Thieren) die wahren Ursachen seines Zögerns waren. Endlich am 27. December sah der Sultan; als er sich getroffen sah, sagte er einen wahren Entschluß aus für das Photographiren und ließ sich in den verschiedensten Stellungen aufnehmen. Eine Gefolge sagte, indem die Tattos nicht gezeichnet wollten, daß ein Bild ihres Sultans nach der spanischen Stadt und dann nach Manila käme, damit ihr König nicht als Gefangener in esigie nach der Kapitale der Philippinen gebracht würde. Doch gelang es den Franzosen, ihre Platten glücklich nach Solo, der spanischen Stadt zu retten. Hier schiffen sie sich am 18. Januar 1880 an Bord des „Kopalist“ ein, um Sandakan im nördlichen Borneo anzulanden.

## Wander- und Zigeunerstämme im nordwestlichen Indien (Pandschab).

Von Emil Schlagintweit.

### I.

Heimath und Auszugsland der Zigeuner ist nach ihren Körpermaßen verglichen mit Hindus, aber nach ihrer Sprache, im nordwestlichen Indien zu finden, der heutigen Provinz Pandschab. Zu Vergleichen der Sitten und Gebräuche der in Europa herumziehenden Zigeuner mit jenen im indischen Flußstromlande fehlte bisher ausreichendes Material. Der Hindu in besseren Verhältnissen hält sich von diesen Leuten aus Kastenvortheil fern; selbst der Europäer muß viel überwinden können, will er sich mit ihnen näher einlassen; dabei sind diese Stämme schwer zu Aufschlüssen zu bewegen. Durch die Bemühungen der englischen Regierung ist aber jetzt diese Lücke in unserer Kenntniß der indischen ethnographischen Verhältnisse angefüllt worden. Von Distrikt zu Distrikt wurde diesen Stämmen nachgefragt; bei der Volkszählung, die im Pandschab wie im ganzen englischen Indien am 17. Februar 1881 vorgenommen wurde, waren ihnen eigene Erhebungsformulare gewidmet; ebenso wurde ihnen im amtlichen Volkszählungsberichte ein besonderes umfangreiches Kapitel bestimmt. Unter der fainigen Hand von C. H. Ibbotson vom Bengal Civil Service gestaltet sich der Pandschabbericht zu einem Quellenwerke ersten Ranges, und als Beitrag zur Lösung der schwierigen Frage, inwieweit Unterschiede in der Gestaltung dazu mitwirken, daß die Arier bei ihrer Einwanderung in Indien zwischen sich und den früheren Bewohnern die Schranke des Kastengesetzes aufrichteten, seien hier aus der einschlägigen neuesten amtlichen Literatur Auszüge vorgeführt<sup>1)</sup>.

Wanderstämme und niedere Handwerkerstämme stehen mit einander in unauflöslicher Verbindung; die letzteren sind aus ersteren hervorgegangen. Eine Sippe, die von Walddiener zu Walddiener, von Dorf zu Dorf sich wendet, dem Schafal, Fuchs und frischen Gewürken nachzieht und von Kas lebt, das es auf dem Wege findet, sich mit einem Dache aus Niedgras als Hütte behilft, geschlechtlich sich ohne Rücksicht auf Verwandtschaft den Mitglieðern, gegen Geld Tritten hingiebt, Gelegenheiten zu Diebereien sucht, nicht aber weidet, eine solche Gesellschaft zeigt die Lebensgewohnheiten des Zigeuners und findet sich zahlreich im Pandschab. Die nächste Stufe ist die Niederlassung in Dörfern zur Verrichtung verachteter Arbeit; man lebt noch von Kas. Auf der gesellschaftlichen Leiter steigt weiter, wer vom Mattenflechten aus Kräutern zum Verben von Häuten übergeht; dem Essen von Kas entgeht diese Gruppe noch nicht. Erst der Weber, der zur Weberei greift, wird vom Hindu als Einsegleichen erklärt und ist dem unansehnlichen Mahle von Gewürzen und Kas entzogen. Dieser Wandel geht im Pandschab fortgesetzt unter den Augen der lebenden Generation vor sich; es ist deshalb unmöglich, die Wanderstämme, als Lebensfaher der außerhalb des Hinduismus stehenden Gesellschaft, zu trennen vom Weber auf der untersten Stufe der vom Hindu anerkannten Gesellschaftsordnung; keine Gruppe innerhalb dieser Abgrenzung reicht über die Linie hinaus, welche das Herkommen zwischen geachteten und verworrenen Kasten gezogen hat; jede Gruppe ist vom Kastensandpunkte aus gleichgemindert. Im Laufe der Jahrhunderte erfolgte theilweise Besserung der ökonomischen Lage, und diese hatte mehrfach Erhöhung des gesellschaftlichen Ansehens zur Folge. So sind die Tschabel in Multan, die von Krotzöhlen im Indusflusse leben, unter ihren mehr im Gebirge an den Zuflüssen des Indus wohnenden Mitglieðern zu Richtern nach erhabenen Gerichten geworden, und die Kabar genannten Mitglieðer

<sup>1)</sup> Report on the Census of the Panjab taken on the 17. of February 1881. By Denzil Charles Jeff Ibbotson of Her Majesty's Bengal Civil Service. Folio. 3 Volumes von 500 Seiten Text. Vergleichen für die vorliegende Abhandlung sind insbesondere: nos. Gazetteer of the Bombay Presidency, bis jetzt 16 Bände.

der Ritzkunst nehmen unter Mohammedanern sogar die geachtete Stelle als Danesdä ein. Bei allen solchen Erhebungen hat sichlich auch mitgeteilt, daß der Brahmane, der abseits seiner Mitgenossen in den Dörfern lebt, wenn er ängstlich unterschreibt als der Stäbter; so nimmt der Brahmane am Hüfte des Himalaya von jedem Mann Wasser an, wenn er auch in Speisen wählerisch ist. Wie viel aus solchen Knechtslichkeiten wie aus Wandel der Religion für die gesellschaftliche Stellung der zur Kaste Gemeinschaft gezogenen Klassen folgt, ergibt sich aus dem lehrreichen Entschieden, das Lord Curdial Singh, Beamter im englisch-indischen Civildienst, in einem Rechenschaftsberichte unter den Bhagats, die im Bhagatmal erwähnt wurden, und Singh von sehr niedriger Kaste. Sie waren in der Zeit, als der Hinduismus seine schlimmsten Blüten trug, als Glaubensreformatoren aufgetreten, verworfen das heimliche Thun wie die Vorrechte der Brahmanen und den Gebrauch des Sanskrit als heilige Sprache. Ihre Schriften sind angesetzt im Abi Grant, der heutigen Bibel der Sikhs. Die Religion der Sikhs wollte das Kastensystem austreten; einige der untersten Kasten machten sich dieses zu nütze, unterzogen sich den Sühnvorschriften, veräußerten ihre verachteten Beschäftigungen mit lehnenden und änderten den Namen. Selbst beim Sikh lebt solchen Uebertretungen der Kaste geringer Verdacht an; aber solche Bhagats stehen innerhalb der Gesellschaft, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sie im Laufe der Jahrhunderte unter besonderen Kastennamen allgemein über ihre Hindumitgenossen gestellt werden.“

Unterabteilungen unter den dienenden Klassen. Die Mitglieder der als verachtet lebenden Kasten erhalten noch heute Zuwachs auch aus höheren Schichten der indischen Gesellschaft. Ein Mann aus angesehener Kaste greift bei Verarmung zunächst zur Weberei und richtet sich hiermit in dieser Kaste ein; nur wenige fallen noch tiefer. Die Weber sind so zahlreich, daß sie in Indien drei Viertel aller Handwerkerkassen ausmachen. Häufiger sind die Fälle der Wandelung in Kaste in den Ackerbau treibenden Kasten, sobald in Folge Einführung neuer Kulturpflanzen (z. B. Thee) oder Urbarmachung von Weidenflächen durch Bewässerung und Weaderung Vieh oder Striche bestellt werden. Hier drückt die große Nachfrage nach landwirtschaftlicher Arbeit vielen Handwerkern den Flug in die Kaste; die ersten Aufkündigung halten sich in der Frauennach noch an das Fortkommen in der alten Kaste, aber bald ist die Verknüpfung und neue Verbindungen bilden sich. Nur selten zeigen die neuen Gebilde geographische Erinnerungen; zur Regel wird die Aufstellung der neuen Kolonien nach ihren ökonomischen Verhältnissen. Eine bis zwei Generationen hindurch ist ein festes Schwanken in der sozialen Stellung der einzelnen Beschäftigungen zu bemerken, dann tritt dieselbe Verknüpfung ein, wie sie altbedeckte Kreise kennzeichnet. Während früher der Weber noch zum Gespötte des Zimmermanns oder Schmiedes greifen konnte, bleibt ihm in der Zeit der Organisation der Gemeinde nur Auswanderung in eine zurückgebliebene Kolonie übrig, will er seine Lage durch Uebertretung in eine andere Erwerbsart verbessern. Die Goldschmiede sind meist aus dem Kaufmannstande hervorgegangen und nehmen entsprechend ihrer in ganz Indien bevorzugten Stellung, auch wenn sie unter niedrigen Kasten ausschließlich verkehren, eine Mittelstellung ein und bilden hier die Würde, aber welche verachtete Kasten mit höher gestellten in Verührung kommen. In den Dörfern stehen die Handwerkerkaste, welche die Geräte verfertigen wie sie in Wirtschaft und Haus täglich benötigt

werden, nicht außer persönlicher Verbindung mit ihren Abnehmern, sondern sind gebrochene Diener gegen Gehalt. Der Zimmermann, Goldschmied, Töpfer, Zattler und, wo die Frauen nicht öffentlich sich zeigen dürfen, auch der Bäcker erhalten einen festen Jahreslohn in einem durch das Fortkommen bestimmten Antheil an dem landwirtschaftlichen Ertrage, wegen sie alle in ihr Gewerbe fallenden Arbeiten fertigen. Das Rohmaterial stellt der Auftraggeber. Auch die übrigen Handwerker, wie der Weber, Kürber und Leinwand werden nicht bar bezahlt, sondern in Korn und Früchten; der Goldarbeiter allein nimmt nur Geld, hält einen Laden und ist eben so oft Pfandleiher als Arbeiter. Die Stellung der übrigen Tagelöhner scheint ein Uebereinstimmen alter Hörigkeit; die meisten sehen ihrer Kastenbezeichnung den Namen des Dorfes, der Kaste bei, denen sie dienen, führen diesen Beinamen aber fort, auch wenn sie den Wohnort wechseln. Der Volksthum bezeichnet solche Einmünder als Bhumbhai, d. i. Weber der Erde, und fragt man den Arbeiter selbst, wie er oder seine Vorfahren zur Aufsehung im Dorfe kam, so gibt jeder zur Antwort: „Sie nahmen mich als Weber auf.“ Das Gefühl der Hörigkeit spricht sich auch in den Waben aus, welche diese hörigen Arbeiter am Tawallisth des Dorfschreiers darbringen. Das Fest hat manches gemein mit unsern Kirchweihen (Kirnäh); es fällt in den November, hat den Zweck, die Glücksgöttin günstig zu stimmen und wird wie bei uns mit einer gründlichen Reinigung und Erneuerung der Harte der Häuser eingeleitet. An einem bestimmten Tage des über eine Woche sich erstreckenden Festes wird der Ort beleuchtet — Hauptstädte wie Bombay strahlen dann im Lichterglanze —, die Untergebenen bringen ihren Arbeitgebern und Vorgesetzten Glückwünsche dar, seine Plannoten bewirkt der Herrscher. An Hofgästen indischer Fürsten wie in den Häusern eingeborener Handelsherren werden den Europäern und ihren Damen Dinets gegeben, bei denen in Tafelverzierung wie in Küche großer Glanz entsaltet ist.

Die Wanderstämme. Im Verhältnisse zur Gesamtbewölkerung befragen diese Stämme mit 5 Proc. im Pandschab mehr als das Doppelte der Zahl in den westlichen Provinzen des indischen Kaiserreichs; zählt man die reinen Eigentümer dazu, so erhöht sich hier die Ziffer auf 7 Proc. Die Scheidelinie zwischen den beiden Gruppen ist von den Behörden dahin gezogen, daß die Jäger, Nomaden und die von Verbrechen lebenden Kasten den Wanderstämmen zugehört wurden, dagegen Seiltänzer, Gaukler, Wärentreiber, Wahrsager, Dämonenbanner und dergleichen als Eigentümer ausgeschlossen sind. Beide Gruppen haben mit einander gemein, daß sie niemals im Laufe der Jahrtausende fremdes Blut in sich aufnahmen. Darin haben sie zwar Weniges in anderen indischen Volksgruppen, wenn diese auch gesellschaftlich höher stehen; dagegen haben die Weber- und Zigeunerstämme noch uralte religiöse Vorstellungen und Gebräuche bewahrt, auch enthält ihre Sprache viel Eigenartiges. Für den alltäglichen Gebrauch sollte der Darogah oder Unterspiktor des kaiserlichen Centralgefängnisses ein Glossar fertig; ein anderer Beamter sammelte über die Sprache der über das ganze weite Indien hin über Bombay hinab verstreuten Gruppe der Khami (Khami), deren Sprache die Lingua franca unter den indischen Wanderstämmen bildet, ein größeres Buch. Die Volkszählungsberichte bringen die Wanderstämme in drei große Gruppen. Die erste umfaßt Stämme von bestimmter Beschäftigung, aber wechselndem Wohnsitz; der zweiten Gruppe sind die Jäger und Fischerzöller zugehört; die dritte Gruppe enthält die Verbrecherkassen.

Unter den Völkerstämmen beanspruchten ein besonderes Interesse die Veldar wegen der Versuche der Brahmanen, dieses noch heute urwüchsige Volk, das sich schon nach seinem Aussehen niemals mit Arien vermengte, als einen aus dem Hinduismus ausgeschiedenen Stamm darzustellen. Die Veldar sind Erdarbeiter. Zuweilen formen sie Ziegel aus Lehm oder helfen sie beim Aufbauen der Grundmauern an einem Hause mit. Ihre eigentliche Beschäftigung, aus welcher die angegebenen Handleistungen ausnahmslos hervortreten, sind Erdarbeiten, speciell Ausgraben von Teichen und Brunnen. Es wird im nordwestlichen Indien zum einen größern Teich oder kunstvollen Teichbassin gebauet, der nicht von Veldars hergestellt wurde. Bei solchen Arbeiten stellt sich einer der Ahrigen als Unternehmer an die Spitze; die Geschickteren unter ihnen sind Vorarbeiter; alle arbeiten mit stichtlichem Verstandnisse für alle Zwischenfälle und vollenden die übernommene Aufgabe befriedigend und pünktlich. Bei solchen Thätigkeiten waren diese Leute den Brahmanen unentbehrlich zur Herstellung der zu den religiösen Aufstellungen erforderlichen Badeteiche. Es dürfte aber doch nicht der Heiligkeit des Badeplaces Abbruch thun, daß der Herrsteller einen verachteten Stamme angehörte. Zur Vereitigung dieses Males verknüpfen die Brahmanen die Veldars mit der Geschichte des heiligen Sees Puskar. Dieser See liegt 10 km westlich der Stadt Adampur in Kadschputana und ist jetzt mittels einer schmalpurigen Eisenbahn in den Verkehr gezogen. Der Gott Brahma, welcher der Religion der heutigen Hindus den Namen giebt, ist der Herr des Gebetes; es entsprach der Herrschaft der theologiirenden Opferpriester des indischen Alterthums, diese geistige Kraft des Gebetes als oberste persönliche Göttheit wie als Schöpfer der Welt hinzustellen, weil Brahman, das Gebet, also Brahmahimn auch den Priester bezeichnend, den Brahmanen, der als Kenner des heiligen Wissens die Opfer richtig zu leiten versteht. Ein vollständiger Gott ist Brahma, der Schirmherr der stolzen Brahmanenkaste, niemals geworden; einen bräutenden, von Wallfahrern stark beweihten Tempel hat er nur am Puskarsee, und über die Entstehung dieses Wallfahrtsortes wird dem gläubigen Hindu folgende Legende geboten. Alle Inassen des Hindu-Götterhimmels hatten Tempel auf Erden, nur Brahma nicht; er war deshalb in Verlegenheit, wo er das Opfer verrichten könnte, denn es mußte unter Beachtung aller Vorschriften verrichtet werden, da davon Festhaltung der von den anderen Göttern bestrittenen Herrschaft Brahmas über diese wie die andere Welt abhing. Während Brahma nachdachte, wo er sich zum Opfer niederlassen solle, entfiel eine Lotusblüthe seiner Hand; sofort beschloß der Gott, sein Opfer da zu vollziehen, wo die Blume niederfalle. Auf die Erde gekommen, schneide der Lotus zweimal wieder auf, ehe er in dem Boden stecken blieb; an den drei Stellen

entquoll dem Boden Wasser, das Quellwasser sammelte sich zu einem See, weil eine vorgelagerte Sandbänke der Flüsse den Abfluß der Wasser hinderte. Die Götter legten dem Opfer Brahmas mancherlei Schwierigkeiten in den Weg; er überwand alle und zeigte seine Wunderkraft an den neu entstandenen See Badenden; sie erzielten nicht nur Jugendkraft und Schönheit wieder, sondern wurden auch von allen Sünden entlastet und in den Himmel als Halbgötter erhoben. Wegen dieser Wirkungen wurden die Badenden im Puskarsee so zahlreich, daß der Himmel sich überfüllte und Brahma, deswegen gezwungen war, die volle Wirkung des Bades auf die Zeit vom ersten Tage des achten Hindumonds bis zum Eintritte des Vollmonds einzuschränken. Zur Heranziehung der Pilger umgaben die Brahmanen im Laufe der Jahrhunderte den See mit zahlreichen Gebäuden; der See selbst wurde regelmäßig angehoben und gefaßt, und diese Arbeiten verrichteten einzig und allein die Veldar. Ihre Vorarbeiter wurden zu Brahmanen erhoben und ist dies damit begründet, daß sie von einem Vagabund abstammten oder einem Angehörigen des berühmten Königs, der den großen Gangesfluß zum Strömen brachte; dieser Vagabund habe geschworen, um die Zahl der wohlthätigen Teiche zu mehren, niemals zweimal aus einem Teiche zu trinken; er habe mit den Seinen täglich einen andern Brunnen gegraben und durch ihre Beschäftigungen seien die Arbeiter um ihre Kaste gekommen. Wenn auch die Puskarana genannten Brahmanen der Veldargruppe außerhalb der Provinz Kadschputana geringes Ansehen genießen, so wurde die Legende und Rang-erhöhung doch das Mittel, daß Brahmanen mit Veldars persönlich verkehren können. In ihrer Lebensgewohnheiten sind die Veldaren echte Feindthiere; sie wohnen in Hütten aus Schilfrohr, nehmen als Nahrung alles, was eßbar ist, fleiden sich anders als Hindu oder Muselman und reden ihren besondern Dialekt.

Ein Jägervolk sind die Vavaria (Vowrie); sie jagen nicht mit Waffen, sondern legen im Waldbüschel Schlingen, verlegen dann die Zugänge zu dem mit Schlingen verlegten Distrikt und treiben dann das Wild in das Lappengehege; beim Austritt bleiben Antilopen, Zwerghirsche und Hasen in den Schlingen hängen und werden dann abgeschlachtet. Ebenso gerne wie der Jagd geben sich Vavaria dem Diebstahnswerke hin; vor größeren Einbrüchen bringen sie der Göttin Dewi blutige Thieropfer dar. Vielleicht sind die Vavaria gleich den Sanji, einem andern Diebstahls, in die Verbrechertabahn durch die hochwüthige Verhandlung seitens der streng gläubigen Hindus getrieben worden; denn vor einer Generation lebten wenigstens die Sanji noch ehtbar von der Jagd, vom Wähejagen und Uebernahme der niedrigen Dienste.

## Büttikofer's Bericht über Liberia.

### II. Die Bevölkerung.

#### (Erste Hälfte.)

Hinsichtlich der Bevölkerung hat man natürlich die Autochthonen von den angeführten freien Negern zu trennen; beschäftigten wir uns zunächst mit den letzteren. Es

Monat XLVI. Nr. 4.

war im Jahre 1816, als die nordamerikanische Kolonisationsgesellschaft errichtet wurde, der menschenfreundliche Zweck derselben war, der großen Anzahl frei gewordenen



Neger, welche sich in den Vereinigten Staaten befand und keine passende Arbeit hatte, Gelegenheit zu geben, auf ihren heimischen Boden zurückzukehren. Man beschloß zu diesem Zwecke auf der Westküste eine Kolonie zu gründen, mit deren Errichtung viele den philantropischen Gedanken verbunden, durch den Einfluß der angesiedelten Neger für die Kultur der freien Neger im Innern wirksam zu sein.

Die ersten Kolonisten kamen 1820 nach der Westküste, und trotz ihrer anfänglichen Schwierigkeiten entwickelte sich die junge Kolonie, von der Union kräftig unterstützt, immer mehr; jeder Kolonist bekam freie Pflanz, ein Acker und ein Stück Land, immer weiter dehnte sich die Ausdehnung aus, bis sie endlich die ganze Küstenlinie von Sherbro bis Kap Palmas in Besitz genommen hatte; leider spielte bei den Verhandlungen mit den Eingeborenen der Branntwein eine große Rolle. Die Nürsten waren um so eher geneigt, ihr Gebiet zu verkaufen, als sie ihre Hoheitsrechte gegenüber ihren Untertanen behielten. So lange die Republik unter der Leitung eines weißen Gouverneurs stand, machten sich manche Mißstände nicht so sehr bemerkbar, als später der Fall war; die Mächte des Landes nahen zu, Soldaten wurden errichtet, 1862 eröffnete man sogar eine Universität mit ausschließlich schwarzen Professoren (seit dem Sommer 1883 zählt sie auch zwei weiße, amerikanische Mitglieder). 1847 glaubte man sich stark genug, auf eigenen Füßen zu stehen; man erklärte Liberia zu einer von der Union unabhängigen Republik, die auch bald von den europäischen Mächten, von Amerika jedoch erst 1857 anerkannt wurde; die Konstitution, welche im Allgemeinen nach amerikanischem Muster abgefaßt ist, enthält die Bestimmung, daß ein Nürster nie in Liberia Eigenthum besitzen oder ein Staatsamt bekleiden darf. Wenn die Republik sich auch anfänglich gut weiter entwickelte, so machte sich bald ein Rückschritt fühlbar, woran dem Grundfals, die Weißen aus dem Lande zu halten, auch ein bedeutender Antheil zuzuschreiben ist; hat man doch denselben alle Häfen bis auf sechs verschlossen. Hierdurch wird der ganze Zwischenhandel zu einem Monopol des überfischen Handelsstandes, der die Eingeborenen ausbeutet; der Handel selbst aber wird flau, da die letzteren wenig Neigung haben, dazu mitzuwirken, und natürlich nimmt auch das von denselben abhängige Einkommen des Staates ab. Der Handel nach der Randingobochküste ist aus demselben Grunde beinahe ganz ausgebeugt worden, und das Land, welches reich sein könnte, verarmt immer mehr, wozu auch die vielen Guerillakriege zwischen den einzelnen Stämmen beitragen. Die Finanzen befinden sich in schlechtem Zustande; dazu kommt noch, daß bis 1886 die Schuld an England bezahlt sein muß; das Papiergeld, dessen Kurs bis zu Anfang der sechziger Jahre seinem Nennwerth entsprach, sank bis auf die Hälfte desselben. Wir können die Geschichte der Schuld und die Verwicklungen mit England und Deutschland sichtlich übergehen, doch schließen wir aus derartigen Vorgängen, daß die Regierung selbst zu schwach ist, die Ordnung im eigenen Lande zu erhalten; ebenso ungenügend ist ihr moralischer Einfluß. Wenn die christlichen Missionare und die Sendboten des Isalam, welche letztere übrigens viel mehr Erfolg zu verzeichnen haben, nicht unter den Eingeborenen thätig wären, würde es noch trauriger ansehn. Bei Verhinderung der kirchlichen Fürsorge entwirft Wittlöfer ein dunkles Bild von „Erwachsenen“ und ähnlichen Auswüchsen; dagegen zollt er dem Wenigen, was auf dem Gebiete des Unterrichts zu Stande gebracht ist, volle Anerkennung. Im Umrang sind die Liberianer angenehm und freundlich, wiewohl die Unterhaltung sich nur selten über die herkömmlichen Phrasen erhebt; doch versteht sich

hinter dem scheinbaren Wohlwollen eine Abneigung gegen die im Lande wohnenden Weißen. Die Sklaverei ist verboten, doch man umgeht das Gesetz, indem man sogenannte boys hält, welche entweder direct von ihren Stammbäuptern gekauft oder Schulden halber in die Hände der Liberianer gekommen sind, die sich weit erhaben dünken über die „schmutzigen, hinkenden Aufsteiger“, wie sie dieselben nennen.

Die Wohnungen der Kolonisten sind beinahe alle nach demselben Plan in Holz erbaut und mit Kalk weißt, letzteres zum Schutz gegen Sonnenstrahlen, Wind und Regen. Nur in den Bevölkerungszentren, sowie auf den blühendsten Plantagen, findet man steinerner, mit Dachziegeln oder Zint gedeckte Häuser; dieselben stehen nicht direct auf dem Boden, sondern auf Pfählen oder kleineren Pfeilern 2 bis 6 Fuß über der Erde. Es ist dies eine aus Gesundheitsrückichten sehr zu lobende Anordnung, wodurch es selbst in der Regenzeit möglich ist, die Häuser trocken zu erhalten und besser gegen die Angriffe der Termiten zu schützen. Auf acht bis zwölf solcher Pfosten ruht das ganze Gebäude. Das Parterre besteht aus einem Wohnzimmer, einigen Schlafzimmern und verschiedenen Vorrathskammern; an der Vorderseite ist die sogenannte Piazza angebracht, ein überdeckter, freier Platz, wo sich ein paar Strohsessel und Hängematten befinden, welche andeuten, daß dieser Raum sowohl bei Tage als während der kühleren Abendstunden mit Vorliebe angeseht wird. Die Küche, gewöhnlich ein besonderes, kleines Gebäude, steht hinter dem Hause; der Feuerherd, der sich auf dem Boden befindet, wird durch einige Stein- oder Holzblöcke gebildet, die das Feuer einschließen und den Topf tragen. Das Haus mit Nebengebäuden und dem Grundstüß, auf dem alles steht, ist häufig durch eine Umzäunung abgeschlossen. Die Bretter, welche die Wände der Häuser bilden, liegen wie Schuppen über einander; das Dach ist ganz aus Holzkonstruktion gebildet; Thür- und Fensterrahmen sind schlecht bearbeitet und schlecht verschlossen; Oefenruß sind mit wenigen Ausnahmen nicht gebräuchlich. Ebenso vermeidet man gewöhnlich innere Wände anzubringen, theils um den freien Luftzug zu befördern, theils des Ungeziehers wegen. Die Möblirung der Häuser ist im Allgemeinen sehr einfach; einige geflochtene Stühle, ein roß bearbeiteter Tisch, einige Kisten und Koffer, einige breite Bettstellen mit sehr harten Betten — welche sind zu warm —, werden für genügend gehalten; womöglich sitzt man noch einen Stuhlsstuhl für die Hausfrau, einen Spiegel vor sich, der die Wände und einige dem Spiegel entsprechende Bilder zier. Selten nur begegnet man einer Wanduhr, die in diesem Lande aus verchiedenen Gründen entbehrlich ist. Natürlich findet man in größeren Orten, wie in Monrovia, auch mehr Earne.

Das wichtigste Nahrungsmittel ist der Reis, welcher nach Art der Eingeborenen bereitet wird, d. h. er wird gekocht, ausgedampft und mit etwas frischem oder gekochtem Palmöl überzogen. Brot wird als ziemlich überflüssig betrachtet. Dazu werden häufig Palmenblätter, in Del gekocht, womöglich süß, man noch einen Schaustisch für die Hausfrau, einen Spiegel vor sich, der die Wände und einige dem Spiegel entsprechende Bilder zier. Selten nur begegnet man einer Wanduhr, die in diesem Lande aus verchiedenen Gründen entbehrlich ist. Natürlich findet man in größeren Orten, wie in Monrovia, auch mehr Earne.



werden viele Schildkrötenier verbraucht. Wenn man von den Nahrungsmitteln spricht, darf man namentlich die herrlichen Früchte nicht vergessen. Als Getränk dient Kaffee, der gewöhnlich schwarz mit oder ohne Zucker getrunken wird, dazu kommen noch Ingwerbier, Palmwein, importirter Rum und Branntwein. Im Ganzen kann man sagen, daß die Nahrung des gewöhnlichen Liberiers ziemlich schlecht ist. Aehnlich ist es mit der Kleidung. Die Männer tragen Weinfleider, Rod und Weste von blauem Baumwollzeug oder auch alte, abgetragene Kleider, die sie an Bord der Postdampfer erhandeln; den Kopf bedecken sie mit einem Strohhut oder Füllhut. Zu Hause und bei der Arbeit laufen sie meistens barfuß, auch die Frauen verwenden an gewöhnlichen Tagen wenig Sorgfalt auf ihre Kleidung und zeichnen sich namentlich durch große Unsauberkeit aus, aber an Sonn- und Festtagen ist dies ganz anders; alle Männer und Frauen, suchen die besten, farbenprächtigsten Gewänder hervor und überlassen in ihrer Kleidung nicht nur die Eingeborenen, sondern auch die Nachbarn in Sierra Leone. Trotz der sehr günstigen Verhältnisse wird der Boden nicht so bebaut, wie es geschehen könnte; Reis und Tabak, für welche jetzt jährlich viel Geld ausgegeben wird, wären die Liberier sehr gut im Stande selbst zu ziehen. Die Kultur von Kaffee und Zucker bildet die wichtigste Erwerbsquelle, doch wird dieselbe nur nachlässig betrieben; im Allgemeinen ist das Uebel über die Bewohner, was ihren Sinn für Sparsamkeit, ihre Sorge für die Zukunft betrifft, ein sehr unglückliches. An der Küste hat man weder Pferde noch Esel, wiewohl es viele der ersten auf der Wadingsstraße giebt; doch wiewohl sich mit einigen wenigen, mageren Kühen. Fütterungsmangel ist allerdings die direkte Veranlassung, doch wäre hier Abhilfe zu finden. Dieser Mangel an Thätigkeit, an Arbeitslust zeigt sich auch auf den Märkten: das Bild derselben sieht v. B. dem in Freetown (Sierra Leone) gekannten sehr nach.

Der Handel ist eigentlich nur ein Tauschhandel mit Landprodukten gegen importirte Artikel, so daß im Allgemeinen wenig bares Geld im Umlauf ist. Ein amerikausischer, ein deutscher (Bermann) und ein holländisches Haus haben denselben beinahe ausschließlich in Händen; die zuletzt genannte Häuser besitzen in jedem der geöffneten Häfen eine Niederlassung. Zwei englische Gesellschaften belegen den Postdienst; wenn die Boote anlegen, entwickelt sich auf Bord auch noch ein recht lebhafter Kleinhandel. Als Ausführprodukte wären zu nennen: Palmöl, Kautschuk, Rothholz als Waldprodukte und, wie schon erwähnt, Kaffee und Zucker, außerdem kleine Quantitäten von Ingwer, Erdnüsse, etwas Eisenblech, aber keine Thierhäute und auch keine lebendigen Thiere, mit denen in den südlicher gelegenen Gegenden ein lebhafter Handel getrieben wird. Importirt werden: Lebensmittel, Spirituosen, Kleider, Gewerke und Galanteriegegenstände, Silber, Waffen, die allerdings oft für den, der sie gebraucht, am gefährlichsten werden.

Liberia, welches seit 1879 Mitglied des Weltpostvereins ist, unterhält auch diplomatische Beziehungen, besonders mit Amerika, welches sich in Monrovia durch einen Ministerresidenten und einen Generalkonsul vertreten läßt; Deutschland und Holland haben Konsulate (an der Spitze derselben stehen die Vertreter der betreffenden Firmen), ebenso Dänemark und Belgien, welche Einverständnisse mit diesem Aute betraut haben.

Nach dem Vorhergehenden brauchen wir das Endurtheil Väitösofer's über die Republik kaum noch anzuführen. Er sagt, daß er mit voller Unparteilichkeit gerurtheilt habe, und doch meint er, er habe vielleicht die Zustände allzu schwarz geschildert. Die Wurzel des Uebels liegt seiner Ansicht nach

darin, daß der Staat sich zu früh von der schützenden Hand Nordamerikas losgelöst hat, und daß die große Menge nicht im Stande ist, die Fragen der Zukunft ins Auge zu fassen; auf den Euthusiasmus ist die Verzagtheit gefolgt. In einer seiner Abhandlungen angehängten Nachschrift kommt Väitösofer noch einmal auf diesen Punkt zurück, wozu er durch einen in „Petersmann's Mittheilungen“ (1883, S. 366) veröffentlichten Anfall von St. v. Roggenhoff veranlaßt wurde. Er glaubt allerdings, daß dieser Reisende das Land von der besten Seite kennen gelernt habe, da ein Senator Travis sein Cicerozine nennen sei, trotzdem glaubt er in den Anklagen v. Roggenhoff's einen Optimismus zu erkennen, den er gerne theilen möchte, zu dem er sich jedoch nicht bekennen kann; auch in Bezug auf einige untergeordnete Punkte glaubt er ihm widersprechen zu müssen.

Die Eingeborenen sind von den Kolonisten sehr verschieden, doch zeigen sie in Folge der Vermengung der verschiedenen Rassen auch kein ganz reines Gepräge mehr, wiewohl sie, insofern sie kein amerikanisches Blut aufgenommen haben, wenigstens echte amerikanische Neger der Völkerrüste sind. Im Allgemeinen sind sie gesund, groß, kräftig; alle, selbst die Mulatten von Liberia, haben kleine Hände und Finger, welche aussehend, als ob sie eingeschrumpft wären; Gesicht und Schädelform stehen über dem allgemein angenommenen Negertypus. Väitösofer eröffnet seine Beschreibung, die wir gleich folgen lassen, mit einer Bemerkung, deren Wahrheit sich jetzt immer mehr Bahn bricht; er sagt nämlich: „Der Ausbruch des Vesuvs zeigt auf große individuelle Verschiedenheit, in ihrer Art nicht viel geringer als bei Europäern, und nur der Mangel an Übung ist Schuld, daß wir die Neger anfänglich so schwer von einander unterscheiden können. Später, wenn das Auge sich an die neuen Formen gewöhnt hat, findet man den Unterschied der verschiedenen Individuen sehr leicht.“ Es ist bemerkswerth auch nicht leicht, einen allgemeinen Typus aufzustellen. Alle haben einen ziemlich stark dolichoscephalen Schädel, doch tritt der Prognathismus viel weniger hervor, als man nach den gewöhnlichen Beschreibungen erwarten sollte; ebensov wenig springen die Wangenbeine weit vor, doch wird der Schädel nach oben bedeutend schmaler, die Stirn ist schmal und hervortretend. Die Nase ist an der Basis ziemlich breit, die Nasenflügel öffnen sich weit und die ganze Nase ist „unästhetisch“, doch bei weitem nicht so sehr, wie Väitösofer dies bei den Kongonegern gesehen hat. Ihre Spitze ist nur selten nach oben, häufig nach unten gerichtet, so daß man eher, sofern dies bei einer Negernase möglich ist, an eine Habitusnase zu denken hat. Die Lippen sind nicht so bid und aufgeworfen, wie man in der Regel annimmt, bei einzelnen selbst dünn. Das Gesicht hat eine ziemlich volle ovale Form und wird bei dem Vaden selten bis zum Grinsen verzerrt, die größte Breite hat es über den Wangenbeinen, während es nach oben und unten gleichmäßig abnimmt. Eine Fierde für das Gesicht sind die weissen, gekrümmten Zähne, welche durch eiserne Ausfüllen des Mundes rein erhalten und mit einem Stückchen weichen Holzes oft gepugt werden. Die Ohren zeigen, die Zähne zu sehen oder die mittelsten Schneidezähne auszuweichen, ist hier so gut wie unbekannt. Die dunkelbraunen Augen treten wohl tropischer Gluth hinter den langen Wimpern hervor; wenn man sich einmal an den Anblick gewöhnt hat, kann man auch schöne Neger unter ihnen finden. Die Hautfarbe ist hell- oder dunkelbronzefarbig; hierdurch unterscheiden sie sich auf den ersten Blick von den Kolonisten, bei denen alle möglichen Farbentöne, bis zum Ebenholzschwarz, vertreten sind. Alle Weisse sind auffallend dunkler als der übrige Körper ge-

fährt. Die Negerkinder sind bei der Geburt ziemlich heil, eigentlich rötlich weiß, werden nach einigen Tagen dunkler und haben in wenigen Wochen die natürliche Farbe ihres Stammes bekommen. Albinos kommen unter Kindern häufig vor, einen erwachsenen Albino dagegen hat Vattisofer nie gesehen. Die Haut ist gewöhnlich kalt und feucht, weich wie Sammet; sie ist schwammiger als die des Weißen und sondert eine flüchtige Fettsäure ab. Einen einzigen aber interessanten Fall von Elephantiasis hat Vattisofer bei ihnen beobachtet. Der Neger ist sehr empfindlich gegen die Kälte und die Feuchtigkeit, er hat daher bei Nacht immer Feuer in der Hütte, in welchem er sich gegen die Hitze, wenn der Schwweiß an seinem Körper herunterströmt, erwärmt in ihm erst das Leben, und unter lauten Ärm und Geschieht verdoppelt er seine Anstrengungen; ist er einmal aus seiner Trägheit aufgestellt, so kann er eine erstaunliche Arbeit verrichten. Lungen und Magen sind stark, namentlich letzterer entwickelt eine Leistungsfähigkeit in der Verarbeitung von Fetten und Spirituosen, die an Celinus erinnern. Fleisch, welches er mit großer Eile, in welcher Gestalt er es auch erreichen

kann, genießt, scheint ihm Bedürfnis. Wie so viele Naturvölker suchen sie den Mangel an Fett durch allerlei Verzehrungen, die sie am Körper selbst anbringen, zu ersetzen. Zerkauten in Jorum von Fetschnitten den Rücken entlang, zwölften mit Indigo oder Kohle blau oder schwarz gefärbt, die Kreuzzeichen des Stammes auf Gesicht oder Armen eingegraben, sind ein gewöhnlicher Schmuck. Auch wird das Gesicht, wohl auch der ganze Körper mit weissem oder gelbem Lehm bemalt. Eine wohlthätende, aus Palmöl bereitete Pomade dient, um die Haut geschmeidig zu erhalten. Gewöhnlich tragen sie das Haar kurz ohne einige Zirkel, manchmal aber suchen sie durch Flechten die Eigenthümlichkeiten derselben zu befestigen, Frauen namentlich sind einander dabei beifällig, und einen eigenthümlichen Anblick bietet es, wenn ihrer 20 bis 30 im Kreise sitzen und jede das Haar der vor ihr Sitzenden ordnet, wobei dann gleichzeitig eine Jagd beginnt, deren Anbeute ihren Sieg zwischen die Zähne der Jägerinnen findet. Die Männer rasiren sich manchmal den Schädel ganz glatt oder bürsten ihren spärlichen Haaranwuchs, um mittels des Rasirmessers auf ihrem Kopfe die wunderbarsten Figuren hervorzubringen.

## Brasilianische Kirchenfeste.

Von Oscar Canstatt.

Der Pessimist ist dazu geneigt, die Zerknirschtheit einer allgemeinen Weltlosigkeit, einer inneren Zerknirschtheit, eines Unbehaglichseins mit dem irdischen Dasein, mit einem Worte, seinen Weltkummer der ganzen heutigen Menschheit anzuviduen; in den tropischen Ländern indessen habe ich für meinen Theil wenigstens nicht viel von jener geistigen Knochentrümmung entdecken können. Die allerdings ziemlich oberflächliche religiöse Ueberzeugung hat vielmehr — wenn wir von den eingeborenen heidnischen Naturkindern ganz absehen — gerade fern von der europäischen Kultur und Civilisation weit mehr Wurzel geschlagen als bei uns, und läßt so leicht keine ungesunde philosophische Richtung aufkommen. Man ist im Allgemeinen, in Folge der klimatischen Einflüsse, denen sich niemand zu entziehen vermag, auch viel zu apathisch gestimmt, um sich häufiger momentanen tiefjüngigen Grübeleien hinzugeben oder zweifelnd an den Grundfesten des christlichen Glaubens zu rütteln. Und selbst jene, welchen die religiösen Ansichten des christlichen Kultus und die transcendentalen Vorstellungen der civilisirten Welt nicht genügen, sind weit davon entfernt, um jeden Preis den Gesichtskreis ihrer naiven Uebersinnung unter irdischen Himmelstürken zu erweitern.

So ist es denn ganz erklärlich, daß z. B. in Brasilien die Andeutung der Religion heutigen Tages noch mit der Auffassung unseres Jahrhunderts im größten Widerspruch steht und mehr an die mittelalterliche Christenheit erinnert. Der inferioren Bildungsgrad der brasilianischen Christenheit entsprechend, ist eben der Schwerpunkt des gellammten katholischen Gottesdienstes — der katholische Glaube ist ja bekanntlich in Brasilien zur Staatsreligion erhoben — lediglich auf Aeußerlichkeiten verlegt. Ist daher in anderen katholischen Ländern die Zahl der Kirchenfeste schon beträchtlich, so giebt es deren in Brasilien bald so viele, als Tage im Jahre sind. Die Feiern derselben dient dem Volke vielfach aber auch zur einzigen Ergötzlichkeit und Erbauung

während eines oft entschieden nüchternen Tages, dem Priesterthum dagegen zur zeitweisen Erhebung seines nur allzuhäufig aus Lichtbegierigkeiten Ursprung genommenen moralischen Einflusses. So unbedeutend deshalb auch im Allgemeinen das kirchliche Einkommen in Brasilien ist und so gering die Mittel sind, über welche der dortige Klerus im Gegensatz zu der Geistlichkeit im spanischen Amerika zu verfügen hat, so wird an den Kirchenfesten doch mit nichts gespart. Die Geistlichkeit der verschiedenen Gotteshäuser bietet vielmehr alles an Oepränge, um die Anbittenden wie die Schaustellungen herbeizuziehen. Unter den Festtagen selbst wird ein großer Unterschied gemacht, indem man sie in zwei Klassen theilt: in die großen Feiertage, Dias santas da Guarda, und in die kleinen Feiertage, Dias santas de Remissao. Erstere werden beinahe alle mit großer Gala und Handlauf bei Hofe gefeiert.

Am besten läßt sich das kirchliche Leben in der brasilianischen Residenz, zu Rio de Janeiro, selbst beobachten, wo so leicht kein Feiertag ignoriert und ein Eifer im Kirchenbesuch, namentlich an den höheren Feiertagen, entwickelt wird, wie er kaum in Rom zu finden ist.

Zuerst ruft ein betäubender Lärm der Glocken zur Kirche. Derselbe werden nur in wenigen Kirchen nämlich durch Stride in Bewegung gesetzt, meist begeben sich ein paar Neger auf das Kirchendach und bearbeiten dort die Glocken mit eigenen Hämmern nach eigener afrikanischer Phantasie. Vor dem Eingange der Kirche läßt dazu die türkische Musik einer schwarzen Bande, und endlich sind Vorrichtungen getroffen, im Augenblicke der Wandlung eine Menge Katern auf einmal steigen zu lassen, welche mit hundertfältigem Geläute beim blendensten Sonnenchein in der Luft zerstreuen. Ist der gefeierte Feiertag gar von Rang, so donnern noch die Kanonen des Kastells zu seiner Verherrlichung.

Vor allem zeichnet sich an solchen Tagen die Kaiser-

liche Kapelle durch religiösen Pomp aus. Der Kaiser sitzt dann auf einem prächtigen Throne zur Seite des Hochaltars, neben ihm, doch etwas tiefer, der Bischof, ihm gegenüber die Kanoniker der Hofkirche. In der Mitte der Kirche befinden sich die Hofkammern, der Senal und die Ritter des Christenordens, in einer besondern Loge endlich die Kaiserin mit ihren Kindern in Begleitung einiger Hofdamen. Bei den Mysterien der Messe salutiren die Fürsten und die vor dem Portal postirten Truppen geben drei Salven, dann betritt der Hof-Kanonikus die Kanzel und hält eine kurze Predigt.

Zum allgütigen Volkseste geschloß sich das arme Volk. Sobald die Dunkelheit eintritt, werden Hofkammern und Thronen vor der Kirche aufgerichtet und mit Vergnügen des Gottesdienstes angezündet. Ein langer Zug voranreitender Knaben und Kirchenbedienten in armenelosen, rothen Seidenen verläßt jedesmal die Ankunft der prächtig gekleideten Priester, welche in der mittlerweile von Andächtigen gefüllten Kirche vom Chöre herab mit rauschender Musik und lebhaftem Gesang begrüßt werden.

Mit besonderm Prachtaufwande, mehr noch als an dem allernächsten in katholischen Ländern so feierlich begangenen Heilighausfeste, wird das von der Königin Carlotta von Portugal seiner Zeit gestiftete und vom Papste bestätigte Herz-Jesu-Fest, Festa do coração do Jesu, gefeiert. Kein Staats- oder Hofbedienter darf bei strengster Abmahnung der bei dieser Gelegenheit stattfindenden Procession fern bleiben. Sämmtliche Bruderschaften der Stadt eröffnen den Zug mit ihren Fahnen, die Kinder der Aristokratie umgeben, als Engel in große Reifröcke gekleidet, die Haare gepudert, das Gesicht weiß und roth geschminkt, das Allergeringste und der Kaiser selbst trägt mit den höchsten Beamten den Baldachin über dem Hochwürdigsten. Die ganze Warnung bildet unterdessen in den Straßen, durch welche sich die Procession bewegt, Spalier, um bei dem Erscheinen der Nonnen auf die Knie zu fallen und die Bajonette zur Erde zu senken, während die Fürsten und die Kriegsgeschehnisse im Hofen wieder mit donnerndem Getöse salutiren.

Unter den Heiligen wird der Schutzpatron des Reiches, der heilige Georg, und der heilige Antonius als Generalschirmherrscher von Portugal am höchsten verehrt. Ersterer wird an seinem Namenstage in großer Procession von der Kestung Concessão abgeholt, in voller Rüstung auf ein Pferd besetzt und von einer brittanischen, aus Negern bestehenden Musikkompagnie im Triumph durch die Stadt geführt.

Dem heiligen Antonius, welchen die Brasilianer sehr häufig anzufragen pflegen, wenn sie eine verlorene Sache wiederfinden möchten, wird der Tribut kirchlicher Verehrung namentlich mittels der unmäßigsten Verschwendung von Pulver und Feuerwerk gezollt.

Eigenartiger ist die alljährliche Begehung des Festes der heiligen Anna auf der Praça do Carmo. Dort nämlich steht die St. Annenkirche, vor deren Thor am Namenstage der Patronin ein festlich geschmückter, schön beleuchteter Triumphbogen aufgerichtet ist, zu dessen beiden Seiten sich Tribünen für die angesehensten Mitglieder der Bruderschaften befinden. Auf einem abgeordneten Platze, zu dem einige Stufen hinaufführen, ist ein Thron errichtet, auf dem ein mit Krone und Scepter geschmückter Knabe sitzt. Umgeben von Kindern gleichen Alters umgeben den kleinen gekrönten Kammerherren und schauen mit nicht geringer Würde drein. Vor dieser Gruppe sind eine Menge großer Körbe aufgestellt, welche durchweg Geschenke von frommen Gläubigen, besonders von den Trägerinnen des

Namens Anna, in der Gestalt von Brot, Früchten, Hütern, Schweinen und sonstigen Nahrungsmitteln enthalten, welche an den Reistbietenenden versteigert werden. Ein Kirchenbedienter übernimmt meist die Rolle des Auctionators, indem er den Werth seiner Waare auf nicht eben zarte Weise, aber oft genug mit durchschlagendem Witze anpreist. Viele betrachten es als eine Ehrensache, die Gegenstände nach Möglichkeit im Preise hinaufzutreiben, da der Erlös nach wohlthätigen Zwecken bestimmt ist. Es ist es denn gar nichts Seltenes, daß am St. Annenfest ein altes Jährhundert mit 10 und 20 Mark lothend bezahlt wird.

Eine nicht unbeträchtliche Veränderung von dem St. Annenfest finde ich in einem ältern Reisetagebuch von Weich.

„Gegen 5 Uhr Nachmittags“ heißt es da, „hatten sich wohl gegen 50 000 Menschen auf dem Affamationsplatz versammelt, welcher in wenigen Augenblicken in ein großes Lager verwandelt wurde. Menschen, die sich vielleicht das ganze Jahr hindurch nicht mehr gesehen hatten, begegneten sich hier; befreundete Familien verringerten sich und ließen sich auf die mitgebrachten Strohmatten (Esteiras) nieder; andere lagerten sich auf dem Rasen oder suchten ihre Matten auf. Viele sahen den Vorbereitungen zu einem Feuerwerke zu, andere wurden durch den Klang einer Viola herbeigelockt, die sie mit ihrem Gesange begleiteten, oder verringerten sich zu einem Nationaltanz, welchen sie zur großen Zufriedenheit der zahlreichen Zuschauer anführten. Schmutz, gut gekleidete Negerskinnen (Quatandairas) drängten sich, mit der ihnen eigenen Gewandtheit, durch die Menge, jedermanns Aufmerksamkeit und Erfrischungen anbietend; andere hatten sich in unübersehbaren Reihen gelagert und riefen den Vorübergehenden zu, von den herrlichen Früchten und von dem Pöze zu kosten, welche sie in vorzüglicher Auswahl auf reichlichen Strohmatten ausgebreitet und mit einer Menge Wachstichter umgeben hatten.“

Festlich gekleidete Sklaven trugen von allen Seiten Erfrischungen für ihre Gebieter herbei, von welchen manche, wahrscheinlich um mit ihren Reichthümern zu prahlen, ihre in einem großen Kiste gelagerten Aeneide mit einem überreichen Abendessen, das in großen silbernen Schüsseln aufgetragen wurde, bewirtheten. Menschen von allen Farben und der verschiedenartigsten Abkunft waren neben dem Theilnehmer dieser außerordentlichen Volksversammlung.

Das schöne Gelsicht benutzte ohne Zurückhaltung die ihm so selten gestattete Freiheit, sich ungewungen in männlicher Gesellschaft zu bewegen, und selbst der erste pflegemalige Portugiese entäußerte sich für den Augenblick seiner gewohnten Grandezza.

Indessen hatte die Nacht sich in tropischer Sternennacht über die Gegend gelagert; alles sah mit Ungeduld den Beginn des Feuerwerkes entgegen, dessen Anfang endlich Kanonenschüsse verkündeten. Gleich darauf hing eine Wirbeldole von Raketen in die Luft, um hoch über den Häuptern der Menge knallend zu explodiren. Sie gaben das Zeichen zu dem allgemeinen weithin hallenden Rufe: „Viva a santa Anna!“ Dann begann das eigentliche Feuerwerk, welches mit Ausnahme der leuchtend emporsteigenden Raketen eben, wie bei allen dergleichen Gelegenheiten hier zu Lande, nicht viel zu bedeuten hatte. Zwei Feuer und Flamme sprengten, mit einander kämpfende Feuer bildeten den Schluß des Schauspiel und erzielten von allen pyrotechnischen Kunststücken den weichen Beifall. Dann begab sich das Volk höchst vergnügt, wenn auch nicht in großer religiöser Erbauung, nach Hause.“

Mit gleichem Glanze pflegt man das Fingstheil (Festa do espirito santo) auszuftatten, dem ich in Südbrasilien

wiederholt beizumohnen Gelegenheit hatte. Es ist dies überdies der Ausrückungsstern, wodurch das Interesse an jenem Fiesttage sich von selbst nicht unwesentlich steigert. Die eingezeichneten jungen Leuten werden von den kirchlichen Bediensteten an diesem Tage zu der Procession besonders innuitend eines von Koftrstaben gebildeten Vierecks geleitet.

Sehr reich an kirchlichen Festen ist die Charwoche und der Vorbereitungen zu diesen beschäftigen die Geistlichkeit und Bevölkerung in gleichem Maße oft schon viele Wochen im Voraus. Die wohlhabenden Familien drängen sich zu der Ehre, ihre Kinder bei der Karfreitags-Procession als Engel, denen selbst die Flügel nicht fehlen dürfen, figuriren zu lassen. Dem Pedro II. selbst und seine Minister kann man bei dieser Gelegenheit ein großes Christusbild von einer zur andern Kirche tragen sehen, obwohl die kostbare Würde keineswegs leicht sein soll.

Wie in unseren europäischen katholischen Städten beginnt die Osterwoche mit dem Besuche der Gräber, welche durch die Aufkeimung mit den herrlichsten tropischen Gewächsen oft einen überirdisch schönen Anblick gewähren. Die Festwasschung wurde von dem obersten Bischof in der Regel zu Rio in der Igreja da Candelaria vorgenommen. Eine feierliche Procession stellt endlich die Beerdigung Christi vor. Sie geht hergebrachtermaßen erst um 10 Uhr Abends von einer der Hauptkirchen aus, zieht durch den größten Theil der Stadt und dient, wie man sich denken kann, nicht gerade als Förderungsmittel der öffentlichen Sittlichkeit. Außer den mit den geistlichen Mäthen besetzten, die Leiden Christi vorstellenden Bildbauerarbeiten, welche als Stationsbilder von Edelmännern hierbei eingebracht werden, pflegt man dem Zuge noch allen erdenklichen sonstigen Nummernszang beizugeben. Sehr beliebt ist zum Beispiel die Darstellung einer Abtheilung römischer Krieger, die in brasilianischen Gewandade aufgeführt, in ihren pappendackelnden Panzern mit Röhren und Kienröhren angemalt mehr zum Lachen reizen, wie einer kirchlichen Procession zur würdigen Zier geräuden.

Am vornehmlichsten und lärmendsten ist der Tag des Auferstehungsfestes in Brasilien. Jung und Alt, Arm und Reich freut sich von einem Jahre zum andern, wenn der Erverrächter, der Apostel Judas, in esbige mißhandelt und verbrannt wird.

Wer es nur immer vermag, versetzt eine, nicht selten lebendige, bekannten und unbeliebten Personen ähnliche Gestalt, kleidet sie nach eigener Phantasie, hängt sie am Halse an einer Strangende oder über seiner Hausthüre auf und besetzt ein Säckchen mit Pulver an irgend einem Theile der Nahe, um es zur rechten Zeit anzuzünden.

Nachhame und sehr kostspielige Aufkatten werden zugleich von der wohlhabenden Kaufmannschaft, meistens Portugiesen, getroffen, welche unter sich namhafte Beträge sammeln, um die Auferstehung Christi mit möglichst großem Prunk und Geräusch zu feiern. Gewinde von Laubwerk, schlingen sich auf ihr Laub von Haus zu Haus; in der Mitte der Straße aber ist ein Gerüst aufgerichtet, auf dessen höchstem Punkte der Satan in eigener Person thronet. Seinen Leib umgeben Raketen vom stärksten Ka-

liber, und unter ihm schwebt Judas im reichsten orientalischen Gewande von einer Tasse des Teufels festgehalten.

Masken zu Fuß und zu Pferde beiläufig bis zum entscheidenden Augenblicke, dem alles erwartungsvoll entgegen sieht, das Publikum. Kaum aber ist der letzte Schlag der Uhr verhallt, welche die Mittagsstunde verkündet, dann werden alle Gassen der Stadt geläutet und geknarrt, gleichviel, ob das oft geprungene Metall auch längst schon seinen Klang mehr giebt. Die Salven der Hosenfeste donnern mit entsetzlichem Getöse dazwischen, Raketen schwoiren knatternd durch die Gasse und fallen da oder dort, wohl zuweilen auch glühend, einer belackerten schwarzen Schönen in den Nacken. Der Teufel führt Judas unter furchtbarstem Gefrassel empor, ihm folgen die übrigen Puppen und bald sind die Straßen allerwärts mit den zerfetzten Gliedern derselben bedeckt. Dieses Augenbildes läßt gewärtig, stürzen sich Regter unter dem Rufe: „Halleluja!“ auf die Kiste des Judas und schleifen diese, von den Bewohnern zur größten Ausgelassenheit fort und fort ermuntert, jubelnd durch die Straßen. Andere bemächtigten sich der Köpfe an den Plummengängen und zerklüften diese, um den Inhalt zu theilen. Gewöhnlich beicht derselbe aus Früchten, Tauben und dergleichen, zuweilen aber sehen sich die Dementlichten durch Klatten und Räufe getauht. — Kurzum, der Spektakel des Auferstehungsfestes in Brasilien ist einzig in seiner Art. Die Vermischung von rohen Späßen und Verleumdungen fehlt den kirchlichen Festlichkeiten überhaupt nur selten. Selbst die Kirchengewalt ist in diesem Lande jeder Würde und Erhebung barm. Es genug kann man sogar in den Gottesdiensten eine langweilige Palla spielen hören, mit der die unheimlichen Wüthigen nicht minder zu freuden scheinen, wie andere mit einem Chor.

Bei diesen Dinge zur Ausgelassenheit ist es natürlich, daß die brasilianischen Katholiken einen Fiesttag nach unseren Begriffen eigentlich nicht kennen. Erst in neuerer Zeit werden, namentlich dort, wo sich fremdländischer Einfluß stärker geltend macht, Maskenaufzüge veranstaltet. Der landesübliche Scherz zur Aschmense (Tempo do entrado) besteht sonst nur in dem Brande, am Fiesttageloge sich gegenseitig bis auf die Haut zu durchdrücken. Wer sich auf dem Balken eines Hauses oder in den Straßen bilden läßt, wird alsbald ein Gegenstand des allgemeinen Angriffs; Kugeln von seinem Wache, mit wohlthätigem oder gewöhnlichem Wasser gefüllt, treffen ihn zu Dutzenden, bis er in einem Hause Schutz vor seinen Verfolgern und Gelegenheit findet, sich zu erholen. Kein Ansehen der Person gilt an diesem Tage und selbst die Mitglieder der kaiserlichen Familie finden bei den Schönen Riös keinen Pardon, wenn sie denselben gerade in den Wurf kommen. Von rohen Personen wird wohl zuweilen auch zu Wackstungen gegriffen, deren Inhalt in nichts weniger als Porzinn, sondern oft gar in purem Scheidewasser bestehen soll. Welche Perspektiven eröffnen sich da unseren europäischen Geniern, Kommunarben, Anarchisten, Socialisten und Nihilisten, wenn es eine sociale Frage im Sinne derselben überhaupt in Brasilien gäbe. Diefelbe vom Vande fern zu halten, tragen am Ende zum Theil auch die oben beschriebenen Kirchenfeste bei. Sie liefern zwar kein Brot an die Bedürftigen, aber desto häufiger die Ciercosenos!



## Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— In seinem Wanderbuche „Unterwegs“ (Wien, F. Engel) hat Johannes Nordmann 29 kürzere Aufsätze über Wanderungen in den österröschischen und italienischen Alpenländern und einen Ausflug nach England aus den letzten zwölf Jahren gesammelt, welche nicht nur in ihrer gemüthvollen, ansprechenden Art recht lesenswerth erscheinen, sondern auch Wanderlustige auf manchen entzückenden Punkt im weiten Alpengebiete hinweisen können.

— Der Albusera-See bei Valencia. D. Inau Vilanova nennt ihn einen Röhrensee von 800 ha Oberfläche; er steht mit dem Meere durch den Kanal Perelló in Verbindung. Die Landzunge, welche die Wässer der Laguna von jenem des Balcarebenedes trennt, ist sandigen Bodens, aber mit Wald bedeckt. Ihre Länge beträgt 11 km, die Breite ca. 1400 m. Der Spiegel des Sees liegt höher als die Fläche des Mittelmeeres, die Tiefe seines Wassers beträgt bei normalen Vorkhältnissen 1 m nahe dem Ufer, 4 bis 5 m in der Mitte des Sees. Beim niedrigen Wasserstande hängt jene schon angeführte Landzunge, welche „Tehela“ genannt wird, mit der Insel Palmar zusammen, auf welcher sich 60 Hütten stehen, welche aber nur zur Winterzeit von Fischern bewohnt werden. Auf der Tehela liegt noch ein anderer Ort Namens Calet, der aus Fischergütern und einigen besser gebauten Häusern besteht, in welchen die Sportlustigen, welche die Jagd auf Wassergethiel schätzen, abzuweilen pflegen. Obwohl der Albusera eine Reihe von Bächen und Zuflüssen besitzt, so genügen diese nicht allein, das Wasserbeden gefüllt zu erhalten, deshalb vermuthet man, daß unterirdische Quellen oder Zuflüsse (wie bei den Sämpfen von Almonara und Ganel der Provinz Castellón) hier mitwirken. In früheren Zeiten hatte der See einen größeren Umfang. Schließlic ist zu bemerken, daß unsere deutsche Benennung „Albusera-See“ eine Lautologie ist, der richtige Name jenes Wassers ist die Albusera von Valencia oder rein deutsch der See von Valencia.

— Eine der schönsten Städte in den Alpen, gleichermassen durch Natur wie Kunst geschmückt, behandelt das Doppelblatt 68/69 der Europäischen Wanderbilder „Gray“ (Drell Jügl u. Komp., Jürich). Es enthält 23 vorzügliche Bilder von J. Weber und schildert eine Fülle herrlicher Ansichten, zu denen ein Aufenthalt in der Hauptstadt der grünen Steiermark Gelegenheit bietet.

## Asien.

— Ueber die Malaien und ihr Verhältniß zu den Engländern auf der Halbinsel Malakka äußert sich Elisabeth F. Bird in ihrem Bunde „Der goldene Oerflon“ (Leipzig, F. Vieweg, 1884) in sehr beachtenswerther Weise. Was ihrer Ansicht sind dieselben, Männer sowohl als auch Frauen, entschieden hüßlich zu nennen, und obenrein liegt in ihrem Wesen, selbst gegen solche Engländer, mit denen ihr Verkehr ein freundschaftlicher ist, so viel kalte Unnahbarkeit, daß man sich unwillkürlich abgestoßen fühlt. Ein Hauptgrund für diese offensbare Abneigung mag in religiöser Unabstimmtheit zu finden sein; die Malaien sind streng-gläubige und dabei ihrer Mehrzahl nach unmissende und sanftmüthige Mahomedaner, und es ist J. Bird's feste Überzeugung, daß der Engländer, dem sie das höchste Maß von Höflichkeit zeigen, doch immer „ein Hund von einem Ungläubigen“ für sie bleibt. So wie die Verhältnisse liegen, werden die Malaien in Wahrheit nach den Gesetzen des Korans

regiert, und mit Ausnahme der sehr selten vorkommenden Fälle, da sein Wahrspruch mit den englischen Rechtsbegriffen nicht übereinstimmt, behält der englische Richterhof einfach das Urtheil des das heilige Buch auslegenden Imam. Die Malaien wissen die Vortheile der englischen Verwaltung, besonders die ihnen durch dieselbe gewährte Sicherheit der Person und des Eigentums sehr wohl zu schätzen; bietet ihnen dieselbe doch die Möglichkeit, ohne Furcht vor Verurteilung oder Expropriation Reichthümer zu erwerben und in den Straßen von Malakka selbst ihre kostbaren Juwelen zur Schau zu tragen. Aber wenn sie es auch vorziehen, müßige Sclaven an die Engländer zu entrichten, anstatt sich von ihren eingeborenen Fürsten bedrücken und ausplündern zu lassen, so muß sie doch weit davon entfernt, eine wirkliche Zuneigung für jene zu hegen. Es ist übrigens mit allen anderen orientalischen Völkern das Gleiche der Fall: daß gute Einvernehmen mit ihnen ist immer nur ein rein äußerliches, es fehlt das gegenseitige Verständniß und überall, wo es die Engländer mit Mahomedanern zu thun haben, liegt zwischen beiden ein wahrer Abgrund von Abneigung und Verachtung, den alles Entgegenkommen englischerseits nur selten zu überbrücken im Stande ist.

— Der Vordrillhaber des deutschen Kriegsschiffes „Leipzig“, Korvettenkapitän Herbst, berichtet, daß das Klima von Korea trotz seiner ozeanischen Lage ein mehr kontinentales und mehr dem Chinas als Japans in gleicher Weise ähnlich sei. Auf einen heißen Sommer folgt nach einem kurzen Uebergange ein strenger Winter. Die kalten Nordwinde gewähren den verhältnißmäßig das angenehmste Wetter, während die wärmeren aus West, westwärts in der Zeit von Oktober bis Dezember, sehr viel Frostigkeit und schlechtes Wetter mit sich bringen. Eine meteorologische Eigenthümlichkeit an der Westküste Koreas sind die häufigen Aufstiegeungen: Nebel, welche sich Seemeilen und weiter entfernt liegen, erheben sich hoch über den Horizont und besonders ihre Gumpunkte scheinen emporgehoben, wodurch die Entscheidung des Schiffes durch Landpeilungen unsicher wird. Ebenso erscheinen häufig die Spiegelbilder von Sandbänken mitten im tiefen Fahrwasser, und erst in nächster Nähe kann man sich von dem obwaltenden Irrthum überzeugen.

## Afrika.

— Joseph Thomson<sup>1)</sup> ist von seiner Reise nach der östlich und nördlich von Victoria Nyanza gelegenen Gegend glücklich nach Sanghar zurückgekehrt; er hat seine Reise gegen Ende des Jahres 1882 von England aus angetreten in der Absicht über den Klimamischro nach dem beinahe unbekannten Land der Mafai vorzudringen und die Frage über das Vorkommen eines Sees nördlich von Victoria Nyanza zu entscheiden. Im Frühling des vergangenen Jahres verließ er Sanghar, mußte jedoch nach kurzer Zeit von weiterem Vordringen Abstand nehmen, da durch die Reise des Dr. Fisher das Land sich in einer gewissen Ausdehnung beband, und sich sogar gelegentlich nach Mombasa erstreckte. Im Juli jedoch brach er wieder auf und hat seine Aufgabe in einer Weise erfüllt, die seiner früheren Leistungen würdig ist. Nachdem er am die nördliche Seite des Klimamischro gezogen war, markirte er in nördlicher Richtung nach dem See Kaimascha halbwegs zwischen dem Klimamischro und Mount Kenia, dann auf den genannten Berg zu und längs

<sup>1)</sup> „Globus“, Bd. 44, S. 16.



des Sees Varingo<sup>1)</sup> nach den Kühen des Victoria Nyanza. An den Kühen dieses Sees jagt er entlang bis zu dem Abflusse des Nils, hienauf in mehr südlicher Richtung, wobei die Wälder des Varingo-Sees berührt wurde, und gelangte endlich, indem er nach Süden und Südosten abzog, über Mambombi nach Kumbaba. Troppen man befürchtete hatte, daß der Jagd durch das Gebiet der gefährlichen Masi nicht ohne Gewaltthatigkeiten ablaufen würde, ist doch der Verlust seiner Menschenleben (außer durch Krankheiten) zu beklagen. Es ist dies die dritte Expedition, die Thomson mit Glück und Geschick geführt hat.

Das Telegramm, welches die *Naturalgeogr. Society* von Sir John Kirk empfangen hat und dem wir diese vorläufigen Mittheilungen entnehmen, giebt natürlich nur wenig Einzelheiten. In demselben ist nicht ausdrücklich erwähnt, daß Thomson an der Stelle, wo der Varingo-See auf unseren Karten verzeichnet ist, einen See gefunden hat, doch da im Telegramm gesagt ist, daß der Varingo berührt wurde, so ist es höchst wahrscheinlich, daß der Bericht, den Watsonfeld von den Eingeborenen empfangen hat, richtig ist.

Kein Zweifel vor Thomson hat diesen mathematischen See erreicht und das Befahren desselben schien so zweckhaft, daß Später denselben als eine Bucht des Victoria Nyanza an die nordwestliche Ecke desselben verlegte; auch der ganze Landstrich im Norden des Kumbaba-Sees ist bisher unterreiner Boden, da Dr. Pilcher auf seiner Reise nur bis zum letztgenannten See kam. Aus dem Telegramm darf man wohl schließen, daß Thomson über das östliche und nordöstliche Ufer des Victoria Nyanza, vielleicht auch über den Abfluß des Nils wichtige Mittheilungen zu machen haben wird.

Wie dies auch sein möge, jedenfalls ist eine neue wichtige Arbeit zu einem glücklichen Ende geführt, deren Resultaten man mit Spannung entgegengeht.

Im Herbst 1884 wird Dr. Dominik Kammerl oder von Harbeger aus Wägen eine umfassende Expedition nach Ostafrika unternehmen; in erster Linie gilt es der Erforschung des Gebietes zwischen Sela und Harar, dann jener Stadt selbst und ihrer Umgebung, endlich, wenn die Verhältnisse günstig sind, einem Vordringen in das Binnenland der Somali, nördlich nach Gaden, ober einem Durchbruch durch die Abäl-Länder nach Senna. Das Geographische und Ethnographische bei dieser Reise wird Prof. Bonifazi übernehmen, Geologie und Zoologie Dr. von Harbeger selbst; außerdem werden sich ein Arzt und ein Präparator betheiligen. Als Vorstudien für diese Expedition hat Prof. Bonifazi schon eine Abhandlung „Die geographische Erforschung der Abäl-Länder und Harars in Ostafrika“ (Leipzig 1884) veröffentlicht, in welcher er die ganze Literatur über jene Gebiete vom Alterthum an durch die arabische Zeit, Marco Polo, die Portugiesen u. s. w. bis auf den heutigen Tag durch verfolgt und bespricht. Dem an literarischen Kenntnissen reichen Werke fehlt leider die Beigabe von Karten, welche das Verständnis ungemein erleichtern könnten, ein Mangel, dem vor Antritt der Reise vielleicht noch abgeholfen wird.

— Fernando Poö und die spanischen Besitzungen im Golf von Guinea. Die Spanier haben ihren äquatorialen Kolonien in Afrika bisher wenig Beachtung geschenkt und sie meist nur als Deportationsort für gemeine

und politische Verbrecher betrachtet. Erst in neuester Zeit beginnt man in Madrid auf die Wichtigkeit dieser von der Natur reich bedachten Gebiete aufmerksam zu werden. Die hier internirten Unbeter, von denen die Mehrzahl der Klasse der Negers und Mulatten angehört, beginnen Mais und Tabak auf Fernando Poö zu pflanzen. Es wäre nur wünschenswerth, wenn auch die Familien dieser Verbannten die Erlaubniß erhielten, ins Land zu kommen. Die Kolonisation von Fernando Poö würde auch durch die Einwanderung von Guatrichen Bauern einen großen Aufschwung nehmen, denn diese wandern bis jetzt in großer Anzahl nach Südamerika aus, um sich dort in Landstrichen niederzulassen, welche ein ungelindertes Klima als die Insel Poö besitzen, denn hier sterben nur 3,10 Proc. der Europäer jährlich. Das wichtigste Produkt der genannten Insel ist der Kaffee, dann folgt der Kaka; man hat auch den Versuch gemacht, Ginebrindobäume, Zimmt und Vanille zu kultiviren, über die Resultate ist aber noch nichts bekannt geworden. Noch vernachlässigter als Fernando Poö ist Annobon, deren Bevölkerung von Gomez San Juan auf 5000 Seelen geschätzt wird, denn man findet hier nicht einmal eine spanische Kolonie inhaftiert, obwohl diese Insel ein ziemlich gemäßigtes Klima besitzt. Menschen sollen die Franzosen den Versuch gemacht haben, Annobon als herrliches Land anzusehen und die französische Flotte dort aufzuhalten. Sie besahen ferner die Insel Gorisco und jenen Theil der gegenüberliegenden Küste des afrikanischen Kontinents, der im Norden den Rio de Campo zur Grenze hat, während im Süden gemäß den im Jahre 1843 mit den Regierungen abgeschlossenen Verträgen der Gambia das spanische Gebiet begrenzen sollte, doch haben die Franzosen die Grenzlinie weiter nach Norden verdrängt. Besondere Bedeutung besitzen hier die Elfenbein-Inseln, doch haben die Spanier es bisher vermisst Forts hier anzulegen.

#### Australien.

— Von Port Darwin, der bekannten Höhenstadt des Northern Territory, wird gemeldet, daß Mitte Februar dieses Jahres an zwei Stellen, welche nur 6,4 resp. 33 km von Port Darwin entfernt liegen, Erdbeben beiderlei Art und werthvolle Perlen aufgefunden wurden. Für die Ansiedelung bei Port Darwin, mit welcher es bis jetzt keinen rechten Fortgang haben wollte, würde diese Entdeckung von größter Bedeutung sein.

#### Inseln des Stillen Oceans.

— Der Vorwurf, schreibt man aus Australien, daß die australischen Kolonien sehr Unverschämtheit in der Annectung von Neu-Guinea nur aus dem Grunde erheben, um billige Arbeitskräfte für die Zuckerplantagen zu erlangen, ist ein unbegründeter. Man hat bisher noch nie den Versuch gemacht, die Eingeborenen von Neu-Guinea für denartige Dienste zu engagiren oder gar zu zwingen, weil man weiß, daß sie dazu nicht qualifiziren und daß sie es auch nicht wollen. Sicherlich würde man nicht Arbeiterkräfte (labour vessels) aus englischen Meilen weit fortziehen, um Kanakas zu haben, wenn in der Nähe eine Gelegenheit dazu geboten wäre. Ueberdies würde gerade mit der Stellung von Neu-Guinea unter englischer Hoheit jeder Versuch, Eingeborene von dort nach den Plantagen von Australien zu exportiren, für immer bestraft sein, ähnlich wie es mit den Fidschi-Inseln der Fall war.

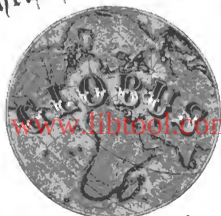
<sup>1)</sup> „Globus“, Bd. 45, S. 352.

Inhalt: Aus Dr. A. Montano's Reise auf den Philippinen. IV. (Mit fünf Abbildungen). — Emil Schlagintweit: Baubau und Jägerwälder im nordwestlichen Indien. I. — Büttikofer's Bericht über Liberia. II. (Erste Hefte). — Oscar Gaupart: Brasilianische Kirchensche. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 5. Juli 1884.)

Redakteur: Dr. A. Riepert in Berlin, S. W. Unter den Eichen 11, III. Etz.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.



№ 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Siepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Desiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

VL 1)

Von Mexiko begab sich Charnay südwärts nach Ticul, um die schönen Ruinen von Kabah kennen zu lernen. Vom Wege selbst ist nichts zu berichten; denn Yucatan ist kein malerisches Land, und kennt man eine der dortigen Straßen, so kennt man sie eben alle. Nur daß nach dieser Richtung hin die Hacienden oder Fincas näher bei einander liegen als sonst. Der Reisende war wie gewöhnlich früh am Morgen aufgebrochen und traf um 9 Uhr in Mayalech ein, wo er rastete. In solchen großen Wohnungen wird die Gastfreundschaft nicht umsonst gewährt, aber die Aufnahme ist gut und die Preise sind mäßig. Mayalech, ein indianischer Name, der „Rübe des Dirsches“ bedeutet, ist das größte und reichste ackerbauende Gut des Landes, wo außer dem zur Ernährung der zahlreichen Bediensteten erforderlichen Mais ausschließlich die Gewürznelkenpflanze Yencanen gebaut wird, welche einen ganz bedeutenden Gewinn abwirft. Der Ertrag soll sich jährlich auf 50 000 Pfister oder 200 000 Mark belaufen. Und dabei wird die ganze Beisung zu nur 800 000 Mark, dem Vierfachen der Jahreseinnahme, zum Verkaufe ausgesetzt! Sie beschäftigt 1200 Leute; ein Theil arbeitet in der Fabrik, ein anderer macht und dem Abhale des Yencanen Stride von jeder Stärke und Güte. Selbst die Kinder werden in Gruppen unter Aufsicht eines alten Indianers mit dem Reinigen eines gewissen Rohstoffes beschäftigt. Die einen

machen Berg, andere transportiren Steine, und in langen Zügen gehen und kommen die Weiber mit ihren leeren und gefüllten Krügen nach und von der Mota, eine reizende, von den Dampfmaschinen abgesehen, fast biblisch zu nehmende Scene. Auf der Terrasse sind abwechselnd Fruchtbäume und Rosen gepflanzt; ein dichtes Gehölz umgibt die Fabrik, und Breisepfelbäume, Bananensträucher, mächtige Kokospalmen und Orangenbäume, so groß wie die Eichen, spenden köstlichen Duft und Schatten. Im Freien, unter einer der Gallerien, wird das reichliche gute Frühstück aufgetischt, dazu catalanischer Wein und hinterdrein eine vorzügliche Tasse Kaffee. Dann erfolgt die Bezahlung.

Ueber Mucuide, eine jetzt verlassene Hacienda, und das einst blühende, aber im Indianerkriege 1848 heruntergekommene Sacalan hatte man um 5 Uhr Abends Ticul erreicht, wo Charnay's Freund, Don Antonio Ajardo, für ihn ein Haus hergerichtet hatte. Denn von dort aus wollte der Reisende die Ruinenstätten von Kabah und Uxmal besuchen. Ticul ist eine richtige Stadt, mit schönen Häusern und großen Yäden, wohlhabend und hübsch gebaut, nicht weit von der Flügelfeste gelegen, welche in der Richtung von Nordwesten nach Südosten die yucatecische Halbinsel durchzieht. Alle Spuren des Indianerkrieges schienen verwischt zu sein; alles sieht neu aus, mit Ausnahme der Kirche und des verfallenen großen Klosters, in welchem einst der Abt Corillo lebte, den Stephens, der Erforscher der Alterthümer Yucatans, so sehr liebt. Die Aufnahme, welche die hervorragenden Personen der Stadt dem fran-

1) Vergl. „Globus“, Bd. 45, S. 305, 321, 337, 353 und 369.

zwischen Reisenden herrschten, war eine höchst liebenswürdige. Derselben begründeten ihm die 3 km entfernte Hacienda San Francisco als eine alte indianische Niederlassung mit noch unerforschten Grabhügeln. Aber Charnay, der dieselben öffnete, fand nur wertlose Bruchstücke. Zum Troste dafür schenkte ihm seine Bekannten zwei früher dort gefundene Vasen, welche unsere erste Abbildung darstellt, zusammen mit dem Bruchstücke einer solchen, welche von San Juan de Teotihuacan bei Mexico stammt. Dieses Nebeneinander zeigt recht deutlich die Verwandtschaft zwischen der yucatecischen Keramik und der totecischen des mexikanischen Hochlandes. Schon sind die ersten Gegenstände kaum zu nennen, aber merkwürdig sind sie wegen ihrer Ähnlichkeit und der eigenartigen Verzierung. Die große yucatecische Vase ist mit einer symbolischen Figur geschmückt, die zweite zeigt eine sitzende Person mit Federkopfschmuck und darüber ein Mäanderband, das Bruchstück von Teotihuacan einen vorn übergebengenen Menschen mit einem

Stoße in der Hand. Man könnte behaupten, daß alle drei Stücke von denselben Orte herkommen und derselben Civilisation angehören.

Die Ruinen von Kabah liegen nur 4 km von der 4 Stunden von Ticul entfernten Hacienda Santa Ana, zu welcher sie gehören, entfernt; aber es führt kein Weg dahin, so daß der politische Gesef auf Charnay's Erfinden eine Abtheilung Indianer aus dem Dorfe Santa Petena beorderte, um einen solchen durch den Wald zu hauen. Das nahm zwei Tage in Anspruch.

Die sehr alte Hacienda Santa Ana wurde während des Bürgerkrieges verlassen und befand sich damals (1882) im Verfall. Die dabei verwendeten Materialien kamen ganz aus der Nähe, von mehreren aufschulichen, einst mit Gebäuden gekrönten Pyramiden, die jetzt vollständig verfallen sind. Unter diesen Pyramiden befanden sich ganz neu erscheinende viereckige Pfeiler mit dorrichen Kapitellen, an deren Kanten, wie bei unseren Han und Trotoirsteinen,



Vasen aus Yucatan und Teotihuacan.

deutliche Spuren gezahnter Metallwerkzeuge erkennbar waren. Mit Steingeräthen war es auch unmöglich, solche Pyramiden, Tempel, Paläste und Pavellone zu skalpiren; die Indianer müssen metallene Instrumente gehabt haben, wahrscheinlich Aeste und Meißel aus einer sehr dauerhaften Mischung von Kupfer und Zinn. Ohne solche wäre die Schnelligkeit unbedenkbar, mit welcher z. B. der große Tempel in Mexico aufgeführt worden ist. Derselbe hatte einen gepflasterten Hof von etwa 200 m Seitenlänge und umschloß eine solche Masse von Einzelgebäuden, daß man ihn mit einer Stadt verglich. Seine massige Pyramide war 35 m hoch, hatte an der Grundfläche 100 m Seitenlänge und war mit riesigen Skulpturen geschmückt. Und doch war das Ganze in sechs Jahren vollendet worden!

In den Werken der Geschichtsschreiber werden die Ruinen von Kabah, ebenso wie diejenigen von Uxmal, Sacben, Kopyhal, Nuchib u. s. w., lauter alte Städte 30 bis 40 Meilen südlich von Merida, kaum erwähnt; nur gelegentlich bezeichnen sie die Häupter derselben als „Vente der Sierra“, weil sie jenseits der oben erwähnten Hügelliste

wohnten. Nach seinen Denkmälern zu schließen muß jedoch Kabah einer der wichtigsten Orte Yucateans gewesen sein; hohe Pyramiden, ausgedehnte Terrassen mit prächtigen Ruinen darauf, Triumphbogen und stolze Paläste bedecken dort einen weiten Raum und geben zusammen mit den Bauwerken von Uxmal und Chichén-Itzá ein vollständiges Bild von der durchdrungen einheimischen yucatecischen Architektur. Alle diese Gebäude, von den ältesten bis zu den jüngsten, z. B. von Ake an bis herab auf Uxmal, haben denselben Ursprung, rühren von einem und denselben Volke her und gleichen sich in wenigen Varianten einander durchaus. Nehmen wir den ersten Palast von Kabah. Seine Vorderseite ist von einem unvergleichlichen Reichthume, enthält aber dieselben großen Figuren, wie man sie in Chichén-Itzá sieht, und welche an die großen, aus über einander gestellten Köpfen bestehenden Holzdolde der Azteken erinnern. Die Ausschmückung ist an diesem Gebäude bis zur Verschwendung getrieben, bis zum Uebermaße verwendet worden, so daß die Architektur vollständig den rein dekorativen Motiven hat weichen müssen. Trotzdem fordern die beiden vor-

springenden, vorzüglich gearbeiteten Gesimse, welche die gewaltigen Frieze einschließen, unsere Verwunderung heraus und würden unseren schönsten Bauwerken durchaus nicht zur Illuzie geziehen.

Der verfallene Zustand des Gebäudes erlaubt leider nicht, sich über das Ganze ein Urtheil zu bilden; doch muß dasselbe etwas ganz Außerordentliches gewesen sein, wenn man bedenkt, daß jene überladene Dekoration sich über eine

Façade von 50 m Länge hinzog. Wie alle yucatekischen Denkmäler steht der Palast auf einer zweiflügeligen Pyramide; vor demselben lag ein weiter freier Platz mit zwei großen Eiskernen zu den Seiten und in der Mitte einer Straßsäule, dem Picoté. Ueber der Façade erhob sich, etwas zurückliegend, noch eine verzierte Mauer, wie sie allgemein in dieser Architektur Verwendung gefunden hat. Merkwürdigerweise sind die Denkmäler in Kabah, abweichend



Reste des ersten Palastes in Kabah.

von dem gewöhnlichen Gebrauche, nach Südwest und Nordost orientirt. Der erste Palast umschloß eine doppelte Reihe von Säulen, die schönsten, welche Charnay gesehen hat; sie sind etwa 9 m lang, 3 m breit, 6 m hoch und haben leicht gewölbte, falsche Bögen.

Unser viertes Bild zeigt das Innere eines dieser Säle mit seiner Treppe von drei Stufen, die aus einem einzigen Steine gehauen ist, der unten zu einem Dutzend sich aufrollt. Die reiche Einfassung derselben ist zwar halb zerstört, läßt

aber noch dieselben Motive, wie an der Façade erkennen, namentlich die Augen mit den großen runden Augäpfeln. Diese Treppe setzt den Vorderraum mit dem dahinter liegenden in Verbindung. In allen Sälen waren die Mauern mit Figuren und Inschriften bemalt, wie man noch aus kleinen Ueberresten erkennt; vielleicht war auch die Augen- seite der Gebäude selbst in gleicher Weise geschmückt, wodurch die wilde Pracht der Statuatur eigenthümlich gehoben wurde.

150 m nordöstlich vom ersten liegt der zweite Palast, gleichfalls auf einer Pyramide und mit einem Vorplage, zwei Gisternen und dem Picoté versehen; nur erhebt er sich außerdem auf einem Unterbaue, der eine Reihe verfallener Säule enthält. Derselbe nur 5 m hohe Gebäude steht durch seine Einfachheit in einem merkwürdigen Gegensatz zu dem vorher besprochenen. Seine fast ganz erhaltene Fassade ist über 50 m lang und hat sieben Öffnungen, von denen zwei, die von Säulen mit roten Kapitälern getragen werden, in enge niedrige Räume führen. Ueber den glatten Wänden springt ein einfaches Gesims vor und trägt einen Fries, der abwechselnd drei kleine Säulen neben einander und ein glattes Mauerstück zeigt. Wie in Palenque reicht

mächtig worden und sich siegreich ausdehnten, und daraus folgt, daß sie erst in dieser Epoche dem Könige von Manapan Hülfsstruppen senden konnten. Um seine Vasallen besser beim Gehorsam halten zu können, zwang dieser die Häupter der mächtigen Familien, als Geiseln an seinem Hofe zu leben; denn sein Joch wurde um so schwerer empfunden, weil er es mit Hilfe fremder Krieger ihnen auferlegt hatte. Es bildete sich dann auch unter den Leuten der Sierra, d. h. eben jenen Bewohnern von Uxmal, Kabah u. a. eine Verschwörung; der Krieg brach aus, der König von Manapan wurde gefangen, seine Stadt von Grund aus zerstört und jene Kasten gewonnen Freiheit und Herrschaft wieder. Das geschah 1420 nach Yanda, 1460 nach Herrera, von denen letzterer offenbar der besser unterrichtet ist. Er sagt ausdrücklich: „Es verfloßen 70 Jahre zwischen der Zerstörung von Manapan und der Ankunft der Spanier; es folgten sich 20 Jahre Ueberfluth und ein Erdst., 16 Jahre neuen Ueberflusses und die Pest, weitere 15 Jahre Ueberfluth und ein Bürgerkrieg, dann 20 Jahre Ruhe, worauf die Spanier ankamen.“ Das giebt zusammen 71 Jahre, und wenn man von 1528 bis 1531, der Zeit, wo Montejó Chiapas bekehrte, rückwärts rechnet, kommt man auf das Jahr 1460 als dasjenige, in welchem Manapan fiel. Herrera fügt noch hinzu, daß nach der Zerstörung jeder Krieger sich bemühte, so viel wissenschaftliche Bücher als möglich nach seinem Lande mitzunehmen, wo jeder Tempel errichtete; und das sei der Hauptgrund, warum in Yucatan so viele Gebäude aufgeführt wurden. Und nach der Theilung des Landes in selbständige Fürstenthümer habe sich das Volk vergrößert, daß das ganze Land nur



Einzelheiten vom ersten Palaste in Kabah.

wenig zu entnehmen, doch giebt es für dieselbe einige Anhaltspunkte. Zur Zeit der Ankunft der Spanier war Yucatan in unabhängige Fürstenthümer mit ebenso vielen Residenzen getheilt, während überliefert ist, daß ein Jahrhundert früher der Krieger einer Stadt Manapan die ganze Halbinsel beherrschte, d. h. er hatte die umliegenden Gebiete sich unterworfen und wie gewöhnlich die Hauptstädte seiner Völkern zerstört. Die Kasten der Sierra, die Beherrscher von Uxmal, Kabah, Yabnah u. s. w. befanden sich, wie wir weiterhin sehen werden, unter den Besiegten. Der Krieger von Manapan aber beherrschte seine Beherrschung nur mit Hilfe einer mexikanischen Garnison. Nun wissen wir, daß die Krieger dem Könige von Acapezaco Tribut zahlen mußten und erst um 1425 unter Ixcuati ihre Unabhängigkeit erlangten, daß sie erst unter Montezuma I. um 1440

eine einzige Erststadt zu sein schienen; dann habe man Tempel und Paläste gebaut und deswegen gäbe es deren so viele. Ebenso erzählt Yanda in dem Kapitel „Von den verschiedenen Kalamitäten, welche Yucatan ein Jahrhundert vor der Conquista heimgesucht haben“ Folgendes: „Diese Völker lebten während mehr als 20 Jahre im Ueberfluth und in Gesundheit; sie vermehrten sich derart, daß das ganze Land nur eine einzige Stadt zu bilden schien. Damals (1440 bis 1460) erbaute sie Tempel in so großer Zahl, wie man sie heute noch allerorten sieht, daß man beim Passiren der Wälder mitten zwischen Bäumen Gruppen von so wunderbar gearbeiteten Häusern und Palästen findet.“

Danach darf man also behaupten, daß diese Denkmäler nicht prähistorisch sind, wie manche Autoren glauben. Außerdem findet man in Kabah eine Art Menhir, von



welcher Herrera und Landa erzählen, welche wie der Hlam- | einer neuen bezeichnet, welche eine ältere Kunst kopiert und  
boyant-Zahl das Ende einer Kunstgattung oder den Beginn | dabei zu übertreffen sucht. Indem man reicher als seine



Treppe und Inneres des Palastes von Kabah.



Zweiter Palast in Kabah.

Vorgänger arbeiten will, verfällt man in Hiererei. Von | Gelbung in ausschweifender Weise, wie man einen Zieg  
einer Regel oder einem Zwange befreit, fiert man seine | durch Statuen und Basreliefs verherrlicht. Und auch dieses

letzte finden wir in Kabah in Gestalt der zwei wertvollen Reliefs, welche unsere sechste Abbildung vorführt. Charnay erblickt in denselben — ob mit Recht, bleibe dahingestellt — Szenen, welche sich auf die Niederwerfung des Königs von Mayapan durch seine Vasallen, zu denen ja auch der Fürst von Kabah gehörte, beziehen. Auf dem Relief zur Rechten sieht man einen reich gekleideten stehenden Mann, den yucateclischen Kopfschmuck mit riesigen Federn auf dem Haupte und angethan mit dem bekannten gesteppten Baumwollpanzer. Diese Figur stellt einen Sieger dar; denn er befehlt und vor ihm liegt auf dem Knie sein gegähnte Skelet darbietend, ein aztekischer Soldat mit einem bescheidenen Kopfschmuck, wie ihn manche besiegte Völker



Fruchtbäume, Cienobos, Guajava- und Orangenbäume ge-  
beihen rings umher, und neben dem Hause erhebt sich auf  
Fählen eine 2 qm große Plattform von Gestein, welche  
eine Schicht gedüngter Humusdecke trägt, auf der Blumen  
und Stachelnkräuter wachsen. Hühner, Enten, Truthühner  
und Schweine treiben sich in Menge umher. In diesem  
Santa Helena glaubt Charnay ein Abbild des ehemaligen  
Mayapores wieder zu erkennen. Wie sollten hier auch  
große Veränderungen eingetreten sein? Die Spanier haben  
wohl ihrem Mauban in Yucatan eine Stätte bereitet, aber  
das geschah mehr durch die Gewalt des Säbels, als durch  
Ueberredung. Sie vermochten weder die Kultur, noch die  
Tracht, weder die Sitten, noch die Sprache umzuwandeln,



nahmen sie im Ge-  
gentheil selbst an.  
Sie selbst modifizir-  
ten sich durch die  
Verührung mit den  
Besiegten, und wenn  
sie auch an die Stelle  
der alten Herren des  
Landes traten, so  
brzwangen sie sich  
doch in dem alten  
Schlendrian ruhig  
weiter.

In Yucatan  
herrschten feudale  
Verhältnisse, an deren  
Stelle die Spanier  
nur ein anderes  
Feudalwesen setzten,  
dessen Spuren man  
noch überall begeg-  
net. Überall, an  
Straßen und in  
Wäldern trifft man  
auf Reste von mehr  
oder weniger an-  
sehnlichen Gebäuden,  
welche einst den  
Mittelpunkt eines  
großen Landbesitzes  
bildeten. Je nachdem  
sich zwei, drei oder  
zehn Gebäude trage-  
nde Pyramiden  
vorfinden, kann man  
auf die Macht des  
einst dort herrschen-  
den Kaxils Schicksal

Basreliefs von Kabah.

machen. Heutigtages sind diese Centren weniger  
zahlreich und weniger ansehnlich, denn in Folge der  
höchst christlichen Eaufsmuth der Eroberer ist die Bevöl-  
kerung um neun Zehntel gegen früher zurückgegangen.  
Aber Städte, Dörfer und Hacienden erfüllen denselben  
Zweck, nehmen denselben Platz ein, wie früher; nur weniger  
gibt es, in deren Nähe nicht alte Ruinen liegen oder die  
nicht aus dem Materiale von solchen erbaut wären. Überall  
ist der eroberte Spanier an die Stelle des besiegten Kaxils  
getreten; nichts hat sich geändert, als daß die adlige Familie in  
dienende Stellung herabgesunken ist. An die Stelle der gera-  
den Thür und des dreieckigen Bogens ist der spanisch-maurische  
Bogen getreten, an die Stelle der verfallenen Paläste die  
Hacienden. Die Hütten der Arbeiter umgeben jetzt die  
Hacienden, wie einst das Herrenhaus, und auch sie haben

der Provinz Maricao östlich von Merida internirt wur-  
den, wo ihre Klasse sich fortpflanz hat, so ist es wohl  
glaublich, daß jene beiden Basreliefs sich auf die Zerstörung  
von Mayapan beziehen und etwa aus den Jahren 1460  
bis 1470 herkommen.  
Die Straße von Kabah nach Santa Helena ist eine  
der besten in Yucatan, ziemlich breit, schattig und nicht  
allzu holperig. Das war schon eine angenehme Ueber-  
raschung für Charnay, welche indessen noch wuchs, als er  
das prächtige Indianendorf Santa Helena erreichte.  
Dasselbe bedeckt ein großes Areal und ist wie eine moderne  
Stadt in viertheil getheilt; jedes derselben ist mit großen  
Bäumen bepflanzt und zerfällt in einzelne, von Steinmauern  
umgebene Vögel von ca. 2000 m Durchmesser, auf welchen  
die Wohnung des Eigenthümers sich erhebt. Blumen,

ihre längliche Form, ihr Strohdach und die den Herrenwohnungen nachgeahnten rautenförmigen Verzierungen bewahrt. Aber die Religion ist eine andere geworden; an die Stelle des Tempels ist die christliche Kirche getreten, ohne ihn indessen zu ersetzen. Denn das christliche Dogma

ist öde und leer gegenüber dem früheren heidnischen Glauben. Tiefem vor allen mythischen Völkern war der Wald einst mit geheimnisvollen Stimmen erfüllt und mit Potiwapellen bedeckt; heute liegt er ihm schweigend und todesstill da.

Von Santa Helena begab sich Charnay nach Uzm al,



Die Hacienda Uzm al.

wo ihn der Verwalter Don Luis Perez erwartete. Auf der Hacienda herrscht heute reges Leben; statt alten Gemäuers erhebt sich jetzt dort ein majestätisches Gebäude mit weiten Säulen und einer großen Säulenhalle. In der Fabrik arbeiten Tag und Nacht zahlreiche Indianer; un- aufhörlich bringen Maulthiere auf einer Eisenbahn von den

Federn große Wagen voll Zuckerrohr herbei; Pferde stampfen im Hofe, alles arbeitet und zeigt Leben und Bewegung. Aber der Aufenthalt dorthin ist noch immer so ungesund wie früher, und der Majordomo hat viel über seine Leiden und die schleichenden Fieber, die ihn aufreizen, zu klagen.

## Wander- und Zigeunerstämme im nordwestlichen Indien.

Von Emil Schlagintweit.

### II.

Eine wahre Landplage waren sonst die Verbrecherstämme. Unter dieser Bezeichnung faßt die englisch-indische Gesetzgebung alle Wanderstämme zusammen, welche unter dem Vorwande zu jagen und zu betteln unter Tags in den Dörfern umherwandeln, in den Häusern jeden Winkel auspäßen, um dann Nachts in Häufen zu rauben

oder gleich Raketen die Dächer zu ersteigen und die Schlafenden auszuplündern. Reisendes Korn wird auf dem Felde heimlich geschnitten, Weidevieh weggetrieben. Gegen diese Stämme, in denen das Kind zum unsauberen Betruß der Eltern herangezogen wird, wurde die Polizei mit Kontrollmaßregeln ausgestattet, und dem flachen Lande ist jetzt die

Kuße und Sicherheit verschafft, die es bis dahin entbehrt hatte. Die politische Tragweite solches Eingreifens sollte unermartet an dem Kamosi-Stamme offenbar werden, der bis nach Süd-Bombay hinunterzweifelt.

Der Name Kamosi ist verbreitet aus Kamosi „Wohnort des Richters“. Der Stamm lebt im westlichen Indien, im Lande der Maräthen; er hatte den Gewalt-habern in örtlichen Kriegen wichtige Dienste geleistet. Ihre Feinde fanden es deshalb in ihrem Interesse, ihrem Namen eine hochtrabende Bedeutung beizulegen. Mittels einer Umdeutung, die noch heute im verdächtigsten Kalten häufig ist, sobald ein Mitglied es zu Verträgen gebracht hat und so eine die Erhöhung begründendes Entschaden eines Mah-manen den geforderten Preis zahlen kann, wurde der Name geschrien Kāmmawshi, was die Erklärung zuläßt, Erfolge von Kāma, und dahin erläutert wird, daß die Kamosi dem Gotte Kāma auf seinem fahrgerechten Ruge nach Ceylon Folge leisteten. Die Kamosi suchten sich zuweilen in andere Stämme einzu混schen; aber dies gelingt selten, sie halten sich regelmäßig abseits, selbst wenn sie landwirthschaftliche Arbeiten übernehmen. Die Zeiten sind vorüber, daß sie in dieser Abgeschlossenheit auf Reisende und Ge-heiß aus Versehen ungestraft Raubüberfälle ausführen konnten. Mittels flügender Körper kamen die englischen Polizeigegner hinter ihre Schilde, vertheilten die Anschläge und legten die gefährlichsten Nadelspitzen fest. Kamosi heirathen unter einander und behaupten, einen andern Geschlechtsausdruck zu haben als andere Hindus, was Europäer allerdings nicht finden. Ihre Verdingbeihaltung ist die Jagd, die sie am liebsten mit Schlingen betreiben; auf dem Anstande führen sie Jäzinen. Unter den vorzüglichsten Herrschern hatten sich die Kamosi als freche Räuber ge-schützt gemacht; als Nachzügler der Armen verbreiteten sie Schrecken. An unruhigen Zeiten bricht ihr angeborener Hang zum Verheer als Räuber durch. Im Sommer 1879 trug sich ein Bhagman, Namens Walsadeo Balwant Wadde, bis dahin in der englischen Intendantur zu Puna (Delhan) verwendet, mit der Dossnung, die Stellung der Engländer in seiner Provinz zu erschüttern und sie sogar daraus vertreiben zu können, wenn es ihm gelänge, öffentliche Klassen zu plündern und Schreden zu verbreiten. Seine Parteilichkeit suchte er unter den Kamosi. Walsadeo wußte ihnen große Reute in Aussicht zu stellen; sie stellten sich unter seine Führung und führten im Winter 1879 mehrere getungene Deutshge aus. Als sich aber Walsadeo dann zu einer Proklamation verstieg, in welcher er auf die Köpfe der höchsten englischen Würdenträger Besche ausstreckte, machte sich eine Polizeibehörde auf seine Verfolgung und hob das ganze Nest aus. Von Interesse ist noch das Rechtsverfahren in diesem Falle. Als die Engländer um 1818 zuerst mit Kamosi in Verührung kamen, fanden sie die Staatsgeheimnisse mit Unmöglichkeit angefüllt, die wegen Diebereien ohne eigentliche Verurtheilung Jahre hindurch die empörendste Behandlung hatten erdulden müßten, weil ihre Familien nicht im Stande waren, ihren Peinern Weid zuzuführen. Ueber Walsadeo und seine Spiegelstellen saßen zwei europäische Richter, zwei indische Staatsräthe, fünf Eingeborene als Geschworene für die Schuldfrage zu Gericht; sechs Rechtsräthe, alle Indier, führten die Vertheidigung.

Den Uebergang zu den Zigeunern bilden die Kehal, auch Kor genannt. Diese wohnen am unteren Saltschik-Jänste und sind Mahamandaner; sie bekennen sich zur Lehre von Scholai, eines hoch angeesehenen jainistischen Heiligen, welcher die Speiseferschriften Mahamandos dahin erweiterte, daß alle Thiere rein sind, welche im Wasser leben. Die

Kahal verlegen sich auf den Fang von Alligatoren und sollen ihr Fleisch schmadhach zubereiten verstehen. Dabei sind sie aber so unterlich, daß der Hindu behauptet, das Krostobit rieche seinen Feind, selbst wenn er unsichtbar im Schilde auf sein Opfer lauwere, und englische Officiere be-stätigen die Angabe als durchaus glaubwürdig.

Die Zigeuner sind klein von Körperwuchs, schwächlich und mager; sie ertragen selbst große Entbehrungen, sind anfallend ruhig und unstät und zeigen Muth. Ihre Hautfarbe ist tief dunkel, das Gesicht ist nicht lang gezogen, sondern eher quadratisch und unregelmäßig; das Auge ist dunkel. Beide Geschlechter tragen das Haupthaar lang und verflocht. Ihre Wohnungen sind Hütten und Wuden; das Gerüst ist aus stärkerem Rohr, Wände und Dach sind aus Schilfgras und Blättern; bei rauher Witterung und längerem Aufenthalt an einem Orte werden die Wände mit Schlamm- und Strohschlämme dichter gemacht. Haus-thiere sind Hiel, Zunde und einiges Federvieh; die Haus-geräthe bestehen aus Hir, Hane, verschiedenen Weisung-pflanzen, selbst geschundenen Röhren. Die wenigen Familien, die als Wicai (Dorfsprecher) oder als Kshar, Palei, Palahar (alles bedeutet Gemeinderöten) eine Heimat fix er-warben und seßhaft wurden, haben Hütten aus denselben Materialien, aber dauerhaft. Der isolirte Hütte ist eine Plattform geklopft, worauf das Geröde gedörrt wird; an Stelle des Fieles tritt eine ärmliche Kuh und der Feuerast wird um eine rohe Handmühle, einen Stöpel und Steinmörser, dann verschiedenes ledernes Gefäß vermischt. Der Zigeuner-anzug besteht aus einigen Metern schmutzigen Fanges, das um die Lenden geschlungen wird und einem zweiten Stück, das um die Hüften gewunden ist, den Schadel aber unbedeckt läßt, so daß die struppige Haare sichtbar bleiben. Die Weiber legen über die Schultern einen dichten Schleier von tiefblauer oder rother Aarbe, dann einen farbigen Rod und umweilen ein kleines Verkleid. Die Männer tragen Ohrringe aus Messing und Zinn, die Weiber dazu Hals-bänder aus Wuscheln, Gasepelen und Fäden; niemals wird dieser Halschmuck in mehr als eine Reihe gelegt. Die Nahrung besteht mit Vorliebe aus kleinem Gewürme, voran weiße Ameisen, dann Cichorn, Wiesel und Aas von zahmen wie Wildthieren. Als Vederbeissen gilt das Vammshaf, wie in ihrer Sprache der Affe heißt; sie stellen diesen Thieren äußerst geschickt nach. Die lungen Affen wissen dies aber, beim Aufstehen eines Zigeunertages eilen sie freischend dem Tischtisch zu. Da dem Hindu der Affe heilig ist, so erregen die Zigeuner durch diese Jagd großes Argerniß. Neben Fleischnahrung ist ein Geruch aus zerstoßenen Getreiderösten beliebt; so solche mangeln, ersetzen Halbdörren und Wurzeln ihre Stelle. Aus Wald-früchten und Keil wissen die Zigeuner ein bezauberndes Getränk herzustellen, dem sie am Festtage stark zu-sprechen.

Die Religion ist ein Dienst der Ahnen; diesen Gott-heiten geben sie phantastische Namen und beten zu Abbil-dungen derselben. Tiefe Darstellungen sind roh aus Holz geschnitten (Wögen; nur Kopf und Hände sind angedeutet, statt der Füße wird der Holzstiel in die Erde gestekt. Dann beschmiedet man den Körper mit Röh und Meunig und setzt um sie kleine Thonglocken, die einen Eiel oder Pferd darstellen sollen. Daneben werden auch Hingstgötter verehrt; bevorzugt sind hierbei die grausame Götin Dewi, die Gemahlin des Gottes Siva und Dammän, der sagne-riche Afengott, der von den Zigeunern wegen seiner Kenntnisse der Magie und der Heilkräuter verehrt wird, durch die er Kāma auf seinem Ruge nach Ceylon und allen Gefahren befreit und zum Zuge führt. Einzelne



Stämme befeuern sich zum Iskani, haben dadurch aber in socialer Stellung nicht gewonnen.

Heirat und Tod sind bei Zigeunern die einzigen Anlässe zu Familienfesten. Beide Geschlechter heirathen zwischen 18 und 20 Jahren. Will ein Jüngling heirathen, so fragt er den Vater des Mädchens um seine Einwilligung und hinterlegt dabei ein Gelbgehen von 4 bis 50 Mark. Tiefem Gelbgehen liegt ein geradezu schändlicher Gedanke zu Grunde. Alle Zigeunermädchen haben sich Angehörigen der besseren Stände hingegeben. Mit der Verheirathung entgeht den Eltern der Verdienst der Tochter und zur Angleichung erlegt der neue Ehegatte eine Geldsumme. Eher ist der Mutter, wenn ihr versprochen wird, die erstgeborene Enkelin ihr seinerzeit zu eugen zu überantworten, denn mit dem heranwachsenden Mädchen kann sie später gewinnbringenden schamlosen Handel treiben. Nach Erlegung der Absindungssumme entfernt sich der Bräutigam, kehrt aber mit einigen Fremden zurück und bringt eine stichige Menge Melasse mit. Etwas von diesem Zuckersirup legt der Bräutigam in die Hand des Mädchens und legt ein Silberstück wie eine Kupfermünze darauf; der Rest des Sirups ist für die Fremden zum Braut bestimmt. Die Zigeuneraltesten haben inzwischen nach den Sternen aufgeschaut und ist ein glückbringender Tag bezeichnet, so baut die junge Mannschaft vor der Niederlassung des Bräutigams eine Hube aus frischem Laub und Nachmittags zieht der Bräutigam unter schallender Musik von Trommeln, Zimbeln und Kuhhörnern, begleitet von Verwandten und Freunden, zur Braut hin. Hier wird gemeinsam gefessen, wobei jedoch jede Partei die Speisen mitbringt; Wirth ist der Brautvater nur für den Brautwein. Hieraus geht der Zug zur Hube; die Brautleute werden sich gegenüber gesetzt, zwei alte Männer, die dabei als Pächter oder Geistliche auftreten, legen ihre Hände in einander, verknüpfen die Säume ihrer Westbänder, werfen ein Stüd Zeug über sie und überreichen jedem einen Kloss aus Mehl und Melasse. Die Brautleute füttern sich gegenseitig zweimal; dann nehmen die Alten das Zeug fort und die Ehe ist geschlossen. Ein Trinkgelage mit Tanz, wobei jedes Geschlecht unter sich tanzt, beschließt den Tag. Eine solche Hochzeit heisst Nisak, von dem Schleier, der über die Brautleute geworfen wird. Einfacher ist Phera- Trauung. Dabei wählt das Mädchen ihren Bräutigam; sie zeigt die getroffene Wahl ihren Eltern an und hinterlegt dabei ein kleines Gelbgehen. Mit ihren Freundinnen trägt sie ihre geringen Schmuckstücke zum Bräutigam, lebt von nun an mit ihm und ist damit ohne weitere Ceremonie seine Frau geworden. Ebenso einfach ist die Scheidung, jedoch ist dabei der Ehegatte bevorzugt. Verläßt der Mann die Frau, so hat er niemand Rechenschaft zu geben; verläßt die Frau den Mann und beginnt eine Phera- Ehe mit einem andern, so hat der neue Ehegatte dem früheren Manne ein nicht unbedeutendes Gelbgehen zu bezahlen, das zuweilen bis zu 100 Mark getrieben wird. Willten heirathen nach Pheragebrauch, jedoch nöthigt der Aberglaube dabei einiges zu beachten. Der Bräutigam muß der Wittve einen neuen Anzug verheihen und sie zu sich abholen; dies darf aber nur Nachts geschehen, denn Brandstaden trifft ein Zigeunermägdchen, in welchem dies unter Tage geschieht. — Niemand nimmt ein Zigeuner ein Mädchen aus einer andern Kaste zur Frau.

Bei einem Sterbefalle wird der Leichnam mit einem Stüd Zeug umwickelt, und nach dem vorher von den Alten angeführten Verbrennungsplage getragen. Sobald der Holzstoß zusammengetragen ist, wobei dülteres Laub als Zunder reichlich untergelegt wird, entzündet — wie bei Hindu — der nächste männliche Verwandte den Scheiterhaufen. Am

9. Tage ziehen die Verwandten nach dem Verbrennungsplage hinaus, sammeln Asche und Knochen zu einem Haufen und stellen darauf einen Krug mit Wasser; dann kehrt man zurück und derjenige, der den Holzstoß anzündete, giebt ein aus einem Krügergeräthe bestehendes Mahl. Der Reis wird dabei auf einer Platte aufgetragen, die aus vier Blättern der Baten frondosa (die Samentenre werden gegen Nichten gegeben) gemacht ist; über den Reis wird Ghee oder zerlassene Butter geschüttet und dieser dann vorgelegt. Am 12. Tage folgt ein reichlicheres Mahl aus Reis oder zerhacktem Weizen; die Gendarmen kommen nicht zu bestimmter Zeit, sondern zu geeigneter Stunde, dürfen ihren Antheil auch holen lassen.

Die Zigeuner sind wie bei uns Heimathlos; nirgendso halten sie sich lange auf. Regelmäßig ziehen mehrere Familien mit einander; Ghee tragen die Kinder, den Hausvater und die alten Weiber; was laufen kann, geht zu Fuß, führt oder treibt Büren, Hunde oder angelegte andere Thiere. Außerhalb eines Dorfes, einer Stadt wird Hest gemacht und legt die Mädchen den Bewohnern die Ankunft anlagen, zimmern die Männer aus Bambu, Niedgras und Blättern einen Unterbau, spannen das Tischtuch und dergleichen. Die Weiber richten die Mahlzeit her, die Jüngens ziehen nach Bürgen und kleinem Viehherd aus. Einnahmen erzielen die Zigeuner aus Schankstellen. Als Entlohnung und Arbeitslohn suchen sie an Bösen eingeborener Fürsten anzuwerben; bei festlichen Gelegenheiten prunkten diese Fürsten mit Ädeln und verschwenden Geld daran. Die Mädchen und Kinder führen Ballette unter höchst unzüchtigen Entlohnungen; es erregte größtes Asehen, als vor einigen Jahren in Barwar (südliches Indien) in einer solchen Truppe zwei weiße Kinder auftraten, offenbar Europäern geräunt; sie wurden deswegen der Truppe sofort abgenommen. Die Weiber verfertigen kleineren Hausgeräth aus Stroh und Gräsern und befaßen sich mit kleinen medicinischen Dienstleistungen, mit Wahrsagen, Zauberei und Verleiten von Geheimmitteln, halten auch meistens Abortivmittel feil, stützen aber in ihrer Thätigkeit viel Inaest. Den Indier kennzeichnet unbegrenzte Furcht vor bösen Geistern. Wird jemand krank, so schicken bei gemöhnlichen Leuten die Angehörigen nicht zum Arzte, sondern zum Beschwörer. Die Zigeuner wissen die Geisterfurcht geschickt auszunutzen. Während die Brahmanen neben Austreibungszeremonien ihren Kunden auch Entbehrenungen anferlegen und 2. B. dreimal 24 Stunden lautes Hallen verlangen, wodurch der böse Geist aus Hunger den Körper verläßt oder größere Mengen Salz als Abortivmittel eingebe, geht das Zigeunerweib verhältnißvoller vor. Gegen Entlohnungen werden Schöpfköpfe veracht; die Stelle von Gläsern vertreten dabei Amphoren. Kranke Kinder werden an die eigene Brust gelegt; einer Magd, gegen welche die Herrin Eifersucht hegt, Abführmittel oder Krämpfe bewirkende Abkübe unter Essen und Trank gemischt; dabei wird in allen Fällen noch aufwärmendes Zeug getrieben. In Gegenden, die mit Ruinen einstiger Städte und Paläste bedekt sind — und es giebt in Indien Ruinenfelder von größerer Ausdehnung und merkwürdigeren Funden als die römische Campagna — wird dem Hange nach Schatzgräberei getrieben. Geht alles gut und tritt beim Patienten eine Besserung ein, so wird der Matrone hoher Lohn zu Theil; anders bei schlimmem Ausgange: dann hat das Zigeunerweib zu gewöhnlich als Vere verfolgt zu werden. Die geistliche Strafe einer Gere ist, daß sie mit heiß gemachten Kupfermünzen getrannt wird; nicht wenige Gere endeten aber ihr Leben unter Schlägen. Von Alud darf die Verfolgte sagen, wenn sie sich einem Gottes-



urtheile unterwerfen muß und daraus siegreich hervorgeht.

Den Gottesurtheilen, dort „Göttliche Beweismittel“ genannt, ist in den indischen Rechtsheldern Beweisraft zur Entlastung des Angeklagten zuerkannt; in der vorindischen Rechtsprechung fanden Erbsache häufige Anwendung, die Vollstreckung kennt sie noch heute. Bei den alten Arieri stand die Feuerprobe obenan; die Probe galt als bestanden, wenn der Verdächtige durch ein entzündetes Feuer unverletzt hindurchschritt; in der Gegenwart gilt die Wasserprobe. Die Probe besteht derjenige, welcher, der die Zeit unter Wasser bleiben kann, bis ein gleichzeitig in Scene gesetztes Ereigniß sich abspielt hat. Ein Pfahl wird in einem Teiche eingerammt, der zu Prüfende steigt ins Wasser, faßt den Pfahl und taucht auf ein gegebenes Zeichen unter. Gleichzeitig setzt sich eine Vertrauensperson in Wang und legt im Schnelllauf einen vorher zu festig Schritt abgemessenen Raum zurück. Tanzt der Geprüfte diese Zeit unter Wasser aus, ohne Lust zu schöpfen, dann ist er unschuldig, sonst nicht. Ein Rechtssatz in Memar (Radschputana) mag darlegen, wie gefährlich es ist, als Schwundiger der Volksjustiz zu verfallen. Der Häuptling eines Stämmes wurde krank und starb; eine Hexe mußte die Krankheit angezaubert haben; ein alter Mann, der im Ruhe eines Drenfunders stand, wurde angeführt, die Hexe zu finden. Derselbe steuerte Korn über den Reichthum aus und begann nach der Himmelsgegend hin, nach welcher die Wechzahl der Körner vom Körper herabglitt, die Drenfsuche. Das Weib einer auf dieser Dorfsseite lagernden Zigeunerbande wurde herbeigeführt, als Hexe bezeichnet und auf Verhörung ihrer Unschuld, hin der Wasserprobe unterworfen. Diese Probe wurde hier in der Weise vorgenommen, daß im Augenblicke des Untertauchens der Frau ein Bogenschütze einen Pfeil abloß und ein Schnellläufer gleichzeitig danach lief. Die Frau tauchte eher empor, als der Waiser beim Pfeile anlangt, die Arme galt der Drenferi überführt, wurde gebunden und mit dem Kopfe abwärts hängen an die Aweige eines Baumes befestigt. In dieser Lage wurde die Frau zwei Tage und Nächte hindurch gelagert, dann als leblos abgeschritten; die Unglückliche kam jedoch wieder zu sich, froh zu den Ihrigen zurück, diese citen mit ihr zu dem nächsten englischen Gerichtshofe und auf dessen Einwirkung hin wurden die Ankläger wie ihre Helfershelfer auf Befehl des Maharadscha von Memar empfindlich geächtet.

Eine Wahr, gleich dem behaupteten Christenmorde von Juden zu rituellen Zwecken, ist der in Indien noch weit verbreitete Glaube, daß die Zigeuner durch Ermordung eines Brahmanen sich himmlisches Verdienst erwerben und hierzu Mordmord begehen. Der Glaube entstand aus dem Zigeunerbruche, daß der Tod eines Tilwan oder eines Mannes mit einem Seetenarischen (Tilwa) im Wesche, d. i. eines Hindu, hunderten der Ihrigen nütze; in der Zeit, als Straßengraub noch häufig war, mehrte falsche Anklagen die Huth der Zigeuner und Verbrecherstämme. Daraus entstand auch der noch heute oft gehörte Satz: „Der Nat (Name des verbreiteten Zigeunerstammes) soll dich holen.“ In Wirklichkeit ist der Tod eines reichen Hindu den Zigeunern eine Quelle von Einnahme aus verschiedenen, jedoch rechtlich nachlässigen Dienstleistungen.

Sämmtliche Zigeuner Indiens betrachten sich als ein Volk. Sie haben einen König und eine Königin, wie ihre Stammesbrüder in Europa; unter diesen regieren zahlreichere Unterherrscher, Radshir genannt. Zu gewissen Zeiten im Jahre treffen die verschiedenen Stämme an

Hauptversammlungen zusammen; hier werden dann die Vertreter zu den großen Königshöfen bestimmt, die zeitweise in einer abgelegenen Gegend abgehalten werden. Die einzelnen Stämme tragen besondere Namen; meist sind diese Bezeichnungen von der Beschäftigung genommen. So nennen sich die Zeitlänger Nat; die Akrobaten und Tanzspieler Vajgar vom persischen Worte für Spiel; Perna heißen diejenigen, die bei gefährlichen Sprüngen Schwerter und Lanzen verwenden, Teratali sind Leute, die Tänze mit einer besondern Musik begleiten. Die Bezeichnung Tschal (von Tschib, abhauen) wird den Nachkommen der Senferefnachte unter den alten Raghnallaiern gegeben, weil diese bei Follerungen auch das Hautabziehen an Lebenden vollzogen. Der verbreitetste Stamm ist jener der Nat; er sitzt östlich hin bis Bengalen, südlich bis Bombay. Im nördlichen Indien und im Dekhan ist dieser Name Volksbezeichnung für Zigeuner geworden. Im Worte Tschangar, den sich ein Stamm beilegt, der zwischen Lahore und Amritsar vorkommt, wollten Ethnographen die indische Form von Zingari erkennen. Prof. Dr. Reimer verwirft diese Annahmestellung und leitet den Namen vom Hindobani-Worte Tschamma ab, was durchstreichen heißt. Die Tschangar sind als landwirthschaftliche Arbeiter festhaft geworden und zum Islam übergetreten, sprechen aber ihre alte besondere Sprache. Ihre Weiber tragen noch immer den rothen Unterrock der Wanderstämme, nicht Hosen wie die aus den Hindus hervorgegangenen Wohnbaunder.

Als ihre Urmethat sehen die meisten Zigeunerbanden die Waldberge in Radshputana an, speziell die Kramal-Kette, von diesen Naturwöllern Araballa genannt; einzelne, wie der Wandula-Stamm, der, 1449 Köpfe stark, zwischen den Flüssen Tschamma im Osten und Saltsch im Westen herumzieht, haben die Ueberlieferung einer Einwanderung von jenseits des Indus, wo ihre Vorfahren einst ein großes Reich besessen hätten. Politische Umwälzungen mögen Einwanderungen solcher Stämme aus Afghanistan nach Indien bewirkt haben. Für die Ueberlieferung der Zigeuner, welche das östliche Hinstromland und Radshputana als ihre Heimath bezeichnen, sprechen jedoch außer den von Anthropologen und Sprachforschern beigebrachten Beweisen auch die Ziffern der neuesten Volkszählungen. Es war zuerst der um die anthropologische Erforschung Britisch-Indiens so hoch verdiente General Alexander Cunningham, der für die Bevölkerung des Pandshab eine Scheidung der heutigen Bewohner in Radshgamen vorarischer Ansiedler, in Arier und nacharische Einwanderer verlangte, und jeder Gruppe bestimmte Niederlassungsgebiete zuwies. Die Volkszählungen befähigten die Wichtigkeit seiner Vardereitteilung und brachten manchen alten Namen zu Tage; aber die Nachkommen dieser vorarischen Stämme sind alle festhafte Kolonisten und keiner dieser geschichtlichen Namen steht unter Zigeunern wieder. Die indischen Wanderstämme hatten dort von jeher, so weit die Geschichte reicht, eine Gruppe für sich gebildet und haben stets außerhalb der staatlichen Ordnung gestanden. — In der Gegenwart sind die Stämme an Kopfschiff zurückgegangen; einzelne, wie Garri, Perna, Kehal, erreichen nicht einmal mehr oder knapp die Hiffer Tausend. Uebergang zu einer sesshaften Lebensweise findet statt, die Nalida in den Pandsh Mahals am Südrande Radshputanas sind sogar bereits vollständig zu Tagelöhnern geworden. Der Indier der Gangesstiefler bezeichnet Radshputana als ein jenseits der indischen Welt liegendes Land und die Bedingungen zur Fortsetzung ungebundener Lebensweise sind hier noch reichlich vorhanden.

## Büttikofer's Bericht über Liberia.

## II. Die Bevölkerung.

(Zweite Hälfte.)

Die Kleidung ist natürlich sehr einfach; die Kinder laufen bis zum 10. Jahre ganz nackend oder tragen etwa vom 6. Jahre an einen kleinen Leinwandsturz, eine Schürze, an der ein kleiner, manchmal mit Perlen geschnitzter Kappen herunterhängt. Junge Mädchen haben zuweilen eine doppelte Perlenkette um die Hüften, an der ein Streifen Tuch, der kaum eine Hand breit ist, festgebunden und dann zwischen den Beinen durchgezogen; an beiden Enden befinden sich bis an das Knie reichende Quasten; diese Perlenkette, welche einen ansehnlichen Werth repräsentirt, sind ein von jungen Mädchen sehr gesuchter Zierrath. Das gewöhnliche Kleidungsstück bei Erwachsenen, namentlich bei Männern, ist ein baumwollenes Tschentuch, wie man sie für einen Schilling in den Faktoreien kauft, welches als Leinwandsturz getragen wird. Verheirathete Frauen haben meist ein farbiges Stück Kattun (selbst gemacht oder importirt) um die Hüften. Bei Festen tragen die Männer ein gewöhnliches langes Hemd ohne Ärmel oder schlagen ein Stück Tuch so um sich, daß der rechte Arm frei bleibt; auch die Frauen hüllen sich bis unter die Arme in ein großes Tuch. Schuhe oder Fußbekleidung jeder Art sind ganz unbekannt, nur die Wandingos tragen manchmal feingeflochtene hölzerne Sandalen als Schmutz. Der Kopf wird gewöhnlich bloß getragen und selten nur mit einer wollenen Mütze oder einem aus Gras geflochtenen Hut bedeckt; die Negerinnen gebrauchen manchmal Kopftücher. Schmuckstücke sind sehr gesucht, in einigen Gegenden zieht man Silber vor; amerikanische Münzen werden zu Ringen für Hände, Füße, Finger und Zehen, zu Medaillons und zu schweren Ketten verarbeitet, auch eiserne und kupferne Arminge findet man häufig bei den Krus, goldene Schmucksachen nur bei den Wandingos. Glasperlen sind etwas aus der Mode gekommen; ihre Stelle haben Katasperlen eingenommen (jede derselben repräsentirt eine Mark an Werth, sie werden auch als Zahlungsmittel gebraucht); dagegen sind Korallen nicht gesucht, wohl aber Thierzähne, wenn sie in Silber gefaßt sind; bei vier Zähnen wegen wird im Innern der Kopf eines Leoparden mit einem Sklaven bezahlt. Manchmal tragen schwarze Schlangenköpfe Silberkettchen im Werthe von 30 bis 40 Tolar an ihrem Ringe. Wiederholt wird auf die große Kleinlichkeit der Eingeborenen hingewiesen, sowohl was ihren Körper und ihre Wohnungen, als auch was Straßen und Plätze betrifft.

Es zerfallen in eine große Anzahl von Stämmen; die wichtigsten sind im Westen von Monrovia: die Krus, Wolabs, Krojes, Kessies, Wandingos, Tschs, Bens und westlich von diesen die Wallinas; im Osten die Bassas und die Gbewos; unter diesen sind die Krus die bekanntesten. Diese Stämme können einander kaum verstehen, und die Sprachen scheinen so verschieden zu sein, daß man manchmal zweifeln möchte, ob sie wohl denselben Stamme angehören. Alle nehmen beim Zählen 5 als höhere Einheit an, haben aber auch ein besonderes Wort für 10, sowie wenn sie weiter zählen, für 20, wovon letzteres wieder gebraucht

wird, um 40, 60, 80 auszudrücken (2, 3, 4 × 20). Das Wort für 100 ist in der Negersprache erst in neuerer Zeit durch hondo (verdorben aus englisch hundred) verdrängt worden. Uebrigens wird ziemlich allgemein Negerenglisch gesprochen und auffallend ist es, wie leicht die Neger die Sprachen verschiedener Stämme lernen; es ist nichts Seltenes, Knaben von 12 bis 15 Jahren zu sehen, welche außer Negerenglisch noch 3 bis 4 Neger Sprachen fließend sprechen. Ueberall, wie weit man auch ins Innere vordringt, trifft man in der Sprache Beweise für den früheren Verkehr mit Spaniern und Portugiesen, so z. B. ist *savo* (saber) allgemein gebräuchlich; ebenso hat das Wort *palaver* (palabra) ein sehr großes Gebiet erobert.

Die Bevölkerung eines Stammes steht unter ihrem Häupten oder König, der übrigens sehr einfach und so arm wie sein ganzes Volk ist. Obwohl man, wenn sie erwähnt werden, nicht an das majestätische Auftreten des Königs von Aschanti denken darf, kann man doch sagen, daß sie im eigenen Hause, namentlich bei feierlichen Gelegenheiten, eine gewisse Würde zeigen; im Frieden ist das Oberhaupt Richter, im Kriege Führer. Seine besondere Einnahme sucht er seinen Reichthum im Besitz von Sklaven und Frauen; seine Pracht und Größe zeigt er, namentlich auf Reisen, durch ein zahlreiches Gefolge; seine Vasallen sind übrigens im Allgemeinen ziemlich unabhängig und leben als Herren im eigenen Gebiete. Steuern können sie nur in der Form des Ertrages der Arbeit ihrer Vasallen, Frauen und Sklaven einnehmen. Die Polygamie, wenn auch für Alle erlaubt, bildet ein Vorrecht der Reichen, die denn auch in diesem Punkte mit einander wetteifern; manche haben 20, 30, ja mitunter 50 bis 100 Frauen, von denen einzelne sich zuweilen eine sehr angenehme Stellung zu erwerben wissen. Der Sklave ist im Allgemeinen in einer durchaus nicht so belagerten Lage, wie man gewöhnlich annimmt, nur im Falle dringender Nothwendigkeit wird er verkauft. Auf drei verschiedene Weisen kann er in den Zustand der Sklaverei kommen: entweder ist er das Kind einer Sklavin oder ein Kriegsgefangener oder er hat seine Freiheit Schulden halber verloren. Viele Herren und namentlich die Häupten besitzen Hunderte von Sklaven; im Allgemeinen genießen dieselben ziemlich große Freiheiten, doch kommen auch Fälle vor, namentlich Widerspenstigen gegenüber, wo die Herren ihre ganze Strenge, ja Grausamkeit fühlen lassen. Die Wohnungen der Neger sind meist kreisförmig oder oval, die Wände aus Zweigen geflochten und mit Lehm bestrichen, im Innern sind sie in zwei Räume zum Wohnen und Schlafen getheilt. In dem ersten, welcher meist an einer Seite offen ist, wird gekocht, gegessen und in der Nacht dient er den Hausflaven zum Aufenthaltsort. Das Lager besteht aus geflochtenem Lehm oder Holzlatten, über welche eine Matte gelegt ist, ein Holzbild dient als Kopfkissen; es ist nur für den Hausherrn bestimmt, die übrigen Mitglieder der Familie liegen auf bloßer Erde. Das ganze Gewände erhebt sich auf einer Unterlage von geflochtenem Lehm einige Fuß über dem Boden. Die Hüften reiben sich

ohne Regelmäßigkeit an einander. Die nahe alle Ortschaften sind befestigt; gewöhnlich mit einer Fels- oder hohen Palissaden- umgebung oder auch in waldarmen Gegenden mit hohen Wällen von fest in einander gestampftem Lehm. Um die Erstürmung noch schwieriger zu machen, werden alle Mittel, die der Urwald bietet, angewendet, werden die Palissadenreihen verdoppelt und verdreifacht, und diese Abschlüsse wieder durch Lurmwände verbunden. Eine besondere Sorgfalt wird auf die Verstärkung der Eingänge verwendet, in deren Nähe sich ein in Kriegzeiten immer besetztes Wachtthaus befindet; diese Stätte bilden den Zufluchtsort für die, namentlich in den letzten Jahren, im Lande zerstreut lebenden Neger, so daß sich im Kriege viele Menschen in denselben ansammeln. Mangel an Lebensmitteln brauchen sie gewöhnlich nicht sehr zu befürchten, wohl aber Mangel an Wasser, da die Kränkungen meist hoch liegen. Die Kriege haben sehr verschiedene Ursachen, die theils schon von den Vorfahren übernommen sind, theils der Gegenwart entnommen. Die Kämpfenden suchen sich Bundesgenossen zu verschaffen, und wenn sie sich hart genug fühlen, machen sie einen Raubzug ins feindliche Gebiet, um zu zerstören, zu morden und Sklaven zu rauben. Dem Angriff auf eine befestigte Stadt geht stets eine genaue Reconnoissance vorher, wenn man sich auch hart genug glaubt, wird doch alle mögliche Zügelhaftigkeit angewendet, um das Ziel zu erreichen. Im letzten Augenblicke noch sieht man sich wohl einmal die vermeintlich sichere Route entschließen, wenn es den Gegnern geglückt ist, sich in der äußersten Noth Bundesgenossen zu „kaufen“. Der Besiegte trägt sein Schicksal, so gut er kann, schaut aber selbst nach Jahren noch nach Gelegenheit aus, Wiedererhaltung zu üben.

In ruhigen Tagen beschäftigen sich die Eingeborenen hauptsächlich mit dem Ackerbau, wobei der Reis die erste Stelle einnimmt; ein bis zwei Jahre lang wird dieselbe Stelle bearbeitet, dann läßt man sie brach liegen und bepflanzt ein neues Stück Land. Hier und da säet man in der trockenen Jahreszeit im trockenen Waldgrunde, selbst in ausgetrocknetem Morast. Die Ernte wird hauptsächlich durch Frauen, Kinder und Sklaven eingebracht; bei der Reisernte sammelt man nur die Ähren, das Stroh wird später verbrannt. Der Bedarf wird täglich auf dem Flur der Wohnungen mit bloßen Füßen ausgezogen und dann in einem Troge durch Stampfen enthißt; daß die Frucht zwischen Steinen feingemahlen wurde, ist in Liberia nicht beobachtet worden. Der Soatereis wird in den Ähren aufbewahrt, doch bei der leichtigsten Natur des Negers kommt es häufig vor, daß er verrotzt oder verfaulen wird. Im Allgemeinen haben sie einige Monate lang Mangel zu leiden, wogegen sie aber auch nach der Ernte gerne im Ueberflusse schmeilen. Außer dem Reisbau beschäftigen sie sich mit der Bereitung von Palmöl, Palmwein und dem Sammeln von Kaustisch. Der Ertrag der Jagd ist bei weitem nicht so groß, wie man bei oberflächlicher Betrachtung glauben sollte. Die Eingeborenen gebrauchen noch Feuerfingerringe mit langem Lauf, die in den Faktoreien zu 3 bis 6 Dollars verkauft werden; übrigens bedienen sich viele noch der Bogen und Pfeile. Das Pulver sieht wie Sprengpulver aus und ist leicht, es wird in fälschen von 4 bis 14 englischen Pfunden verkauft; auch die Feuersteine kommen aus Europa. Aeschast Schrot werden Stülde von zerbrochenen Eisen gebraucht. Das Gewehr wird mit dem Lauf nach vorn auf der Schulter getragen, das Schloß mit einem Ueberzug von Antilopenhaut geschützt; auch eine kleine Jagdtasche, welche außer dem Schießbedarf noch die unentbehrliche Pfeife enthält, ist aus demselben Material

verfertigt und oft sehr zierlich gearbeitet. Große Thiere werden mit der Haut verheilt; Elephanten mit aus Gewehren geschossenen Speeren getödtet; sehr gelbt sind die Eingeborenen im Gebrauch von verschiedenen Hasen. Viel mehr Ertrag als die Jagd giebt die Fischelei; Männer üben sie mit der Angel, mit dem Sperr und dem Schleppnetz aus. Bei den Hasen, in die man die Fische hineinlockt, um sie dann mit einem hakenförmigen Netz herauszuholen, sind meistens Franzen thätig. An einzelnen Stellen hat man eine große Vorliebe für das Fischen bei Nacht bei Fackelschein, man fängt die Fische mit dem Sperr oder mit dem Netze; in beiden Arten von Sport sind die Neger sehr gelbt.

Die Eingeborenen lieben Salz sehr, welches sie entweder in den Faktoreien eintauschen oder selbst am Meere bereiten, indem sie das Wasser in großen, aus Messingblech verfertigten, flachen Gefäßen verdampfen lassen. Das gewonnene Salz wird für den Transport ins Innere in zierliche Körbe verpackt (etwa 1 m lang, 1 dm weit); zehn derselben haben den Werth eines Silbers. Auf der Mandingobene soll übrigens auch Steinsalz vorkommen. Zu ihren Gebrauchsmitteln gehört auch Rauch- und Schnupftabak; als Dose dient gewöhnlich ein Ziegen- oder Büffelhorn. Tabak wird nicht gekaut, wohl aber die Kolanur, die in Gegenden, wo sie nicht wächst, auch als Weid gebraucht wird. Die Speisen sind im Allgemeinen sehr einfach, sie werden ausschließlich von den Franzen bereitet und gewöhnlich zweimal im Tage gegessen; Reis, Maniokwurzel und, wie früher schon erwähnt, alle Arten Fleisch werden am meisten begehrt; Palmöl, verschiedene Blätter und Früchte ersetzen sie, wenn es nöthig ist.

In Handarbeiten, Flechten, Knäpfen &c., in der Verfertigung weicher Gewebe, die sie aus selbst bereitetem und gefärbtem Wollspinn, sind sie sehr erfahren, sie bewiesen hierbei, besonders bei der Wahl der Farben, recht viel Geschmack. Das Eisen weig man mit sehr primitiven Werkzeugen, namentlich auf dem Mandingoplateau, sehr gut zu verarbeiten; die Waffen, die horth kommen, sind nicht nur vorzüglich, sondern auch sehr zierlich. Ebenso wird Silber zu allerlei Schmuck verwendet; auf der Mandingobene trifft man auch die Verarbeitung von Gold, worin die Arbeiter, ebenso wie im Graviren, sehr geschickt sind. Besonders hier, doch auch im ganzen Lande, versteht man die Kunst, Leder zu bereiten und dasselbe zu benutzen; überaupt stehen in Geschicklichkeit und Fleiß die Mandingos höher als alle anderen Stämme. Da nur in einzelnen Theilen des Landes Kaltthiere vorkommen und die Flüsse nur bis zu einer gewissen Grenze befahrbar sind, muß der Waarentransport im Innern durch Träger stattfinden, welche etwa 40 kg tragen, mit denen sie leicht 8 Stunden lang marschiren. Natürlich leidet der Handel bei der geringen Reisende unter dieser Art der Waarenbeförderung durch den bösen Willen der Träger. Der Europäer ist überhaupt manchen Unannehmlichkeiten von Seiten der Eingeborenen ausgesetzt, die ihn meistens sehr höflich, manchmal aber auch unverschämmt behandeln und im Allgemeinen wie einen Schwamm betrachten, der in ihre Hände gegeben ist, um ausgepreßt zu werden. Auf den Eingeborenen ist im Allgemeinen wenig Verlaß; so lange er zu essen hat, ist er wenig zur Arbeit geneigt. Einen allgemeinen Typus von seinem Charakter aufzustellen, ist unmöglich, da seine Handlungen unter der Einwirkung der Augenblicke stattfinden.

Wir übergehen die wenig Neues bietenden Mittheilungen über Familienleben, Züchtung &c. Die Eingeborenen scheinen den schädlichen klimatischen Einflüssen kaum ausgelegt zu sein; sie sterben an zufälligen Krankheiten, an

Altersschwäche oder an den Folgen von Entehrungen bei Hungernoth. Der Tod ist bei ihnen etwas sehr Trauriges, der erste Ausdruck des Schmerzes ist bei dem ganzen Dorfe ein sehr heftiger, selbst bei der Sterbende noch den letzten Athemzug gehend hat. Bei der Leiche wird eine Leichenflagge gehalten, wobei auch der Bauberr, der den Tod verursacht haben soll, herangezogen und verurtheilt wird. Das Begräbniß findet Morgens oder Abends statt; in eine 4 bis 5 Fuß tiefe Grube wird die in eine Matratze eingewickelte Leiche niedergelegt; bei Reichen werden ihr kostbare Stoffe mitgegeben, auch Kostbarkeiten und Waffen und alles mit Rum oder Vin begossen und dann das Grab geschlossen. Rundum wird die Stelle mit Steinen eingefügt (in einem Falle, den Büttislofer beobachtet hat, auch mit Winkeln). Die Hinterbliebenen werden nach einiger Zeit mit Trauerpomade eingerieben, die einen abscheulichen Geruch verbreitet, und dann finden große Festlichkeiten statt. Die Ansichten über die Fortdauer der Seele nach dem Tode sind bei verschiedenen Stämmen sehr verschieden.

Das Büttislofer aber den Gottesdienst und die Vergnügungen der Negers mittheilt, übergehen wir, um noch einige Worte über die geheimen Gesellschaften zu sagen. Die Kor-Era (Zuselsowal), wie sie in einer der verschiedenen Sprachen heißt, ist eine Vereinigung von Königen und Hauptleuten mit allen ihren Unterthanen. An der Spitze steht der große Zusef, der durch einige Eingeweihte für seine Ziehung vorbereitet wird, nachdem ihn die Gesellschaft erwählt hat. Schon im Knabenalter werden die Mitglieder affilirt, später im Mannesalter in die höheren Geheimnisse eingeweiht. Bei den Versammlungen soll es toll hergehen und namentlich der große Zusef durch seine Maale und groteske Sprünge zu imponiren suchen. Ueber den eigentlichen Zweck ist nur bekannt, daß sich die Gesellschaft vermuthlich gegen Einführung neuer Religionen wendet; auf den Verrath ihrer Geheimnisse steht die Todesstrafe. Eine ähnliche Vereinigung besteht auch für Iranen. Trotz dieser Gesellschaften hat der Islam große Fortschritte unter den Negern gemacht.

## Die Pamir-Expedition im Jahre 1883<sup>1)</sup>.

Chr. H. Das Jahr 1883 wird für die Erforschung des Pamir ein sehr denkwürdiges bleiben: alle früheren Expeditionen und Reisen, welche in der letzten Zeit von Rußland oder von Indien aus dorthin gerichtet waren, betrafen immer nur sehr unansehnliche Gegende. Es schloß bisher an einer gründlichen Untersuchung des Pamir, welche mit einem Male alle jenes Gebiet berührenden verschiedenen geographischen Fragen aufhob. — Diese Uade ist wenigstens für den östlichen Theil durch die große Pamir-Expedition ausgefüllt, welche im Jahre 1883 auf Anordnung des Generalgouverneurs von Turkestan ausgerüstet wurde. Es nahmen vor allen daran Theil: der Generalsabkapitän Putata, der Geologe Swanow und der Topograph Wenderskö. Der Energie dieser Männer ist es zu danken, daß der östliche Theil der Pamir-Hochebene nach allen nur möglichen Richtungen durchmessen ist, und daß an der Südgrenze derselben die lang ersehnte Verbindung zwischen der russischen und englischen Karthroute hergestellt ist.

Herr Swanow stattete am 11. (23.) April 1884 in der allgemeinen Sitzung der Geographischen Gesellschaft in Petersburg einen ersten Bericht über die Expedition ab.

Die Bedingungen, unter denen die Expedition ins Leben trat, waren äußerst ungünstig: Statt acht Mitglieder konnten nur drei theilnehmen; die Geldmittel waren sehr lang bemessen und betragen für die drei Mitglieder und eine Begleitung von zwölf Kosaken nicht ganz 6000 Rubel (ca. 12 000 Mk.). Statt eines Dolmetschers mußte man sich mit einfachen Dzhigaten (kirgisischen Ferkelweiden) begnügen; die notwendigen Instrumente waren nicht rechtzeitig vorhanden und dergleichen mehr. Dazu kamen die Schwierigkeiten, welche der Expedition von Seiten der Afghanen und Kaschgaren sofort beim Beginn bereit wurden.

Trotz aller Schwierigkeit gelang es dennoch den Mit-

gliedern der Expedition, die Aufgaben, welche sie sich gestellt, zu lösen: sie besuchten die offenen Seentäler, welche dem Pamir typisch sind, sie lernten die ausgestreckten Kessel, die Schluchten und Engpässe kennen, sie gelangten in Gebirgsthäler, welche mit Wald besaaten waren. Die Expedition durchforschte von allen Seiten fast alle bisher ununtersucht gebliebenen Punkte; nur die Kaschgarenberge und der südöstliche Winkel des Pamir blieben unberührt. — Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Expedition auch mit der Natur selbst zu kämpfen hatte, bei Wärschen durch wasserlose Strecken, beim Ueberqueren von Gebirgspässen mit drohenden Abhängen war das Leben einzelner oftmals in Gefahr. — Aller Hindernisse ungeachtet ging die Expedition siegreich aus dem Kampfe hervor und sammelte ein reiches Material, welches endlich Licht in das geheimnißvolle Dunkel des Pamir bringen wird. (Die Karthroute selbst übergehen wir hier, weil sie ohne Beigabe der Karte, welche übrigens in „Petermann's Mittheilungen“ und den Londoner „Proceedings of the R. Geogr. Society“ reproducirt wurde, unverständlich bliebe.)

In der allgemeinen Sitzung vom 2. (14.) Mai setzte Swanow seinen Bericht fort. Er schilderte die Natur des Pamir, die daelbst lebenden Völkerrämme und gab eine allgemeine Uebersicht aller gewonnenen Resultate.

Er wies auf die Aehnlichkeit hin, welche die Natur des Pamir mit dem Alaital hat; das letztere ist gleichsam die Vorhalle des Pamir. Der östliche Theil des Pamir hat eine Wiesen- oder Steppennatur. Die Flora dieses Gebietes ist eine Mischung von Polar-, Wiesen- und Steppenflora, aber die Mischung zeigt sich hier geringer als im Alaital, überdies sind auf dem Pamir nicht so ausgedehnte Wiesen anzutreffen wie im Alaital. Im Westen beginnt das Gebiet der Baumvegetation. Entsprechend der Flora hat auch die Fauna einen ähnlich gemischten Charakter: hier lebt der gezähmte Ial zusammen mit dem Kfar (oder Arhar), eine Art Bergschaf, welches der Meinung Kostenlo's entgegen hier in großer Menge vorkommt. Im westlichen bergigen Pamir treten Getreidearten, sogar Baumwolle auf. Das Klima ist rau; die angelegentlichsten

<sup>1)</sup> Nach der russischen „Ostlichen Rundschau“ 1884, Nr. 16, und „Nachrichten d. Geogr. Gesellschaft“, 1883, Nr. 4, S. 332 bis 340. „Kowest“ 1884, Nr. 101 u. ff.



fragen, sowie die eigenen Beobachtungen Iwanow's lassen darauf schließen, daß der Winter fast sieben Monate andauert. Auch in den heißesten Sommermonaten giebt es Nachfröste; nach einem solchen sind alle kleinen Bäche an ihren Rändern mit Eis bedeckt, und daneben blühen am Tage die Blumen. Diese auffallende Erscheinung erklärt sich dadurch, daß die Vegetation des Pamir sich der Kälte der Klimas angepaßt hat. Die Schneemengen anlangend, so wird an einigen Orten Schnee in großen Mengen angetroffen, an anderen nur sehr wenig, was nur dadurch zu erklären ist, daß der Schnee an offenen gelegenen Stellen unter dem Einfluß der warmen Strahlen der südlichen Sonne schnell schmilzt. Es überwiegen Westwinde. Samitten dieser eigenartigen Natur leben die Angehörigen zweier verschiedener Volksstämme. Zu dem einen Volksstamme der Mongolen gehören die offenbar die Ubevöllerung des Pamir bildenden Kirgisen, welche in vier Geschlechter (Zippen) getheilt werden. Die Pamir-Kirgisen sind den Klai-Kirgisen verwandt; sie haben dem Typus nach viel gemeinliche Züge, doch sind die Pamir-Kirgisen ausgezeichnet durch einen sehr starken Haarwuchs, durch krankhafte Augen und schlechte Zähne. Die Pamir-Kirgisen sind solche Nomaden, doch sie nicht einmal während des rauhen Winters sich Winterhütten bauen, sondern auch dann in denselben zerstreuten Ribiten (Zelten) wohnen, in denen sie Sommer leben. Mit dem Beginn des Sommers ziehen sie etwa 2000 Fuß höher hinauf, um ihrem Vieh entsprechendes Futter zu verschaffen. Der Charakter der Pamir-Kirgisen ist dem der Klai-Kirgisen ähnlich, doch sind sie schärfer und noch weniger civilisirt. Unter ihnen lebt noch heute der berühmte Räuber Saib Kazar, welcher einst der Schreden der ganzen Bevölkerung Pamirs war, doch jetzt ganz schwach ist. — Vor 15 Jahren rechneten die Pamir-Kirgisen sich zu Kasan, aber als Isakub Bek Kaschgar eroberte, veränderten sie ihre Stellung. Isakub Bek löste sie nämlich durch betrügerische Versicherungen zur Zeit des Krieges mit China in seinen Dienst; als die Chinesen zurückgeschlagen waren, ließen die Kirgisen dem Isakub Bek unterthan; sobald aber die Chinesen aus neue Kaschgar erobert hatten, begann der Streit darüber, ob die

Kirgisen sich für Unterthanen Kasans oder Kaschgars halten sollten. Von der Entscheidung dieser Frage in dem einen oder andern Sinne ist auch die Bestimmung der russischen Grenze mit China abhängig.

Das andere Volk des Pamir, die Tadjik, gehört zum arischen Volksstamme; die Tadjik zeichnen sich im Gegenstz zu den Kirgisen durch ihr Streben nach Kultur und Geschäftigkeit aus. Leider aber hat das Schicksal die Tadjik in die Gebirge von Pamir getrieben, welche durch Unfruchtbarkeit des Bodens charakteristisch sind. Obwohl die abgeschlossene Lage der von den Tadjik bewohnten Gegenden ihnen die Möglichkeit geboten hätte, selbständig zu bleiben, so hat ihre Armuth und in Folge dessen die Abhängigkeit von ihren reichen Nachbargebirgen sie zu Sklaven und Vasallen ihrer Nachbarn gemacht. Die Tadjik stehen unter der Gewalt der Vels, welche sie mit Tributen und schweren Abgaben belegen; dazu kommt, daß die Vels Samitten und die Tadjiks Schützen sind, und daß die Tadjiks dadurch noch rechtloser als sonst dastehen. Doch ist die Lage der Frau unter den Tadjiks besser als sonst unter Mohammedanern; die Frau ist keine Sklavin, sondern gleichberechtigt mit dem Manne, eine kunstfertige Arbeiterin. Alles, was im Hause angefertigt wird, besorgt die Frau. Der Vortragende wollte beobachtet haben, daß die Sprache der Tadjik in einzelnen Worten ihn an das Englische und Spanische erinnern hätte, und daß viele Worte den Russischen gleichlautend sind. Bemerkenswerth ist, daß einige Umsänge der Tadjik in überlieferten Weise an italienische Hofslieder erinnern.

Iwanow schloß seine Mittheilung mit einer kurzen Uebersicht der Resultate der Pamir-Expedition; sie bestehen in Folgendem: Mit dem Namen Pamir wird das hohe Gebirgsplateau bezeichnet, von welchem der Amu-darja und der Goxi ihren Ursprung nehmen; die bisher angenommene scharfe westliche Grenze des Pamir existirt nicht; als Grenzlinie nach Westen kann eine Linie gelten, welche durch die ersten Anhebungen mit Getreidefeldern gezogen wird; in Betreff des Bolor-Gebirges ist hervorzuheben, daß meridionale Erhebungen im Pamir nicht existiren.

## Kürzere Mittheilungen.

### Schwedens Bevölkerung.

Nach dem kürzlich vom schwedischen statistischen Centralbureau herausgegebenen Bericht über die Bewegung der Bevölkerung im Jahre 1882 betrug am Schluß dieses Jahres die Volksmenge in ganz Schweden 4 579 115 Personen oder nur 0870 (0,15 Proc.) mehr als zur gleichen Zeit des Vorjahres. Die Zunahme war ungefähr dieselbe wie im Jahre 1881, aber weit geringer als in gewöhnlichen Jahren; die Ursache war die große Auswanderung. Die Bevölkerung der Städte vermehrte sich im Laufe des Jahres um 19 903 Personen und betrug am Ende des Jahres 15,95 Proc. der Gesamtbevölkerung; die Landbevölkerung verminderte sich um 13 123 Personen. Die Verminderung trat die meisten fäblichen Läne des Landes. Wie es in den Jahren harter Auswanderung gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, hatte sich das Verhältniß zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht gegenüber den Vorjahren etwas verschlechtert. Gegen 1000 Personen männlichen Geschlechts gab es im Jahre 1882

1064 weiblichen Geschlechts; 1040 auf dem Lande und 1109 in den Städten.

Die Anzahl der im Laufe des Jahres geschlossenen Ehen betrug sich auf 28 967 oder 63 Ehen auf je 10 000 Bewohner des Landes. Von 1000 Ehen wurden 865 zwischen Unverheiratheten eingegangen, 29 zwischen unverheiratheten Männern und Witwen, 86 zwischen Witwern und unverheiratheten Frauen, 20 zwischen Witwern und Witwen. Im Ganzen verheiratheten sich 3085 Witwern und 1418 Witwen ausl. Kne, davon 10 Witwern und 2 Witwern zum vierten Male. Das Durchschnittsalter beim Eintritt in die erste Ehe war für Männer 28,5 und für Frauen 26,9 Jahre. Das Jahr 1882 behältte wieder die bisher gewonnene Erfahrung, daß die meisten Ehen (44,2 Proc.) während der drei letzten Monate des Jahres geschlossen werden. Durch den Tod wurden 20 462 Ehen aufgelöst, und zwar 11 394 durch den Tod des Mannes und 9068 durch den der Frau.

Die Anzahl der geborenen Kinder betrug 138 064, wovon 134 300 lebend und 3764 todtgeboren waren; 1800 mal



kommen Zwillinge, 26 mal Drillinge und einmal Vierlingsgeburten vor. Aus 1000 Mädchen entfielen von den lebendgeborenen Knaben 1054 und von den todtgeborenen 1390. Von sämtlichen geborenen Kindern waren 10,3 Proc. uneheliche; auf das platte Land entfielen davon 8,5 Proc. und auf die Städte 18,1 Proc. Von den Müttern waren 4 noch nicht 15 Jahre und 28 über 50 Jahre alt.

Im Jahre 1882 starben im Ganzen 79 406 Personen, davon 63 753 auf dem Lande und 15 653 in den Städten; 40 334 waren männlichen und 39 072 weiblichen Geschlechts. Die geringste Sterblichkeit fiel auf die Altersklassen von 10 bis 20 und 20 bis 30 Jahre, nämlich 44 und 42,4 pro 1000; die letztere von je 10 000 Personen; die größte Sterblichkeit zeigte das Alter über 60 Jahre mit 633 und die Altersklasse von 0 bis 10 Jahren mit 507 Todesfällen auf je 10 000 Personen. Von den Ehefrauen hatten 5778 (2265 Männer und 3513 Frauen) das 80. Lebensjahr überhritten; zwei Frauen erreichten ein Alter von resp. 101 und 102 Jahren. Das Durchschnittsalter der Ehefrauen betrug auf dem Lande 33,5 Jahre für männliche und 37,2 Jahre für weibliche Personen; in den Städten resp. 25,3 und 31,1 Jahre. An epidemischen Krankheiten starben 13 693 Personen, davon 3665 an Typhus, an Diarrhöe 2363, Malaria 1721, Scharlachfieber 1364 Personen. Die gewaltsamen Todesfälle zeigten eine hohe Ziffer, nämlich 2150; von den Todesursachen sind in erster Linie zu nennen: 1432 Fälle von Ertrinken, 547 Fälle Körperverletzungen und 65 Fälle Mord oder Tödtschlag. Die Anzahl der Selbstmorde war im Jahre 1882 größer als je zuvor, denn nicht weniger als 482 Personen entlebten sich. Die Auswanderung erreichte im genannten Jahre ihre höchste Ziffer mit 50 178 Auswanderern; dagegen kehrten 3567 früher ausgewanderte Personen nach ihrer alten Heimath zurück.

B. Gün.

#### Die venezolanische Bergbaugesellschaft El Callao.

Der im März dieses Jahres erscheinende Bericht der Direction der venezolanischen Bergbaugesellschaft El Callao für das Jahr 1883 theilt zunächst mit, daß der Beschluß der vorjährigen Generalversammlung, nachdem die Verhandlungen mit europäischen Kapitalisten wegen künftlicher Uebernahme der Hälfte des Bergwerks abgebrochen waren, das Grundkapital auf 32 200 000 Bolivares zu erhöhen und in 32 200 Aktien zu je 1000 Bolivares zur Vertheilung zu bringen, ausgeführt ist und daß die Aktionäre die neuen Aktien zum Umtausch gegen ihre alten Coupons in Empfang genommen haben. Den Beweis für den guten Erfolg dieser Maßregel liefert die Steigerung des Werthes der Aktien auf dem europäischen Markte. Das Vertrauen aber, welches die Direction in die Ertragsfähigkeit der Mine setzte, hat die Erwartung noch übertraffen. Denn im letzten Jahre sind 6 065 800 Bolivares Dividende (1 027 000 Bolivares mehr als im vorigen Jahre) verteilt worden, d. h. fast 19 Procent Zinsen auf das neue Kapital, was beweist, daß der den Minen beigelegte Werth richtig berechnet war. 27 586 Tonnen Cuarz (5161 mehr als 1882) wurden im Tage gefördert, die ersten Ertrag von 134 962,68 Unzen in feinirtem Golde (29 966,60 mehr als 1882) lieferten.

Da nun die Produktionskosten, wenn auch geringer als im vorigen Jahre, doch immer noch so hoch sind, daß nur eine so reiche Mine, wie die von El Callao, mit einem Ueberschuß von 5 Unzen pro Tonne, sie zu verwinden im Stande ist, so hat die Direction ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, den Aufwandausmaß möglichst zu reduciren und trat mit dem vom Hause Rothschild mit der Prüfung der Bergwerke beauftragten Ingenieur Herrn Hamilton Smith nach Abkündigung der mit dem Hause geführten Verhandlungen direct in Verbindung. Derselbe übernahm es, auf Rechnung der Gesellschaft das Bergwerk und alle anderen im Juniari-

gebiet gelegenen Minen zu untersuchen, ohne Rücksicht sein Gutachten auszusprechen und die seiner Meinung nach nöthigen Reformen anzugeben. Anfang Mai vorigen Jahres kam er nach El Callao und am 30. Juni theilte er seinen Bericht ab, der in spanischer, englischer und französischer Sprache veröffentlicht ward. Nach demselben befindet sich der Minenbetrieb in Folge der Anordnung eines ganz unvollkommenen Systems in schlechtem Stande; die Mühle, sagt er, ist so mangelhaft und die angewandte Amalgamationemethode so ungenügend, daß nach den in El Callao und in New York mit dem Abfall gemachten Analysen und Experimenten (s. d. d. Z. 1883, 12. u. 13. April) die Mühle arbeitet, beinahe 50 Unzen Gold im Juniari verloren gehen, was um so mehr ins Gewicht fällt, als in jedem andern Lande ein täglich 50 Unzen Gold producirendes Bergwerk schon für eine Mine ersten Ranges gilt.

Die Schuld daran fällt weniger dem bisherigen Leiter zur Last als der Art, wie seit der ersten Organisation die Arbeiten in Angriff genommen wurden, die für den Anfang wohl genügend, allmählich aber, indem man die Zahl der alten 5 Stampfwerke schließlich bis zu 60 vermehrt wurden, so mangelhaft wurde, daß eine entsprechende Verbesserung erforderlich, wenn nicht mehr Kosten verschlungen haben würde, als ein ganz neues Mühlenwerk, ohne Verrechnung des Zinsverlustes, welchen eine Unterbrechung der Arbeit hätte verursachen lassen.

Demgemäß ist nun nach Herrn Smith's Bericht bereits im September die Ausgrabung eines neuen 300 m tiefen Minenganges (unter dem Namen Schacht Nr. 6) auf der reichsten Stelle des Bergwerks, die Herr Smith selbst suchte, begonnen; und um sie noch mehr zu fördern, sind mehrere „Red drills“ bestellt, mit denen man hofft, monatlich 20 bis 30 Meter ausgraben zu können. Ferner wurde Herr Smith mit der Vorsehung einer neuen, mit allen Verbesserungen der Neuzeit ausgestatteten Mühle mit 60 Stampfwerten und allem Zubehör betraut, deren Kauf im Mai erwartet wurde, so daß sie bis zum Anfang wird angeheilt sein können, während ihre nöthige Ergänzung, der neue Schacht, der jährlich 40 000 Tonnen Cuarz im Tage fördern soll, allerdings vielleicht nicht vor September 1885 vollendet sein wird. Bis dahin muß das alte theure und mangelhafte Verfahren beibehalten werden. Dann aber ist, so lange die reiche Grube nicht verlegt, der doppelte Ertrag des bisherigen zu erwarten, so daß die Kosten der einzuführenden Erneuerungen schon im ersten Jahre durch den Mehrertrag gedeckt sein werden. Und selbst wenn die Ader einmal an Stärke abnehmen sollte, so wird der Ertrag sich doch voraussichtlich heftig auf der Höhe von 1883 halten, welcher der größte ist, der bisher erreicht ward; und die Unkosten werden, da die doppelte Quantität an Mineral gewonnen werden wird, sich um die Hälfte verringern.

Endlich hat die Direction einen Beschluß der letzten Generalversammlung zufolge mit der Gesellschaft Union einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem sie derselben, die bisher an Kapitalmangel litt, 1 200 000 Bolivares zur Verfügung stellte, um die Arbeiten derselben zu fördern, sich die Leitung der Arbeiten, die Anschaffung von Maschinen und die Verwaltung des Fonds vorbehalten, wogegen die Gesellschaft Union der Gesellschaft El Callao 48 der im Umlauf befindlichen Aktien (im Werthe von je 25 000 Bolivares) überläßt und sich verpflichtet, das vorgedachte Geld mit den ersten zur Verfügung stehenden Erträgen zurückzuerhalten. Als Bürgschaft tritt die Union der Gesellschaft El Callao ihren Besitz im Valle de Rocupia ab, behält sich aber das Recht des Rückfalls vor. Eine neue Mühle ist im Oktober vorigen Jahres in den Vereinigten Staaten bestellt, nachdem man sich der Gültigkeit einer reichen Goldader vergewissert hatte, und wird spätestens im Juni angeheilt sein und Anfang Juli zu arbeiten beginnen unter Aufsicht des Ingenieurs S. M. Davis.

J. 24.

## Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Aus Madrid wird dem „Standard“ gemeldet: Nach langen Unterhandlungen sind die spanische und französische Regierung übereingekommen, die Genehmigung zum Bau zweier verschiedener Eisenbahnen über die Pirenen zu erteilen. Die erste Linie wird die Eisenbahn von Madrid nach Saragossa über Duera und Calatayud sein, 4 km langen Tunnel in Somport verlängern und von dort nach Oloron in Frankreich laufen. Diese Linie wird von großer Wichtigkeit für Aragon und das Ebrothal und künftig die kürzeste Route zwischen Paris und Madrid sein. Die zweite wird die Pirenen von Perdis über die Thäler der Quercu und Pallares durchschneiden bis zu einem 3 km langen Tunnel in Solanot, ehe die Linie das französische Departement Krieger betritt. Letztere Linie müßte die französische Regierung die größte Bedeutung bei, weil sie ihr weiterhin über Valencia und Cartagena die kürzeste Eisenbahnverbindung für Truppen- und Handelsverkehr nach Alger hin zu liefern verspricht.

## Asien.

— Indonisien oder die Inseln des Malaischen Archipels von A. Bahian. I. Vierterung. Die Maffen. Mit drei Tafeln. Berlin, Ferd. Dümmler. 1884. Asien beginnt hiermit ein Werk, welches ein Seitenstück und eine Ergänzung zu seinen Völkern des russischen Asiens“ zu werden verspricht. Allerdings treten die Reisen in den Hintergrund und nur flüchtig werden einige Notizen von Palmyra, Tibet und den Hochalpen ins Mittelgeleitet. Hauptfache ist die Einbeziehung ethnologischen Materials und diese ist denn namentlich auf physischem Gebiet wieder reichlich aufgeschloffen, mit den nöthigen Parallelen aus anderen Völkern, wie bei Asien selbstverständlich. Schöner angeordnete Massenabstufungen, lassen sie doch bereits primordiale Streifungen im Verborgenen erkennen, und jetzt, wo es sich mehr und mehr zu klären beginnt, wird das Ganze bald auf eine Reihe klar durchsichtiger Elementargebilde reducirt sein, so daß dann, in der Phnologie als Naturwissenschaft auf ethnischer Grundlage, die Organisation des Menschheitsgebildens vor uns liegt aus allen Zeiten und Völkern (S. 5).

Der Autor, dessen Art zu arbeiten hinlänglich bekannt, der hier „nochmals einige Beiträge zusammengestellt für die Ethnologie“ entziffert sich dem auch (S. 133) wegen seiner durchaus von anderen in der Form abweichenden Schriften. Es würde, meint er, über die vielen, wieder manch saures Gesicht gemacht werden von denen, die es als ihr Recht beanspruchen, daß ihnen nicht nur die Seite zugestanden werde, sondern daß man diese auch zu lesen die Pflicht habe und dann mit eigenen Händen diejenigen noch füllere, welchen es zu unheimlich ist, zwischen den Zeilen zu lesen, was dort geschrieben steht. Aber bei der großen Arbeitsleistung stellt B. sein Material jenen, die Hülfe und Mitarbeit gewähren wollen, „gemäßigtem im Notstande“ zur Verfügung. Das Hauptgemerkte war auf dieser wie auf den früheren Reisen besonders auf die physischen Erfordernisse der Ethnologie gerichtet, da sich jeder seine Specialität

zu wählen hat. Was sich außerdem an anthropologischen, historischen, philologischen Notizen hat, habe ich ebenfalls aufgeführt und jetzt hinzugefügt.“ Tobin gehören die Vocabularien von verschiedenen Völkern. S. 120 bis 131.

Vom Konservator A. Krause sind die einzelnen wichtigen ethnographischen Stücke, die Asien für das Berliner Museum in sich beschließen und auf drei Lichtdrucktafeln abgebildet worden; so Musikinstrumente, die Apparate zur Bereitung des Sogo, Harnische aus Schnurgeflecht, von Manbar zur größern Widerstandsfähigkeit mit Muschelschalen befestigt, Schmuck, Kleidungsstücke und Matten, letztere in Pundrud, um das geschmackvolle Ornament und die seine Farbgebung zu zeigen.

— Nach einer Meldung aus Simla wird eine gemischte englisch-russische Kommission im Herbst dieses Jahres nach dem Norden Afghanistans aufbrechen, um die Grenze festzustellen. Man soll sich geeinigt haben, daß die Grenze dem Laufe des Crus bis Chobisah Salih folgt, dann nach Süden und Westen abbiegt und an den kultivierten Landstrichen entlang nach Pulikhatan am Serirud-Flusse läuft. Sieht man selbst davon ab, daß der „Kaufas“, das amtliche Organ des Fürsten Dondukow Korjafow, bereits offen Valse, Serat und das ganze Murghab Thal beansprucht, so liegt auch die oben bezeichnete Linie bedeutend weiter südlich als die meist auf englischen Karten angegebene, und sofort haben sich auch englische Stimmen erhoben, die über den Verlaß eines trachtbaren Streifens von Afghanistan und die Verdrängung der russischen Machtphäre bis auf eine Entfernung von 150 engl. Meilen an Serat und auf 80 Meilen an Mischid heran Alarm schlagen. Beträgt doch die Entfernung zwischen Serat und der nächsten englischen Garnison Ketta 514 englische Meilen, so nur nach Kandahar hin 145 Meilen. Zudem gewinnt die Verlängerung der transafghanischen Eisenbahn, die jetzt bis Kijil-Armat geht, deren Fortführung auf Kabul aber Fürst Dondukow schon angeht hat, bis nach Serat hin immer mehr Wahrscheinlichkeit.

## Inseln des Stillen Ozeans.

— Tawhiao, der Maorikönig in Neu-Seeland, und fünf Hainlinge sind in London angelangt, um den englischen Königin ihre Bescheiden über ihren angelegtesten Unrath von Seiten der Kolonialregierung vorzutragen. Vor ihrer Abreise wurde auf einer jährlich besuchten Versammlung der Maoris eine Resolution angenommen, daß die Maoris am Christenthume festhalten und die Königin Victoria lieben und ehren wollen. Auf Anlaß der Ankunft des Königs in England weist das „Athenaeum“ auf das nahe bevorstehende Erscheinen eines Werkes von J. H. Kerry-Richolls, betitelt: The King-Country; or Explorations in New Zealand (Sampson Low and Kemp), hin. Dasselbe enthält einen Bericht über eine Reise durch das Maori-Land mit Beschreibung von der „Lafe Country“ (dem Wunderlande der Antipoden), den Gebirgen um den See Taupo, einer Beschreibung des thätigen Vulkanes Tongararo und dem Berge Ruapehu. Beigefügt ist eine Karte und zahlreiche Illustrationen, sowie Porträts vom Könige und berühmten Maori-Häuptlingen.

Inhalt: Desiré Charnaud's Reise in Neucan und dem Lande der Lacandonen. VI. (Mit sieben Abbildungen). — Emil Schlagintweit: Wander- und Jagdenergebnisse im nordwestlichen Indien. II. (Schluß). — Hüttig's Bericht über Liberia. II. (Zweite Hälfte). — Die Pamir-Expedition im Jahre 1883. — Kürzere Mittheilungen: Schwebende Bevölkerung. — Die venezolanische Bergbau-Gesellschaft El Galao. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Inseln des Stillen Ozeans. (Schluß der Nekrolog: 6. Juli 1884.)

Verlag: Dr. A. Kober in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III. Et.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Musikthe Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.



www.libroot.com.cn

Nr. 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Auder.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

(Die Abbildungen, sofern nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien.)

### VII.

Zwei Kilometer von der Hacienda Uxmal liegen die berühmten Ruinen gleichen Namens, die Rivalen derer von Chichén, aber zum Theile jüngeren Ursprungs. Letztere scheinen ihrer Erhaltung nach jener Renaissanceperiode anzugehören, von welcher wir bei Kabah gesprochen haben. Uxmal ist so oft besucht und beschrieben worden, daß wir uns auf das Nöthigste zur Erläuterung der Abbildungen und auf das Hervorheben derjenigen Merkmale beschränken können, welche für das junge Alter gewisser Denkmäler sprechen.

Der „Palast des Gouverneurs“ ist wohl das größte, prächtigste und am besten erhaltenste unter den alten Denkmälern Amerikas; er steht auf drei über einander gesetzten Pyramiden, wodurch seine Höheartigkeit vermehrt wird, ist zugleich einfach und reich, bescheiden und doch auch prächtig. Die einfach glatte Untermauer steht zu dem großen reich verzierten Fries darüber in scharfem Gegensatz; letzterer zeigt auf einer Länge von 100 m eine Guirlande von kolossalen Köpfen und darunter Ränderfiguren in Hautrelief auf einem glatten Untergrunde von feinem Mitterwerk und macht einen wundervollen Eindruck. Der Palast ist trotz der drei Jahrhunderte, seitdem er verlassen ist, gut erhalten und wäre es noch besser ohne den Vandalismus früherer Besucher, welche aus der Basis Steine zum Bau ihrer Haciendas entnahmen. Der Name Uxmal soll „dreimal gebaut“ bedeuten, sei es, daß die Stadt zweimal zerstört und dann wieder aufgebaut oder daß die Denkmäler zu drei verschiedenen Zeiten errichtet wurden. Besou-

deres Interesse verdienen die Details von der Hauptthür des Palastes und die prächtige „Inschrift“, welche auf unserer zweiten und dritten Abbildung dargestellt sind. Die hölzernen Thürlitze sind herausgenommen worden und der vorspringende Sims ist herabgestürzt; darüber befanden sich herrliche Ornamente in Hautrelief, welche von den ersten Entdeckern zerstört oder entfernt wurden. Noch höher sind drei Adler mit halb entfalteten Flügeln angebracht, ferner ein rundes Fußgestell mit einer verästelten Wüste, deren schlauer Kopf den gewaltigen Fiederschnitt trug, der auf allen yucatecischen Reliefs wieder erscheint. In dem Sockel der Wüste finden sich drei umgekehrte Köpfe von vortrefflicher Ausführung und zu beiden Seiten die sogenannte „Inschrift“.

Weiterhin kommt der „Palast der Nonnen“, ein großes Parallelogramm, das von vier reich verzierten Gebäuden verschiedenen Stiles gebildet wird. Der nördliche Flügel umschließt Theile eines kleinern und anscheinend ältern Gebäudes, das wahrscheinlich dem ältesten, zerstörten Uxmal angehört, während das umgebende jüngere Bauwerk aus der mehrfach erwähnten Renaissanceperiode stammt.

Das „Haus des Zwerges“, auch „Haus des Zehers“ (Casa del Adirino) genannt, ist ein sehr niedlicher Tempel auf der Spitze einer fast 100 Fuß hohen und sehr steil aufsteigenden Pyramide. Er besteht aus zwei Theilen, einem oberen auf der höchsten Terasse und einem darunter gelegenen, der nach Westen, den Gebäuden der Stadt zugekehrt ist, und war sehr reich geschmückt, so daß man annimmt,



Palais des Gouverneurs in Uxmal.



daß er der Hauptgöttheit geweiht war. Je eine große Treppe, die eine im Osten, die andere im Westen, führte zu den beiden Gebäuden. Im Jahre 1636 besuchte der Vater Cogolludo diesen Tempel und berichtet, daß die Treppe so steil war, daß er schwindelig wurde; in dem einen Saale fand er Spiegeln von Kalao und Spuren von ganz kürzlich verbranntem Kopalharze. Also opferten noch 115 Jahre nach der Conquista die Indianer von Uxmal ihren alten Göttern und hatten ihren alten Glauben noch nicht aufgegeben; auch mußten damals die Gebäude noch gut erhalten sein. Sagt doch 30 Jahre früher (1620) Viana, daß sich unter jenen Paulichseilen einige so neue und weiße und mit so vorzüglichem hölzernen Thürflügen befänden, daß man meinen sollte, sie seien kaum 20 Jahre alt. Auch giebt er an, daß die Indianer diese Paläste nicht bewohnten, sondern in den Wäldern Strohhütten besaßen; sie benutzten dieselben vielmehr als Tempel und Heiligtümer.

Uxmal ist die einzige Stadt, deren Gebäude so gruppiert sind, daß man sie von einem Standpunkte aus übersehen kann. Zur Linken liegt in der Ferne die Casa de la vieja oder „das Haus der Alten“, dann der Palast des Gouverneurs und rechts davon etwas tiefer das Haus der Schildkröten, so benannt nach einer Reihe dieser Thiere über dem obern Gesimse; dahinter eine große Pyramide ohne Gebäude, aber mit großer Plattform, genannt Cerro de los sacrificios (Hügel der Opfer), wo die Menschenopfer stattgefunden haben sollen. Es wäre das eine Nachahmung mexicanischer Tempel, welche aus einer Pyramide mit kleinen hölzernen Kapellen und dem techcatl bestanden, einem gewölbten Steinblock, auf welchem das Opfer so ausgestreckt wurde, daß der Priester ihm leicht die nach oben hervorragende Brust mit dem Messer öffnen und ihm das Herz herausreißen konnte. Dieses Opfer mußte stets in Gegenwart des Volkes am Rande der Pyramide stattfinden, von wo der leblose Körper herabgeworfen wurde, damit sich die Iutenischen darin theilten. Die Tolteken dagegen, welche keine Menschenopfer kannten, hatten wirkliche Tempel aus ihrer Pyramiden, ähnlich denen in Yucatan, wo sie diese Art der Architektur entwickelten. Wenn wir also bei den Mayas in Yucatan Menschenopfer und die damit zusammenhängende Anthropopagie finden, so können wir beides nur mexicanischem Einflusse zuschreiben, und auch die Historiker versichern übereinstimmend, daß erst die Azteken diesen schauerlichen Gebrauch auf der Halbinsel einführten. Fort-

hin kamen sie aber erst, wie früher nachgewiesen, im Jahre 1440. Mithin können auch alle mit Menschenopfern zusammenhängenden Gebäude nicht ältern Datums sein und folglich sind gewisse Zeugnisse in Uxmal modernen Ursprungs.

Rechts von der zuletzt besprochenen Pyramide liegt eine solche mit Stufen, wie sie sich auch in Chichén und Palenque finden; rechts von dieser, aber näher, die Casa de las palomas (Taubenhaus), so benannt wegen der großen, von Vögeln durchbohrten Thürme, welche Theile der östern erhabenen dekorativen Platten bilden. Letztere findet sich in Uxmal nur an den zerfallenen Monumenten und wäre demnach ein Merkmal höhern Alters. Näher als diese Gebäude liegen im Walde zerstreut verschiedene Ruinen, darunter das Tlachtli oder Haus für das Ballspiel, welches in Uxmal wie in Chichén und auf dem Hochplateau das nationale Spiel war. — Im Vordergrund endlich zeigt sich der südliche Theil des Palastes der Königin mit seinem großen Eingangsthore.

Daß die Ruine Uxmals noch lange nach der Eroberung durch die Spanier sich in vorzüglichem Zustande befand, beweist auch eine Urkunde des Königs von Spanien vom Jahre 1674 (siehe Stephens, Incidents of travels in Yucatan I, p. 323), wonach noch damals die Indianer dort ihre Vögel verheeren, ihnen Weichthiere spenden und zu ihren Ehren andere abschwerliche Opfer bringen, „wie sie es notorisch und öffentlich jeden Tag thun“. Noch aus dem Jahre 1688 haben wir die Nachricht, daß in einzelnen Gebäuden sich die Thüren noch im Stande befanden, ebenso die Eisternen. Derselbe



Details von der Haupttür des Palastes des Gouvernements in Uxmal.

gemüß, daß manche Gebäude in Uxmal vor wie nach der Conquista bewohnt worden, und daß sie neuern Ursprungs sind, daß überhaupt die Denkmäler Yucatans von dem noch vorhandenen Volke herühren und daß die in verschiedenen Zeiten von den tolteckischen Eroberern gegründeten Städte des Landes nicht älter sind als das 11. Jahrhundert, während die jüngsten dem 15. angehören.

Ueber Yucatan lehrte Charnay nach Mexico zurück und schiffte sich in dessen Hafenstadt Progreso nach Elben, nach Carmen und Frontera in dem mexicanischen Staate Tabasco ein. Am folgenden Morgen war bereits Campeche erreicht, und da der Dampfer „Asturias“ nur eine Fußssole war, so konnte er sich dem Lande so weit nähern, daß der Reisende eine Skizze der Stadt zu entwerfen vermochte. Größere Dampfer müssen hier, wie in Progreso, vier Seemeilen von





„Inskript“ vom Hause des Gouverneurs in Uxmal.



Das Haus des Zwerges in Uxmal.



Campêche. (Nach einer Skizze Charnay's.)

H. Charnay

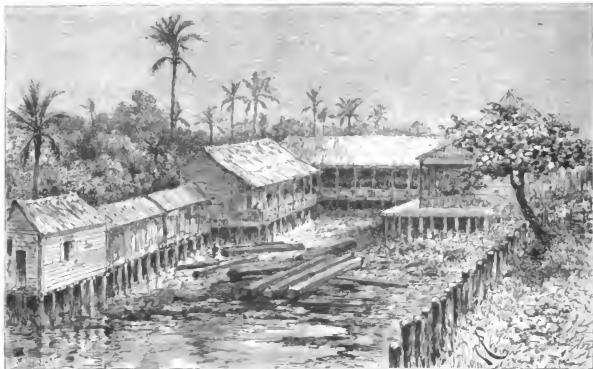
der Küste entfernt ankern, wo man das Land kaum unterscheiden kann.

Campche steht an der Stelle einer ehemaligen Indianerstadt, welche Antonio de Córdova bei der ersten englischen Expedition im Jahre 1517 besuchte. Die Spanier wurden von den Eingeborenen empfangen und in einen aus Kalk und Sand erbauten Tempel geführt, auf dessen Mauern große Schlangen angegemalt waren, und wo sich ein blutbefleckter Altar befand. Indianer beiderlei Geschlechts strömten in Masse herzu, anscheinend friedfertig, aber zuletzt brachte man Häuderbetten und Pfeiler mit blutbefleckten Haaren verfluchten den Fremden, daß sie bei Todesstrafe das Land verlassen müßten, ehe die Häuderbetten angebrannt seien, worauf diese sofort entflohen. Erst 1541 nahmen sie dazu den Ort in Besitz. Dene Tempel, jetzt vollständig verschwunden, erinnern mit ihren Pfeilern und

Ceremonien durchaus an Mexiko und an die alte toltelische Architektur.

Campche wurde mit der Zeit die reichste Stadt Yucatan's; da es wiederholt von englischen und französischen Piraten geplündert wurde, erhielt es eine dicke schützende Mauer, welche heutigentags mehr ein Hinderniß ist als ein Nutzen. Die Gräben, Zugbrücken und Mauern geben ihr ein kriegerisches Aussehen, auf welches ihre Bewohner allerdings stolz sind; genötigt haben sie ihr nur einmal, als sie von den Einwohnern Meridas vergeblich belagert wurde. Durch ihre klumpigen Straßen und ihre ungleichen hohen Häuser unterscheidet sie sich von den übrigen mexikanischen Städten. Bemerkenswerthe Gebäude besitzt sie aber nicht.

Die reichen Kanäle haben außerhalb der Mauern Lusthäuser (fincas), wo die tropische Flora ihre ganze Pracht entfaltet, und die die Stadt mit einem grünen Gürtel



Honda Grijaiba in Frontera.

umgeben. Vom Meere aus gesehen bietet die Stadt, auf sanft ansteigendem Ufer gelegen und sich gegen die Abhänge zweier Hügel lehend, zur linken Hand einen Palmwald, einen reizenden Anblick dar. Das nördliche Dorf Yerna, 8 km nach Südwesten entfernt, dient den Städtern zum Badeaufenthalte.

Nachmittags um 4 Uhr verließ der Dampfer Campche und landete am folgenden Morgen in Carmen auf der gleichnamigen langgestreckten Insel, welche die große Laguna de Terminos vom Meere abschließt. Dort ist die große Niederlage für die Karibölzer, welche nach Campche benannt werden, und der Sitz reicher Häuser, welche in jenem wenig bekannten Handel ihre Vermögen erworben haben, einem Handel, welcher einen langen Aufenthalt im Lande und eine vollkommene Orts- und Menschenkenntniß verlangt. Eine der ersten Firmen ist die der Herren Ruiz, deren Onkel Charnay früher vor 25 Jahren gekannt hatte; derselbe war gestorben, aber seinen Bruder Don

Venito und seinen Sohn Don Pancho traf der Reisende an und wurde mit alter Freundschaft empfangen. Don Venito, Besitzer der großen Insel Chinal, welche von zwei Armen des mittlern Usumacinta umflossen wird, hatte in den dortigen Ruinen bei einer Nachgrabung Kanonentheile von 11,2 m Länge und Kugeln, beides aus gebranntem Thone, gefunden. Charnay erklärt sich dieses merkwürdige Vorkommen so, daß nach der großen Schlacht zwischen Cortez und den Truppen von Tabasco bei der Hauptstadt Centla, dem heutigen Comcalcal, worin ersterer von allen seinen Angriffsmitteln Gebrauch machen mußte und seine Artillerie Wunder verrichtete, die Indianer, über die Wirkungen der Kanonen erschaut, dieselben nachzumahnen suchten. Ohne die Wirkung des Pulvers und das Eisen zu kennen, begnügten sie sich in ihrer Naivität, die Gestalt der neuen Maschine in gebranntem Thone nachzumachen, indem sie schon davon die gewünschte Wirkung erhofften. Als dann der betreffende Häuptling Harb, legte man ihm Kanonen

und Kugeln ins Grab. Ein weiterer Beweis dafür, daß manche Grabhügel und Antiquitäten sehr jungen Datums sind.

Von Carmen bis Frontera, an der Mündung des Umnacinta in der Provinz Tabasco, dauert die Fahrt 12 Stunden. Charnay langte dort genau ein Jahr, nachdem er es verlassen hatte, an. Geändert hatte sich inzwischen nichts, nur war der kleine Landungsquai noch mehr verfallten und noch immer erhebt sich dieselbe schlechte Herberge auf Pfählen über dem Schlamme des Rio Tabasco, wie das letzte Stüd des Umnacinta nach seiner Vereinigung mit dem von Westen kommenden Rio Umalpa heißt. Ronda empfängt die Ausdünstungen der Gewässer aus erster Hand, aber es giebt keine Wahl und überhaupt ist die ganze Stadt höchst ungesund und ein Herd für Föden, Dysenterie und gelbes Fieber, welchem im letzten Jahre 300 Menschen erlegen waren.

Charnay benutzte die Zeit, welche er auf ein Schiffsgeliegenheit wartete, die ihn den Umnacinta hinaufbringen sollte, um die nächtliche Küstenschutzrede und die Anführer zu durchstreifen, wobei es ihm mit Hilfe von Herrera's Angaben gelang, die wahre Lage der alten Hauptstadt Centla zu ermitteln. Damals floß nämlich der Rio Uxialva nicht in seinem jetzigen Bette, sondern etwa 20 Wegstunden

westlicher in dem Bette des Rio Seco bei der Stadt Comalcalco vorbei, deren Ruinen Charnay besichtigt hat. Später hat irgend ein Naturereigniß oder Menschenhand seinen Lauf abgelenkt. Bei Gelegenheit seines Zuges und der großen Schlacht gegen die Bewohner von Tabasco machte Cortez an dem Mäuar eines Flusses Halt, welcher sich durch zwei Mündungen in das Meer ergoß; las das Bocas heißen noch heute die Mündungen des Rio Seco. Die Barre des Flusses, welchen Cortez hinaufzog, darf auch deshalb nicht beim heutigen Frontera gesucht werden, weil wir wissen, daß nur seine kleinste Karawelle dieselbe passieren konnte, während bei Frontera alle Tage dreimal so große Schiffe einlaufen. Ferner heißt es, daß sich Cortez auf eine kleine Insel gegenüber dem Dorfe zurückzog; bei Frontera giebt es aber nur eine sehr große, welche etwa eine Stunde entfernt ist; daß seine Soldaten den Fluß durchwaten, um die Arbeiten der Indianer zu sehen, während der heutige Uxialva überall sehr tief und breit ist und nicht durchfährt werden kann. Cortez passirte weiteres prächtige Kakaopflanzungen; solche giebt es aber bei Frontera nicht, sondern erst weiter westlich am Rio Seco. Alle diese Umstände sprechen dafür, daß an den Ufern des letztern die große Schlacht stattfand und die indianische Hauptstadt Centla lag.

## Büttikofer's Bericht über Liberia.

### III. Bilder aus dem Leben im Innern.

Wir machen den Versuch, im Folgenden aus einzelnen, dem historischen Theile des Berichtes entnommenen Scenen ein Gesamtbild zusammenzustellen, um dadurch einen besseren Einblick in die anstehenden, aufopferungsfähige Thätigkeit Büttikofer's und Sala's zu gewähren.

Monrovia, die Hauptstadt des Landes, zählt 3000 bis 4000 und nicht, wie häufig angegeben wird, 7000 Einwohner; es liegt auf dem nördlichen Abhange des Mesinrode und trägt insofern einen ganz amerikanischen Charakter, als es breite, von Osten nach Westen laufende Straßen hat, die von anderen rechtswinklig geschnitten werden; in den letzteren selbst sieht es aber wenig amerikanisch aus. Hier und da steht ein einzelnes Haus oder eine Hütte, in der Regel mitten auf einem, mit allerlei Sträuchern und Unkraut bewachsenen Grundstücke, auf dem sich eine einzelne Kokospalme, häufiger eine Gruppe Mangobäume erhebt. Unter fünf oder sechs Häusern findet man eine Ruine, die nicht dem Jagde der Zeit, sondern den Zeitverwerfungen der Termiten zum Opfer gefallen ist. Die Verschärftheit, welche diese Insekten im Herbst besitzen, ist bekannt, und wer in Liberia ein Haus baut, mag aufpassen, daß nicht alles Holzwerk mit Ausnahme einer dünnen Hülle während der Arbeit weggefrissen wird, so daß das Gebäude noch vor der Vollendung einstürzt. Eigenthümlich ist es, daß alle Gebäude auf dem sanftigen Ufergrunde des Flusses ganz oder beinahe ganz von diesen Insekten verschont bleiben. Die wahrscheinlichste Ursache muß darin gesucht werden, daß der Boden durch das Meer und das Braakwasser angepflügt und dadurch ganz von Salztheilen durchdrungen ist; zur Entschädigung aber wird die Gegend am Fluße durch Legionen von Mücken gequält.

Wir übergehen die Beschreibung des Aufenthaltes in der Stadt und die Berichte von Besuchen bei den schwarzen Autoritäten, an welche die Reisenden eine Empfehlung mitbrachten, um einige allgemeine Bemerkungen Büttikofer's über die Technik des Reisens in Afrika mitzutheilen, die alle Beachtung verdienen. „Unsere Art zu reisen“, sagt er, „war natürlich der Natur der Sache nach sehr von der der geographischen Reisenden verschieden; letztere legen den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit darauf, daß sie auf anhaltenden Märschen mit möglichst geringem Discomfort weit in das Innere, in unbekannte Gegenden vordringen. Auf solchen Reisen, wobei große Karawanen von Trägern und andern Gefolge nöthig sind, kann der Beobachter des Thierlebens nur wenig profitieren, da das unvermeidliche Geräusch, der Gesang und der Lärm einer solchen Menschenmenge alle Thiere verschreckt und außerdem die Zeit zum Sammeln und um das Gesammelte zuzubereiten ganz fehlt. Dies ist auch der Hauptgrund, weshalb die bis jetzt in Afrika unternommenen Reisen verhältnißmäßig wenig Erfolg auf zoologischem Gebiete gehabt haben.“ Demgemäß hatte Büttikofer sich entschlossen, an verschiedenen Orten, die eine oder einige Tagereisen von einander entfernt waren, sich einige Monate lang niederzulassen und sich unter einem Zelte oder einer Palmenhütte vorübergehend ein Heim zu gründen. Der Transport seiner Ausrüstung erforderte 30 bis 40 Träger, die bei Anknapp am Bestimmungsorte jedesmal abgedankt und nach Verläuf durch neue ersetzt wurden, wodurch allerdings manche Schwierigkeiten entstanden.

Wald nach ihrer Ankunft im Lande befanden sich Büttikofer und Sala mitten im Jagdterrain und zwar in der Colahstadt Pavia am dem rechten Ufer des gleich-

namigen Flusses; die Niederlassung ging dort schnell und glücklich von statten. Die Reisenden hatten bald nach ihrer Ankunft mit dem Hauptmann der verwunderten Eingeborenen Bekanntschaft gemacht und eilten dann nach dem Flusse, um eine geeignete Stelle zu suchen, wo man die Sträucher niederhiesig und sich vorbereitete, eine Wohnung aufzurichten. Einer nach dem andern kamen die Träger an und legten ihre Last auf dem Boden nieder; jeder besaß ein Glas Schnaps und etwas Tabak, Lebensmittel hatten sie selbst mitgebracht, und dann begaben sie sich in die nahegelegene Stadt, um ein Nachtquartier zu suchen. In kurzer Zeit war ein leichtes Feuer aufgeschlagen, die Reisenden darüber geteilt und die Luggage unter drei Brettern niedergelegt; bald knatterte ein lustiges Feuer und das Essen wurde bereitet, so gut wie die Verhältnisse es erlaubten. Der Hauptmann brachte das gewöhnliche Geschenk, ein Duhn, und empfing eine Flasche Wein und ein Par Tabak als Gegengeschenk. Früh legte man sich, mit Ausnahme der Wachen, nieder und ruhig verging die erste Nacht in der Wildnis. Die nächsten Tage wurden benutzt, um sich etwas besser einzurichten und man hatte Mühe, sich die Umgebung näher anzusehen. Obwohl man das Lager absichtlich weit vom Lagerdorf aufgeschlagen hatte, kam die schwarze Gesellschaft häufig, um die Reisenden in ihrem Zelte zu besuchen, wobei natürlich allerlei Bitten vorgebracht wurden. Einer der jüngstlichen Pittislofer war der König selbst, der sich am frühen Morgen in den Wald begab und sich durch einen Trunk Palmwein erfrischte, worauf er seine weißen Freunde aufsuchte, um bei ihnen ein Morgenandachten zu trinken, was gewöhnlich die Folge hatte, daß er besaußelt wurde, da Schnaps auf Palmwein selbst für einen Negermagen etwas stark ist. Er zeigte dann eine außerordentliche Lustigkeit und führte auf dem Vorplatz allerlei Solotänze auf, bis bald Abspannung eintrat und er sich auf ein paar Kisten zum Schlafen niederlegte. Der Vorrath an geistigen Getränken war jedoch sehr gering, so daß seine Zelte manchmal unerhört blieb; dann brachte er irgend einen Gegenstand, dessen er sich zuweilen nicht auf christliche Weise bedientigt zu haben schien, herbei, um ihn gegen Branntwein zu verkaufen; häufig war es ein Duhn, welches der schwarze Herr sehr sorgfältig in den Falten seiner königlichen Toga verbarg und welches er nur unter der Bedingung hergab, daß es sofort geschlachtet und geruht werde, wie es schien, um unangenehme Ausdauerbesprechungen mit seinen Unterthanen zu vermeiden.

Die Anbeute der Jagd war trotz aller von den Eingeborenen vorher gegebenen Versicherungen sehr gering; man beschloß also, das Hauptquartier zu verlegen, wobei man auf viel mehr Schwierigkeiten stieß, als man vermuthet hatte, da der König, Dolmetscher, welcher versprochen hatte, die nötigen Träger zu liefern, nur einen kleinen Theil derselben zu beschaffen im Stande war. Mit Zurücklassung eines Theils des Gepäcks kam die Karawane in Zoforé an, wo, wie berichtet worden war, Lebensmittel im Ueberflusse vorhanden sein sollten; das Gegentheil war der Fall, die Kaffaven waren noch nicht reif und der letzte Reis war zur Verkauf verwendet worden. Daher hatte man sich nicht gehörrig verproviantirt und mußte gegen ungeheurer hohe Preise das Nötigste von den Negern zu kaufen suchen. Pittislofer beschloß daher, einen Zug zur Erlangung von Lebensmitteln zu machen; der älteste Sohn des Häuptlings, in dessen Gebiet er sich befand, erklärte sich bereit, ihn zu begleiten, vorher aber mußte Duvri, so hieß er, seine Hausgötter besorgen und Pittislofer erhielt die Erlaubnis, der Konstitution beizuwohnen. Nachdem man in seinem

Schlafzimmer Platz genommen hatte, nahm Duvri einen in ein Leinwand gewickelten Gegenstand aus einem Kasten; die Hülle wurde vorsichtig abgewickelt und es erschien eine häßliche, aus Pappen verfertigte, etwa einen Fuß lange Puppe. Dieser wurde nun die Frage vorgelegt, ob Duvri den weißen Mann begleiten dürfe, einige gesaltene Palmkörner wurden als Würfel gebraucht und einige glänzige Würfel brachten die erste Erlaubnis. Nun wurde die Puppe wieder eingewickelt, einigemal von links nach rechts und von rechts nach links umgedreht, danach wieder ihrer Hülle entledigt, um über den für die Abreise glänzigen Tag besorgen zu werden. Diesmal war das Orakel nicht günstig; der Zahl der mit dem Rücken nach oben gelegten Palmkörner nach mußte man die Abreise verschieben. Duvri jedoch ließ sich nicht abschrecken; er sagte, sein Gtari sei eigenhändig, nahm einige der ungünstig gefallenen Körner, taute dieselben klein und spudte sie dem Acting ins Gesicht; danach wiederholte er die Prozedur des Einwickelns und Umdrehens und erneuerte seine Fragen. Der Gtari schien wirklich dem baldigen Aufbruch sehr abgeneigt zu sein, denn wieder fielen die Würfel ungünstig; doch Duvri blieb standhaft und wiederholte das eben beschriebene Verfahren, bis endlich die Antwort kam, man dürfe am folgenden Morgen abreisen. Die Reise ging durch einen moralischen Landstrich über Tämme von Kumbuh und über durch-einander liegende Baumstämme, dann in westlicher Richtung durch den ausgedehnten Urwald. Die Wanderer gingen, der Gewohnheit der Eingeborenen gemäß, ziemlich schnell und legten etwa fünfzigstündliche Wegstunden in einer Zeitstunde zurück; so erreichte man endlich die Stadt Bojah, einen Ort, der aus etwa 20 Hütten ovalen, theils freierunden, statt gebauenen Gebäuden bestand, deren Mauern ganz ungenüßlich — bis zu 3 Fuß — did waren, so daß es in den Gebäuden angenehm kühl war; westlich dem Orte trafen sich zwei wichtige, der Handels-interessen wegen gut unterhaltene Straßen. In der Umgebung schien eine entsetzliche Noth zu herrschen; unter elenden Hütten laueren ganz abgemagerte Neger um ein Feuer, über welchem Kräuter und Pflanzen in einem Topfe brodelten. Auf die Frage, ob sie nichts Anderes zu essen hätten, zeigten sie ihre mageren Bäuche, schlugen auf ihren eingeklinkten Unterleib und sahen den Frager traurig an. Nach vielen Schwierigkeiten kam Pittislofer in Supe an, nach an, wo er seine Kleider trocknete und sich an einem guten Wable requirte, welches allerdings nach unseren Begriffen nicht sehr einladend war. Es bestand aus Tomben, geklumpten Kaffaven mit Palmöl und einheimischem Pfeffer, einem Geruch, so scharf und beißend, sagt Pittislofer, daß es einen halb Erstarrten hätte erwärmen können; dazu etwas Reis und eine Rhinocerospille, die man zum Geschenk empfangen hatte. Das schmeckte trefflich aus dem Mund geschwürzten hölzernen Ropf mit dem großen hölzernen Köffel in denselben, und herrlich schmeckte die Reisenden auf dem harten Lager von Palm, welches mit einer Matte bedekt war, während der gebräuchliche Holzblock als Kopfkissen diente.

Die ganze Stadt lag herbi, um die weißen Männer zu sehen, und wenn die Reisenden sich dem nicht widersezt hätten, würde man sie entleibet haben, um sich zu überzeugen, daß sie echte Weiße und nirgends an ihrem Körper schwarz gefärbt seien. Auf dem Plage vor der Mütte, den man schnell aufgeräumt hatte, riefen einige Trommelschläge und der Ton der Kaffagnetten zum Tanz. Bald widelten die jungen Leute des Stammes wild durcheinander, während ihre nackten Körper vom Schein der Flammen erleuchtet wurden. Immer lauter erschallte die Trommel, immer



stärker klapperten die Kastagnetten, immer wilder ertönten die monotonen, aber streng rhythmisch vom Chöre der Tänzer gesungenen Lieder in der stillen Nacht. Während einer Pause zeigte ein Feuerfresser, ein Mann, der seine europäischen Kellagen weit hinter sich zurückließ, seine Kunststücke, wobei er durch seine durchaus nicht feinen Überreden die Lustlust seiner Zuschauer erweckte; auch die schwarzen Schönen hielten ohne Rückhalt in das Gelächter ein, während von der Anstrengung des Tanzens ihnen der Schweiß am Körper herunterlief.

Am folgenden Morgen machte sich der Feuerfresser in anderer Weise nützlich; da Mangel an Trägern bestand, erbot er sich gegen doppelten Lohn doppelte Fracht zu tragen; unterwegs betrug er sich sehr widerspenstig, doch brachte ihn der vorgehaltene Revolver jedesmal bald dazu, daß er auf die Knie fiel und um Vergebung flehte; eine Nacht Einschließung in den Vlod am nächsten Nachtquartier machte ihn gefügiger.

Wir übergehen eine ganze Periode, um den Faden der Erzählung mit dem Eintritt der guten Jahreszeit wieder aufzunehmen; sie wurde nach allen vorhergegangenen traurigen Erfahrungen, nach Krankheit und Mangel an Lebensmitteln mit doppelter Freude begrüßt. Die halbverschimmelten Sammlungen wurden gelüftet und getrocknet und man konnte, obwohl noch durch geschwollene Füße und Geschwür an den Beinen gequält, doch anfangen, größere Ausflüge zu machen; mit dem Dampfling war man leiber auf gespannten Fuß gekommen, so daß es nicht möglich war, die zur Weiterreise nöthigen Träger zu erhalten. Glücklichweise hatte man sich Vorräthe anschaffen können, welche bis über die zweite Regenzeit genügen waren, und mit denen man sich viele traurige Periode, während welcher das Wasser alles überflutet hatte, die Zeit vertreiben konnte; es war ganz unmöglich, die Wohnungen zu verlassen und auf die Jagd zu gehen. Immer unangenehmer wurde das Verhältniß zu dem Dampfling Sidi; sein Sprößling, der bei den Weißen in Dienste gestanden hatte, war wegen Diebstahls weggeschickt worden und hatte sich bei seinem Vater wegen angeblicher Mißhandlung beklagt. Der letztere, der eben von einem Kriegszuge zurückgekommen war, kam zornig mit etwa zwanzig mit Säbeln bewaffneten Kriegern zu der Wohnung der Weißen und bedrohte sie zu erhöhen, die Säbel schwang. Sala lag krank in der Hängematte, und da die Gesellschaft Büttitofer allein sah, glaubte sie auch mit ihm allein zu thun zu haben und wurde immer verzweifelter; Büttitofer mußte sich mit einem Revolver in der Hand an der Wand eine Händendeckung zu verschaffen suchen, als Sala, der den ganzen Vorgang beobachtet hatte, auch seinen Revolver ergriff und mit einem Sprunge an seiner Seite war.

Beide drangen nun auf die Neger ein und es glückte ihnen, dieselben, ohne einen Schuß zu thun, zum Rückzuge zu bewegen. Nach dieser Zeit war der Zustand sehr ernst; man hatte dem Könige wohl gesagt, daß man mit ihm unterhandeln wolle, wenn er allein käme, doch er ließ sich nicht mehr sehen; dagegen verbot er seinen Unterthanen auf das Strengste, den fremden Lebensmitteln irgend welchen Art zu verkaufen, und niemand durfte in den Dienst der Weißen eintreten oder eine Volschaft für sie nach der Küste bringen. So von allem abgeschnitten, mußte man auf das Schlimmste vorbereitet sein und man nahm daher alle möglichen Vorsichtsmaßregeln. Da man gut bewaffnet war, hatte man einen Angriff am hellen Tage kaum zu befürchten; desto mehr mußte man bei der Nacht auf der Hut sein, da ja nächtliche Angriffe zur Kriegsführung der Neger

gehören. Darum wurde bei Nacht abwechselnd Wache gehalten und man hatte alle Sammlungen, Waffen, Instrumente und einigen Vorrath bei der Hand, um alles im äußersten Falle auf ein Fuß zu bringen und auf demselben die Flucht zu nehmen. Es war gewiß ein verzweifelter Plan, in der Nacht auf einem solchen Fahrwege einen Fuß beschaffen zu wollen, der voller Stromschnellen und Wasserfälle war; doch hoffte man, daß, da der Fuß zwölf Fuß gestiegen war, alle Sandbänke mit Wasser bedeckt sein würden, und glaubte sich auf demselben wenigstens den Verfolgern entziehen zu können, um an der ersten günstigen Stelle eine Landung zu versuchen und auf dem Landwege weiter zu reisen.

Der König wollte es jedoch zu keinem offenen Streite kommen lassen, sondern schien entschlossen, seine Gegner systematisch auszuhungern, um sie so zu zwingen, ihre Station, natürlich mit Hinterlassung des Gepäcks, zu verlassen. Dieser Plan glückte ihm nicht; allerdings waren die Lebensmittel aus Ausnahme des Vorraths bald aufgebraucht, doch von letztem hatte man so viel, daß man den kommenden Ereignissen mit Ruhe entgegensehen konnte, um so mehr als man keine Bedenten mehr zu erheben hatte. Unter diesen Umständen erforderte das Roden, welches man selbst verrichtete, wenig Mühe. Kaffee, Thee, Zucker, alles, was man als unentbehrlich ansieht, war schon lange verbraucht, ebenso das Palmöl, dessen Vorrath man unangenehmst fühlbar machte. So lange noch einiger Vorrath desselben vorhanden gewesen war, hatte man wenigstens hier und da noch einen Vogel oder ein Eichhörnchen braten oder ein Affenbrotkrumen bereiten können; jetzt aber war man darauf angewiesen, die immer spärlicheren Beute zu kochen oder, nach dem Beispiel der Neger, sie mit dem Pelz und Feuer zu legen und so schmoren zu lassen; meistens jedoch mußte man sich mit Reis und Salz begnügen. Zum Getränk diente Regenwasser, welches, so lange noch einiger Vorrath vorhanden war, mit Citronensaft vermischt wurde; auch hier war man schließlich auf die unvermischte Flüssigkeit angewiesen.

Von Anfang August bis zu den letzten Tagen des Septembers hatte man beinahe keinen einzigen trockenen Tag; die Regenschluthen folgten einander unaufhörlich, alle Lüge waren aus ihren Ufern getreten, ausgedehnte Waldflächen standen unter Wasser und mancher Neger unter den Bäumen, der Jahrhunderte lang den Elementen getrotzt hatte, wurde von den Wellen unterpült und stürzte mit furchtbarem Krachen nieder, wobei er weit und breit Stämme und Aeste zerschmetterte; mancher Baum, der in seinem Halse auf gehalten worden war, hing drohend über den Fäden, welche durch den Wald führten. Aus dem Boden drang das Grundwasser in die Hütte; das Dach, welches anfänglich dem nassen Elemente Trotz zu bieten schien, konnte es nicht länger, die Termiten hatten die Palmblätter, aus denen es bestand, verzehrt. Bei der Arbeit war man genöthigt, unter dem aufgespannten Regenschirm zu sitzen und denselben über die Teden des Lagers aufzuspannen, um wenigstens diese trocken zu erhalten. Daß alles Lebensmittel schimmelte, alles Eisenwerk verrostete, ist klar. Die Vögel von Vögeln und Säugethiere mußten mit Mücke über dem Feuer getrocknet werden; wurden sie dann während der Nacht in den Kisten gelegt, so waren sie am andern Tage wieder feucht, so daß man fortwährend in der Thier schwebte, die Frucht so vieler Mühe und Arbeit verderben zu sehen.

Der Gesundheitszustand war gerade während dieser traurigen Zeit günstiger als zuvor, was wohl hauptsächlich dem Umstande zugeschrieben werden muß, daß die Keiten keine ermüdende Jagdauseflüge zu machen hatten; breite

litten übrigens an geschwollenen Füßen und Geschwüren an den Beinen, die trotz der größten Reinlichkeit und der besten Pflege immer größer wurden; jedenfalls trug der nasse, fleberige Boden in der Hitze hieran große Schuld. Hin und wieder kamen noch Leute aus der Stadt und zwar meistens um die Essenzeit, um sich zu überzeugen, ob die Nahrungsmittel der Jäger noch nicht bald aufgebraucht seien; bald aber, als sie bemerkt hatten, daß Vorrath genug vorhanden war, blieben sie weg, da sie es müde waren, den ziemlich mühsamen Weg zu machen, was sie nur gethan hatten, um sich, wie sie glaubten, an der Belegenheit und dem Hunger der Weißen ergraben zu können. Deren Verräthe, wie sie vermurtheten, angesetzt waren.

So kam es denn, daß Vättislofer und Sala oft eine ganze Woche lang niemand sahen, was übrigens insofern ganz angenehm war, als die Gefahr, bestohlen zu werden, hierdurch verringert wurde. Dieser Zustand dauerte zwei Monate lang, so daß man sich an der Küste, wo man nichts mehr von unseren Reisenden hörte, ernstlich zu beunruhigen anfang. Endlich glückte es im Oktober einen vorbeiziehenden Fessinger zu bestimmen, einen Brief mitzunehmen; derselbe war an Mr. Day, einen Missionar zu Wülzburg, gerichtet und machte ihn mit dem Zustande bekannt, in welchem Vättislofer und Sala sich befanden, während gleichzeitig um Mitwirkung zur Abhilfe gebeten wurde. Bald erschienen denn auch einige Träger mit Vorräthen und brachten die Nachricht mit, daß bald andere folgen würden, um die Vagare der Reisenden zu holen. Als das ganze Gepäc wieder bei einander war, stellte es sich heraus, daß einige bis dahin in Bavia zurückgebliebene Kisten erbrochen und geplündert waren, worauf der Reisende sich weigerte, den Trägern Lohn zu bezahlen. Der Hühnling, dem die ohne Bezahlung weggeschickten Träger gehörten, strengte nun einen Proceß gegen Vättislofer an und, da ein solches gerichtliches Verfahren gegen einen Weißen nicht zu den täglichen Ereignissen gehört, wollen wir die Geschichte derselben etwas ausführlicher referiren. Die Reisenden bereiteten sich gerade zur Reize nach Monrovia vor, als ein in Lumpen gekleideter Konstabler, der einen großen Knüttel in der Hand trug, Vättislofer eine schriftliche Verladung brachte, am folgenden Tage vor dem Magistrat in der liberischen Kolonie Arthington zu erscheinen, um sich wegen eines Betruges von 33 Dollars zu verantworten, die er dem König von Bavia, Zoru Dubbah, schuldig sein sollte. Glücklicherweise war Vättislofer allein verklagt und Sala konnte als Zeuge auftreten, auch Mr. Day hatte sich dazu bereit erklärt. Man zog zusammen nach dem etwa 1 1/2 Stunde entfernten Wohnsitz des schwarzen Friedensrichters, Mr. Moore, wo man zur bestimmten Stunde den feindsüchtigen König mit einem großen Gefolge von Männern und Frauen antraf; fünf Männer sollten als seine Zeugen auftreten. Der König hielt eine lange Rede, in der er viel sag und von erwiesenen Wohlthaten sprach; dann brachte er seine Forderungen vor, die Zeugen lästeten die Bibel und legten ihre Erklärungen ab; Vättislofer rief seine Zeugen auf, doch wie vor gleich sehen werden, vergebens. Interessant war das Verhör der schwarzen Zeugen, von denen nur wenige Englisch verstanden und die Weise, wie die Augenzeugen ihre Mittheilungen bekräftigten. „You look it?“ (Habt ihr es gesehen?) fragte der Richter, wobei er die Zeugen streng ansah und dabei mit dem Zeigefinger das untere rechte Augenlid weit nach unten zog. Dann verrichtete der Zeuge die gleiche Handlung und sagte „Yes Daddy, mo look it“ (Ja, Herr, ich sah es). Hierauf fuhr der Richter fort: „For true?“ (wirklich?) worauf der Zeuge antwortete: „Yes Daddy, for true true.“

Der Friedensrichter, ein schwarzer Pflanzler und Grenz-nachbar der flüchtigen Partei, befand sich in einer schwierigen Lage: Hier die Fremden, die vielleicht das Recht auf ihrer Seite hatten (er ließ selbst ihre Notizbücher als Beweismittel zu), aber auch (Weil bekannt, während die Gegenpartei zu seinen, ihn manchmal schon recht unangenehm gewordenen Nachbarn gehörte; um beide zufrieden zu stellen sollte er, nach reiflicher Ueberlegung, wie er sagte, ein salomonisches Urtheil.

Zoru Dubbah, König von Bavia, mußte seine Forderung auf 5,500 Dollars reduciren, die ihm Mr. Butter-coffer (wie Vättislofer hier genannt wurde) anbezahlen mußte. Zwar hätte ihm noch der Appell bei der Quarterly Court freigestanden, doch seine Zeit war ihm zu kostbar, um dieselbe mit Processen zu verlieren; er nahm also das Urtheil an, legte 2,500 Dollars als Proceßkosten auf den Tisch, auf welchem wegen Mangel an Papier die Rechnung niedergeschrieben war, und zahlte seine Gegenpartei mit Baaren aus. Nun begaben sich Vättislofer und Sala nach Monrovia und von da nach dem Grand Cape Mount District.

Die erste Etappe war Robertspört, eine liberische Kolonie in reicherer Gegend, deren Hauptvierte der Silbermanale bildet, welcher etwa 4 Stunden lang, 1 1/2 bis 2 Stunden breit ist. Am östlichen Ende des Sees breitet sich eine weite Fläche aus, die im Allgemeinen sandig ist und auf welcher ausgebreitete Grasländer, hochstämmiger Wald und Krüppelholz mit einander abwechseln; südlich vom See erhebt sich das ganz isolirte Cape Mount Gebirge; ein Gürtel von Morästen und Grassteppen trennt beide. Das Centrum des Gebirges befindet sich an der Westseite, von wo die Hügel strahlenförmig auslaufen; sieben solcher Ketten zählt man im Ganzen, die sich bis zu 320 m erheben; alle diese Hügel sind mit dichtem Urwald bedeckt. Bruchstücke des massiven Gesteins, vermuthlich eines Granites, bilden mit eisenhaltigem Kalk sogenannte Schuttfelge, die man auch an der südlichen, ziemlich heil im Meer abfallenden Hängekette findet, wo sie durch die rucklos an ihnen nagende See bekannt werden. Doch verlassen wir Robertspört, um einen Blick auf das Jägerleben zu werfen. Man hatte sich in Hothie hübsch eingerichtet; gewöhnlich zogen die Jäger früh am Morgen aus, jeder von einem Jagdhunden begleitet, der besonders für diesen Zweck eingerichtet war. Diese Jungen verstanden es wie ein Spürhund, die Spuren des Wildes dermaße im Dunkel zu finden; ihren scharfen Ohren und gutem Gehör entging weder das geringste Geräusch noch die geringste Bewegung. Wenn ein Schuß gefallen war, stürzten sie sich auf das Wild los, um denselben, im Falle es noch nicht todt war, seine Zeit zur Flucht zu lassen; auf dem Rückwege trugen sie die Beute. Die Jäger zogen gewöhnlich gegen 10 Uhr angetreten, wenn die Sonne bestiger zu brennen anfang und die Thiere sich in ihre Schlafumkleidung zu legen hatten, um ihr Morgenmahl zu verdauen, so daß im Walde tiefe Stille herrschte. Nach dem Frühstück wurde die Beute präparirt, und dann ging es um 4 Uhr wieder in den Wald, bis die zunehmende Finsterniß zum Aufgeben der Tagesarbeit zwang. Manchmal erlaubte es der Mondschein, auf größere Thiere auf den Anstand zu gehen; gewöhnlich setzten die Jäger dann auf einen Tertiärenhügel nieder, oder bestiegen einen sogenannten Nest, d. h. einige in der Höhe von 6 bis 10 Fuß zwischen den Ästen eines Baumes angebrachte Höhlen; die nächtlichen Ausflüge lieferten jedoch im Allgemeinen wenig Beute. Die Ergrählung der Jagdhölzer wechselt ab mit Mittheilungen von einzelnen Jägen aus dem Verkehr mit den Regern, deren

einige wir hier niederlegen wollen. Im Anfange des Jahres 1881 erhielten unsere Reisende den Besuch eines Eingeborenen von listigem und interessanten Wesen, der sich James Payne<sup>1)</sup> nannte und ein Kesse des Königs Sandfish von Goolia zu sein vorgab. Er überbrachte die Grüße seines Oheims und Auftragsgeber und zugleich eine Aufforderung, denselben bald zu besuchen, da er einen lebendigen Leopard zu verkaufen habe; gleichzeitig erbat er sich, zum Zeichen, daß er seinen Auftrag erfüllt habe, einige Blätter Tabak. Durch Erfahrung klug gemacht, vernahmen sich die weißen Jäger sehr zurückhaltend; einige Tage später kam der Mann zurück und brachte einen Korb Kaffaven und ein weißes Huhn als Gegengeschenk für den Tabak; er erzählte, daß das Herz seines Oheims „darnieder lag“, weil die weißen Männer ihm zu mißtrauen schienen; darum sende er das Huhn als Symbol seines Herzens, welches ebenso rein und sündlos sei. Er drängte sehr, daß die Reisenden ihm versprochen, ihm am nächsten Tage nach Goolia zu begleiten, und ihm ein Gegengeschenk machten, welches dorthin vorausgeschickt werden sollte. Wer nicht kam, war John Payne, und erst einen Wochen später kam Büttikofer wirklich nach Goolia; er landete Morgens um 8 Uhr an einer Sandbank, auf welcher viele Frauen und Mädchen, theilweise in sehr primitiver Toilette, mit Waschen beschäftigt waren; ungenirt begaßen sie die Weißen, die ersten Exemplare einer für sie neuen Rasse. Bald wurden Büttikofer und Sala nach dem Palaverhaus gebracht und hier dem Könige Marana (mit dem englischen Namen Sandfish) vorgestellt. Er trug eine Toga von buntem Baumwollzeug und auf dem grauen Haar ein Köppchen von Löwenhaut; ein fatz geschnittener grauer Schnurrbart über einem Mund voll prächtig weißer Zähne zierte sein intelligentes Gesicht. Nachdem er einige Worte mit den Oheisen geredet hatte, wurden letztere mit Reis und Leopardenbraten bewirthet, worauf das Gespräch (trotzdem der König englisch sprach, mit Hilfe eines Dolmetschers) fortgesetzt wurde, und während desselben wurde auch die Geschichte von John Payne zur großen Verästelung des Königs erzählt; es ergab sich, daß an allem, was dieser „Gentleman“ vorgebracht hatte, kein wahres Wort gewesen war. Goolia ist ein bedeutender und wichtiger Ort, dessen Umgebung jedoch durch die häufigen Kriege sehr gelitten hat.

Kurze Zeit nachher starb Sala in Robertsport in Folge klimatischer Einflüsse. Um sich zu zerstreuen, zog Büttikofer mit seinem rothhäutigen Jäger Jod Timmery am 16. Juni nach dem Innern; die Reise ging den Morfikfluß hinauf zwischen den hohen Mangroven hin, die weiter stromaufwärts durch Weinpalmen ersetzt wurden, deren riesenhafte, 20 bis 30 Fuß lange Blätter sich über dem Wasser wölben. Große Wälder von Delpalmen, welche mit Reiselibern abwechselten, zogen sich am Flusse entlang und der Anblick dieser reichen Tropennatur machte einen überwältigenden Eindruck, sowohl durch seine Größe als durch die Reiztheit der ausgebeulten Palmenwälder mit ihren fahrigigen, schlanken Stämmen, die, von unten bis oben, cylindrisch sich 80 Fuß und noch höher erheben, und von den stielrigen Zäcchertönen überragt werden. Zwischen ihnen sieht man nur selten einen äußeren Stamm und gewöhnlich bedeckt auch sein niedriges Gestrüch den Boden; es war, als ob man sich in einem gotischen Dome befände, dessen Spitzbögen und hohe Kuppeln sich im Halbdunkel verlieren. Hier und da, einem knorrigen Baumstamme

ähnlich, lag ein Krotobil am Ufer, welches sich bei Annäherung des Bootes langsam und ohne Geräusch in das naße Element zurückzog; im Schatten der Blätter sah ein einsamer Schlangenhalsvogel, um den Fischen aufzulauern. Wenn man sich einem bewohnten Orte näherte, intonierte der Steuermann eine Improvisation, in welche die neun Anderen im Rhythmus in flagenben Motiven einfielen.

„Wert auf“, sang der Steuermann, „Ihr Leute von Cambama, und hört, was ich sage! Kommt herunter an das Wasser, kommt alle, die ihr laufen könnt. Der weiße Mann kommt zu euch aus dem großen Amerika. Ihr kennt ihn alle, den Mann, der vom Kap (Montrovia) zu uns gekommen ist, den blauen Jäger von Deudo und Buluma. Wen gäbe es, der nicht schon von ihm gehört hätte, von ihm und seinem Klemmingba (Hinterlader), der stets geladen ist, immer schießt und nie aufhört. Ihr Leute von Cambama, freuet euch. Der listige Feind wird man nicht mehr euren Reis schneiden und eure Frauen und Kinder wegschleppen. Im Frieden könnt ihr euren Palmenwein trinken und süßes Del im Ueberflusse für euch bereiten. Der weiße Mann ist stark und behende, wie keiner von uns. Dem wilden Wüffel weicht er nicht an, den grimmigen Leopard sucht er in seinem Lager auf und den Aigalator, der am Uferlande lanert, erwürgt er und wirft ihn ins Wasser. Der weiße Mann ist freundlich und gut, er giebt uns zu trinken und macht uns stark<sup>2)</sup>. Er setz sich bei euch am Herdfeuer nieder und horcht gern euren Erzählungen; er kommt und ist der Gast eures Königs. — Kommt her, wir bringen ihn und den rothen Jach. Kommt, kommt alle herunter, alle, die ihr laufen könnt, kommt, kommt herunter, wir sind gekommen und legen an.“ Dieser Jach, eigentlich Jachou Timmery, der schon erwähnte Jäger, war im ganzen Lande bekannt; er war in einem der amerikanischen Sklavenstaaten geboren; seine Mutter war eine Malatin, während sein Vater wahrscheinlich ein rothhäutiger Irlander gewesen ist, wie seine blauen Augen, weiße Hautfarbe, sein rothes Haar und eben solcher Jach zu beweisen schienen. Mit einer Anzahl farbiger Koloimisten nach Afrika gekommen, erwarb er sich durch längere Reisen im Innern als Händler und Jäger für verschiedene Stationen eine bewundernswürdige Kenntniß des Landes, der Bewohner, ihrer Sprache und ihrer Sitten. Er verkehrte in der leichtesten, angenehmsten Weise mit ihnen und war unerschrocken in Gefahren und treffenden Ausfällen, wie die Eingeborenen dieselben so sehr lieben. Wo er sich nur zeigte, entsand Lust und Fröhlichkeit, die Frauen wurden nicht müde, ihn durchzuhegeln und auf seinen rothen Bart wurden zu seinem Schmerze Gedächtnisse gemacht. Als Jäger und Reiseführer war Jod unerschrocken; wo der weiße Mann seinen Rath mehr wußte und nicht weiter konnte, da half er. Nur in den Küstenorten trug er Schuhe, im Innern des Landes ging er immer barfuß. Seine Waffe bestand aus einem alten Vorderlader und anstatt mit Schrot und Kugeln lag er gewöhnlich mit Brusthüllen eiserner Lätze; ein Schlagmesser und ein kleiner Sack vollendeten seine Ausrüstung.

Bei König John in Goro hielt man sich auf und lernte ein verhältnißmäßig gut eingerichtetes Staatswesen kennen. Der König ist in Montrovia erzogen und trug sich in seiner Jugend ganz europäisch; nach dem Tode seines Vaters jedoch sagte er der Civilisation wieder lebwohl, kehrte nach Hause zurück und lebte sich nach der landesüblichen Weise.

<sup>1)</sup> Die Eingeborenen haben die Gewohnheit, wenn sie bei Liberien gedient haben oder durch dieselben erzogen sind, später deren Namen anzunehmen.

<sup>2)</sup> Die Eingeborenen behaupten, daß Brannntwein stark mache, daher der oft gehörte Ausdruck „make me strong“ (mach mich stark) als Witz um Brannntwein.

Da er viele Frauen und Sklaven hat, wird er für reich gehalten; bei dem Tode seines Vaters hat er schon acht Frauen, da ihm derselbe noch 20 hinterließ, kam er einigermaßen in Verlegenheit, aus der er sich jedoch dadurch zu retten suchte, daß er die überflüssigen Schönen an einzelne seiner Unterthanen, denen er eine Ehe bewilligen wollte, verheiratete oder aber die Aeltesten in Gesellschaft einiger Sklaven in den Wald schickte, um dort eine Farm anzulegen; in dieser Weise verfaßte er sich ein ganz nettes Einkommen. Die Sklaven werden übrigens beinahe überall sehr gut behandelt und auch, so lange sie sich gut betragen, nur selten verkauft. Wenn sie sich jedoch des Diebstahls schuldig machen oder gar bei dem weiblichen Theile der Hausbewohner dem Herrn in den Weg treten, werden sie tüchtig durchgeprügelt, bekommen eine schwere Kette um den Hals und werden mit dem Fuße an einen gewaltigen hölzernen Block, an dem eine Kette befestigt ist, geschmiedet. Auf diese Weise sesselt man auch die neuen Sklaven, die man erst an den Herrn gewöhnen will. In Coro fand man eine Schule, wo ein Mandingoberwirth die Kinder im Lesen und Schreiben der arabischen Sprache sowie im Singen und Beten unterrichtete; er leitete auch die gottesdienstlichen Uebungen der zahlreichen zum Islam übergegangenen Einwohner. Schon am frühen Morgen rief der Nunzjin die Gläubigen zum Gebete und bald erschallte das einstimmige Allah il Allah klagend in die Ohren der Reisenden. Bald hing auch die Schulschling ihre Uebungen an, recitierte Koranverse und schrieb auf kleine Vertischen nach Diktat neue, um dieselben für das nächste Mal zu lernen. In ihrer Mitte thronte der schwarze Al Haski im weissen Talar, die rote Mütze auf dem Haupte, mit erstem, würdevollem Gesichte; der Einbruch war viel feierlicher, als wenn er sich erbob und auf seinen zierlich ausgehöhlten, hölzernen Sankablen einherfuhrte.

In der ganzen Gegend kannte man die Schimpanfen, die man dort Baboons nennt, sehr gut; man nimmt an, daß sie viel höher als andere Thiere stehen. Wohl schießt man hier und da einen, doch nie — und das beweist, wie hoch man ihn stellt — wird sehr fleisch gegessen, obwohl, wie schon erwähnt, die Eingeborenen alles verzehren, was in ihre Hände fällt, auch alle anderen Affen. Der Baboon ist, wie die Reger es ausdrücken, too much like man — zu menschenähnlich. Wirklich muß man zugeben, daß das Thier einem alten Puscheger recht ähnlich sieht, und manchmal stand Büttikofer auf dem Punkte, einen solchen anstatt eines Schimpanfen zu schießen. Auf das Töbten dieser Affen ist eine Buße gesetzt und der Jäger muß zehn Tage lang an einer gewissen Stelle für den Geköbten Speise niederlegen. Man erzählt von ihm, daß er auf den Hinterfüßen geht wie ein Mensch, daß alte Thiere nicht klammern, sondern sich eines Stodes bedienen, daß sie sich auch mit denselben verteidigen und mit der geballten Faust auf die Brust klopfen, daß man es stundenweit hören kann.

Wie natürlich, spielt der Baboon eine große Rolle in den zahlreichen Fabeln, welche bei den Regern von Mund zu Mund gehen; dabei theilen sie ihm eine ganz menschenähnliche Rolle zu, wie folgende Geschichte beweist, die unsern Reisenden von einem alten Manne, der in seinen jungen Jahren ein großer Jäger war, erzählt wurde.

„Sie haben gewiß“, hob dieser an, „auf der Jagd die anfallenden, rein gehaltenen offenen Stellen, die man sich gewöhnlich nicht erklären kann, im Walde angetroffen. Das sind die Feuerberde der Baboons. Diese Thiere finden nämlich ein Vergnügen daran, den Menschen in jeder Beziehung nachzuahmen. Auf diesen offenen Stellen nun

schleifen sie ungeheure Mengen Holz zusammen, die sie zu einem hohen Schichterhaufen aufstürzen. Dann stellt sich einer der Gesellschafter, als ob er das Holz in Brand steckt, indem er ein kleines Stüd Holz nach Art eines Schwefelholzes an seinem Hintertheile entlang streicht, es dann sorgfältig zwischen den hohlen Händen hält und so zum Holzhof trägt. Jetzt fangen alle an, das vermeintliche Feuer erst vorsichtig, dann immer stärker anzublasen, bis ihnen zuletzt die Zunge aus dem Halse hängt. Hierauf lauern sie sich mit den Ellenbogen auf den Knien um das Holz nieder und strecken die Hände aus, als ob sie sich wärmen wollten. So kann man sie bei nassem Wetter wohl halbe Tage lang um das vermeintliche Feuer sitzen sehen.“ Trotz dem Büttikofer alles mögliche that, um eine ganze Familie Schimpanfen im Walde zu beobachten oder auch nur eines einzelnen alten Exemplars sich zu bemächtigen, ja daselbst nur zu sehen, glückte ihm dies nie; alle Nachforschungen stimmten darin überein, daß ein sehr alter männlicher Schimpanse an Größe und Kraft dem Gorilla nur wenig nachstehe. Dies scheint durch eine Begegnung bestätigt zu werden, welche Jackson mit einem Trupp Schimpanfen hatte, während Büttikofer krank im Bette lag.

Gegen Ende November hörten die Einwohner in einer Nacht in den Wäldern, welche die Abhänge der Berge bedecken, ein Geräusch, so daß jeder glaubte, der Feind habe die Wachen überlistet und nähere sich der Kolonie von der Rückseite her. Bald zeigte es sich, daß der Haem von Schimpanfen herührte, die wahrscheinlich durch die reifen Früchte in die Bergwälder gelockt waren. Jackson, der eine so günstige Gelegenheit nicht unbenutzt vorbeigehen lassen wollte, begab sich in der folgenden Nacht auf den Anstand, aber umsonst. Schon wollte er, nachdem er beinahe die ganze Nacht vergeblich gewacht hatte, den Rückzug antreten, als ein ganzer Trupp Schimpanfen herangeschlichen kam, welche die in Menge herumliegenden tothen Pflanzen zusammenrafften und in den weit geöffneten Mund zu schieben begannen.

„Ich ludte,“ so erzählte Jackson einige Stunden später, „mir den größten aus und gab Feuer auf ihn. Das Thier fiel und blieb auf dem Bunde liegen, während die anderen Thiere erschrocken wegliefen. Sehr vergnügt sprang ich von dem bug-a-bug-pile (Zemitenhügel) nach unten, um den geschossenen Affen zu besehen und dachte gar nicht daran, mein Gewehr erst zu laden. Als jedoch seine vorgeklauenen Kameraden mich bemerkten (sie hatten sich nicht weit entfernt und saßen sich aus ihrem Versteck nach mir um), kamen alle mit Ausnahme zweier kleiner Affen auf mich los, stellten sich auf die Hinterfüße, ließen mich ihre Bäue sehen, schlugen mit der geballten Faust auf die breite Brust und fingen ein so schreckliches, wüthendes Geräusch an, daß ich mein Gewehr liegen ließ und die Flucht nahm. Sie wissen wohl, daß ich nicht leicht dango werde, und es war nicht zum ersten Male, daß ich Baboons schieße, aber diese Durschen machten mir es doch zu arg. Sie sind ein großer Mann, doch verschiedene derselben waren gut so groß und in den Schultern noch breiter als Sie. Als ich mich von dem ersten Schreden etwas erholt hatte und zurück ging, um mein Gewehr und den tothen Affen zu holen, war der letztere mit seinen Kameraden verschwunden.“

Büttikofer fährt fort: So schwach ich mich fühlte, so hatte ich doch zu Hause keine Ruhe, sondern folgte Jackson nach dem Schanzplage seines Adventurers. Hier fanden noch deutliche Spuren von der Anwesenheit der Schimpanfen und an einigen Handvoll zusammengeballter Früchte konnte man deutlich sehen, mit welcher Eile sie die Früchte ergriessen hatten. Die Baumblätter, wo der getroffene Affe



gelegen hatte, waren mit Blut bedeckt, aber trotz alles Suchens konnte keine weitere Blutspur gefunden werden. Trophem die beiden Jäger jetzt zehn Räder lang die Wäde hielten, waren sie nicht im Stande, eine Spur der Affen zu entdecken. Wiederholte Fieberanfälle zwangen Blüttsosjer endlich,

seine Thätigkeit aufzugeben; sein Gesundheitszustand wurde immer schlechter und schließlich rieth ihm der Arzt eines zu Moutrovia auf der Rhede liegenden Kriegsschiffes, sobald als möglich nach Europa zurückzukehren, welchem Rathe er Ende April 1882 Gehör gab.

## Kürzere Mittheilungen.

### Meteorologische Beobachtungen im westlichen Stillen Ocean.

Ein neuerdings veröffentlichter Erlaß des Generalinspektors der kaiserlich chinesischen See-Zoll-Kemter bestimmt, daß die in den Traktathäfen und den Besuchthürnen gemachten meteorologischen Beobachtungen in Zukunft dem Astronomen des Observatoriums von Hongkong überreicht werden sollen; ausdrücklich wird dieser Bestimmung hinzugefügt, daß es augenblicklich noch nicht in der Absicht der chinesischen Regierung liege, einen meteorologischen Beobachtungsdiens in China einzuführen. Was die Zahl der in diesem Gebiete des Stillen Oceans befindlichen meteorologischen Observatorien anbelangt, so sind aus den letzten Jahren erstens die Fortschritte zu verzeichnen. Centralobservatorien der verschiedenen Regierungen befinden sich in Japan, Sesteg (russisch), Hongkong (englisch) und Batavia (holländisch); die australischen Kolonien, über die sich ein wahres Netz von kleineren meteorologischen Stationen hinzieht, besitzen ebenfalls zahlreiche Centralobservatorien, und wie es einerseits sehr wahrscheinlich ist, daß diese Reihe von Observatorien noch weiter nach Süden hin fortgesetzt werden wird — in der That werden augenblicklich schon die ersten Schritte zur Gründung eines Observatoriums auf Neuseeland gethan — so wird vermuthlich andererseits auch die russische Regierung ihre Stationen noch nordwärts über Wrangelskopf hinaus vorziehen. Der Japanischen unterhält ebenfalls eine Anzahl von Hauptobservatorien in Korea, China und Manila, sowie an verschiedenen anderen Punkten. Für das Studium der Leisung, jener schrecklichen Plage des Chinesischen Meeres, hat namentlich Vater Foucault auf Manila Bisthiges geleistet, und die Bedeutung eines Observatoriums muß naturgemäß noch zunehmen, sobald die chinesischen See-Zoll-Kemter am Südpol von Formosa selbstregistrierende meteorologische Instrumente aufstellen lassen. Dem während jedes einzelnen Observatorium sich zunächst selbst beschäftigt, den eigenthümlichen Charakter seines lokalen Klimas in allen seinen Veränderungen zu erforschen, können wir doch nur durch eine Vergleichung der in den betreffenden Jahrbüchern der verschiedenen Beobachtungsstellen veröffentlichten Resultate einen Einblick in die Gesetze erlangen, nach denen die allgemeinen Bewegungen der Atmosphäre stattfinden, und die den Grund für den eigenthümlichen Charakter jedes lokalen Klimas bilden. So entziehen die Trisuns des Chinesischen Meeres wohl an lokalen Ursachen (Höhe und Fruchtigkeit), die Form und Richtung ihrer Stürme aber wird durch die allgemeinen Gesetze der atmosphärischen Bewegung in jenen Regionen bestimmt. (Nature.)

### Der Handel Japans mit Korea.

Der Handelsverkehr mit Korea, auf den die Kaufleute Japans seiner Zeit so große Hoffnungen setzten, scheint sich mehr und mehr zu einer traurigen Enttäuschung für sie zu gestalten. Das „Kampo Schimben“ (die offizielle Zeitung) veröffentlichte kürzlich einen Bericht des japanischen Konsuls

in Ninsen an Korea, dem die nachstehenden Einzelheiten entnommen sind.

Der Export des Hafens von Ninsen belief sich im November vorigen Jahres auf 16342 Yen, der Import aber auf 16800 Yen, was für den letzten einen Ueberschuß von 123258 Yen ergibt. Die Waaren werden hier nicht gegen Geld, sondern gegen andere Waaren ausgetauscht. Daraus folgt, daß die Gesamtsumme des Exports genau den Werth des Umlaßes darstellt, der stattgefunden hat. Diese Differenz von 123258 Yen muß nun auf den folgenden Monat, den December, übertragen werden, in dem sich die Einfuhr auf 36733 Yen und die Ausfuhr auf 48369 Yen belaufen, also ein neues Deficit von 11696 Yen sich gebildet hat, so daß zum dem November gerechnet, eine Summe von 139954 Yen ergibt. Diese beträchtliche Summe aber repräsentirt den Werth der am Schluß des Jahres 1883 unverkauften Waaren.

Aus den obigen Zahlen ist leicht ersichtlich, wie traurig die kommerzielle Lage in diesem Hafen ist. Die Preise der wichtigsten Artikel, Kupfer und Blei, sind bedeutend herabgesunken und die Stürzungen (konsummable Lebensmittel) gehen nicht mehr durch die Hände der japanischen Kaufleute. Da Kupfer und Blei nur zur Münzfabrikation verwendet werden, hat die Nachfrage nach diesen Metallen nur eine vorübergehende Bedeutung haben können, und so vermindert sich der Begehr danach denn auch zusehends. Wenn aber der Abzug von Kupfer und Blei gänzlich aufhören wird, besitzen die Japaner keinen anderen Artikel mehr, der für den Markt von Korea geeignet wäre, und so werden ihre angelegten Bemühungen, den Handel in diesem Lande zu entwickeln und zu fördern, ihnen schließlich anstatt der erwarteten befriedigenden Resultate nur schwere Verluste eingetragen haben.

An diesen allerdings ziemlich hoffnungslos klingenden Bericht knüpft das offizielle japanische Blatt einige Betrachtungen über die Ursache der in den anderen Häfen Koreas nicht minder fühlbaren unerquicklichen Verhältnisse. Mit dem Augenblicke, wo das Land dem Verkehr anderer Nationen geöffnet worden ist, und Europäer und Amerikaner in den offenen Häfen sich niedergelassen haben, ist die japanische Handelsmaare ebenfalls entsetzt geworden, wie der japanische Kaufmann, der in gar vielen Fällen bisher auch nur aus dem Import von Waaren europäischer und amerikanischer Provenienz reichen Gewinn gezogen hatte.

So müssen wir denn ernstlich erwägen, heißt es am Schluß jener Betrachtungen, welche Maßregeln wir zu ergreifen haben, um den japanischen Handel nicht ganz aus Korea verschwinden zu lassen. Wir sehen nur ein Mittel: die Einführung anderer neuer Waaren japanischer Provenienz. Es wird nicht leicht sein, sie in Aufnahme zu bringen, da man zu diesem Zwecke zuerst den Gewohnheiten, den Sitten und der Lebensweise der Koreaner etwas Gewalt anthun muß; mit der gehörigen Ausdauer wird dies jedoch unseren Kaufleuten sicher gelingen.

Ein sehr wohlgegründeter Rath, dessen Befolgung aber voraussichtlich an den einmal bestehenden Verhältnissen nicht viel mehr ändern wird. Bei dem besten Willen kann Japan



die Konkurrenz mit Europa und Amerika nicht anhalten. Während des Jahres 1883 wurden in den Häfen von Japan und Genlan-shin an japanischen Waaren für 185 697 Den eingeführt, an europäischen und amerikanischen dagegen für 1 773 379 Den, also fast das Zehnfache! („Exploration“.)

#### Das Ende der Greely'schen Nordpolarpedition.

Wiederum hat eine Polarexpedition der Vereinigten Staaten ein trauriges Ende genommen; es war die nordlichste aller internationalen Polarstationen, am Eiss-Grönland-Sunde gelegen, welche unter Lieutenant Greely am 14. August 1881 besetzt wurde, und sie ist auch die einzige, welche von schwerem Unglück betroffen worden ist. Der Verlust, welchen der Dampfer „Nesbit“ im Sommer 1882 machte, sich mit Greely in Verbindung zu setzen, mißglückte ebenso wie die 1883 unternommene Fahrt der Schiffe „Proteus“ und „Janet“, von denen erfteres unweit des Kap Sabine im Smith-Sunde vom Eise gedrückt wurde. Endlich wurde im Frühling dieses Jahres Commandeur Schley mit den Schiffen „Thetis“, „Bear“ und „Alert“ zur Hülfsleistung ausgesandt, und ihm glückte es, wenigstens die sechs Ueberlebenden der Expedition zu retten. Am Morgen des 17. Juli traf Comm. Schley mit denselben auf der „Thetis“ und der „Bear“ in St. Johns am Newfoundland ein. Am 22. Juni hatte er sieben Ueberlebende nahe am Kap Sabine an der Mündung des Smith-Sund gerettet, nämlich Lieutenant Greely selbst, vier Sergeanten, einen Hospitalbiener und einen Gemeinen. Einer, Sergeant Ellison, der beide Hände und Füße durch Frost verloren hatte, starb am 6. Juli, drei Tage nach der Amputation, welche sich als höchstwenig herausgestellt hatte. Die Expedition zählte ursprünglich 25 Männer, von denen 17 durch Hunger und Frost an derselben Stelle, wo die Ueberlebenden gefunden wurden, zu Grunde gegangen sind. Ein achtzehnter erkrankt beim Suchen nach Lebensmitteln. Die beiden Dampfer haben 12 Leichen an Bord; fünf andere, welche man unweit des Lagers am Smith-Sunde in einem Eisfrost beigesetzt hatte, wurden in die See hinausgetrieben. Ein Mann starb im Januar, die übrigen im April, Mai und Juni.

Im August 1883 verließ Lieutenant Greely seine Station Fort Conger und errichtete, südwärts ziehend, am 29. September Baird Inlet, wo seine gesamte Mannschaft in guter Gesundheit eintraf. Er schickte sämtliche Boote zurück und trieb 30 Tage lang auf einer Eisfläche im Smith-Sunde umher. Dann bezog er am 21. Oktober ein schönes Lager an derselben Stelle, wo ihn Commandeur Schley aufnahm. Neun Monate lang lebten sie nun von den geringen Vorräthen, die

sie vom Fort Conger mitgebracht hatten, und wozu noch das Lam, was Sir George Rares 1875 in Packerhafen und auf Kap Isabella (hier Proviand hatte durch die Länge der Zeit getilgt), ferner Fleck 1872 am Kap Sabine vergraben hatte, und was 1883 vom Brack des „Proteus“ gerade an der Stelle, wo Greely lagerte, gerettet worden war. Nachdem dieß aufgebraucht war, mußten sie von gefochtem Seebundschell, Theilen ihrer Kleidung, Fischen und Garnelen sich ernähren, welche letzteren sie fingen, so oft sie kräftig genug zu Ausflügen waren. Alle Aufzeichnungen und Instrumente, die man vom Fort Conger mitgebracht hatte, sind gerettet worden.

Commandeur Schley berichtet, daß sein Vordringen von Hare Island nach dem Smith-Sunde ein beständiger Kampf mit dem Eise in Gestalt von ansehnend ungesicherten Schollen war, das nur durch Aussetzbarkeit und Geduld zu überwinden war. Keine Gelegenheit zum Vordrücken wurde verabläumt. Mehrere hundert Seemeilen weit mußten die Schiffe sich ihren Weg durch Eis von 3 bis 6 Fuß und mehr Tiefe hindurchrammen. Seit ihrer Rettung haben sich die 6 Ueberlebenden sehr erholt; aber im Augenblick ihrer Auffindung war noch mehrere Tage später war ihr Zustand höchst kritisch. 48 Stunden später hätte man sie wahrscheinlich nicht mehr am Leben getroffen.

Die Jahreszeit im Norden war weiter vorgerückt und das Eis gefloßener als seit Jahren. Smith-Sund war nicht offen. Das winterliche Wetter in der Gegend der Melville-Bai war das schlimmste, was man seit 20 Jahren erlebt hat.

Lieutenant Greely's Expedition ist bis zu dem nördlichsten Punkte, der je erreicht worden ist, vorgedrungen. Er telegraphirt darüber:

„Zum ersten Male in drei Jahrhunderten tritt England die Ehre ab, am weichen nach Norden vorgedrungen zu sein. Lieutenant Lockwood und Sergeant Brainerd erreichten am 19. Mai Lockwood Island in 83° 24' nördl. Br. und 44° 5' westl. L. Gr. Sie faden von einer 2000 Fuß hohen Erhebung kein Land gegen Norden oder Nordwesten, aber im Nordosten Grönland und Kap Robert Lincoln in 83° 35' n. Br. und 38° 5' w. L. Lieutenant Lockwood wurde 1883 durch das offene Wasser an der Küste Nordgrönlands zurückgetrieben, und seine Abtheilung entging mit Mühe dem Schicksal, in den Polarocceen hinausgetrieben zu werden. 1882 wurde Dr. Pavu, welcher Bartham's Route (von 1876) folgte, einen Tag lang im Polarocceen nördlich vom Kap Joseph Henry herangetrieben und rettete sich dann auf das Land, wobei er fast alles, was er bei sich hatte, einbüßte. Im Jahre 1882 machte ich eine Frühlings- und später eine Sommertour in das Innere von Grönland-Land und entdeckte dabei den See Sagen, der 60 Miles lang und 10 Miles breit ist.“

## Aus allen Erdtheilen.

### Europa.

— Ein Bericht des Ministers des Innern über die Sanitätsverhältnisse Ungarns im Jahre 1880 schloß, dert dieselben nach der „M. B.“ als geradezu entsetzlich. Die Vermehrung der Bevölkerung in diesem Jahre betrug (bei ca. 16 Mill. Einwohnern) nicht mehr als 68 707 Seelen. Die Sterblichkeit, besonders unter den Kindern, ist im ganzen Lande eine außerordentlich große. Im Jahre 1880 ist mehr als eine Viertelmillion Kinder unter 7 Jahren gestorben, darunter ca. 40 Proc., ohne daß ein Arzt zu Hülfe geholt worden wäre. Man kann leicht ermessen, wie fürchterliche Fehrlässigkeiten in dieser Hinsicht vorkommen, wenn man erzählt,

daß in 9816 Fällen Eltern und Vormünder wegen Vernachlässigung der pflichtgemäßen, gelmdeitlichen Oborge bestraft wurden. Zahlreiche Kreisärzte bleiben wegen ungenügender Bezahlung unbezahlt, so daß in manchen Bezirken für die unteren Klassen ärztliche Hülfe überhaupt nicht zugänglich ist. Wäre nicht die Gesundheitspflege demnach ein Gebiet, auf welchem sich die Magazinen mehr Ehre und Vortheile erwerben könnten, als in der Vergewaltigung des Volksthumus?

— Der leidenden Menschheit bietet Corsica — sagt Dr. Terpen in einem vor der Geographischen Gesellschaft in Hamburg (f. deren Mittheilungen 1882—83, Heft 1) ge-  
 11

tenen Vortrage — noch eine seltene Hülle von Mineralen, so essen, und zwar auf dem westlichen Abhange der Hauptgebirgskette vorwiegend schwefelhaltige, im Osten hauptsächlich eisenhaltige. Unter ihnen nimmt die Cuelle von Guagno, unter diesen die von Trezza den ersten Rang ein. Es geht den Heilquellen Gorkas aber um nichts besser als dem milten Winterlima seiner Befeuchte: sie werden lange nicht so stark besucht, wie ihre Eigenschaften es verdienen. Die Eisenquelle von Trezza z. B. übertrifft die berühmtesten Eisenquellen Mitteleuropas, wie Spa und Schwalbach, fast um das Doppelte an Gütegehalt. Ledt aber nur in den heissesten Sommermonaten ein paar hundert wohlhabende Gorken aus den Hauptstädten an. Diese suchen dort und zwar oft während Heilung als Sommerfrische, wofür sich ihnen übrigens am Fuße des Hochgebirges viel geeignete Orte darbieten würden. Im Gegensatz zu dem Befuch der Cuelle ist der Verstand des Wassers, namentlich nach Frankreich, sehr bedeutend. Man kann es sogar in Deutschland durch Vermittelung der Kaiserin Firma O. Gießen bekommen. Guagno, welches am Westfusse des Monte Rotondo-Massivs liegt, hat eine Schwefelwasserquelle und besitzt keine Kranken, wenn man so sagen darf, hauptsächlich vom Fiebers, da Gorka arm ist an Krankheiten, welche durch solche Quellen geheilt werden. Der Reichthum Gorkas an Mineralquellen scheint übrigens in hitherlicher Zeit schon abgenommen zu haben; denn man findet auf der Insel künftigen Erbschaften, deren Namen auf das frühere Vorhandensein von solchen Quellen schließen lassen, wie Le Galbane, Terri Galbi, Fontane Galbane u. s. w.

### S i e n .

— Der neue Weg vom Kal-Seo zum Meerbusen Wertwi Kulut auf kalpischen Meere wird bereits benutzt. Ein Telegramm meldet, daß bereits ein Waarentransport diesen Weg eingeschlagen habe. Raja berichtet der Korrespondenz der „Moskauer Zeitung“ aus der Festung Alexandrowsk am Amur-Taria Folgendes über jenen Weg. Am 31. März um 11 Uhr verließen unsere Festung 400 Soldaten, welche auf dem neuen Wege heimzukehren; sie werden vom Amur-Taria in großen Böten bis zu der Stadt Kungab geschickt; von hier aus können sie auf Kameelen in 10 Tagen den Wertwi Kulut, den großen Busen des kalpischen Meeres, erreichen. Uebrigens wird der Wertwi Kulut jetzt gewöhnlich Tschernajew-Busen genannt. Hier werden die Soldaten auf großen Dampfern in zwei Tagen nach Astrachan befördert. Auf diese Weise wird der früher übliche drei Monate dauernde Marsch durch die Sandwüste bis Kaszinsk und weiter nach Orenburg vermieden; der Weg über den Tschernajew-Busen dagegen erfordert höchstens einen Monat und bietet dabei einige bequeme Erholungspunkte. Weiteren Nachrichten zufolge ist die Abtheilung glücklich in Astrachan eingetroffen und eine andere unter dem Kommando eines Generalstabs-officiers soll zum Ersatz aus Astrachan bereits abgeordnet worden sein.

— Einige der interessantesten Daten, die der „Census Report“ von Indien enthält, sind diejenigen, welche sich auf die von dem Volk gesprochenen Sprachen beziehen. Die Sprache, welche hienach die meisten Vertreter zählt, ist Hindustani oder Urdu; dieselbe begreift 82 Millionen unter sich und wird durch alle Staaten und Provinzen Indiens gesprochen; doch schließen die Sissern und die Hindi sprechende Bevölkerung ein. Nämlich kommt Bengali mit 39 Millionen, meistens in Bengalen und Assam. Telugu, wiewohl von einer kleinen Anzahl gesprochen (über 17 Mill.), deht sich über ein viel größeres Gebiet aus. Marathi, welches über die indischen Provinzen weit verbreitet ist, wird von 19 Millionen gesprochen; Panjabhi von 14 Mill., Tamil von 13 Mill., Gujarati von 9 Mill., Conarachi von 8 Mill. Englisch wird als Muttersprache von 202,920 Personen gesprochen, von denen nicht mehr als 150,000 reinen Indes sind.

— Frankreich ist dabei, sein asiatisches Kolonialreich abzurunden: das Königreich Kambodia ist förmlich in Cochinchina einverleibt worden. Kambodia selbst schon seit 1863 unter französischem Protektorate, jetzt aber ist die französische Regierung zur förmlichen Einverleibung geschritten und hat den König Norodom mit einer Pension von 300,000 Piastern entbündigt. Die Bevölkerung von Kambodia, das einen Flächenraum von etwa 84,000 qkm besitzt, betrug nach der offiziellen Zählung im Jahre 1874 945,354 Menschen, darunter 106,764 Chinesen, 26,000 Cham und Malaien, 4351 Annamiten und 4628 viele Laos.

### A f r i k a .

— Das „Bolletino della Società geografica italiana“ vom Mai dieses Jahres enthält einen kurzen Bericht über Manrizio Buonfanti's Reise durch Nord-Afrika. Derselbe hatte Tripoli im Anfang April 1881 verlassen und zog in der Richtung des Lab-Sees auf dem von verschiedenen neueren Reisenden zurückgelegten Wege. Sein Hauptzweck war, in die bisher unerforschte Gegend südlich von Adamaoua vorzudringen, die ausseren Verhältnisse auf der Grenze zwischen Bornu und Adamaoua machen jedoch ein weiteres Vorgehen in dieser Richtung unmöglich. Er mußte nach Kufa zurückkehren, von wo er sich westwärts wendete und dem von Massari nach Kano eröffneten Wege folgte; über Gando erreichte er den Riger bei San, etwa in der Mitte zwischen Timbuktu und dem Einflusse des Winne. Dann wandte er sich nordwärts und erreichte Timbuktu und zwar in der trockenen Jahreszeit. Von Timbuktu wurde der Weg durch die Staaten Katsina und Kamborra nach dem beinahe unbekannten Gebiete von Tombo fortgesetzt, das die Reise ebenfalls unglücklich. Die Expedition wurde in den Schanghaaten von den Eingeborenen angefallen und gestört, von 250 Begleitern blieben Buonfanti nur noch sechs übrig. So erreichte er unter großen Mühseligkeiten das Wufanga-Land, nördlich von Dohoman, wo er eine fortholische Mission fand, welche es ihm möglich machte, seine Reise nach der Küste von Guinea fortzusetzen. Am 5. März 1883 kam er in Lagos an; alle seine wissenschaftlichen Sammlungen sind verloren.

— Im April und Mai dieses Jahres hat Dr. Schweinfurth eine Reise nach dem Gebiete im Westen des Rajum angestellt, welche für Geographie, Geologie und Archäologie interessante Ergebnisse hatte. Er fand die Gestalt des Birket el-Derun, jenes Wastwasser-Sees, welcher die tiefste Senkung des Rajum einnimmt, ganz anders, als sie auf den bisherigen Karten erscheint. Nördlich desselben wurde ein bis dahin unbekannter altägyptischer Tempel entdeckt und wenige Marschstunden westlich der Pyramiden von Ghizh die bisher in Unter-Aegypten noch nicht bekannte Kreideformation aufgefunden.

— Aegypten hat, vom Nubi bedrängt, seinem alten Feinde Kessiniien die Hand zum Bunde gereicht: König Johannes zieht den in Kassala, Gekab, Gebaref und Tschira von den Aufständischen mehr oder weniger bedrängten Aegyptern mit drei Heerzügen zu Hilfe und erhält dafür das Bogos-Land abgetreten und die Befreiung aller über Massanaab eingeführten Sklaven von jedem Zoll.

— Eine willkommene Vervollständigung der kurzen Notiz über Angra Pequena im „Monat“ Bd. 43, S. 253, giebt der in den „Analen der Subgraphie“ Bd. 12, S. 250 veröffentlichte Reisebericht des Kapitäns Andersen von S. M. Kanonenboot „Rautius“, dem eine farisographische Skizze der Bucht und zwei Ansichten derselben mit den Lührer'schen Niederlassungen beigegeben sind. Die Vorterrassen des Jales wird beschäftigt. An einem guten Landungsplätze liegen die Banischerten der Lührer'schen Niederlassung. In ihrer Nähe befinden sich einige Krane der Eingeborenen, deren Männer ihre Frauen im Dienste der Niederlassung beschäftigt worden. Außer-

dem hat Herr Lüherig auf den Banus des „Kapitän“ Joseph Frederichs, des „Königs“ der Eingeborenen, in der Mission Verbanen eine Verkaufsstelle eingerichtet. Dorthin soll ein Landwirth herauf werden, um die Eingeborenen eine rationelle Bebauung des Landes zu lehren, zu welchem Zwecke von dem „König“ noch sieben Morgen guten Landes geschenkt sind. Den Verkehr mit dem Binnenlande vermitteln stark gebaute Bojen von 40 Centnern Tragfähigkeit, den mit der Kapstadt ein Schauer von geringem Tiefgange; endlich laufen zwei andere Schiffe der Firma zwischen Europa und der Ankerbucht.

Das Klima ist gut, der Temperaturschwiel ein geringer, Flusmwindungen oder **El Nido** sind nicht häufig. Die höchste dort beobachtete Wärme betrug 42,5° C., ein kühler Seewind weht fast fortwährend, und das Wasser hat wegen des kalten nördlichen Äquatorialstromes sogar nur eine Temperatur von 17,5° C. Eine Menge von kleinen Erdräubern wohnt in Folge der kläffigen Niederflüge zwischen den Steinen und im Sande der Bergflanken. Sonst ist das Land absolut fast. Der Boden besteht aus verwittertem vulkanischem Gestein und Sand und so umgibt ein etwa 20 engl. Meilen breiter Gürtel von Angland den Insel in einer Entfernung von 4 bis 10 englischen Meilen, wodurch natürlich die Verbindung mit dem Innern des Landes sehr erschwert wird. Zudem hat Angra Peenena kein Wasser und muß sich daselbst von Kapstadt kommen lassen, so daß die Tonne Wasser auf 33 englische Schilling zu stehen kommt.

Die der Bucht vorgelagerten Inseln waren, wie ihre Namen (Vinguin-Inseln) belegen, früher nur ein Aufenthaltssort von Vinguinen und Rabben; jetzt wohnen einige Arbeiter auf denselben, die den leider schon zur Reize gehenden Guanua sammeln. Eine Menge verschiedener Seevögel nistet noch dort. Zwei Flüsse mit dem Schleppey in der Bucht reichen aus, die Mannhaft des „Rautiluis“ mit Fischen zu versorgen. Von wilden Thieren ist nur der Schakal vorhanden. Antilopen und Springböcke kommen nicht vor, Schlangen und Skorpione nur vereinzelt.

Der Mineralreichtum des Landes soll ein großer sein; mit Erfolg wird nach Kupfer, Silber und Gold gegraben. In die Felsmasse eingeprengte Eisenkühnen konnten tauchen voll gesammelt werden.

Dem bei der Faktorei liegenden etwa 150 m hohen Berge hat Herr Lüherig den Namen Rautiluispitze beigelegt und auf ihm ein weithin sichtbares Kreuz errichtet.

Unterdessen hat Generalconsul Nachtigal auf der „Müne“ am 4. Juni Madeira passirt, um die Besitznahme von Angra Peenena für das Deutsche Reich zu vollziehen, die deutsche Flagge zu hissen und die Geltung der deutschen Gesetzgebung auf dem Territorium zu proklamieren; so heißt es wenigstens.

#### Nordamerika.

— Ueber die Bedeutung der skandinavischen Auswanderung nach den Vereinigten Staaten finden wir in L. Passager's „Sommerfahrten in Norwegen“ (II, S. 183 ff.) folgende interessante Angaben. Die Zahl dieser Einwanderer beträgt zur Zeit über eine Million, wovon ungefähr 90 Proc. in den nordwestlichen Staaten, namentlich Minnesota und Wisconsin leben. Weitens die Mehrzahl sind Arbeiter, doch findet man auch viele Handwerker, Bergleute und Seefahrer. Wiederholt haben diese beiden Staaten norwegische oder schwedische Staatssekretäre gehabt.

Inhalt: Deshrö Gernans's Reise in Dacota und dem Lande der Lacandonen. VII. (Mit sechs Abbildungen). — Wätsfasser's Bericht über Liberia. III. (Schluß). — Kürzere Mittheilungen: Meteorologische Beobachtungen im westlichen Stillen Ocean. — Der Handel Japans mit Korea. — Das Ende der Greely'schen Nordpol-Expedition. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 20. Juli 1884.)

Verlag: Dr. H. Riepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III. Et.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Gegenwärtig sind in Minnesota 107, in Wisconsin 123, in Iowa 112 und in Illinois 104 Staatsämter mit Skandinavien besetzt. Ebenso zahlreich sind sie in den gelegentlichen Versammlungen dieser Staaten vertreten. In Chicago, wo ungefähr 40 000 Skandinavier leben, findet man sie als Aldermen, County Commissioners, Sheriffs, Friedensrichter u. s. w. Namentlich sind von den Juristen und Polizeibeamten viele Skandinavier. An den Universitäten von Minnesota und Wisconsin lehren mehrere skandinavische Professoren. — In den verschiedenen Theilen des amerikanischen Nordwestens giebt es nicht weniger als 700 skandinavische Kirchen und fünf große Kollegien zur Ausbildung von Priestern. Daneben eine sehr bedeutende Anzahl von Gemeindefakultäten. In kirchlicher Hinsicht bilden die Skandinavier sechs verschiedene Sonden, je nachdem sie mit einem Präbendaten und Kirchenrathe, seit 1851. Die Zahl aller Seelen beträgt jetzt über 20, welche in einer Kirche von etwa 80 000 Gemeindefakultäten verbreitet werden. In neuerer Zeit gehen auch viele Norweger (doch mehr Dänen) nach der nördlichen der beiden großen Inseln von Neu-Seeland, wo Walfarthe und Norwegisch in dem Grade skandinavisch sind, daß selbst die dortigen deutschen Familien dänisch (norddeutsch) reden.

— „L'Exploration“ druckt folgenden Brief des Herrn von Hesse-Wartegg aus Wien, der sich augenblicklich auf einer Reise in Mexiko befindet, ab: „Vaycuaru, Staat Michoacan (Mexico), 25. April 1884. Erlauben Sie mir, Ihnen mitzutheilen, daß ich nach einer mehrmonatlichen Reise in Centralamerika und Mexiko jetzt einige Wochen im Staate Michoacan, der Wiege der eingeborenen Tarasca-Indianer, zubringe, um eine genaue Karte herzustellen, die Höhen der umliegenden, der Seen Vaycuaru, Chapala und Guayco zu bestimmen, die zwar Humboldt und Calderon de la Barca schon besucht haben, die aber trotz alledem noch größtentheils unbekannt ist.“

Ich habe einen schönen Erfolg bei meinen Ausgrabungen zu Jimzunjan, der alten Hauptstadt der Könige von Michoacan, zu verzeichnen, bei denen ich eine große Menge sehr verschiedenartiger und künstlerisch behandelter Töpferwaaren, Figuren und Statuetten in Stein und gebrannter Erde, wie auch andere Gegenstände von einigem historischen Werthe gefunden habe. Außerdem habe ich die Traditionen und Sagen der Einwohner gesammelt, die die Väter dieser Seen bewohnen — Indianer, deren Rasse sich rein erhalten hat und deren Tugend durch die Wildung mit den wenigen Mexikanern, die zuweilen zu ihnen fassen, sehr wenig getrübt ist. In ihren Sitten, ihren Sagen und vielen anderen Einzelheiten macht sich eine große Ähnlichkeit mit solchen der asiatischen (?) Rassen bemerklich, und diese Indianer behaupten, selbst die Nachkommen eines Volkes zu sein, das über ein „großes Wasser“ gelebt und an der Küste des Stillen Ozeans an einem von ihnen ganz deutlich bezeichneten Punkte gelandet sei: nämlich an einem kleinen Fährwege südlich von Manzanillo, wo man Inschriften in Hieroglyphen und ein Abbild der Sonne auf den Felsen findet.

Ich habe auch mehrere barometrische Höhenmessungen in der Gegendgruppe im Süden des Vaycuarapfels, der von mir besiegen ist, gemacht.

Ich nehme mir die Freiheit, diese wenigen Mittheilungen an Sie zu richten, weil meine Sammlungen ohne Zweifel (?) dazu beitragen werden, den Gelehrten weitere Beweise für die asiatische Herkunft der eingeborenen Rassen von America zu liefern.“

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.



№ 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Auch alle Buchhandlungen und Postämter  
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

### VIII.

Während seines Aufenthaltes in Frontera sammelte Charnay alte Töpfereierzeugnisse und brachte davon eine Anzahl zusammen, obwohl dieselben in Tabasco seltener sind als in anderen Staaten und die in den Wäldern gefundenen meist unachtsamer Weise zerbrochen werden. So besitzt das Museum in Mexiko kein einziges solches Stück. Unter denen, welche der Reisende erhielt, befanden sich verschiedene Figuren, die mehr oder weniger den Idolen aus dem Verglaude glichen, sich aber in einigen Punkten denen von Palenque näherten. Zwei der schönsten finden unsere Leser umstehend abgebildet; das Prädicat „schön“ ist freilich nur relativ zu verstehen, denn sie bestehen aus grobem Thone und sind etwas ungestaltet, dabei aber sehr merkwürdig.

Nach langem Warten wurde endlich Charnay durch die Abfahrt eines kleinen Dampfers aus der angelunden und langweiligen Stadt erlöst, gelangte aber auf demselben mit Mühe und Noth nur etwa 190 bis 200 km auf dem Usumacinta aufwärts bis Montecristo und hatte für diese kurze Strecke dem Kapitän, auf dessen Anständigkeit er vertraut hatte, nicht weniger als 500 Franco zu zahlen. Dort theilte er seine Expedition in zwei Hälften; sein Diener Julian sollte mit dem Gepäc, den Geräthen und der Kiste voll Silbergeld zu Boote nach Tenosique weiter Stromauf gehen, er selbst und Lucian ritten, die mächtigen Bindungen des Usumacinta abhauend, mit einem Führer quer durch das Land dorthin. Sie erreichten es zeitig am folgenden Tage. Tenosique ist das letzte Dorf in der Ebene; zwei Stunden davon liegen die Vorberge der Cordilleren

und die „Boca del río“, die Stelle, wo der seinem Laufe nach unbekannte Fluß in langen Stromschnellen aus dem Gebirge tritt, das die Heimath der Lacandonen ist. Der Ort, aus elenden Hütten bestehend, liegt zum Schutze gegen die periodischen Ueberschwemmungen auf einer Anhöhe; an Hilfsmitteln oder Annehmlichkeiten bietet er nicht das Geringste, rühmt sich aber eines hohen Alters. 1535 gründete Francisco Gil, ein spanischer Abenteurer, der mit einigen Soldaten aus Oaxatemala kam, um sich Montejó's Expedition zur Eroberung Yucatans anzuschließen, einen Posten, dessen Stelle früher offenbar ein indianisches Dorf einnahm. Noch bis vor 30 Jahren soll es sich diesen ursprünglichen Charakter bewahrt haben; damals hatte es noch seinen Kojiten, die Tópiles, dessen Stellvertreter, und auf dem großen Platze den Picote oder Gerichtsspreiter, wie er sich in allen yucatekischen Ruinen findet, und an dessen Stelle jetzt der Stolz zum Einspannen der Felle von Uebelthätern getreten ist. Neuerdings hat der Ort eine erhöhte Wichtigkeit dadurch erhalten, daß in Folge der zunehmenden Seltenheit von Mahagonibäumen in den Wäldern Tabacos die Holzfäller in die noch unerforschten Thäler des Staates Chiapas, an den oberen Usumacinta und bis nach Guatemala vorgebrungen sind. Tenosique ist der Ausgangspunkt für diesen Verkehr geworden; dort wohnen auch die Agenten der beiden Häuser, welche denselben bis jetzt monopolisirt haben. Der erste beste kann sich übrigens nicht mit dem Mahagoniholzhandel befassen; denn dazu gehört ein ansehnliches Kapital und eine genaue Kenntniß des Landes und seiner Bewohner; viele haben sich schon, verführt durch den

kolossalen Gewinn ihrer Vorgänger, dabei ruiniert durch Mangel an Erfahrung. Das Mahagoni an sich kostet nichts, und Bäume, schlant wie die Fichten, riesenhaft und prachtvoll, sind in Menge vorhanden; der Staat erhebt nur eine leichte Steuer von fünf Franken für den Stamm und es kommt nur darauf an, denselben leicht zu holen. Aber darin liegt eben die Schwierigkeit. Zunächst handelt es sich darum, neue Plätze zu entdecken, wo der Baum in Menge vorkommt. Dazu hat der Großhändler seine Monteros, thalstäufige, an das Leben in der Wildniß gewöhnte Männer, die einzeln in Begleitung von zwei Indianern und eines mit **Lebensmitteln beladenen Maulthiers** ausziehen, bewaffnet mit Revolver und Flint, weniger für

die Vertheidigung, als um Wild damit zu erlegen. So bringen dieselben in den dichten Wald ein, öffnen sich mit dem Waldmesser einen schmalen Weg und bleiben oft zwei bis drei Monate auf der Suche nach dem kostbaren Holze in den unerforschten Wäldern, wo sie sich allabendlich ein Schutzdach gegen den strömenden Regen bauen, mit wilden Thieren kämpfen und den ganzen Tag auf feuchtem, fiebererzeugendem Terrain herumirren müssen. Die angetroffenen Bäume werden gezählt, gezeichnet und ihre Zahl bei der Heimkehr dem Auftraggeber mitgetheilt. Ebenso muß der Montero die Schwierigkeiten, welche sich dem Beschaffen der **Stämme** entgegenstellen, und die Kosten desselben überbringen. Wie oft trifft er bei seinen langen Wanderungen



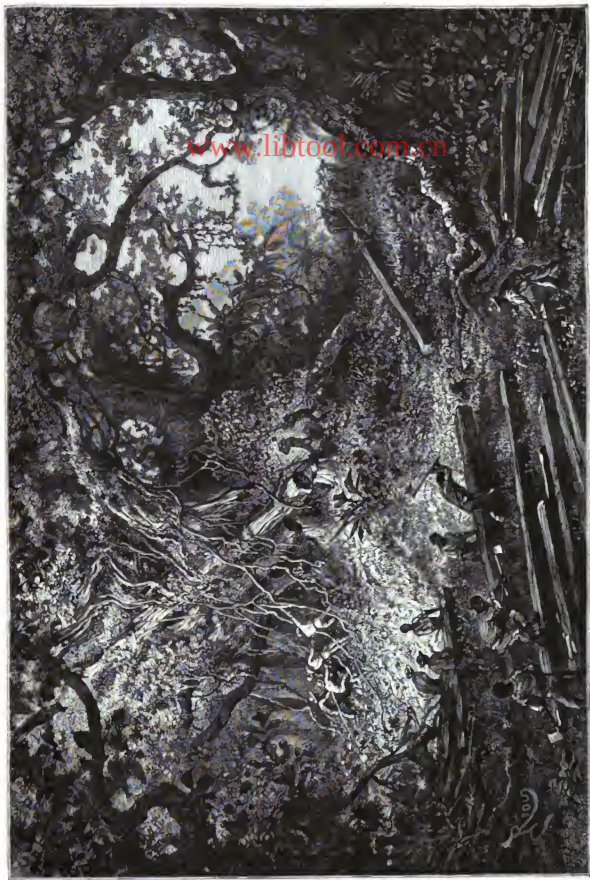
Terracotta-Idole aus Tabasco. (Nach einer Photographie.)

auf einen Schlag von Bäumen, dem er sich nicht nahen kann, weil das Fehlen von Straßen, unebener Boden, allzu üppige Vegetation ihn hindern. Ein Weg läßt sich wohl anlegen, aber es muß auch ein Fluß in der Nähe der Bäume sich befinden, denn falls er weiter als zwei Wegstunden entfernt ist, wird die Ausbeutung zu kostspielig. Ferner gilt es Arbeiter zu beschaffen, welche wenig zahlreich und den großen Unternehmern fast verschuldet und zur Dienstleistung verpflichtet sind. Ohne diese alte Sitte, welche schon vor Alters bei den Maya galt, wäre kein einziger Arm zu erhalten. Ist aber der Indianer einmal verschuldet, so wird er auch zum Sklaven des Gläubigers; bei seiner Charakterschwäche und Trunksucht geräth er immer tiefer in Schulden und muß sein Leben lang Zwangsarbeit verrichten. Stirbt er, so geht die Verpflichtung auf seinen

Sohn über. Ohne diese Sitte erhielte Europa kein Mahagoniholz und wir müßten alle in schattigen Wäldern schlafen, was freilich auch kein Schaden wäre. Da der Indianer seinen Herrn nicht verlassen darf, ohne seine Schulden zu bezahlen, so übernimmt der Mahagonihändler dieselben, und da jeder Indianer seine 2000, 3000, auch wohl 5000 Francs kostet, und man mitunter 200 bis 300 Leute braucht, so kann man sich einen Begriff von den Summen machen, welche in diesem Handel fließen.

Sind endlich die Arbeiter zusammengebracht, so werden sie von dem Montero an den ausgeführtesten Platz geführt, wo mitten im Urwalde, 30, 40 oder 60 Stunden von jeder menschlichen Wohnung entfernt, Ranchos errichtet werden. Dann bedarf es unaufsichtlicher Nachschübe, um der Ansiedelung die nöthigen Gerätschaften und Lebens-





Das Gärten des Hochgenussheils. (Nach einer Skizze Charnay's.)

mittel zuzuführen. Man werden die Bäume gefällt, entrinndet und vierkantig zugehauen; aber sie liegen weit von einander entfernt, der Fluß ist nicht nahe und für jeden Stamm muß ein besonderer Pfad geöffnet werden. Dschien schleppen das Holz zum Fluße; aber dieselben sind im Staate noch seltener als Menschen, und man muß sie von der andern Seite der Cordilleren, aus den Ebenen von Chiapas 150 Stunden weit herholen. Sie sind dort nicht theuer und kosten das Stück nur 100 Francs, aber der weite und schwierige Weg und der Futtermangel rechnet eine Herde um drei Viertel ihrer ursprünglichen Stärke und was wirklich seinen Bestimmungsort erreicht, kommt dort in einem jämmerlichen Zustande an und kostet das Haupt nun 400 Francs. Durch Anstrengung und schlechtes Futter — man kann ihnen nur Baumblätter geben — gehen auch dort so manche zu Grunde; oft führen auch die Arbeiter, wenn sie lange kein frisches Fleisch gehabt haben, abendlich Unglücksfälle herbei, um dann das verwundete oder erlagene Thier verpeisen zu können. Unausführlich

müssen neue Dschien zugeführt werden, und damit steigen auch die Anschaffungskosten des Mahagoni.

Ist der Stamm endlich am Flußufer angelangt, so wird er auf allen Seiten mit einer Mauer umgeben und den Wällen übergeben, um beim nächsten Hochwasser hinabzuschwimmen; bleibt er irgendwo in einer Nacht oder an einem Felsen hängen, so wird er vielleicht im folgenden Jahre flott. Zur Zeit der Kluftschnelle begeben sich dann die Indianer von Tenojane auf leichten Booten zur Boca del rio, wo der Fluß die Stämme zu Hunderten gleichsam anseilen. Für jeden Stamm, den sie bergen, erhalten sie 2½ Francs; da jeder gerechnet ist, vereinigen sie das Eigenthum jedes Unternehmers zu Haufen und bringen es so nach dem Dorfe. Man ersieht aus dieser Darstellung, wie viel Geld, Arbeit und Gefahr zur Erlangung des Mahagoni aufgewendet werden muß; die Epidemien unter den Dschien, das Fieber, welches unter den Arbeitern ausbricht, und die nicht seltene Unrechlichkeit der Monteros sind dabei gar nicht in Rechnung gezogen.



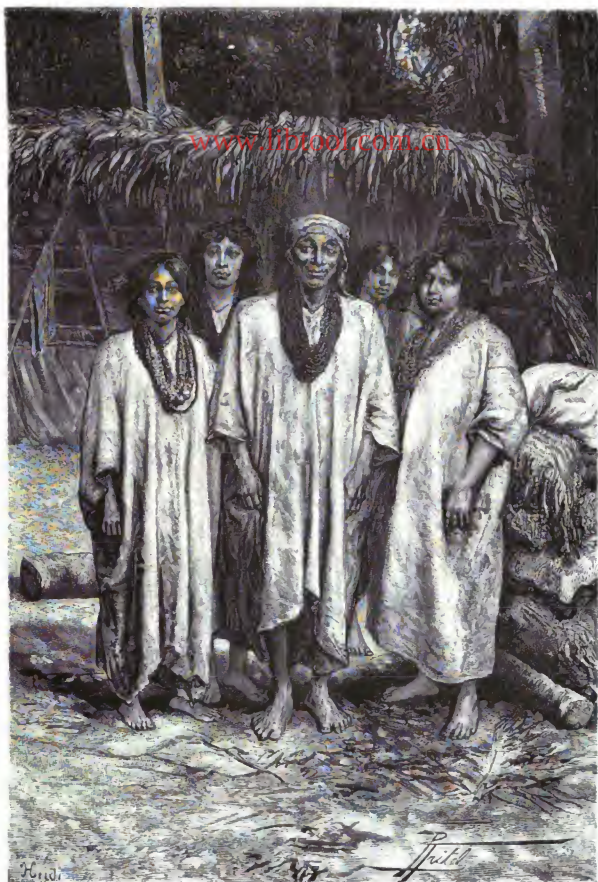
Von Pepe Mora. (Nach einer Skizze Charnay's.)

Inzwischen erhielt Charnay über die Krienen, welche am oberen Usumacinta existiren sollten und die er aufsuchen wollte, so widersprechende Nachrichten, daß er fast an eine großartige Mystification dachte. Ansetzt aber fand er einen Gewährsmann, der jetzt politischer Chef in Tenojane ist, Suarez mit Namen, dessen Angaben sehr bestimmt lauteten; derselbe war der erste, der sie überhaupt gesehen. Sie sollten ca. 50 Stunden von Tenojane entfernt jenseits der Sierra und am linken Ufer des Usumacinta liegen; kein Weg führt dorthin, aber die einzuschlagende Richtung ist bekannt. Snarez fand sie zwölf Jahre früher, wo sie von den Lacandonen noch sehr verehrt wurden; sie unterhielten dort Wachen und feierten an bestimmten Tagen religiöse Ceremonien. Sie lästten es nicht, daß man die Tempel berührte; aber seitdem ein großes Gebeiß, das sie besonders anbeteten, herabgesührt ist, haben sie den Ort verlassen.

Auf diese Ansfage hin unternahm Charnay die Reise, vor deren Beginn er unendliche Schwierigkeiten bei Beschaffung von Lebensmitteln, Maulthiere, Packsäcke und

vergleichen zu überwinden hatte. Am 15. Mai 1882 wurde mit schlechten, nur halb belasteten Thieren die Reise in ostwärtslicher Richtung angetreten. Der Weg war abscheulich, aber der Wald, den man durchzog, mit seinen Riesensäulen und mächtigen Pflanzen von überwältigender Großartigkeit. Es ist die Straße nach dem See Peten in Guatemala, der man folgte; ihre Stationen sind auf der Karte mit Namen bezeichnet, aber Wohnungen oder Menschen findet man dort nicht. Nur einen einzigen Menschen begegnete Charnay. Zur Zeit der Conquista jedoch gab es hier volkreiche Städte, wie noch vorhandene Trümmer und die Angaben gleichzeitiger Schriftsteller (Gogollado und Villa Gutierrez Soto Mayor) beweisen. Von ihrer Bevölkerung sind nur dürftige Reste übrig geblieben, die in den Wäldern umherirren.

Nachdem man bereits mehrere Maulthiere verloren, erreichte man am sechsten Tage die Stelle, wo man von dem Wege nach Peten südwärts abbiegen und die aus Kalk bestehende Vergeltete überschreiten mußte, welche das rechte Ufer des Usumacinta begleitet. Ueber die Abhänge des



Lacandonen. (Nach einer Photographie.)

Mirador ging es auf sehr schwierigem Wege hinauf zur Subida del Aguila, die zwar nur eine Höhe von 450 m hat, aber durch Felsheit, sowohl als auch scharfe Felskanten lästig fällt. Denfels erreichte man bald die Ebene und den Rio Chotal, an dessen Ufer man einen alten Monte, Don Pepe Mora, traf, der schon seit drei Monaten in Begleitung zweier Indianer ein elendes Leben in der Wildnis führte und schwer vom Mangel an Lebensmitteln und vom Fieber zu leiden hatte. Hier war das Land der Lacandon erreicht; es zeigten sich Spuren ehemaliger Kulturen, Citronen-, Preisel- und Cerealiengruben. Keller von Rohr zur Herstellung von Pfeilen und Reste von Häuten, welche die Indianer beim Raub der Mahagonifischer ver-

lassen hatten. Am selben Abend lagerte die Karavane am rechten Ufer des Usumacinta, an der Stelle, welche Paso Palchilan heißt, und unterhalb derer die gesuchten Ruinen liegen sollten. Charnay hatte von Tuxtepec aus eine Anzahl Leute dorthin vorausgeschickt, welche ihm einen Weg durch den Urwald gebahnt hatten; ihre zweite Aufgabe aber, die Herstellung eines Bootes, hatten sie in unverantwortlicher Weise vernachlässigt. Zur Vollenbung desselben hatte es noch mindestens einer Woche mehr bedurft, und so lange reichten die mitgenommenen Lebensmittel nicht. Als der Reisende noch überlegte, was zu thun sei, damit er sein Vieh und doch so ferns Ziel erreiche, kam in einem Boote ein Mann angetrieben, in ein langes weißliches Gewand gekleidet und sich mittels eines Plattes der Fächerpalme gegen die Sonnenstrahlen schützend. Als er die Fremden erblickte, wollte der Lacandone — denn ein solcher war es — sofort Acht machen; aber einer von Charnay's Begleitern, der glücklicherweise Maya sprach, rief ihn an und versprach ihm Wunderdinge, wenn er lauden wollte, was er dann auch schließlich that. Es war ein hochgewachsener alter Mann, der seine große weitärmelige Tunika mit Würde trug und dem Reisenden lächelnd die Hand schüttelte; doch war er im Vager furchtsame Blide nach rechts und links. Anger seinem Gewande, das aus grobem, aber gleichmässigem Baumwollstoffe gemacht war, trug er ein Stück vom selben Zeuge auf dem Kopfe, vielleicht um seine Kahlköpfigkeit zu verbergen, und am Hals ein riesiges Halsband von zwanzig Bindungen, das aus Körnern, Glasperlen, Hundezähnen und einigen durchbohrten Wingen bestand; in der Hand hielt er Bogen und Pfeile. Es war ein Haindling der Lacandonen, der gegen eine Anzahl Axtel, Sabel, Stoffe, Messer, Salz und Angelhaken hoch erfreut einwilligte, Char-

nay und dessen Leute in seinen zwei Booten nach den Ruinen zu bringen, und sich sofort mit dem des Maya kundigen Begleiter Charnay's auf den Weg machte.

Am folgenden Morgen hatte der Reisende das Glück, ein Wildschwein, einen Haffo und ein halbes Dutzend Aas zu erlegen, wie überhaupt jener Etich Landes reich an Wild ist. Als er darauf wartend am Ankerufer saß, erschien plötzlich ein mit drei Weisen besetztes Boot, das er höchlich überrascht anrief. Es kam herbei und seine Insassen berichteten, daß sie zu der Expedition des Don Alfredo gehörten, der sich in der bewußten Ruinenstadt aufhalte, und daß sie dergleichen den Fluß hinaufgefahren seien, um bei den Lacandonen Lebensmittel, an denen sie Mangel

litten, zu holen. Freilich beschied dem Reisenden ein bitteres Gefühl, daß ihm nach solchen Opfern an Zeit und Geld und so vielen Anstrengungen ein Anderer in der Entdeckung der Ruinenstadt zuvorgekommen sei; aber er mußte gute Miene zum bösen Spiele machen, zumal er erfahren hatte, daß Don Alfredo im Besitze eines großen Bootes sei, wie er es brauchte, um alle seine Geräte und sein Material zum Abfahnen von Denkmälern fortzuschaffen zu können. Er theilte den Fremden also von seinem Willen mit, ließ sie von dreien seiner Leute begleiten und richtete unter Uebereinkunft seiner Wüthen- lante an Don Alfredo die dringende Bitte, ihm sein großes Boot senden zu wollen. Das that derselbe denn auch am folgenden Morgen, und nach dreistündiger Fahrt konnte Charnay die Bekanntschaft des Fremden machen; es war Mr. Alfred Mandel- lay aus London, der auf seinen Reisen durch Guate- mala (vergl. Proceedings of the R. Geogr. Soc. 1883 April) bis zu dieser



Nol aus einem lacandonischen Tempel.  
(Nach einer Photographie.)

auf mexicanischem Boden gelagerten Ruinenstätte vorgebrun- gen war. Großmüthig bot der Engländer dem Franzosen an, die Ruinenstätte nach seinem Verlangen zu untersuchen, zu taufen, zu photographiren und abzuschaffen; er selber sei nur einfacher Tourist und habe nicht die Absicht, etwas darüber zu schreiben oder sonstwie zu veröffentlichen. Das lehnte der Franzose ab; sonst aber lebten, arbeiteten und verließen sie den Ort zusammen, jeder in der Ueberzeugung, daß der andere ihm mehr genutzt habe als er jenem. Die erste Entdeckung desselben konnte sich überdies nicht von beiden zuschreiben; denn, wie erwähnt, hat Sarraz die Ruinen entdeckt, der Feldmesser Palay de Palisada dort eine Koncession abgetheilt und auch Holzschläger haben bereits dort gearbeitet, wie ein zurückgekehrter, zugehauerer Baum-



stamm bewies. Charnay taufte sie nach dem Namen eines Amerikaners, der einen Theil seiner Reisekosten bestritten hatte, „Wille Vorillard“.

Ueber ihre Ausdehnung und die Anzahl ihrer Gebäude kam Charnay nicht ins Reine, da die dichte Vegetation, welche die Ruinen bedeckte, und seine wegen der Entfernung von jedem bewohnten Orte geringen Hilfsmittel eine genaue Untersuchung unmöglich machten. Nach Analogie der früher besuchten Ruinenstädte mußte er indessen 15 bis 20 Tempel und Paläste für den Kuziken und die Oberhäuptlinge derselben haben, während das gemeine Volk und die Sklaven ringsum in längst verschwundenen Leih- gebäuden wohnten. Die Trümmer liegen auf dem linken Ufer des Mamariata, die unteren auf Terrassen, die sich etwa 20 m über den Fluß erheben, und ziehen sich dann an den Abhängen nördlicher Hügel hinauf, welche durch Steinmauerungen gestützt, mit Treppen versehen und zu Gärten umgewandelt worden sind. Das ist genau so wie in Palenque, nur sind die Mauern nicht so zahlreich, anscheinend auch mit Sculpturen geschmückt; das verwendete Material, das Innere und die Außenschmückung, Inschriften und Basreliefs gleichen ebenfalls denen in Palenque.

Das erste Bauwerk, welches Charnay untersuchte, ist ein Tempel, welcher 150 m vom Flußufer auf einer ca. 40 m hohen Pyramide steht. Für einen Tempel hält es der Reisende, weil es ein großes steinernes Idol und Nischen enthält, in welchen sich wahrscheinlich einst kleinere Götzenbilder befanden, da deren Wände von dem Rausche von

Opfern geschwärtzt sind. Das Idol, dessen Kopf abgebrochen war, lag mitten zwischen den Trümmern; das Gesicht ist vollständig verstimmt, weshalb Charnay veranlaßt, daß die Stadt durch Feinde zerstört wurde; denn das erste, was der Sieger that, war stets, die Götter der Besiegten zu vernichten, und in den merikanischen Handschriften wird die Niederlage eines Stammes immer durch ein kleines Gebäude mit vorspringendem Giebel, also einen Tempel, dargestellt, in welchen ein Krieger mit einer brennenden Fackel in der Hand eindringt. Das Idol ist einzig in seiner Art und sehr schön; weder in Tabasco noch Yucatan hat Charnay dergleichen gefunden. Es stellt einen Mann dar, der mit gekreuzten Händen nach orientalischer Weise dasigt und beide Hände auf die Knie legt. Die Haltung ist würdevoll, voll Ruhe und Heiterkeit, wie bei einem Buddha-Idol. Auf dem Haupte trägt er einen gewaltigen Kopfschmuck in Gestalt eines phantastischen Kopfes mit Tiaden und Medaillons, das Ganze von einem Walde großer Federn eingerahmt, wie sie im gleichen Stile und gleicher Ausführung die Säulen von Iula und Chichen-Itza zeigen. Wunderbar proportionirt ist die Brust; Schultern und Brust bedeckt eine Art Vishkoshmännchen, das zwischen reichem Verlebensatz drei Medaillons, ähnlich den römischen Militärdecorationen, zeigt, zwei auf den Schultern und eines vorn auf der Brust. Achsellicher Schmuck, nur weniger erhoben gearbeitet, bedeckt den Unterleib und endet in ein Medaillon, das größer als die anderen drei ist und an welches sich unten ein franzengeschnitten maxtill anschließt. An den Unterarmen trägt die Statue breite Armbänder.

## Weiteres über die Greely-Expedition.

In der „Mail“ vom 21. Juli kommentirt ein englischer Redactor, leider ohne seinen Namen zu nennen, die bisher aus Philadelphia eingelaufenen Telegramme über die Greely-Expedition; das Interessanteste aus seinen Ausführungen geben wir im Nachfolgenden wieder. Es ist noch nicht an der Zeit — sagt er — irgend jemanden wegen des bestimmten traurigen Ausgangs der Expedition eines Verschens anzuklagen; soweit die Nachrichten bis jetzt reichen, scheint Lieutenant Greely den Umständen nach am besten gehandelt zu haben, als er seinen Rückzug von der Station Fort Conger nach Süden antrat. Gewiß war er überzeugt, daß sein Vaterland alle Anstrengungen machen würde, seine brave Mannschaft zu retten, aber niemand mußte auch besser als er, welche fast unüberwindlichen Schwierigkeiten sich jedem Schiffe bei einem Besuche, so weit nach Norden vorzubringen, in den Weg stellen mußten. Kein Wunder also, daß das Häuflein Männer sich im August 1883 entschloß, lieber nach Süden vorzubringen, als in dem ungesüßtesten Gebiete der Erde noch einen dritten Winter auszuhalten. Es mag daran erinnern werden, daß im vorigen Herbst die schwedische Expedition unter Baron Nordenfjöld, welche nordwärts bis Kap York (ca. 76° nördl. Br., an der Nordküste der Baffins-Bai) kam, von Eskimos hörte, daß die Greely'sche Expedition ihre Station verlassen habe und auf einer günstiger gelegenen Insel lagere. An diesem Gedächtnis war, wie man jetzt sieht, etwas Wahres; leider aber gelang es der unglücklichen Abtheilung nicht, weiter nach Süden zu gelangen als bis Kap Sabine auf Ellesmere-Land am Eingange des Smith's Sund, etwa 150

englische Meilen von ihrer Station am Fady Franklin-Sund (oder speciell an der Discovery-Bai) und 300 bis 400 Meilen von Upernivik, dem nächsten dänischen Posten. Jetzt ist es freilich leicht zu sagen, daß es viel besser für sie gewesen wäre, in ihren verhältnismäßig bequemen Quartieren im Fort Conger zu bleiben, wo vielleicht alle Mitglieder am Leben erhalten und in diesem Sommer von den Schiffen „Pear“ und „Thetis“ gerettet worden wären. Ist aber ein Irrthum begangen worden, so hat man schwer dafür gebüßt: als die Expedition im letzten August die Discovery-Bai verließ, fehlte kein Mann; aber die wenigen Monate auf den nackten Klippen von Kap Sabine haben 19 Männer das Leben gekostet.

Die Greely'sche Expedition wurde bekanntlich von der Regierung der Vereinigten Staaten als ein Glied jener Reihe internationaler Stationen angesehen, deren Hauptaufgabe es war, nach einem vorher bestimmten Plane regelmäßige Beobachtungen über die meteorologischen und anderen physikalischen Verhältnisse im Polargebiet anzustellen. Da der Beobachtungspunkt der Greely-Expedition viel nördlicher lag als irgend ein anderer, so brach sie ein Jahr früher als diese auf, um ihren Posten bestimmt zur rechten Zeit zu erreichen und ihre Beobachtungen nicht später als im August 1882 beginnen zu können. Sie war sowohl mit wissenschaftlichen Instrumenten als auch mit allem, was für ein behagliches Leben unter ungewöhnlich schwierigen Verhältnissen erforderlich war, auf das beste ausgerüstet. Der mitgeführte Proviant konnte leicht so eingetheilt werden, daß er bis zum heurigen Sommer reichte, und man weiß



auch Briefen, welche Lieutenant Greely kurz nach seiner Ankunft auf der Station geschrieben hat, daß die Gegend um Vahy Franklin-Bai (81° 44' nördl. Br.) an Wohlstand sehr reich ist. Ueberdies waren zwischen der Station und der Baffin-Bai Depots von Lebensmitteln und Booten in kurzen Zwischenräumen angelegt worden. Auch wußte Greely, daß man in den Sommern 1882 und 1883 Anstrengungen machen würde ihn zu erreichen, und er selbst hatte die Passage durch den schwierigen Sund zwischen Kap York und Vahy Franklin-Bai nach Norden (also durch den Smith-Sund, das Kane-Bassin und den Kennedy-Kanal) mit einer noch nicht dagewesenen Geschwindigkeit abgesehen. Kein Wunder darum, daß er und seine Leute unruhig wurden, als zwei Jahre hinter einander kein Zeichen von Hülfsleistung erschien. Als zum dritten Juliwende dieses Jahres hatte man seit dem 15. August 1881 auch nichts von Greely gehört; jenes Datum trug ein langer Brief von ihm, worin er sich höchst hoffnungsvoll und freudig aussprach. Die beiden Versuche im Sommer 1882 und 1883, die Station zu erreichen, mißglückten bekanntlich. Mehr Erfolg hatte ein dritter, welcher 1884 von den beiden Dampfern der Vereinigten Staaten, „Bear“ und „Thetis“, unternommen wurde, denen zur Unterstützung noch als Zerstörer das von England zur Verfügung gestellte Polarschiff „Alert“ folgte. Das Gelingen dieser Hülfs-Expedition ist allen Völkern werth; nur die ärmliche Entschlossenheit und Geschicklichkeit bejahte sie, mit ihren Schiffen die furchtbaren Eishindernisse und Stürme der Melville-Bai und des Smith-Sund zu überwinden. Und um Haarsbreite wären sie zu spät gekommen; trafen sie doch den Lieutenant Greely an, wie er seinen unüberlebenden Gefährten die Sterbegebete vorlas! — Es giebt kaum einen traurigern und ödtern Fieck auf Erden, als Kap Sabine, wo die unglückliche Expedition im vergangenen Herbst strandete. „Der rothe Segen-Rissen, welcher Kap Sabine bildet“ — schreibt Sir George Nares, der Leiter der englischen Expedition von 1875/76 — „und die Inseln in der Nähe des Fayer-Hafens sind im äußersten Grade unfruchtbar und öde. Während der drei Tage, welche wir dort aufgehalten wurden, bekamen wir sehr wenig animalisches Leben zu Gesicht, obgleich Streipscharten von den Schiffen aus die ganze nimmelhare Nachbarschaft erschauten.“ In das Ende des Kap oder der Halbinsel ist eine Bucht eingeschnitten, vor welcher verschiedene Inseln, Brevoort, Fayer, Stalknach u. s. w. liegen. Dort hinterließ 1875 Sir George Nares 250 Nationen, welche Greely nicht gefunden zu haben scheint. Ebenso hat er von den 50 000 Pfund Proviant, welche die früher zu seiner Rettung ausgesandten Expeditionen für ihn vergaben haben, nur 250 Pfund aufgefunden. Das war ein großes Unglück, da Greely bei seinem Rückzuge von Vahy Franklin-Bai fast alles, selbst die Boote, einbüßte und zurücksinken mußte; denn wie einkie die Männer von der „Polaris“, so wurde auch seine Abtheilung eine Zeitlang auf einer Eishölle nach Süden getrieben.

Wir fügen hier den telegraphischen Bericht über die Anfindung der letzten Ueberlebenden ein. Als „Thetis“ und „Bear“ an der Brevoort-Insel anlangten, wurden Streipscharten abgeschickt, um nach Cairns (Steinhausen) und darin enthaltenen Berichten zu suchen. Ein solcher wurde auf dem Gipfel der Brevoort-Insel gefunden; er datirte vom Oktober 1883 und gab an, daß die Greely'sche Expedition ein flüchtiges Lager bei Kap Sabine bezogen habe; sie befand sich damals wohl, hatte aber nur noch für 40 Tage Lebensmittel und litt empfindlich Noth. Sofort wurden alle Streipscharten zurückgerufen und Dermaschini

Wowe erhielt den Befehl, mit der Dampfmaschine des „Bear“ voranzufahren, während die Schiffe nachfolgten. Die Vandy erreichte das Lager der unglücklichen Expedition zuerst und kehrte mit der Meldung zurück, daß sich nur noch sieben davon am Leben befänden und daß Lieutenant Greely und zwei andere Männer im Sterben lägen.

Kapitän Schley, Dr. Emory und Richard Reynolds waren bald wiederum unterwegs nach dem Lager, reichlich versehen mit Nahrungsmitteln und Nahrungsmitteln, Klittern und dergleichen. Unterwegs wurde Nahrungsmittel zubereitet. Der herrschende Wind streifte sich zum Sturme und nur durch das hochfliegende Wandern der Vandy war es möglich, das Lager zu erreichen. Die Wellen schlugen über Bord und durchdrangen jedermann daselbst. Als die Hülfsbringenden das Lager erreichten, mußten sie das Zelt durchschneiden, um zu den Unglücklichen zu gelangen. Lieutenant Greely hatte gerade noch Kraft genug sich auf Händen und Knien aufzurichten. Er trug Fellschneidung und eine rothe gestrichelte Kappe, welche seine Hagerkeit nur um so schärfer hervorhob. Alle Augen stülten sich mit Thränen beim Anblicke seiner langen Kopf- und Barthaare, seines verfallenen Gesichtes, seiner tief eingesenken Augen, welche mit verklärtem Glanze durch die Brillengläser hindurchschienen, und als er seine schwache Stimme hören ließ, die er zwar zu bemerken suchte, die aber seine überwältigenden Gefühle klar erkennen ließ.

Zu jeder Seite lag ihm ein Gefährte, beide im Sterben — Corporal Ellison, mit abgefrorenen Füßen und nicht im Stande sein Haupt zu erheben, und der Soldat Maurice Connell in einem Schiffsack, dem Hungerdode nahe. Die vier anderen, Sergeant Winard, die Soldaten Yong und Frederick und der Lazaretschiffle Oberarzt waren gerade noch im Stande an dem Zelte hinzunehmen. Zunächst stärkte man sie mit etwas Milchpunsch und Anismonial, dann folgten Erfrische und warme Milch. Alle waren für den Augenblick durch das Bewußtsein, gerettet zu sein, erregt; ihr Bitten um Essen war herzlich erregend, doch mußte ihnen feste Nahrung noch verweigert werden. Sorgsam sührte man sie nach der „Thetis“ über und pflegte sie zärtlich. Einige Tage nach der Rettung war ihr Zustand noch ein bedeutend hoher ist, da auf die erste Frische tiefes Wiedergeschlagenheit folgte. Der Geisteszustand war bei allen schwach, Sprache und Bewegung leise und langsam. Ellison verlor vor seinem Tode den Verstand.

Nun zurück zu den Ausführungen in der „Mail“. In Betreff der Einzelheiten der Arbeit, welche die unglückliche Expedition während ihres fast dreijährigen Aufenthaltes in so hohen Breiten geleistet hat, muß man die Veröffentlichung der Berichte abwarten. Zum Glück sind Abschriften aller Beobachtungen und die Instrumente gerettet worden, so daß der Gewinn für die Wissenschaft vollständig ein ungewöhnlich hoher ist. Leider sind die Photographien verloren gegangen. Während die Hauptaufgabe der Expedition in dem Aufstellen von regelmäßig physikalischen Beobachtungen bestand, hat sie doch daneben ihre exceptionalen Position benutzt, um unsere Kenntniß der arktischen Geographie zu vermehren.

Man erinnert sich des müßigen Marthes des Kommandeurs Marxham und seiner Leute von der Nares'schen Polarexpedition über das sogenannte „paläarktische Eis“, um wenigstens einen Versuch zu machen, den Nordpol zu erreichen (vergleiche die treffliche Auseinandersetzung: „Die englische Nordpolarexpedition, der Smith-Sund und die Nordpolfrage“ in Bd. 31 dieser Zeitschrift, speciell S. 154). Nachdem sie ca. 60 englische Meilen zurückgelegt hatten, mußten sie unverrichteter Sache umkehren und froh sein,

mit dem Eeben davon zu kommen. Sie hatten indessen die Vermuthung, bis zur höchsten je errichteten Breite vorzudringen zu sein, nämlich bis  $83^{\circ} 20' 26''$  oder ca. 40 englische Meilen nördlicher als Parry 1827 im Reere von Spitzbergen. Es war nicht zu erwarten, daß eine Expedition der Vereinigten Staaten zwei bis drei Jahre seit an derselben Stelle, wie die englische unter Rares, verweilen würde ohne zu versuchen, ihre Flagge weiter nach Norden zu tragen als jene. Und so ist denn auch Lieutenant Lodwood um 4 bis 5 englische Meilen ( $83^{\circ} 24'$ ) nördlicher gewesen als Mackham, und um 19 Längengrade östlicher als die Engländer.

Lieutenant Lodwood, der sich leider unter den Todten befindet, scheint eines der thätigsten und unternehmendsten Mitglieder der Expedition gewesen zu sein. Im Jahre 1883 drangen er und Sergeant Brainerd in die Lady Franklin-Bai und deren Fortsetzung, den Archer Fjord, ein; 90 englische Meilen von der Baity-Bai (am Ende des Archer Fjords) stiegen sie auf den Anhang eines von dem Westmeere her einmündenden Fjords, welcher vorläufig Greely Fjord getauft wurde. Von dem Mittelpunkt desselben in  $80\frac{1}{2}^{\circ}$  nördl. Br. und  $78\frac{1}{2}^{\circ}$  westl. L. Gr. sah Lodwood, daß in 20 Meilen Entfernung gegen Westen die nördliche Küste des Fjords ihr Ende erreichte, während die südliche Küste 50 Meilen weit sich ausdehnte. In 70 Meilen Entfernung zeigte sich Kap Lodwood, das anscheinend einer andern Insel als Grinnell-Land angehörte. Dieses neue Land erhielt den Namen Arthur-Land. (Wir übergehen weitere geographische Details, die nach den bisher vorliegenden Berichten unverständlich bleiben, vollends ohne Karte.)

Selbst noch im März dieses Jahres, als schon der Tod seine Ernte unter den Mitgliedern der Expedition am Kap Sabine zu halten begann, wurden noch Entdeckungen gemacht. Damals erblidete Sergeant Yong, als er jagte, vom Berge Garey (nordwestlich von Kap Sabine) gegen Hayes-Land in nordwestlicher Richtung und sah auf dessen Nordküste drei Kap's jenseit des letzten, welches Sir George Rares im Jahre 1876 gesichtet hatte. Der Sund selbst ist 20 englische Meilen länger als ihn die Rares'sche Karte darstellt. Auf seiner (schon früher erwähnten) Reise nach Norden gelang es Lieutenant Lodwood, 7 Grade weiter östlich vorzubringen als der englische Lieutenant Beaumont im Jahre 1875. Von einem 2000 Fuß hohen Berge sah er kein Land im Norden oder Nordwesten von Grönland; aber gegen Nordosten, unter  $83^{\circ} 35'$  nördl. Br. und  $38^{\circ} 82'$  westl. L. Gr. sah er ein Sorgebirge, dem er den Namen Robert Lincoln gab. Dies ist interessant, weil daraus zu folgen scheint, daß im Norden der amerikanischen Küste das Meer verhältnismäßig inselreicher ist, während gegen Nordosten der Archipel längs der grönländischen Nordküste wahrscheinlich sich weithin erstreckt, vielleicht sogar bis zu den Inseln im Nordwesten von Franz-Josef-Land.

Lieutenant Greely selbst machte im Sommer 1882 einen Ausflug in das Innere von Grinnell-Land, auf dessen Stütze seine Station gelegen war; hierbei entdeckte er

einen See, 60 englische Meilen lang und 10 breit, den er nach General Hayes, dem Chef des Signal Service der Vereinigten Staaten, benannte. Aus allem diesem geht hervor, daß, abgesehen von der frist naturwissenschaftlichen Arbeit der Greely-Expedition, die geographischen Fortschritten derselben sehr umfangreich gewesen sind, viel umfangreicher als die der englischen Expedition unter Rares. Derselben erstreckten sich östlich und westlich von Fort Conger über etwa 40 Längengrade und nordwärts über 3 Breitengrade und ermöglichten es, die Nordküste von Grönland auf den Karten genauer darzustellen und besonders nach Osten und Nordosten hin zu verlängern. Ebenso erhält Grinnell-Land eine andere Gestalt auf der Karte und neu hinzugekommen ist Arthur-Land.

Das „paläarktische Eis“, jene neue Entdeckung resp. Theorie von Rares (vergl. über dieselbe „Globus“, Bd. 31, S. 173 f.), hat sich als eine Fabel herausgestellt; es giebt im Norden von Grönland und Grant-Land kein „Meer ewigen Eises“; es ist jetzt klar, daß das Eis irgend eines Theiles des Arktischen Meeres seine zwei Jahre hintereinander dasselbe ist. Es muß nothwendigermassen beständig in Bewegung sein, an manchen Stellen ansammelt zu „paläarktischen“ Massen, während an anderen das Meer verhältnismäßig offen ist.

Eine Frage scheint endgültig gelöst zu sein. Es ergibt sich aus dem, was wir über die Greely'sche und die zu ihrer Hilfe ausgesandten Expeditionen wissen, sowie aus den Erfahrungen früherer Unternehmungen, daß der Smith-Sund weder für Schiffe noch auch für Schlitten einen Weg zum Nordpole darbieht. Das Lieutenant Lodwood gegen Nordosten erblidete, scheint darzutun, daß der Weg über Franz-Josef-Land ausfahrtsreicher als je ist, und daß, wenn wiederum ein Versuch, den Pol zu erreichen, gemacht werden sollte, der Ausgangspunkt wahrscheinlich zwischen diesem Archipel und den Kußibirischen Inseln gewählt werden wird.

Die amerikanischen Presse hat unter dem frischen Eindruck der Trauennachrichten von Kap Sabine allgemein die Hoffnung ausgesprochen, daß keine weiteren Nordpol-Expeditionen mehr unternommen werden sollten; doch zeigt die Erfahrung, daß solche Einbrüche nicht von langer Dauer sind und daß Polarexpeditionen in Amerika ebenso wenig ein Ende nehmen werden, weil die Greely'sche Expedition von solchen Mißgeschick betroffen wurde, als sie es in England nach dem Verluste der beiden Schiffe „Trebush“ und „Terror“ gethan haben. Doch hat Amerika inzwischen genug gethan, daß es vorläufig Europa die Aufgabe, die Entdeckung im arktischen Gebiete weiterzuführen, überlassen darf. Ob 19 Menschenleben ein zu hoher Preis für einen weiteren Sieg über die Unwissenheit ist, das ist eine Frage, auf welche mehr als eine Antwort gegeben werden kann; sie muß verschieden ausfallen je nach dem, was einer des Lebens für werth hält. Aber eins ist gewiß, daß Lieutenant Greely und seine Leute, ob todt oder lebend, sich für jetzt und immer die Bewunderung aller edelgestimmten Leute erworben haben.

## Die Reise des Dr. Néis im Lande der Laos.

Wir entnehmen dem „Journal des Débats“ folgende Mittheilungen über die letzte Reise des Doktor Paul Néis zu den Laos. Er trat dieselbe am 11. December 1882 von Saigon an, verlief Phnom Penh am 19. December, fuhr auf dem Mekong über Kratie, Siang Treng, Vang Vathon und Vinh-Kissay bis Dien-Than, der alten Hauptstadt eines Laosreiches, und gelangte endlich nach Luang Prabang. Auf dieser Reise, wo er überall den Spuren Mouhot's, Harmand's und namentlich der großen unter Leitung von Deaubert de la Grée und Francis Garnier unternommenen Expedition folgte, konnte er nur wenig Neues beobachten.

Unter dem 18. Breitengrade aber verändert der Fluß seine Richtung und beschreibt erst gegen Westen, dann gegen Norden, beinahe im rechten Winkel, zwei scharfe Ecken, an deren nördlichsten Luang Prabang liegt; er bespült dort den südlichen und westlichen Fuß einer ausgedehnten Hochebene, welche sich im Osten bis nach Annam, im Norden bis nach Tongking und China erstreckt. Dieses Gebiet ist etwa so groß wie das halbe Frankreich und noch niemals von dem Fußge eines Europäers betreten worden; hier sollte Néis seiner Instruktion gemäß ein Feld für seine Forschungen suchen.

Zahlreiche Wasserläufe durchziehen diese Hochebene, sie wenden sich theils zum Mekong, theils bewässern sie die nördlichen Provinzen von Annam. Im Norden fließt ein großer Fluß von Nordwest nach Südost, der von den Laos Nam-The genannt wird und dessen mittlerer Lauf nicht bekannt ist; er scheint mit dem Song-Waa der Annamiten, welcher die Provinz Thanh-Hoa durchläuft und sich in den Golf von Tongking ergießt, identisch zu sein. Weiter war dies Land bewohnt von einer Laos-Bevölkerung Namens Phnuong, welche theils an Annam (Fürstenthum Tian-Kinh), theils an Luang Prabang und an Siam Tribut bezahlte. Die Leute waren ruhig und arbeitam, lebten von Ackerbau und Viehzucht und züchteten namentlich eine geschätzte Pferderasse. Durch ihr Gebiet hin unterhielt man von Luang Prabang aus Handelsverkehr mit Annam und Tongking. Doch dieses Land, welches sich früher eines großen Wohlstandes erfreute, ist seit zehn Jahren ein Opfer der Ho-Sa-Maoi (Diebe, Räuber) genannten Stämme geworden, welche immer mehr Dörfer in Ruinen verwandeln, immer mehr Acker veröfthen, immer mehr Menschen niedermegeln oder gefangen nehmen, sich in die unzugänglichen Berggegenden zu flüchten.

Die Ho-Sa sind Vandalen, welche auf Plünderung ausziehen, Reize der großen Taiping-Armee und Brüder der Schwarz- und Weißflaggen in Tongking. Sie ergänzen sich aus den Abenteurern aller Nationen, welche durch den Reiz der Beute herbeigezogen werden, besonders jedoch aus Chinesen, welche aus dem Drere der beiden Provinzen Kuang oder Yunnan befreiten, oder welche das Elend aus ihrem Lande vertrieben hat. Vor einem Jahrzehnt haben sie sich zuerst im Thale des Nam-The niedergelassen und Einfälle in das Gebiet der Phnuong gemacht. Jedes Jahr haben sie ihre Raubzüge weiter nach Süden ausgedehnt und sind jedesmal in größerer Zahl wiedergekehrt, bis sie zuletzt ein blühendes Land zu Grunde gerichtet haben und jetzt die Ufer des Mekong und das annamitische Reich bedrohen.

Man darf jedoch diese Ho-Sa-Maoi nicht mit einer andern chinesischen Bevölkerung verwechseln, die nordwestlich von Luang Prabang wohnt und sich auch den Namen Ho-Sa beilegt. Diese sind zum Theil Muselmänner, Ueberbleibsel der Mongolen aus der großen Insurrection in Yunnan, welche dem Untergang ihres Reiches Tali-An ergegangen und nach dem obern Laos ausgewandert sind; sie sind friedlich und fleißig und beschäftigen sich mit Ackerbau und Handel.

Dr. Néis entschloß sich, als er die erste große Biegung des Mekong erreicht hatte, wo ein bedeutender, Nam-Zan genannter Fluß von Norden einmündet, dem Laufe des Hauptstromes nicht weiter zu folgen und längs des Nebenflusses in das Gebiet der Phnuong einzudringen. Nach wenigen Tagen gelangte er nach Nuong-Nhan, der Hauptstadt der Gegend, wo er zwei französische Missionare traf, die von Annam gekommen waren. Er ließ sich in dieser Stadt nieder, wo er seine geographischen, anthropologischen und kommerziellen Forschungen fortsetzte und von allen Seiten Nachrichten über die verschiedenen ihm gestellten Aufgaben einlog. Bald jedoch wurden seine Arbeiten durch die Nachricht von einem Einfall der Ho-Sa unterbrochen. Er dachte einen Augenblick daran, die Vertheiligung der Stadt zu organisiren, aber die Kleinmüthigkeit, die Lähmigkeit und Feigheit der Einwohner machte dies unmöglich, und er sah sich genöthigt, sie ihrem Schicksale zu überlassen. Da sein Widerstand möglich war, mußte er eilig nach dem Mekong flüchten, wobei er gezwungen war, beinahe sein ganzes Gepäck zurückzulassen; die beiden Missionare retteten sich nach Annam. Bald nachher wurde die Stadt von den Ho-Sa genommen und zerstört, alle Einwohner, die sich nicht in das Gebirge hatten retten können, wurden niedergemetzelt; Néis hatte gewissermaßen die letzte Hauptstadt der Phnuong fallen sehen.

Er folgte nun wieder dem Mekong stromauf und gelangte am 8. Juni 1883 krank und von Anstrengungen erschöpft nach Luang Prabang, wo er von dem alten König mit der größten Freundslichkeit empfangen wurde; derselbe sorgte aufs beste für ihn und ließ ihm ein Haus bauen, in dem er sich erholen und seine Arbeiten fortsetzen konnte. Néis that dies sieben Monate lang, wurde zwar während dieser Zeit mehrere Male von heftigem Fieber ergriffen, nahm aber nach jedem Anfall seine Studien mit neuem Eifer wieder auf. Auf seine Unterredungen im Gebiete der Phnuong folgte die Erkundung des Nam-Kan und des Nam-Hu, zweier Nebenflüsse des Mekong, deren Lauf er etwa 100 km weit erforschte; ersterer kommt von Süden, letzterer von Norden. Gern hätte er auch den Nam-The erforscht, dessen Thal ganz von Ho-Sa bewohnt wird, doch würde er dort einem sicheren Tode entgegengegangen sein, und der König von Luang sowie die hainesischen Beamten wollten ihn nicht dorthin ziehen lassen. Nach seinen persönlichen Beobachtungen und den ihm gemachten Mittheilungen war er im Stande, eine Karte vom Gebiete der Phnuong zu entwerfen.

Endlich im Januar 1884 entschloß sich der Reisende, den Rückweg nach Saigon anzutreten, da alle seine Hilfsmittel erschöpft waren. Er konnte seinen Weg nicht, wie er geplant hatte, durch Tongking nehmen, da die Ho-Sa ihm

den Weg versperrten und der Krieg zwischen Frankreich und China ihn dort Hindernisse in den Weg gelegt haben würde. Er entschloß sich daher, durch Siam zurückzukehren, nicht jedoch ohne einen Abschied nach Kien-Wei, der Grenzstadt gegen Sina und dem bedeutendsten Centrum des westlichen Laos, wo der englische Einfluß vorherrscht, gemacht zu haben. Hier wurde er herzlich empfangen, konnte nicht einmal ein Boot bekommen und mußte zu Fuß Peking erreichen, wo er sich auf einem Nebenfluß des Kiam-Ping, des westlichen Armes des Men-nam einschiffte. Am 28. April kam er in Pumpern, barfuß, aber gesund, ohne Geld, aber mit allen seinen gesammelten Notizen, seinen naturwissenschaftlichen Sammlungen und Proben von allen Tauschgegenständen der Laos in Peking an.

Dr. Reiss hat auf dieser Reise alle die Eigenschaften eines Reisenden gezeigt, welche man bei ihm vorausgesetzt

hatte und wodurch die Aufmerksamkeit des Gouverneurs von Kichinchina und des Ministers des öffentlichen Unterrichts auf ihn gelenkt worden war: Ausdauer, Geduld, Entschlossenheit und Geduldlichkeit im Umgange mit den Eingeborenen. Mit den Häuptlingen der verschiedenen Stämme, die er besucht hat, war er im Stande, freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, welche der französischen Kolonie in Kichinchina zu Gute kommen werden, da er eine Menge Informationen mitbringt, die den Kaufleuten nützlich sein werden. Wenn er auch durch den Räuberstamm der Dos verhindert worden ist, die Hochzeiten der Hühner geographisch nach allen Richtungen hin zu untersuchen, was im Interesse der Ethnographie und der Hydrographie so wichtig gewesen wäre, so hat er doch eine Menge Nachrichten gesammelt, die unsere Kenntniz von Hinterindien nach verschiedenen Seiten hin erweitern werden.

## Kürzere Mittheilungen.

### Euting's Reise in Central-Arabien.

Ueber die Reise des Straßburger Professors Euting (vergl. S. 240 des vorigen Bandes des „Globus“) hat die „Kölnische Zeitung“ nähere Mittheilungen erhalten. In einem Briefe aus El Wedsch am Rothem Meere wird ihr unter anderem geschrieben: „Prof. Euting hatte vor genau einem Jahre Europa verlassen, um auf einer für etwa zwei Jahre geplanten Reise die Stammesgegend der Beduinen, insbesondere den bisher von noch nicht einem halben Dutzend Europäer betretenen Dschebel Schammar nach altorientalischen Inschriften zu durchforschen. Schon die Anfänge seiner Reise waren äußerst erfolgreich. So entdeckte er unter andern in Palmyra einen bisher verborgen gebliebenen jüdischen Tempel mit einer paläographisch merkwürdigen hebräischen Inschrift, und außerdem gelang es ihm, von der berühmten, aber bisher nur ungenau publicirten palmyrenischen Bilinguis (sie enthält einen sprachlich wie kulturhistorisch gleich merkwürdigen Kollastris) eine tadellose Abschrift zu fertigen. Die gefährvolle Reise von Damascus durch die Wüste gelang über Erwarten und am 27. October vorigen Jahres traf Euting in Hail am „Fose“ des Emir's Ibn Raschid ein. Dort blieb er drei Monate, fortwährend mit Sammeln von Inschriften beschäftigt, die er, zum Theil mit ungläublicher Mühe, auf einer von ihm selbst heimlich konstruirten und von Magirus in Hail angefertigten 8 m hohen Leiter von den Gebäuden oder Felsen abklopfte. „Oft mußte ich“, schreibt er, „bei rasendem Winde auf der schwanen Leiter stehen, mit nassem Papier, das der Wind zerriß; es war zum Verzweifeln und Weinen.“ Für ein paar Inschriften riskirte selbst die 8 m hohe Leiter nicht aus. Dabei schmerzten die Fußsohlen vom hundertmaligen Stehen auf der Leiter, denn da die Sandalen keine Abhilfe brachten, mußten sie wegen der Gefahr des Ausgleitens allemal abgelegt werden. Bei Fose war Euting wohl aufgenommen. Er erhielt ein eigenes Haus und Sklaven und wurde aus der Rücksicht des Emir's geliebt. Der tägliche Küchenzettel war Kamelmilch, Kamelschutter und Ziegenfleisch, zum Schluß Datteln. Den Emir Ibn Raschid schildert Euting als einen geistig hervorragenden, mit liebenswürdigen Eigenschaften begabten Herrscher, der sich wißbegierig und annehmend über die Einrichtungen und Sitten des Abendlandes zu unterrichten suchte. Am 23. Januar 1884 verließ Euting die Residenz Hail und gelangte in 24 Tagen, frey und quer ziehend, über Mandaf, Dsche-

bel Midma, Iranan, el-Birch und Holman nach Teima 1). Hier entdeckte er eine große aramäische Stele mit einer Inschrift, die er auf etwa 550 bis 600 v. Chr. ansetzt. Da sich inzwischen das ankündigte, nicht mehr auszurottende Gerücht verbreitet hatte, keine mit den Inschriften-Klassiken gefälligen Köpfer entdecken würde Gold, so begannen namentlich die Kaufleute der Beduinen sich zu regen. Schon auf einem Absteher von Teima nach Tebul empfing er nur wie durch ein Wunder mehreren Kamelhütern, besonders einem, den ein gewisser Salan Abu Tra auf ihn unternommen hatte. Bald aber sollte es schlimmer kommen. Inerst ging es von Teima nach El-Bidhar (Madain Salih), wo zahlreiche prächtige nabatäische Inschriften gewonnen wurden, dann nach El-Ola 2), wo sich 55 himiarische Inschriften fanden. Von hier aus wollte Euting nach mehreren Anträgen mit zwei halbwildren Beduinen vom Stamme der Bel das Gebiet der letzteren, das alte Midian, insbesondere die sagenhaften Ruinen von Maghair Scho'eb und dann das südlich davon bis nach Medina sich erstreckende Land der Scheich nach Inschriften, deren Vertheilung ihm bereits beschieden worden waren, durchsuchen. Allein, kaum von El-Ola abgebrochen, wurde er am ersten Abend mit seinen zwei Begleitern von einer Bande von zehn Scheichentrübenern, von denen drei eben erst eine Strede weit friedlich mit ihm gezogen waren, überfallen. Es entspann sich ein hitziger Kampf auf Leben und Tod. Während der zweite seiner Begleiter mit Geistesgegenwart die „Tefel“ (Kamele) stellte, gelang es Euting, einen der Räuber, der auf ihn anslagend die Schulter vorstreckte, durch die Zunge zu durchbohren, während ein zweiter, in das Gehirn getroffen, gleich todt blieb. Inzwischen die anderen einen Augenblick darüber stunden, entkam unser Reisender mit seinen beiden Begleitern, im stärksten Trabe die halbe Nacht reitend. Freilich mußte er nun auch, die Plutroche der Beduinen fürchtend, die Gegend überdaupt verlassen und auf seinen ursprünglichen Plan verzichten. Am vierten Tage gelangte er glücklich nach dem unter ägyptischer Hoheit stehenden El-Wedsch. Hier erholte er sich zunächst gründlich. „Als ich“, schreibt er, „bei dem Scheich des Ortes abging und Abends zum ersten Male wieder ein „orientalisches“ Abendessen, eine Weibchen, gebratenes Lamm und gebrauch-

1) Siehe die Karte Doughty's „Globus“ Bd. 41, Nr. 14. Demselben Weg folgte 1864 auch Gurnani zurück, nur in umgekehrter Richtung.

2) El-Wedsch auf Doughty's Karte „Globus“ Bd. 39, Nr. 1.



Hier noch Brot vorgelegt erhielt, kam es mir vor, als hätte ich noch nie in meinem Leben so süßlich gewiekt.“ Am 20. April im Guting, wie eine kurze Nachschrift meldet, glücklich der Schatuppe in Kofar an der afrikanischen Küste an. Von hier beabsichtigte er noch per Kamel nach Keneh am Nil zu reiten und einen Absteher nach den Ruinen von Theben zu machen, um von da über Jassa, Jerusalem, Beirut, Griechenland und Italien heimzukehren.“

Eine oben erwähnte aramäische Inschrift aus Teima, neben welcher sich das Porträt eines Königs in assyrischer Tracht und darunter eine Ophelene vor einem Altar mit gekrümmtem Stierkopfe befindet, ist **Druck von Prof. H. H. H. H.** in den Sitzungsberichten der kaiserl. preussischen Akademie der Wissenschaften (1884, Nr. 34, 35) herausgegeben worden. Es handelt sich in ihr um ein gewiehtes, durch Fülle gegen Verletzungen geschütztes Bild eines (wahrscheinlich schon verstorbenen) Priesters; das Bild wird auch mit jährlichen Einkünften, nämlich dem Ertrage von Tadeln, besetzt, die vielleicht zu Totenopfern dienen sollten, ausgeliefert. Prof. Hildebrandt schreibt a. a. O. S. 518: „Selbst wenn wir von der Inschrift noch weniger verstehen als es der Fall ist, so wäre dieselbe doch überaus wichtig. Eben die bloße Thatsache, daß hier im Innern Arabiens in der ältesten Zeit eine solche Inschrift in aramäischer Sprache und aramäischen Buchstaben gesetzt worden, ist hoch bedeutsam. Natürlich folgt daraus nicht, daß die damaligen Einwohner von Teima, welche das Alte Testament (Genes 25, 15 = 1. Chron. 1, 30) zu den Kindern Ismaels rechnet, Fremder waren: wird doch in persischer Zeit auch in Ägypten die aramäische Dialekte von Nicht-Aramäern verstanden, und haben doch selbst die Sklaven von Kleinasien, die weder Fremder waren, noch über Fremder herrschten, aramäische Inschriften auf ihren Wägen; aber auf alle Fälle zeigt sich hier ein sehr starker Kulturinfluß seitens der Völker der Gegend bis zur Entdeckung des Jeldams fortgesetzt hat. Unsere Inschrift muß übrigens dazu beitragen die Ansicht zu stützen, daß das Aramäische nicht erst unter den Achämeniden nach ihrer keine Heimat hinaus zur Schrift- oder Staatsprache geworden ist, sondern daß das schon in der assyrischen Periode mindestens begonnen hat. Nicht unpassend wird (2. Könige 18, 26 = Jeremia 36, 11) als schriftverständlich vorausgesetzt, daß ein hoher assyrischer Beamter aramäisch rede.“

Ferner ist vom höchsten Interesse, daß wir in dieser Gegend in uralter Zeit eine so hohe Kultur entdecken: geordneten Gottesdienst mit Wägen, Tempeln und Opfern, vornehmen Priestern, Inschriften u. s. w. Diese Kultur ist noch lange geblieben, denn Guting hat dort und in benachbarten Gegenden eine große Menge Inschriften gefunden, einige, die noch als altaramäische bezeichnet werden können, viele nabatäische (zum großen Teil noch den Jahren der gerade regierenden Könige datirt), viele sabäische (himjarische) und eine Anzahl in Charakteren, die noch nicht, oder wenigstens wohl nicht gehörig entziffert sind. Ungewisshelt beruht die Kultur von Teima und anderen Orten im nordwestlichen Arabien auf dem Dunkel: Hüb 6, 19 in einer Stelle, die möglicherweise mit unserer Inschrift ungefähr gleichzeitig ist, werden ja die Karawanen Teimas den Reisenden Sabas an die Seite gestellt. Ohne seine Handelsbedeutung wäre Teima im Alten Testament, welches vom Innern Arabiens sonst wenig Notiz nimmt, sicherlich wiederholt erwähnt (außer an den genannten Stellen noch Jer. 21, 14 und Jer. 25, 23).

Da unsere Inschrift nun so alt, so fällt manches Bedenken gegen die frühe Datierung sabäischer Inschriften durch D. H. Müller fort, denn man darf doch annehmen, daß höhere Bildung in Yemen erst als in Nordarabien.

Die nordarabische Kultur ist wahrscheinlich langsam verfallen, seit der Zerzug dem Lande bald immer mehr Abbruch that und seit Yemen selbst mehr und mehr herunterkam. Einzelne Zerfällungsakte wären wohl immer bald wieder ausgeglichen,

wenn der Handel weiter geblüht hätte. Uebrigens war Teima durch seinen Tadelreichthum für Arabien eine gewisse Bedeutung gesichert; das gilt entschieden von Muhammeds Zeit und, wie es scheint, einigermaßen auch noch von der unsern.

Welchen Vorprung der Verkehr des Karawanenhandels giebt, das sieht man am besten daran, daß die Koriethiten, die letzten Erben der alten Handelsvölker, obwohl an Reichtum und an höherer Kultur bieten durchaus nicht gleich, doch eine geistige Ueberlegenheit gewonnen haben, welche sie in einer gemäßigten Zeit zu Führern der anderen Araber gemacht hat.

#### Koreanische Wesen.

Auf Veranlassung des russischen Gesandten in Peking, G. R. Buhrow, hat V. Dmitriewski ein japanisches, Korea behandelndes Manuscript, welches sich bei Herrn Buhrow befand, ins Russische überlesen lassen; die R. R. Urographische Gesellschaft in Petersburg hat diese Uebersetzung kürzlich herausgegeben. Das Werk führt den Titel: Nachrichten des Dolmetschers der bei der Regierung der Insel Tsushima, Claus Riegro. Diesem Werke sind folgende Notizen über Korea entnommen:

Im Staate Tio-lien, so nennen die Koreaner ihr Land, zeichnen alle Einrichtungen sich durch sehr ursprüngliche Formen aus; dieselben verhalten sich zur gegenwärtigen Menschheit etwa so, wie das Zeitalter der ersten Steinwerkzeuge zur heutigen Epoche des Elektromagnetismus und der modernen Landwirtschaft. Hier einige charakteristische Beispiele aus dem Gebiete der forschenden Finanzen und der Kriminalpflege. Es werden im forschenden Maße Familienabgaben geführt, welche man alle drei Jahre erneuert. Auf Grund dieser Tabellen erhebt man die Abgaben. In die Listen werden eingetragen der Großvater, der Vater und die Eltern mit ihren Frauen, wobei genau angegeben wird, aus welcher Familie die Frauen herkommen. Jede einzelne Familie präsentierte ein Exemplar der Liste der Kreisverwaltung, ein anderes Exemplar wird abgenommen und als Heiligtum in der Familie selbst aufbewahrt. Jeder Koreaner trägt stets ein kleines Täfelchen bei sich, auf dessen einer Seite Vor- und Familienname, auf dessen anderer Seite die genaue Adresse, Ort und sogar Straße aufgeschrieben ist; die 4 Zoll langen, 1 Zoll breiten Täfelchen sind mit einem Regierungssiegel versehen. Die gewöhnlichen Koreaner besitzen Täfelchen aus Bambu, die Beamten aus Eisenblech oder aus gelbem Horn; die Soldaten tragen ihre Täfelchen am Gürtel. Wer kein Täfelchen einem andern giebt, wird mit 100 Stockschlägen und einer dreijährigen Verbannung bestraft. Die Vorhände der Bezirke und Kreise müssen alljährlich den Gouverneurs der acht Provinzen über den Zustand der Ernte, über Völkern und Ueberschwemmungen berichten. Außerdem werden, um die Ernte abzufühlen, aus der Hauptstadt Beamte abgeordnet. Die Finanzverwaltung setzt auf Grundlage der Berichte die Höhe der Abgaben fest. Uebrigens hängt die Höhe derselben nicht nur von der Ertragsfähigkeit der Ernte, sondern auch von der Wohlhabendheit ab; die Abgaben dürfen nicht drückend sein. In Hungerszeiten wird dem Volke Reis ausgetheilt, doch muß in guten Erntejahren das Quantum Reis mit einem 10 proc. Zuschlag wiedererstattet werden. Die Beamten erhalten ihre Löhnung monatlich, nämlich eine ihrem Range entsprechende Menge Reis und gelbe Erbsen. Die Gouverneure der Provinzen erhalten ihre Löhne in Reis und anderen Landesprodukten. Die Einnahmen müssen sehr beträchtlich sein, denn die Koreaner pflegen zu sagen: ein Mensch, welcher ein Jahr Gouverneur (Kames) der — reichen — Provinz Pien-an-do ist, gewinnt so viel, daß seine Nachkommen bis in das dritte Glied hinein glänzend leben können. Die Bezirks- und Kreisverwaltungen müssen das Landvolk dazu anhalten, zeitig zu adern und zu säen, das Unkraut zu entfernen, den Bedürftigen zu helfen; sie dürfen das Volk wäh-



rend der Heilbarkeit nicht zum Heerde dienste benutzen und keine Abgaben einsammeln. Die Acker dürfen nicht brach liegen; die Acker von Familien, deren Glieder krank sind, werden von ihren Verwandten und Nachbarn bearbeitet. Die Regierung hat ein breiteres Bülblein: Regeln für Landleute herausgegeben. Diese Landwirthschaft und Gartenbau betreffenden Vorschriften werden in jedem Dorfe im Frühling und Herbst in allgemeinen für Männer und Frauen obligatorischen Versammlungen vorgelesen. Wer diesen Vorschriften nicht folgt, wird bestraft. Und Straßen giebt es viele in Korea. Die Straße besteht in der Theilung von allerhand Stodschlägen auf die Waden des Straßganges. Der Stod, dessen Länge und Farbe genau vorgeschrieben ist, brecht allen, von den ersten Würdenträgern bis zum gewöhnlichen Sterblichen herab. Uebrigens bilden die Stodschläge eine Einnahmequelle der Regierung; es existirt nämlich eine Tare, nach welcher die Stodschläge durch eine bestimmte Menge Baumwollenzug oder Kupfergeld abgelöst werden können. Die Tare beginnt mit 10 Schlägen, halt deren 7 Fuß Baumwollenzug gekauft werden müssen, und endet mit 100 Schlägen, welchen 2 Stüd Baumwollenzug (etwa 60 Fuß) gleichkommen. Stodschläge und Prügel, welche bei Verbrechen ausgeübt werden — ohne Zahl, oft bis zum Tode, sind nicht ablösbar. Mit den Gefangenen geht man verhältnismäßig mild um; wohlhabende Arrehtanten werden von ihren Verwandten, ärmeren Arrehtanten von der Regierung unterhalten. Der Gerichtstag stellt alljährlich eine Liste solcher Personen zusammen, welche zu begnadigen sind, doch ist dabei durch das Gesetz festgesetzt, daß man nicht solche Personen zur Begnadigung vorkellen darf, welche für Bestechung verurtheilt sind, ganz ciertei, welche hohe Stellungen je auch früher eingenommen hätten, und wenigstens volle Amnezie verhängt worden sei. Todesstrafen finden sehr selten statt: ein oder zwei im Jahre. Bei dem Vollzuge der Todesstrafe wird dem Verurtheilten ein Weid durchs Ohr gebohrt, das Gesicht mit Stiefelmehl bedeckt; kurz vor der Strafe wird dreimal aus der Kamore geschossen. Erst beim dritten Schusse wird die Strafe vollzogen; wenn nur zwei Schüsse gemacht worden sind, so wird der Verurtheilte nicht hingerichtet. Die schwersten Verbrechen, welche die Todesstrafe nach sich ziehen, sind Revolution und Aufruhr gegen die Regierung, falsche Beschuldigung und Theilnahme an einer Verschwörung, Beleidigung der Ahnen des Königs u. s. w. Hohe Beamte, welche zum Tode verurtheilt sind, dürfen sich zu Hause vergiften. Als ein originelles Vergehen ist folgendes zu bezeichnen: Die Gelehrten, welche ihren Gouverneur der Provinz nicht leiden mögen, versammelten sich im Tempel des Konfucius und sangen an zu weinen; dafür werden sie mit 100 Stodschlägen bestraft und in abgelegene Ortschaften verbannt. Denuncianten werden sehr streng bestraft. Wenn ein Sohn oder ein Enkel seinen Vater, Großvater, seine Mutter oder Großmutter anklagt, so wird er, ohne Rücksicht darauf, ob die Klage gerecht war oder nicht, mit dem Tode bestraft. In gleicher Weise werden mit dem Tode bestraft alle diejenigen, welche „wichtige“ Gegenstände,

eine Kuh, ein Pferd, Silber, Gold, eiserne Sachen, Edelsteine, Pulver u. a. m. im Geheimen verkaufen.

### D o d.

Das „Journal des Debats“ veröffentlichte unlängst einen Brief aus Aden, der die Meinung derer, die da glauben, Diod könnte mit der Zeit die Erfindung Adams bezeugen, zu erschüttern geeignet ist. Das Gegenstück, meint der Berichtserstatter, wäre leider das richtige; denn Aden besitzt fraterlich den Vorzug im Vergleich mit Diod, die nicht zu unterschätzen sind. Aber in anderer Beziehung ist das letztere allerdings Aden bei weitem überlegen. Auf den Felsen von Aden herrscht eine entsetzliche Dürre, und alle Vegetabilien sind fast unerforschlich theuer, da sie von der Seemacht bezogen werden müssen. Die Umgegend von Diod könnte sehr leicht angebaut werden, denn es hat Sonne und Wasser. Gegenwärtig ist die Küste noch ganz unangebaut, und auf einer Meile fand der Schreiber frisch halt der nach den Schilderungen gewisser Reisenden erwarteten herrlichen Wälder einen einzigen Palmbaum. Dagegen sind die Gärten von Diod keine Kata Morgana, wie der englische Gouverneur von Aden glaubte. Die Officiere des Schiffes „Interne“ hatten Andererseits geist, die in 45 Tagen reif waren, Rabieschen, die in 30 Tagen eßbar waren, Melonen, welche man in 90 Tagen auf die Tafel bringen konnte u. s. w. Jeden Tag konnte begossen werden, denn an Wasser war kein Mangel. Mit Diods Gärten allein, die Aden verproviantiren könnten, wird die Osmannien bekräftigt werden können. Die natürliche Vegetation des Landes umfaßt die Minowien, deren Blätter dem Vieh zum Futter dienen, den Senesstrauch, Sonnenblumen, Haifisch und an der Seefüste den Venkterbaum. Aber nichts hindert auch die Dattelpalme und die gewöhnliche Palme da einzeln zu machen. Die Haus-thiere sind: Kinder, Schafe, Ziegen, Kamele, Tromedare, Fiel und Maulthiere. An Wild herrscht ein erstaunlicher Ueberfluß; besonders findet man Antilopen, Hasen, wilde Fiel, Rebhühner, Trappen, Turteltauben u. s. w., ferner Adler, Geier, Fiskadler, Finken, Schafale, Gullen. Auch Fische sind in Hülle und Fülle vorhanden; leider wimmelt der Ozean von Diod von Haifischen, so daß man nicht daran denken darf, ein Seebad zu nehmen. Das Klima des Landes ist sehr gesund, obwohl heiß. Bis jetzt ist die Zahl der Kolonisten sehr gering, und es giebt nur zwei Faktoreien, die von hohen Mauern umschlossen sind. Was den Bodenreichthum betrifft, so war von Eisen und Kupfer, von Blei, Schwefel und Goldadern die Rede, hauptsächlich aber von leicht auszubereitenden Kohlengruben. Dies wird aber erst nach näherer feinerlicher werden müssen und der Schreiber fürchtet, daß man sich in Bezug darauf einer Täuschung hingiebt. Allerdings trifft man in der Umgegend von Diod auf Felsen, die nach Kohlen aussehen, geht man jedoch der Sache auf den Grund, so stellt sich der Irrthum heraus.

## Aus allen Erdtheilen.

### E u r o p a.

— In Bregenz hat am 5. Juni die Laufe und der Stapel-lauf der neu erbauten Trajectbahn „Apria“ nach „Habsburg“ stattgefunden, die im Anschluß an die Helberbahn die neue Verkehrslinie, die sich Weiterreich durch den Bau der Helberbahn eröffnet hat, vervollständigen sollen. In wenigen Monaten wird der österreichische Verkehr von allen Enden der Monarchie, von Bozzen, Bodenbad und

Trienz nach der Schweiz und Frankreich durch den Ahrberg und über den Bodensee geführt werden, ohne eine direkte Schiene zu berühren.

— Der Hafen von Antwerpen hält heutzutage gleichen Schritt mit Le Havre, und wenn es zu weiter geht, wird es nicht lange dauern, bis er ihn übertrifft. Seine Bassins nehmen eine Fläche von 67 ha ein und seine Quais haben eine Länge von 14600 m, ungerichtet die 2500 m

Verfälschung, die ein Anlegen zuläßt. Im Jahre 1882 sind hier 8896 Seeschiffe mit einem Tonnengehalt von 6906085 Tonnen eingelaufen, und dabei ist der Verkehr auf dem Flusse und den Kanälen, welche es mit Gent, Brüssel, Brven und Tandermonde verbinden, noch nicht mitgerechnet, und er beträgt ebenfalls 2 232 711 Tonnen.

Der Haupthandelsverkehr geht nach England, aber man kann sagen, der Hafen stellt Handel mit der ganzen Welt. Er importirt Wolle, Baumwolle, Reis, Kaffee, Zucker, Leder, Felle, Fälscher aus dem Norden, Tabak, Opium, Schwefel, Metalle und Gewürze und exportirt chemische Fabrikate, Eisen, Schienen, Gewebe, ~~Tabak, Wein, Zucker, Reis, Wolle, Eisen, Schienen, Gewebe, Tabak, Wein, Zucker, Reis, Wolle, Eisen, Schienen, Gewebe~~ sowie feine, Richte und Manufakturwaaren. Es ist eine Industriehaft mit Raffinerien, Seeräufabriken, Brennerien und Branerrien, und der Diamant wird hier so gut geschnitten wie in Amsterdam und Paris.

Der Gesamtwerth des Handels beläuft sich auf eine Milliarde und 600 Millionen Francs, wovon 300 Millionen auf den Transithandel kommen.

— Wasserstraßen in Frankreich. Nach einer kürzlich von der Verwaltung veröffentlichten Statistik der Wasserstraßen für Schifffahrt und Flößerei in Frankreich beträgt die Gesamtlänge der Flüsse 11 606,50 km, wovon 2 960,70 km der Flößerei und 8545 km der Schifffahrt zufließen. Die Länge der Kanäle beträgt 4 758,10 km. So erreicht die Totalentwicklung der Wasserwege in Frankreich die Höhe von 16 264,60 km, nur gerechnet die für Flößerei oder Schifffahrt geeigneten. Diese Länge vertheilt sich auf die einzelnen Stromgebiete in folgender Weise:

|                            | Flüsse  | Kanäle  |
|----------------------------|---------|---------|
| Gebiet der Nordsee . . . . | 9 426,6 | 914,6   |
| Seinengebiet . . . . .     | 2 219,6 | 1 896,2 |
| Loiregebiet . . . . .      | 2 709,4 | 1 264,4 |
| Garonnengebiet . . . . .   | 3 046,7 | 334,3   |
| Rhonegebiet . . . . .      | 2 588,0 | 848,6   |

— In Bezug auf die Durchbohrung des Isthmus von Korinth meldet man aus Athen, daß von 10 000 000 ebm, die fortzuschaffen sind, 1 200 000 ebm bereits entfernt sind. Die mächtigen zwei Maschinen von je 450 Pferdekraften, welche in Lyon zur Verschleissung der Erdarbeiten erbaut sind, werden während an den beiden Enden des zukünftigen Kanals in Thätigkeit gesetzt werden. Derselben vermögen täglich 8000 ebm zu bewegen, und so werden die Unternehmer eine große Anzahl der jetzt beschäftigten Arbeiter entlassen können. Es wird mehr und mehr klar, daß die zu überwindenden Hindernisse bedeutender sein werden als bei dem Isthmus von Suez und Panama. Trotzdem hofft man mit der Arbeit in drei Jahren fertig zu werden.

— Zu Anfang Juli ist die Eisenbahn von Athen nach Genua eröffnet worden; einen Monat später sollte sie bis Megara dem Verkehr übergeben werden. Gleichzeitig mit jener Eisenbahnöffnung hat die Caserta Telegraph Company sämtliche griechischen Inseln des Ägäischen Meeres durch Kabel mit einander und mit dem übrigen griechischen Telegraphennetze in Verbindung gebracht.

#### A f f e n .

— Die Gesamtzahl der jetzt in Jerusalem wohnenden Juden wird von der „Marte des Tempels“ (1884, Nr. 18) auf mindestens 16 000 Seelen geschätzt. Es giebt dort hauptsächlich drei Judenteile: Askänen, Sephardim und Maghrabin. Die ersten sprechen einen jüdisch-deutschen Dialekt und kommen von Rußland, Polen, Österreich, Ungarn, Deutschland und Holland; die Sephardim sprechen einen jüdisch-spanischen Dialekt und stammen aus Spanien, die Maghrabin sprechen arabisch und stammen aus dem Gebirge des türkischen Reiches. Ihrer Beschäftigung nach zerfallen die Juden in Chasidim und Geschäftleute; erstere widmen sich ausschließlich dem Studium des Talmud und

religiösen Verrichtungen und lassen ihre auswärtigen Glaubensgenossen für ihren Lebensunterhalt sorgen. Die von denselben einlaufenden Gelder, Chasufa genannt, werden von dem Habbiner je nach dem Grade der talumidischen Gelehrsamkeit und der Größe der Familien vertheilt. Natürlich, daß die Habbiner dadurch große Macht über ihre unweisen Religionsgenossen erhalten und alles daransetzen, um die selben in ihrer Unwissenheit und Armut zu erhalten. Seit etwa 18 Jahren ist aber hierin in Folge der Einnahmevermittlung Familien aus Rußland, Polen und Ungarn, welche Gelder betreiben und nicht auf die Chasufa angewiesen sind, eine Umänderung eingetreten; dieselben haben sich namentlich vor dem Jaffa- und Damaskusbere in zum Theil recht stattlichen Gebäuden niedergelassen. Die Sephardim und Maghrabin zusammen zählen vor zwei Jahren 7200 Seelen; sie sind meist in Jerusalem geboren und türkische Unterthanen und sprechen fast alle arabisch. Zum kleineren Theile sind es bräunliche Leute, welche ihren Lebensabend in der heiligen Stadt verleben wollen. Die Kaufleute unter ihnen haben das ganze Manufaktur- und Bekleidungs- in Händen, und nur die Kernehen thun Dienste als Loh- und Wasserträger, Straßenreiner u. s. w.

Die Askänen, von denen die ersten 10 Familien vor 68 Jahren anlangten, zählen jetzt 6000 Seelen; sie stehen unter konularischem Schutze und verleben häufig das Askalische. Ein Theil sind alte fromme Leute, die von Almosen leben; 215 Familien treiben Handelsgeschäfte und sind meist wohlhabend. 364 Familien treiben Handwerke und müssen sich schwer plagen, 215 Familien verrichten schwere Arbeit als Tagelöhner, Lohträger, Müllerrunde, Kutsher u. s. w. und viele sind ständige Bettler.

— Die offiziellen Zeitungen Indiens werden jetzt zum ersten Male auf Papier gedruckt, was im Lande fabricirt ist. Von der Regierung werden große Hoffnungen auf die Eingebürgung dieser neuen und einträglichen Industrie in Indien gesetzt.

— Aus Dibrugar in Assam berichtet Mr. Scott Campbell, der Inhaber eines Monopols für Goldwäscherei in dem nördlich von Lachimpur belegenen Distrikte, daß er vor kurzem ungemein günstige Nachrichten über die Resultate der Arbeiten auf den Subansiri-Goldfeldern erhalten habe. Die Analyse einiger Proben der dortigen Durchschnittsbaumwollungen habe ein Quantum von 26 Unzen (englisch) Gold pro Tonne ergeben. Mr. Campbell, der dafür bürgt, daß die analysirten Proben auch wirkliche Durchschnittsbaumwollungen gewesen sind, hat jetzt einige neue Proben behufs nochmaliger Analyse nach London geschickt. Die Subansiri-Goldfelder liegen auf britischem Gebiete, unterhalb des sogenannten Vithalibam-Teegartens.

— Ein Calcuttaer Telegramm bringt nähere Nachrichten über die Verbergerungen, die der neue Gölson in dem Distrikte von Ahsab in Britisch-Birma angerichtet hat. Danach wird die Anzahl der gölsonig zerstörten Wohnhäuser auf 2000, die der mehr oder minder beschädigten auf über 6000 geschätzt. Verwüthliche Vorräthe an Paddy (nennthlicher Reis) wurden vernichtet oder hellenweise total durchnäht. Aus dem Innern kommende Berichte melden den Verlust von 25 Menschenleben. In der Stadt Ahsab haben entzündete Stürme die Dächer von mehreren Fabriken und großen Speichergebäuden.

— In der Juni-Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin hielt Herr Müller-Beck einen Vortrag über die Handelsbeziehungen Hinterindiens. Das Land sei dem Handel noch wenig erschlossen. Hinderlich seien die Schwierigkeiten des Verkehrs, die Beherrschbarkeit der Bewohner und ihre niedrige Kulturhöhe. Da aber von zwei Seiten England und Frankreich sich bemühten, hier Ordnung zu schaffen und dem Handel die Wege zu bahnen, so sei eine stetige, wenn auch langsame Besserung zu erwarten. Unter den importirbaren Waaren stehen in erster Linie baumwollene

Waaren, deren Fabrication neuerdings in Deutschland solche Fortschritte gemacht hat, daß eine Konkurrenz mit englischen Waaren wohl möglich sei. Unter den ausgeführten Produkten steht der Reis (1881 ca. 1 000 000 Tonnen) obenan, ferner Kaffeebohnen, namentlich Arabika (1881: 46 000 Tonnen), dann Reis, Weizen, Gerste, Zucker, Salz, Opium, Jute, Schiffsboot, Gelatine, Kaffee, Rind, Schweine u. a. Die gesamte Ausfuhr über Bangkok betrug 1882 über 44 000 000 Mark, davon für 8 000 000 nach Europa. Die Zahl der deutschen Schiffe in dortigen Häfen ist ziemlich beträchtlich, doppelt so groß vielleicht als die der französischen, aber das Schiffsmaterial ist sehr schlecht und außer Kaputt und Kraggut nichts daufisch. Als Anlaufpunkt, um von hier nach dem südlichen China zu gelangen, ist das Land noch so gut wie unbrauchbar, theils wegen der Schwierigkeit der Schifffahrt selbst auf seinen größten Flüssen, theils wegen der Verletzung ihrer Uferlände durch bayerische und noch ganz unfaltiverte Völkergesellen.

Auf den Philippinen sollen mehrere wichtige Eisenbahnlinsen gebaut werden. Für den Bau einer Linie von Manila nach Pangasinan an der Nordwestküste von Luzon werden in den Zeitungen Angebote bis zum 1. Oktober dieses Jahres eingefordert.

In dem London and China Telegraph vom 21. Juli macht Korthals eine übrigens ziemlich unbedeutende Mittheilung über die Ergebnisse seiner mit Priou nach der Sundastrasse unternommenen wissenschaftlichen Reise („Globe“ XLV, S. 159). Der Gipfel des Krakatau konnte nicht erreicht werden; die durch den Ausbruch neu gebildeten Inseln Stercs und Calneier waren dem Aufsteigen nach wieder verschwunden (was übrigens auch von anderer Seite berichtet wurde).

### A f r i k a.

Von Juni 1883 bis Mai 1884 hat der Franzose de Foucauld eine wichtige und ausgedehnte Reise durch das unferne Nordafrika so nahe gelegene und doch noch so unbekante Marokko ausgeführt. Von Fez aus überschritt er den Atlas und drang bis zum Bed Draa vor, kehrte dann an die Küste nach Mogador zurück und unternahm eine zweite Reise über Bed Snä parallel dem Atlas nach der Oase Tinfat, dann nordwärts, um längs des Mulsia Algerien zu erreichen. De Foucauld unangelegt Uhr, Kompass und Barometer benutzen konnte, ja sogar astronomische Beobachtungen ausführte, so recht zu hoffen, daß seine Karte einen wesentlichen Fortschritt in der Kenntniß Marokkos bezeichnen wird.

Italien behauptet ein relativ größeres finanzielles Interesse an Ägypten zu haben als Frankreich und darin nur England nachzusehen. Das sieht der „Diritto“ an Grund der Handelsberichte für das Jahr 1881, welches dem Bombardement Alexandrias voranging, nachzuweisen. In jenem Jahre hatte der englische Handel mit Ägypten einen Werth von 812 Millionen Franken, der französische von 665 100 000 Franken und der italienische von 26 640 000 Franken. Absolut übertrifft also Frankreichs Handel den Italiens um mehr als das Doppelte. Da sich aber Englands ägyptischer Handel zu seinem gesammten auswärtigen wie 1:100 verhält, der Frankreichs wie 1:140 und der Italiens wie 1:100, so hat letzteres verhältnismäßig ein größeres Interesse am Nilhandel als Frankreich. — Italien soll verlangen, daß Ägypten den Ägyptern überlassen bleibe; was aber unter „Ägypten“ zu verstehen ist, erklärt der kaiserliche Korrespondent des „Diritto“ folgenmaßen: „Die auf dem kaiserlichen Boden der Völkernoten etablierten fremden Kolonien bilden den Haupttheil der ägyptischen Bevölkerung, nicht an Zahl, denn die große Masse sind Mahomedaner und Araber, sondern weil wir unbrüchlich die Intelligenz, den Fortschritt, den Handel, die Industrie und in gewisser Sinne den

wahren Reichtum des Landes repräsentiren. Der größere Theil des ägyptischen Bodens befindet sich jetzt in den Händen von Europäern.“

— Briefe, datirt Jangibar den 13. Mai, sind von Herrn S. D. Johnston an den Sekretär des britischen Konsils zur Erforschung des Klimamaterials eingelaufen. Danach hat Johnston unter Zustimmung von Sir John Kirk, des dortigen englischen Konsuls, die Komaba-Reise nach dem Klimamaterials gewährt und wollte etwa in 14 Tagen abreisen. Die Gegend zwischen Komaba und Tschaga soll ruhig sein und der Weg keine ernstlichen Schwierigkeiten bieten. Herrn Johnston ist es gelungen, sich die ersten Dienste dreier Vogelabholger, die schon Dr. Kirk beschäftigt hat, und die eines von Sir John Kirk eingeübten Pflanzenkammerer zu sichern und geht, trotz des Klimas von Jangibar, in bester Gesundheit der Expedition mit den besten Hoffnungen entgegen.

— Die römischen Missionare haben mit Erlaubniß des Häuptlings Mirambo in diesem Gebiete eine neue Station zwischen Tabora und dem Victoria-Nyanza angelegt. Komongo, der Häuptling Mirambo's, ist mit einer Eintheile von ziemlich starken und sehr mit einander verbundenen Baumstämmen umgeben, die seine Eingangsporte ist mit Kriegstrophäen von den Wa-Tuta, Schilden aus Elefantenhaut, geschmückt. Zur Aufzucht eines geeigneten Platzes wurde ihnen einer der Unterhändler vom Könige beigeordnet, und unter dessen Schutze begaben sie sich über eine 150 m lange Pfahlbrücke, die über den zur Zeit angetrockneten Gombe-Fluß führte, nach Ufane. Ihr Zelt war an die Kunde von ihren medicinischen Fähigkeiten alle Abend von einer Menge Kranter umringt. In Ufane fanden sie eine einheimische Schmiede, in der sehr geschäftig Lanzen, Pfeile, Beile und Hantelklingen hergestellt wurden. In der Mitte der Hütte brannte ein Holzkohlesfeuer und über demselben war ein großes irdenes Gefäß, eine Art großer Tiegel, eingemauert, welches mit kleinen eisernen Steinen aus der Nachbarschaft gefüllt wurde. Um den Herd standen acht Knechte, die von vier Mann in Bewegung gesetzt werden konnten. In wenigen Minuten kamen die Steine in Fluß, und die Schmelzung des Metalls und der fremden Stoffe vollzog sich mit Leichtigkeit. Die Wahl der Missionare fiel auf das Dorf des Häuptlings Terna, das in einer an Reis, Erbsen, Linsen und auch an Vieh (Rinder, Schafe und Ziegen) reichen Gegend am Fuße eines Hügel gelegen ist. Der Häuptling ließ ihnen eine Wohnung bauen und versprach ihnen seine Kinder zur Erziehung zu übergeben.

— H. J. Johnson-Lewis schreibt an „Nature“ (Nr. 769, S. 62), daß er in Ruget mit dem Dr. Lamé zusammengetroffen sei, als derselbe von der Missionstation am nördlichen Ende des Rajala-See's nach seiner Heimath zurückkehrte. Derselbe hat ihm die Mittheilung gemacht, daß dort und am Seeufer Vinskein in großer Menge vorkomme, ebenso Ställe Kohlen, und daß viele Felsen dort den vulkanischen Tuffen bei Ruget anfallend ähnlich seien. Ein Stüd Vinskein, welches Lewis bei sich hatte, wurde von Johnson-Lewis untersucht; es ist nur beinahe interessant, weil es für die Erleuchtung kontinentaler Vulkanen spricht, die einige hundert englische Meilen von der Meeresküste entfernt sind, aber doch in der unmittelbaren Nachbarschaft eines großen Vulkans liegen. Dr. Lewis hat verprochen, bei seiner Rückkehr nach dem Rajala-See eine Sammlung von vulkanischen und auch kohlenführenden Gestein zu geben verpricht.

— Der Dampfer „Wand“, der den Auftrag hatte, den Limpopo hinsichtlich seiner Schifffahrt zu untersuchen, hat kürzlich dessen Barre passiert und ist den Fluß ca. 180 km bis zum Rajala-See hinausgefahren, als erstes Schiff, dem dies geglückt ist. Von jenem Raale aus erreichte die Besatzung zu Lande die Handelsstation Wile, mußte aber dabei viele gefährliche Sümpfe überschreiten und hatte sehr vom Fieber zu leiden.

— Dr. Aurel Schulz unternimmt von Transvaal aus eine Expedition nach dem Zambezi und in das Becken des Kongo. Ende März dieses Jahres befand er sich in Kapstadt.

— Das Parlament der Kapkolonie hat den einhimmeln etwas unerschöpflichen Vorkatz gefaßt, die Annexion der Balfisch-Bai und der St. John's Territorien, ferner des Bechuanalandes zu billigen, ebenso die Ausdehnung der Kolonialgrenze von der Balfisch-Bai bis zum Ruanen. Danach sollte die Nordgrenze der Kolonie am fast 1400 km vorgeschoben werden! — Ebenso hat der Präsident des Orange-Freistaates die Annexion des Batschlang-Landes (unter 26½° südl. Br.) auszusprechen.

— Das längere Verweilen der Beamten der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft an einer und derselben Stelle hat unter anderem die erfreuliche Folge, daß dieselben sich eingehender mit dem Studium der Völkerstämme am Kongo befaßten und dieselben ungleich besser kennen lernen, als es stichig Durchreisen möglich ist. So enthält „Le Mouvemnt Geographique“ (Nr. 4) eine ethnographische Schilderung der Bevölger von dem früher in Wololo stationierten Kapitän Hanssens, der wir folgende Angaben über die Leichenbestattung entnehmen. Sobald ein reicher oder angesehener Mann gestorben ist, wird er vollständig gewaschen, was ihm bei Lebzeiten vielleicht nie passiert ist, das Gesicht mit phantastischen Malereien bedeckt, die Haare so dicht wie möglich an den Leib gepreßt, daß die Knie möglichst hoch zu liegen kommen, und in dieser Lage durch Binden aus Baumrinde oder einheimischem Juncus befestigt. Dann wird die Leiche in die reichsten der im Nachlaß sich befindenden Stoffe gewickelt, so daß sie wie eine große bunte Masse aussieht, so hoch wie breit, aus welcher oben ein buntemaltes Kopf mit weiß gestrichelten, erloschenen Augen herausschaut. So wird die Leiche acht Tage lang vor der Hütte des Toten ausgegestellt, und die Bewohner des Dorfes und der benachbarten Ortschaften führen unter Gesang, Trommelwirbel und Hinterschüssen Todtentänze um sie auf, die bei Sonnenuntergang beginnen und sich mitunter bis tief in die Nacht hinein fortsetzen. Dazu wird gehörig Bier getrunken, bis die Tänzer völlig erschöpft oder betrunken sind. Das geht so lange fort, bis die Verwesung so weit vorgeschritten ist, daß sie die Umgebung verpestet. Nun wird am Eingange der Hütte ein Loch gegraben und die Leiche hineingelegt und zwar mit allen Stoffen, in die sie gewickelt ist, und die dazu dienen sollen, ihm im Jenseits den bisherigen Wohlstand zu verschaffen. Derselbe Wunschkopf ist aber auch Ursache von Menschenopfern; es wird auf dem Grabe eine, je nach dem Reichthum und der Macht des Toten größere oder geringere Anzahl von Frauen und Sklaven geschlachtet, welche ihm das Leben auch fernerhin anrechnung und Beizung machen sollen. Als Mpfli, der Häuptling des oberhalb der Station Wololo gelegenen Dorfes Munga gestorben war, sagte ein Eingeborener zu Hanssens: „Mpfli war ein armer Mensch; man hat nur zwei seiner Frauen und zwei Sklaven getödtet!“ Die Leichen der Frauen werden quer über den Boden der Grube gelegt und der

Todte darauf gelegt, während die des Mannes hinterdrein hingeworfen werden, nachdem man ihnen zuvor die Köpfe abgeschnitten hat, die als Schmuck auf dem Sichel der ein vom Todten benötigten Hütte befestigt werden.

### Polargebiete.

— In diesen Tagen (so meldet die „Ruski“ Nr. 131) ist dem Chef des Marine-Ministeriums in St. Petersburg, Viceadmiral Schegastow, ein Projekt, welches sich mit der Erreichung des Nordpols beschäftigt, eingebracht worden. Das Projekt ist von einigen Marineoffizieren auf Grundlage der Untersuchungen der „Jeannette“ und unter Berücksichtigung persönlicher Erfahrung bei Fahrten auf dem Eismeer ausgearbeitet worden. Das wichtigste Moment des Projektes ist, daß die Erreichung des Nordpols möglich sei, nicht, wie bisher angenommen wurde, zu Schiff, sondern zu Fuß über Eis. Die Expedition der „Jeannette“ hat auf die wahrscheinlichste Frühen einer Anzahl Inseln am Nordpol hingewiesen; bereits entdeckt sind die Inseln Jeannette, Venet und Henriette. Man darf mit Rücksicht auf die Tiefenmessungen annehmen, daß es nördlich von dem Punkte, welchen die „Jeannette“ erreicht hat, im Eismeer noch mehr Inseln giebt. Es wird nun projektiert, daß die Polarexpedition entweder auf der Insel Neu-Sibirien oder auf einer der anderen neuentdeckten Inseln sich die nöthigen Vorräthe ausspähre. Von hier sen es nur 900 Seemeilen bis zum Nordpol; diese Entfernung solle zurückgelegt werden, indem man auf allen neuentdeckten Inseln allerlei Proviantgegenstände zurücklasse. Der eigentliche Marsch solle folgendermaßen statthaben: Die Teilnehmer der Expedition ordnen sich in zwei oder drei Gruppen. Eine Gruppe muß die vorläufigen Untersuchungen anstellen, als Pioniere dienend; sobald ein geeigneter Platz für die Vorräthe gefunden ist, so rückt die ganze Expedition nach. Ein derartiges Vorgehen würde voraussichtlich sehr lange Zeit, etwa 3 bis 4 Jahre erfordern, um den Nordpol schließlich zu erreichen, aber er ist ausführbar. Man sagt, das Projekt sei schon bis ins Detail ausgearbeitet und allen gelehrten Gesellschaften und Personen, welche sich für Polarexpeditionen interessieren, zugestellt. Um die Expedition zu ermöglichen, sind eine Anzahl populärer Vorlesungen gehalten und darauf eine allgemeine Sammlung von Beiträgen veranstaltet worden.

### Vermischtes.

— In St. Petersburg soll bei der Unterstützung eine Anthropologische Gesellschaft gegründet werden, deren Aufgabe speziell das Studium der Völker des europäischen und asiatischen Rußlands sein wird. Ein Statut ist in Vorbereitung. Zu den Gründern gehören: Trofimow (Archäolog und Zoolog), Bogdanow (Zoolog), Reschowsky und Malakow (Archäolog), Jadrinzew (Ethnograph und Geograph).

Verichtigung. In Nr. 1 dieses Bandes, Seite 14, Spalte 2, Zeile 25 lies: „Katten am Melibokus“ anstatt „Katten von Melibokus“. — Ebenda: Zeile 14 von unten: „Hessen bey dem Berg Melibaco“ anstatt „Hessenberg dem Berg Melibaco“. — Ebenda: Zeile 10 von unten: „Dtemwoiber“ anstatt „Dtemwalder“. — Seite 15, Spalte 2, Zeile 6 ist nachzutragen: „So weit Neger“.

Inhalt: Desiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen. VIII. (Mit sechs Abbildungen.) — Weiteres über die Grevy-Expedition. — Die Reise des Dr. Reid im Lande der Loas. — Kürzere Mittheilungen: Guling's Reise in Central-Arabien. — Koranische Gelege. — Obod. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Polargebiete. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 25. Juli 1884.)

Redakteur: Dr. A. Riepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Et.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.

www.libtool.com.cn

№ 8.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

### IX.

Sowohl rings um das Idol als auch in den übrigen Räumen dieses Tempels und aller anderen Gebäude, welche gottesdienstlichen Zwecken gebiet zu haben scheinen, finden sich zahlreiche Nischen aus grobem Thone und von einer neuen Form; es sind 5 bis 6 cm hohe Bowlen von 10 bis 15 cm Durchmesser, an deren Rändern Menschengesichter mit theils stumpfen, theils großen gebogenen Nasen, wackelhafte Maculatauren ohne jede Krone, angebracht sind. Vielleicht bezieht sich diese Verschiedenheit der Typen auf zwei verschiedene Volkstämme. Diese Schalen dienen zum Verbrennen von Räucherwerk und sind meistens noch zur Hälfte mit Kopalharz gefüllt. Unsere erste Abbildung giebt je eine Probe der beiden verschiedenen Typen.

Die Front dieses ersten Tempels ist, wie man aus dem Grundrisse (S. 116) ersieht, von drei Thüren durchbrochen, deren steinerne Überschwellen mit sehr zarten, aber ganz flachen Skulpturen bedeckt sind, auf welche wir gleich zurückkommen werden. Die Fassade ist 21 m lang, die Tiefe des Bauwerkes beträgt 6 m, die Höhe  $5\frac{1}{2}$  bis 6 m bis zu der decorativen Mauer, wie sie sich auch in Kabah und am sogenannten Tanbenhanke zu Uxmal findet. Dieselbe gleicht einem riesigen Gitterwerke und ist  $4\frac{1}{2}$  m hoch, so daß das ganze Bauwerk 10 m Höhe mißt. Seine Anschmückung muß sehr reich gewesen sein. Im Centrum der oberen Mauer befindet sich nämlich eine große Füllung, inmitten welcher auf einer noch vorhandenen Bank einst eine riesige Statue gesessen hat. Deutlich erkennt man noch den gemauerten Kern, welcher dem Leibe der Statue gleichsam als Gecippe diente, und zur Rechten einen schmalen,

langen Stein, der den linken Unterschenkel bildete. Ihre Form erhielt die Statue durch angelegten Cement, ein Verfahren, das auch in Palenque, Uxmal, Aké und sonst beobachtet wurde. In dem darunter befindlichen großen Fries, welcher den Haupttheil des Gebäudes ausmacht, sind drei weitere große Füllungen, welche ebenfalls Statuen enthielten (die aber aufrecht standen und von denen noch gemauerte Reste erhalten sind) und acht Nischen für kleinere Idole angebracht.

Hier sei ein wichtiger Umstand erwähnt, der einen neuen Beweis für die Einheit der mittelamerikanischen Civilisationen darbietet. Es handelt sich um ein kleines Modell eines aztekischen oder toltekischen Tempels aus gebranntem Thone, welches von dem mexikanischen Hochlande stammt, sich jetzt im Museum des Trocadéro zu Paris befindet und in unserer vierten Abbildung dargestellt ist. Wir finden in demselben genau dieselben Bestandtheile wieder, wie bei den Tempeln von Comacalco, Palenque, Chidzen u. s. w., und schließlich von Ville Vorillard: die den Unterbau bildende Pyramide, die indessen stark verkleinert ist, wie es sich bei solcher Miniaturdarstellung von selbst versteht, die drei oder vier Stockwerke der Pyramide und die centrale Treppe. Das kleine, die Pyramide krönende Gebäude entspricht sodann genau dem in Rede stehenden Tempel mit seinen vorspringenden Gesimsen und der hohen decorativen Mauer darüber. Und letztere zeigt dieselben vieredigen Köpfe, wie der erste Tempel in der Ville Vorillard, wie das sogenannte Tanbenhaus von Palenque und wie ein weiterer, der sich in Tital befindet. Diese Aehn-



lichkeit beweist die nahe Verwandtschaft, welche hinsichtlich der religiösen Architektur zwischen den Bewohnern des mexikanischen Hochlandes und denen von Tabasco, Chiapas, Yucatan und Guatemala bestanden hat — eine These, die Charnay den gegentheiligen Ansichten aller modernen Schriftsteller gegenüber darzuthun sich bemüht hat.

Hinter dem Tempel auf einer noch höheren Pyramide liegt das wichtigste und aufsehendste Denkmal der Ville Corillard; dort erheben sich auf einem weiten Plage sechs verschiedene, im Rechteck stehende Paläste, von denen leider nur noch einer theilweise mit seinen steinernen fein sculptirten Thürkürzen erhalten ist, während die anderen nur noch einen wüsten Trümmerhaufen darstellen. Wie überall sind die Stürze der schmalen Thüren hier von Stein, die der breiten bestanden aus rothem Zapote, einem Holze, das die Lacandoner bei allen ihren Bauten anwendeten und von welchem sich noch Reste in den Mauern finden. Wahrscheinlich war es schwierig, genügend große Steinblöcke auch für die breiteren Thüren zu finden. Dieser Gebäudecomplex war vielleicht die Wohnung der Fürsten oder die Festung; jedenfalls ist er wundervoll gelegen und bietet eine prachtvolle Aussicht auf das Flußthal dar; Charnay

konnte nicht umhin, den praktischen Sinn und das Verständnis seiner Erbauer zu bewundern. Daß sie ihre Wohnungen auf Pyramiden setzten, war in diesen heißen ungeheuren Ländern eine Nothwendigkeit; dort oben war frische Luft und Gesundheit, keine Miasmen und andere Plagegeister aus der Insektenwelt, aber herrliche Augenweide. Nach Norden hin erblickten sie die kleinen stufenförmigen Hügel, die mit Palästen gekrönt waren, vor sich den schönen Fluß, zur Sommerzeit nur einen Gießbach, aber in der Regenzeit einen gewaltigen Strom, auf dem andern Ufer bewaldete Hügel, Gärten und Anpflanzungen und im Süden kannte das Auge über eine weite Ebene Schweifen, welche am Horizonte von den bläulichen Linien der Corbilleren begrenzt wurde.

Der Palast, welchen Charnay bewohnte, lag nahe dem Fluße auf einer der ersten Stufen des Amphitheatres; er war zerfallener als der Tempel und wies dieselbe Denamencirung auf, aber seine Bauart war nachlässiger, wie die verschiedene Größe und die bald freistehend, bald schief stehenden Pfosten der Thüren und die unregelmäßige Vertheilung der Oefnungen und Nischen bewiesen. Die dekorative Mauer oberhalb des Gebäudes ist zusammen-



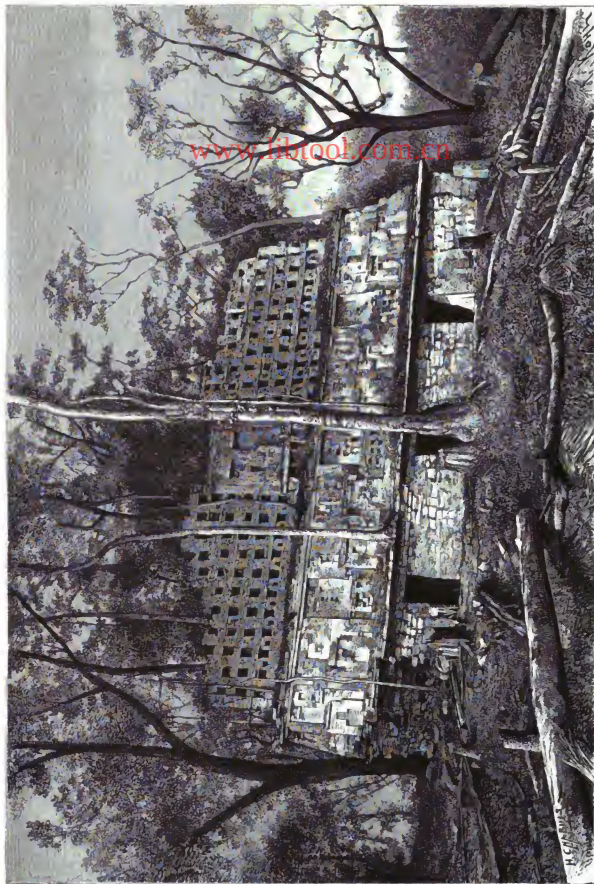
Lacandonische Basen und Vase Corillard. (Nach einer Photographie.)

gefüllt und aus Friesen läßt sich nur noch ein Chaos von Föchern, Nischen und vorspringenden Steinen erkennen. Auch die innere Einrichtung ist eigenthümlich: eine Art Labyrinth von Gängen und kleinen Zimmern mit gemauerten und mit Stroh überzogenen Plattformen, die vielleicht als Lagerstellen oder Eritische gedient haben; zu letzterem Zwecke wurde die eine von Charnay und Mandelay benutzt. Hinten liegen unter der Erdoberfläche zwei schmale Säle, zu denen man mittels eines sich steil senkenden Ganges gelangt, und welche bis zur Decke mit Erde angefüllt sind. Charnay möchte sie für Grabstätten ansehen, da er in Palenque ähnliche Räumlichkeiten aufgefunden und darin Skelette und Basen gefunden hat. Das Gebäude ist 20 m lang, 16 m tief. Vorn im Hof stehen zwei kleine sculptirte Säulen oder Säulenkumpfe, 70 cm hoch, von unbekannter Bestimmung; vielleicht waren es Altäre zur Aufstellung von Hausgöttern oder Ständer für Weiranchefäße.

Wie übergehen eine große Pyramide im Südwesten und verschiedene kleinere Baulichkeiten längs dem Flußufer, um nach einem zweiten Tempel zuzuwenden; als Tempel ist das Gebäude anzusehen wegen der großen Zahl von Wandergeschößen, welche sich darin befinden. Der Haupttheil zeigt nichts Bemerkenswerthes, wohl aber der Oberhof,

in welchem Charnay eine Art Erweiterung der dekorativen Mauer erblickt; das Ganze besteht nur aus einem sehr schmalen Gange, der sich, hinter der Tempelfront zurückliegend, längs der ganzen Fagade hinzieht und an beiden Enden eine große Oefnung zeigt.

Oben wurden sculptirte Thürstürze erwähnt; solche, theils von Stein, theils von Holz, hat Charnay in mehreren vucatesischen Städten gefunden, z. B. in Quiden; aber dieselben waren nicht so zahlreich und prächtig wie in der Corillard-Stadt. Sie finden sich dort nicht in allen Gebäuden, sondern nur in solchen, welche man für Tempel oder Paläste halten darf, und zwar die schönsten in den kleinsten Bauwerken. So findet sich ein sculptirter Sturz über der Mittelhür des Tempels, ein Stein von 1,12 m Länge und 0,82 m Breite. Die Mitte desselben nehmen zwei Personen mit hohen Kopfpugen aus Federn ein; ihre Schultern sind, wie bei dem früher beschriebenen Idol, mit kleinen, mit Perlen und Medaillons besetzten Mantelchen bedeckt; den Leib umgibt ein reicher maxilli und die Hüfte stecken in großen, mit Lederriemen verzierten Halbstiefen. Sie haben zurückweichende Stirnen, wie die Figuren in Palenque (siehe die fünfte Abbildung). Vielleicht stellen sie einen Mann und eine Frau dar — woran ihre verschiedene Größe deuten würde — die eine religiöse Ceremonie vor-



Gröſter Tempel in Uxmal. (Nach einer Photographie.)

zunehmen im Begriffe stehen. Die größere Figur hält in jeder Hand ein Kreuz, die kleine nur in der einen; es sind lateinische Kreuze, an den Enden der Unterarme mit Kugeln verziert; das große trägt auf der Spitze einen symbolischen Vogel und soll wahrscheinlich den Gott des Regens und der Fruchtbarkeit Taloc vorstellen. Eine Anzahl von 23 Statuen (hieroglyphische Charaktere) ist über die ganze Platte zerstreut.

Ein Kunstwerk aber, wie es aus America noch nicht bekannt geworden ist, darf die andere Platte genannt werden, welche unsere letzte Abbildung vorführt. Es ist eine Kalksteinplatte, auf welcher in kräftigem Relief zwei prächtige Gestalten, die eine anfrecht stehend, die andere knieend, nebst Inschriften dargestellt sind. Bis auf die zurückweichenden Stirnen, welche nach Chornay's Ansicht keinen Kalkstypus bezeichnen, sondern conventionelle Typen sind, die je nach den Gewohnheiten der Bildhauerschulen modificirt wurden, ist an diesem Denkmal alles vollkommen und von überwiegender Schönheit im Detail. Syrien und Chaldäa hat diesem Meisterwerke nichts an die Seite zu stellen. Man betrachte nur die Hände, den Kopfschmuck, den prachtvollen Mantel des Knieenden, die majestätische Haltung des stehenden Mannes! Die dargestellte Handlung ist eine religiöse Ceremonie, ein Opfer. Die knieende Person, welche Chornay für einen Priester hält, hat sich ein Seil durch die Zunge gekleidet, und um das Opfer zu Ende zu bringen und das ganze Seil durch die Wunde zu ziehen, dastelle mit Stacheln besetzt. Die stehende Figur stellt gleichfalls einen Priester vor, welcher eine Palme in der Hand hält und dieselbe gleichsam ermunternd auf den Selbstpeiniger legt.

Man wissen wir, daß sich die alten Mexikaner im höchsten Grade Torturen auferlegten. Torquemada erzählt darüber folgendes: „Die Qualen, welche sich die Priester des Camartli in Tascala, ebenso wie diejenigen des Quetzalcoatl in Cholula bereiten, sind diese. Unter dem Vorhange des Altars von ihnen, der unctionell genannt wurde, verknüpfte sich die Priester und nach künstlichem Kasten und verschiedenen Tugenden schloß man sie in den Haupttempel von Camartli ein, wozu sie eine Anzahl Stöcke, so lang wie ein Arm und so dick wie eine Faust, mit sich nahmen. Dann kamen die Zimmerleute, welche fünf Tage gefesselt und geketert hatten, um diese Stöcke zu bearbeiten und nachdem sie dieselben in der erforderlichen Weise verfeinert hatten, gab man ihnen außerhalb des Tempels zu essen. Dann kamen die Meister, die mit der Herstellung von Schildiammern beauftragt waren, und verfertigten viele Messer, mit denen die Jungen der Priester geöffnet werden sollten, und legten sie auf ein weißes Tuch. Dann folgten Orate und nachdem sich die jungen und alten Priester versammelt hatten und zum Opfer bereit waren,

öffnete ihnen der geschickteste Meister die Zunge, indem er ein großes Loch in dieselbe schmitt. Alsbald stieß der erste unctionell mehr als 400 oder 500 junger Stöcke, welche die Zimmerleute zuerst geschnitten hatten, durch seine geöffnete Zunge hindurch und die anderen Alten thaten dergleichen und die jungen, die mit dem größten Muthe, ahmten ihnen nach. Nachdem dieses schreckliche Opfer vollendet war, bemühte sich der Altstete, der als der Anführer bei dieser heiligen Operation angesehen wurde, trotz seines Schmerzes zu singen, um seine jungen Genossen zu ermuntern, die Ceremonie zu Ende zu führen.“

Unter Basrelief stellt also dieses Opfer an Quetzalcoatl oder, wie er bei den Maya heißt, Cuculcan dar und der Tempel, an welchem es gehalten wurde, war diesem Gotte geweiht. Ein Detail, welches derselbe Autor noch anführt, dient zur weiteren Erläuterung des Bildwerkes.

Er sagt: „In dieser Kastenzeit begab sich der oberste unctionell in die Städte und Dörfer, um die Leute zu ermahnen, daß sie sich auf das große Fest vorbereiten, und als Zeichen trug er in der Hand einen großen grünen Zweig.“ Also genau so wie auf unserer Tafel; der grüne Zweig der Hochlande ist hier in der warmen Zone naturgemäß durch eine Palme ersetzt.

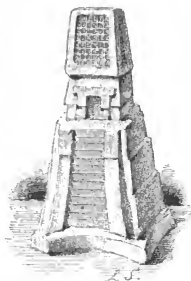
So finden wir in Ville Corillard Taloc und Quetzalcoatl, aztekische oder spezieller toltekische Gottheiten, deren Kultus durch dieses Volk bei seinen weiten Wanderungen weithin verbreitet worden war. Von derselben Ceremonie spricht auch Clavigero, und Pando erzählt im 28. Kapitel, S. 162: „Die Mayas brachten Opfer dar in Gestalt ihres eigenen Blutes, indem sie sich bald die Ohren ringsherum in Fingern schnitten, die sie zum Zeichen der Waise herabhängen ließen, bald sich die Waden oder die Unterlippe durchbohrten, indem die einen sich Stücke Fleisch aus gewissen Körpertheilen schnitten, die anderen sich die Zunge durchbohrten und unter großen Qualen Strohkneife hindurchzogen.“

Die Inschriften auf den eben beschriebenen Steinen gehören verschiedenen Stilarten an und nähern sich solchen von Uchidén-Ipa und von Copan in Guatemala. Chornay sucht sich das durch die Annahme zweier Schriften, einer heiligen und einer vulgären zu erklären, wie sich auch zwei Darstellungsweisen von Personen finden: auf den Basreliefs und Zeichneninschriften sind sie mit nach orientalischer Art gekleideten Reinen abgebildet, auf den Inschriften in vulgärer Sprache und in den Papirusinschriften hocken sie mit an das klein gegogene Knie, wie es Sitte der Andianer ist. Es giebt sogar noch eine dritte Art Schrift, die in aztekischen Handschriften und aztekischen und toltekischen Stulpturen vorkommt, symbolische Charaktere für Menschen und Thieren. Etwas Ähnliches findet sich nach Agmonier in den Inschriften der Scham in Tschampa



Maassstab:  
0 2 4 6 8 10 Meter.

Plan des ersten Tempels in Ville Corillard.



Modell eines alten Tempels.  
(Nach einer Zeichnung Chornay's.)

(Zab. Amam), wo drei Sprachen, eine geheiligte, eine vulgare und eine jetzt gesprochene vulgäre sich unterscheiden lassen.

Trotz der Untersuchung der Ruinenstätte und namentlich der angeblich auf dem rechten Ufer des Usumacinta befindlichen Trümmer noch lange nicht beendet war, so mußte Charnay doch an die Rückkehr denken und die Fortsetzung dieser interessanten Untersuchungen der Zukunft überlassen. Einen vollen Tag brachte er dazu, um die Strecke bis Yalchilan, welche stromabwärts nur drei Stunden Fahrzeit gefosset hatte, gegen die ungemein heftige Strömung zurückzulegen. Dort fand er keine Lacandonen vor, wie ihm versprochen worden war; aber der alte Häupt-

ling, dem es um die verheißenen Geschenke zu thun war, hatte täglich einen Boten geschickt, um nach der Ankunft des Fremden zu spähen, und erschien am folgenden Morgen nach dessen Eintreffen mit seinen beiden Frauen und vier jungen Männern, sieben Köpfe im Ganzen. Um sie zu photographiren, bildete Charnay aus ihnen eine Gruppe, mit seiner Kanubhütte im Hintergrunde; die Wilden, obgleich etwas verdußt, hielten doch auf Zurufen des Dolmetschers fast unbeweglich vor dem drohenden Apparate aus. Alle trugen dasselbe Gewand, eine Art weiter Tunika mit Karmeln, die aus einem sehr groben, aber schmiegsamen Baumstoffe, den die Weiber spinnen und weben, angefertigt war. Diese Tunikas waren mit rothen Flecken



Stulptirter Thürhutz aus Yille Corillard. (Nach einer Photographie.)

bedeckt, welche Charnay anfangs für Schmuckstücke hielt; dieselben waren jedoch zum Schmucke angebracht und zwar mit dem Saft einer unbekannten Pflanze. Da sie nicht das ganze Gewand zu färben verstanden, so begnügten sie sich mit einzelnen Flecken und auch das muß ein Vorrecht des Häuptlings und seiner Frauen sein, da die Kleider der jungen Männer keine Spur davon aufzuweisen hatten. Männer wie Weiber tragen um den Hals schwere Ketten aus Bruchstücken, Affen und Ueberzähnen, Vogelflänen und Münzen. Das schlecht gepflegte Haar hängt lose herab; die Frauen tragen zwei Adlerfedern darin. Auf Tunika und Halsband schienen sie den größten Werth zu legen, denn sie waren nicht dazu zu bewegen, sich denselben zu entäußern, während sie Vögel und Fische mit Steinspitzen willig hergaben. Sie bedeckten sich noch steinerne Arme zum Haken der Bäume und waren hochgereicht über die

Bäulernen, welche sie neben Säbeln, Messern, Angelhaken und Salz im Austausch erhielten. Sie selbst besitzen kein Salz und stellen sich ein sehr schlechtes Zuckergut aus der Asche eines gewissen Baumes her.

Die Lacandonen sind bartlos, von mittlerer Größe und wohl gewachsen; die eine der Frauen ist hübsch und fleischig, aber bei allen ist das Fleisch schlaff und weich, die Lippen bleich, die Zähne schlecht. Sie scheinen in Folge ihres beständigen Aufenthaltes im Waldeshatten an Vulturere zu leiden. Ihre Sprache ist das Mana; sie leben von Jagd, Fischfang und dem Ertrage ihrer gut besetzten Felder. Ihre Hütten sind reinlich und reich mit einigen Vorräthen an Tabak, Baumrinde, Mais und Früchten versehen. Töpfergeschirre besitzen sie nicht, sondern nur Kalebassen, theils ganze, theils halb durchgeschnittene. Durch den Sturz ihres Volkes und ihre Zerstreuung haben sie, wie man





Thürhurg aus Villa Corillard, ein dem Guculcan dargebrachtes Opfer darstellend. (Nach einer Photographie eines von Alfred Wandelaar gemachten Abgusses.)



sieht, eine Menge von Kunstfertigkeiten verlernt, welche ihre Vorfahren einst besaßen.

So müß, wie sie gewöhnlich geschildert werden, sind sie nicht, wohl aber äußerst furchtsam, so daß sie beim Nahen eines Fremden ihre Stützen verlassen und in den Wald flüchten. Doch wissen sie sich an den Romeros, die ihre Einsicht öfters mißbrauchten, zu rächen; so ermordeten sie im Jahre 1879 einen Restigen von Tenosique, welcher

die Abwesenheit eines Tacandouen benutzte hatte, um dessen Weiber zu schänden und sein Haus zu plündern.

Ueber ihre Religion konnte Gurnay nur in Erfahrung bringen, daß sie sich vor Entdeckung der Götze Porcillard in Menge dorthin begaben, um gewisse Ceremonien zu verrichten, nachdem aber Weiber ihre Tempel betreten hatten, dieselben für immer verließen.

(Fortsetzung folgt in einer spätern Nummer.)

www.libtool.com.cn

## Zur Geschichte des Eisens.

Der großen und mühevollen Arbeit, eine Geschichte des Eisens zu schreiben, hat sich Dr. P. Ved unterzogen; zehn Jahre hat derselbe dazu gebraucht, um einen stattlichen Band von über 1000 Seiten mit mehreren hundert Holzschnitten ans Licht zu fördern<sup>1)</sup>, welcher die Geschichte des wichtigsten aller Metalle bis zur Jetztzeit fortführt. Hier ist nicht der Ort, um den ganzen reichen Inhalt des Buches anzuführen, auch kritische Betrachtungen sollen aus dem Spiele bleiben; dagegen wollen wir unsere Leser mit denjenigen Abschnitten vertraut machen, welche sich auf die interessanten prähistorischen Fragen, sowie auf die älteste Geschichte des Eisens und dessen Darstellung bei wilden Völkern beziehen.

Dr. Ved ist ein sehr entschiedener Gegner der von blaisischen und schwedischen Gelehrten vertretenen Ansicht von der Aneinanderfolge der drei sogenannten Kulturperioden, der Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit. Für ihn hat das Eisen die Priorität vor der Bronze (Kupfer- und Zinnlegierung) zu beanspruchen, und die häufigeren Bronze-funde in Gräbern und Aufschneidungen sind kein hinlänglicher Beweis für das ältere Alter der Bronze, da das Eisen in feuchtem Boden sich viel rascher und vollständiger oxydirt und auflöst als die Bronze, so daß nur besondere Glücksumstände die Erhaltung von Eisenfunden durch Jahrtausende hindurch überhaupt ermöglichen. Indessen sind doch Eisenfunde aus ältester Zeit erhalten, aus Zeiten, in denen die Bronze noch nicht nachgewiesen werden kann. Eisen, so sagt Dr. Ved, ist weit leichter darzustellen als Kupfer, und technische Gründe liegen nicht vor, welche dazu zwingen, eine frühere Bekanntheit des Kupfers gegenüber dem Eisen anzunehmen.

Das älteste Kulturvolk, die alten Ägypter, kannten bereits in ihrer frühesten Zeit das Eisen und benutzten es neben Kupfer, Bronze und anderen Metallen, ja es liegt hier der besonders günstige Umstand vor, daß über 4000 Jahre altes Eisen sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der Engländer J. R. Hill fand im Jahre 1837 in den inneren Steinlagen der großen Pyramide des Cheops das Bruchstück eines Werkzeuges, das während des Baues in die Fuge gefallen war. Dasselbe, welches jetzt im britischen Museum aufbewahrt wird, ist in der bestehenden Figur abgebildet und zweifelsohne das älteste bekannte Eisen. Die übrigen ägyptischen Eisenfunde sind weit jüngern Datums.

Ved behandelt alsdann die semitischen Völker in Bezug auf die Metalle und schließt dem Kapitel allgemeine kultur-

historische Betrachtungen voraus. Bei den Chaldäern waren Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn und Zinn im Gebrauche. Auch kannten sie die Bronze, wußten sie zu schmieden und zu gießen; ob sie aber die Verfertigung der Mischung selbst erfaßten, ist zweifelhaft. Die meisten Bronzegegenstände sind geschmiedet. In getriebener Arbeit leisteten die Ägypter Bedeutendes. Die angezeigten Ornamente wurden dann mit dem Grabstichel vollendet. Viele der aufgefundenen Bronzegegenstände tragen den Typus der phönizischen Handelswaren, die Decoration ist oft in ägyptischen Stile gehalten. Auch entspricht die Mischung der assyrischen Bronze ganz der der phönizischen (10 Theile Kupfer, 1 Theil Zinn). Ebenso bekannt war den Chaldäern in der frühesten Zeit das Eisen, das in den Keilschriften parzai heißt. Nace stieß in den Trümmern des Palastes in Rhoriabad auf ein großartiges Eisensmagazin, in welchem nach seiner Schätzung mindestens ein Gewicht von 100 000 kg Eisen beisammen lag. Das Magazin war 5 m lang, 2,60 m breit und 1,40 m hoch mit Eisen angefüllt. Der größte Theil dieser Masse bestand aus noch zwei Seiten spitz zulaufenden Eisenklumpen von 32 bis 48 cm Länge und im Gewichte bis zu 20 kg. Diese Eisenstücke erklärt Dr. Ved für Rohklumpen, wie sie von den Eisenschmelzen in den Handel gebracht wurden. Der Eisenguß dagegen war den Chaldäern wie den übrigen Völkern des Alterthums überhaupt unbekannt. Nur Schmiedereisen und Stahl verstanden sie darzustellen.

Sehr ausführlich beschäftigt sich dann unsere Quelle mit dem Eisen bei Phöniziern und Inden, und hier ist es die Bibel, welche eine reiche Anekdote an Nachrichten liefert, ebenso wie die indischen Vedas für die Kenntniß des Eisens bei den Ariern von der höchsten Bedeutung erscheinen. Ved schließt, daß das Eisen den Ariern in ihren Urzeiten bereits vor der Trennung in einzelne Theile bekannt war; daneben war Gold ihr Hauptmetall. Nicht nur in der Verfertigung des Stahls, sondern auch in der Verarbeitung des Eisens leisteten die Indier ganz Vorzügliches. Bei Delhi steht eine massive Säule von Eisen, die schon seit uralter Zeit als Heiligtum verehrt wird. Es ist der Nakt (Pfeiler) von Delhi. Diese Säule, an welche sich allerlei Sagen knüpfen, besteht aus einem stählartigen Eisen und ist ein merkwürdiges Beispiel indischer Schmiedekunst; sie hat 16 Zoll Durchmesser und ist etwa 50 Fuß lang; etwa die Hälfte ist im Boden versenkt. Nach einer darauf befindlichen Inschrift soll sie aus dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammen. Ved sagt: „Noch heute würde trotz Dampfhammer und Bessmerofen die Verfertigung einer solchen riesigen Eisensäule von 50 Fuß Länge und 1 1/2 Fuß Durchmesser eine kaumwiderliche Leistung sein; wie war aber solche jenen indischen Schmieden der alten Zeit mög-

<sup>1)</sup> Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturhistorischer Beziehung von Dr. Ludwig Ved. Erste Abtheilung. Von der ältesten Zeit bis um das Jahr 1500 n. Chr. Mit 315 Holzschnitten. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn, 1884.

lich, die nichts hatten als ihre Handbälge und geringe Holz-  
kohlen?“ Wir übergeln hier die technischen Annahmen, welche  
Ved über die Herstellung der Säule anstellt, und

bemerken nur, daß mechanische Hilfsmittel, etwa große Fall-  
hämmer, dabei zur Verwendung gekommen sein mußten.

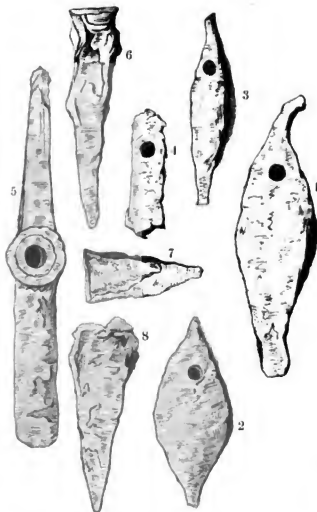
Nachdem der Verfasser uns gezeigt, wie die heutigen



Ägyptisches Eisen aus der großen Pyramide.



Nalolofo-Eisenschmied.



Altägyptische Eisensuppen aus Khorfabad.



Der Rakt von Delhi.

Eingeborenen Indiens das Eisen in kleinen Dosen darstellen,  
geht er zu den innerasiatischen und ostasiatischen Völkern  
über, berichtet von dem Alter des Eisens in China und

Japan und behandelt dann die Negere in ihrer Eigenschaft  
als Metallarbeiter. Bei ihnen finden wir eine sehr aus-  
gezeichnete Eisenindustrie; fast alle Afrikaner wissen das

Eisen (als Schmiedeeisen) aus den leichtflüssigen Erzen in kleinen Ofen zu erschmelzen, wobei sie eigenthümliche Blasbälge anwenden. Ihre Schmiedegeschicklichkeit ist eine große, wie die interessanten Waffen beweisen, die Ved abbildeten. Die Blasbälge der Eisenschmiede im Makololande bestehen aus zwei hölzernen Schachteln, deren obere Enden mit Leder bedeckt sind, Trommelfellen ähnlich, nur daß sie in der Mitte einen Saß bildeten. Das Gefäß ist mit langen Nadeln (Näsen) versehen, durch welche die Luft getrieben wird, indem die schlaffen Lederdeckel vermittelst eines kleinen Stülchigen Holzes, das in der Mitte derselben befestigt ist, auf- und niedergezogen wird.

Auffallen wird in dem Buche das Kapitel: „Ueber den Gebrauch des Eisens in Alt-Amerika.“ Dasselbe rührt von dem bekannten Archologen Hr. Högmann her und sucht auf der Hand der spanischen Quellen den Nachweis zu liefern, daß in Amerika vor der Entdeckung durch Columbus das Eisen bereits bekannt war und gebraucht wurde — eine Ansicht, welche bekanntlich zu der allgemeinen angenommenen Unkenntniß der Amerikaner mit dem Eisen im Gegensatz steht.

Wie die alten Griechen und Römer ihre Metalle benutzten und darstellten, wird nun sehr eingehend an der Hand der Quellen aneinandergelegt, und hier giebt uns der Verfasser eine Uebersicht seiner Ausgrabungen im Römertempel Saalburg am Taunus, wobei er eine Masse

alter Eisengeräthe, Schladen und am Dreimühlensborn auch die alten Schmiedöfen der dort einst angelobeten Römer entdeckt.

Die Geschichte des Eisens im Mittelalter, welche die zweite Hälfte des stattlichen Bandes umfaßt, ist mit einer Einleitung über die prähistorische Zeit in Europa versehen, wobei nochmals auf das schärfste der archaische Standpunkt des Verfassers hervorgehoben wird, daß nämlich eine scharfe Trennung der Eisen- und Bronzezeit nicht vorhanden und daß nicht die Bronze, sondern das Eisen das Altere von beiden Metallen sei.

Der sehr werthvoll haltende wir die Mittheilungen Ved's über die verschiedenen Reste der alten Schmiedmethoden, die in Ausgrabungen zu Tage gefördert wurden, da er dieselben vom Standpunkte des Altentumers erläutert, ferner über die Eisenbereitung der alten Hispanier, Gallier und Germanen. Damit treten wir in die historische Zeit, und es folgen nun rein kulturhistorische Darstellungen über Vergoben, Bergrecht, Stahlfabrikation im Mittelalter, Schmiede, Schwerter und andere Waffen, endlich eine Abhandlung über den Einfluß des Schießpulvers auf die Eisenindustrie, daran anschließend eine Geschichte der ältesten Geschütze u. s. w.

Schon die kurzen, hier gegebenen Andeutungen werden dem Leser sagen, daß wir in Ved's „Geschichte des Eisens“ ein sehr vielseitiges und reichhaltiges Werk besitzen.

## Von den Capverdischen Inseln nach Volama<sup>1)</sup>.

Von Richard Greff.

### I.

Am Vormittage des 15. November 1879 verließen wir Porto Praia, die Hauptstadt und den Hafen der Capverdischen Insel S. Thiago, um nach unserer nächsten Station, der Insel Volama an der Küste von Senegambien, zuzusteuern. Lange noch blieb bei der Anfuhr das malerische Bild von Praia, der blühenden Stadt oben an der steilen, den Hafen umfäumenden Felswand, sichtbar; dann stieg wieder die hohe Gebirgskette S. Thiago mit ihren mannigfach gestalteten Kuppen und Pyramiden und dem alle überragenden kahlen Horn des Pico da Antonia vor uns auf, bis auch sie mit den übrigen am Horizonte noch aufstehenden Inseln des Archipels immer mehr in blauen Dunst sich hüllten und in die weite Meereseinfahrt niedersinkend anderen Wäldern entsprachen. Zugleich kamen wir, einen südöstlichen Kurs gehend, das Festland von Afrika einschlagend, bei bedecktem Himmel und gramer Luft in eine überaus heiße und schwüle Atmosphäre, die, nach der langen vorhergehenden Fahrt durch den frischen Passat zwischen Madagaskar und den Capverden, niederdrückend und erschöpfend auf Körper und Geist wirkte. Schlaftrunkene lagen oder saßen die sämtlichen Passagiere des Schiffes auf Deck und in den Kabinen umher und auch die Mannschafft ging schlafend und schwer ihrem Dienste nach. Selten habe ich eine so rasche und allgemeine Einwirkung atmosphärischer Einflüsse auf den Menschen bemerkt. Um mich aus diesem Banne zu befreien, benutzte ich die auf unserm Schiffe befindliche Einrichtung zu einem Seewasserbade, das mich

zwar anfangs erfrischt, später aber einen Zustand zur Folge hatte, wie ich ihn kaum jemals gefühlt zu haben mich entsinne. Es überfiel mich eine solche unüberwindliche Schlafsucht, daß mir die Augenlider trotz aller Gegenversuche fortwährend wie bleiern niederfielen und ich schlief, wo und in welcher Lage ich mich befand. So schleppte ich mich, zuweilen gewaltsam aus meiner lethargie mich aufraffend, bis zum Abend hin in der Hoffnung, daß derselbe einige Erfrischung und Kühlung bringen werde. Aber auch nach Sonnenuntergang zeigte das Thermometer noch 25° R. und in der Nacht über 30°.

Am 17. November, als ich nach einem langen tiefen Schlafe früh Morgens an Deck des Schiffes kam, waren wir dem afrikanischen Festland schon ziemlich nahe, ohne dasselbe unferreits zu sehen zu können und nun wehte uns auffallendweise unter blauem, wolkenlosem Himmel wieder kühlere und frischere Luft entgegen, die, selbst, die noch am Tage vorher das Leben im Schiffe gefangen hielt, ebenso rasch und allgemein wieder löste, wie sie gekommen war. Bald tauchten auch am Horizonte vor uns blaue Streifen Landes auf und gegen Mittag sahen wir unter ungefähr 11° 20' nördl. Br. in den Bijagos-Archipel ein, eine Gruppe von größeren und kleineren Inseln und Sandbänken, die vor, zum Theil auch in den weit bergweigen Strommündungen des Rio Casamansa, R. S. Domingos, R. Geba und R. Grande an der Küste Senegambiens liegen.

Eine schönere Fahrt als diese lieblichen, meist bis an den Strand mit dunkeln Wald und schimmernden Grasfluren erfüllten Inseln und der ebenfalls tiefergrünen Küste läßt sich kaum denken. Wie auf einem Flüßle gleitet

<sup>1)</sup> Fortsetzung von: R. Greff, Die Capverdischen Inseln, „Globus“ Bd. XLII (1882), S. 9, 39 und 71.

das Schiff über die fast spiegelglatte See und da dasselbe wegen des leichten und durch verborgene Sandbänke gefährdeten Bodens nicht sehr vorsichtig und langsam, oft anhaltend, vorrücken darf, konnte ich mit vollen Flügen die herrlichen, mir unergreiflichen Bilder genießen.

Auch durch einige naturwissenschaftliche Beobachtungen ward mein Interesse auf dieser Fahrt in Anspruch genommen. Bald nachdem wir uns der Küste genähert hatten, namentlich aber in jenen von den Bijagos Inseln und dem festlande gebildeten Meereseinschnitten sah ich große Otallen mit ihren nach oben gerichteten halbbugeligen Gabelstücken von gelblicher Färbung und zwischen ihnen halben Meter Durchmesser in fast unmittelbar hintereinanderfolger, bald einzeln, bald in ganzen Schwärmen, an unserm Schiffe vorbeischwimmen. Bei der langsamen Fahrt auf der ruhigen von der Sonne beschienenen See erkannte ich in ihnen bald zu meiner nicht geringen Ueberraschung eine sehr merkwürdige Thierform der portugiesischen Küste, die bereits von G. Haedel im Taio bei Vissabon entdeckt und als eine seiner Meinung nach diesem Strom wahrscheinlich eigenthümliche Meduse des brasilischen oder gar des süßen Wassers unter dem Namen Crambeissa Taigi beschrieben worden war. Während meines jetzigen Aufenthaltes in Vissabon sah ich die Crambeissa fast täglich im Taio und konnte ihr eine genaue Untersuchung widmen, zu gleicher Zeit auch durch weitere Nachforschungen feststellen, daß sie keineswegs in ihrem Vorkommen auf diesen Strom beschränkt ist, sondern an der portugiesischen Küste eine sehr große Verbreitung hat. Und heute treibt mir nun die Crambeissa Taigi an der Küste von Zengambien auf 11° bis 12° nördl. Br. zu Hunderten, ja zu Tausenden entgegen. So war durch diese Beobachtung die Kenntniß der geographischen Verbreitung jener Thierform, der man anfangs ein so kleines Gebiet zugewiesen hatte, auf einmal sehr bedeutend gewachsen und nach den mir anderweitig gemachten Mittheilungen kann ich nicht zweifeln, daß die Crambeissa Taigi auch an der Küste von Sierra-Leona, ja vielleicht auch in den Niger- und Kongoumündungen vorkommt und somit ein gewaltiges Verbreitungsgebiet an den Küsten des Atlantischen Ozeans besitzt.

Nach gleichzeitigkeit mit dieser Meduse bemerkte ich an der Oberfläche des Wassers zahllose kugelige oder ovale Körper von Zollgröße und bräunlicher Färbung, die bei der Weiterfahrt sich so mehrten, daß das Meer dadurch fast bräunlich gefärbt erschien. Es gelang mir durch einen Watroien einige Eimer Wasser an Bord holen zu lassen, in denen eine Anzahl jener räthselhaften Körper sich befand, und ich erkannte sie nun durch die genauere, auch mikroskopische Prüfung, die ich, freilich nicht ohne Schwierigkeit, in meiner Kabine vornahm, als eigenthümliche Algen von Kapsel- und schleimiger Beschaffenheit.

So floß dieser Tag unter dem erstenlichen Einbrüchen und Erlebnissen dahin, bis gegen Abend mitten in dem Inselfeld und unsern der Insel Volama Anker geworfen wurde, da der Kapitän bei dem mit Unfällen drohenden Wasser in der Nacht nicht zu fahren wagte. Unbeschreiblich schön war der Abend und Sonnenuntergang in dieser lieblichen und doch so großartigen Natur, im Anblick der grünen Inseln, die wie Smaragde auf den weiten Wasserflächen erglänzten und der Küste des großen mächtigen Erdtheiles, aus dem hier vor uns unbekannten üppig grünen Küstenlanden jene mächtigen Ströme hervorbrosen.

Am andern Morgen lüdete die "China" bei prachtvollem Sonnenaufgang wieder Anker und fuhr nun zwischen den Inseln Volama und Salinaso hindurch in die Strommündung des Rio Grande de Guinala und in den

Hafen von Volama ein, der mitaunmt der "Stadt" an der langgestreckten und gegen den Strom gerichteten Südseite der Insel gelegen ist. Da der Strand hier mit Schlamm und Geröll bedekt und weit in den Strom hinein flach ist, so können selbst kleinere Boote, insbesondere während der Ebbe, nicht landen, sondern müssen in einiger Entfernung vom Ufer halten. Die Ausgehenden werden dann auf den Schultern der Neger ans Land getragen. Diese Prozedur nahm heute besonders viele Zeit und litt mich, der ich schuldigt den für den ganzen Tag bestimmten Aufenthalt unserer "China" im Hafen von Volama zu einem Besuche der Insel zu benutzen wünschte, viele Geduld in Kauf zu nehmen, da mit unserm Dampfer, meistens von den Capverden, eine Anzahl portugiesischer Beamten und Kaufleute mit ihren Familien und Kindern, ein buntes Gemisch von Weißen, Mulatten und Schwarzen nach Volama, dessen Kolonisierung neuerdings wieder ernstlicher in Angriff genommen wird, gekommen war, die nun die obgenannte sehr spärlichen Boote mitaunmt Gepäck und Waaren etc. so in Anspruch nahmen, daß für mich lange Zeit kein Raum blieb.

Vom Flusse aus macht die Niederlassung einen freundlichen Eindruck, da gerade dicht am Hafen zwischen grünen Bäumen mit breiter Krone einige aufscheinend stattliche Häuser sichtbar werden, an welche das Städtchen halb verdeckt und dann ringum die üppig grüne Insel sich anschließt. Beim Gehen und dem Eintritt in die "Stadt" erkennt man aber bald, daß jene Häuser am Hafen die einzigen sind, die auf jenen Namen im bessern Sinne Anspruch machen können und erstarkt außerdem, daß es nicht portugiesische, sondern französische Kaufhäuser sind, die, wie es scheint, die Haupthandelsbewegung der ganzen portugiesischen Kolonie in Händen halten. An der von hier in die "Stadt" führenden breiten, aber völlig ungepflasterten Hauptstraße und besonders von dieser in den Querstraßen liegen noch einige niedrig einkuppige und meistens recht ärmliche Wohnungen und im Uebrigen besteht der ganze Ort aus kleinen, fensterlosen, mit Palmen- oder Palmstroh gedeckten Hütchen. Der Hauptstraße, die vom Hafen durch die Niederlassung und dann nach außen führt, folgend, wandte ich mich dann in das Innere der Insel, überall Neues und Interessantes auf dem feiner ganzen Natur nach mir fremden Boden beobachtend. Rann lagen die letzten Hütten einige hundert Schritte hinter mir, so sah ich am Wege einen rothen Thurm von kegelförmiger Gestalt und fast 3m Höhe aufragen, rundum mit unregelmäßigen Faden und Spitzen besetzt und anscheinend aus einer feinsten Sandmasse aufgeführt. Ich stand, wie ich bald erkannte, vor einem jener merkwürdigen Termitenhügel bei tropischen Afrika, über die schon so viele Wunderdinge berichtet worden und die in der That in hohem Grade staunenswerth sind. Auf Schritt und Tritt tauchten nun beim Weitermarsch diese rothen spitzen Termitenberge aus den Gebüsch und dem oft mannshohen Gras auf und leuchteten aus einiger Entfernung, fast an gotische Kirchthürme oder Ritterburgen erinnernd, malerisch aus dem frischen Grün hervor. Zuweilen waren sie bis zum Gipfel mit zierlichen buntblühenden Schlingensplanzen und Strauchwerk umwunden.

Das Material, aus dem die sämmtlichen Termitenhügel von Volama, die ich sah, aufgebaut waren, war der auch überall den Boden der Insel bildende rothe, schmirge Sand mit seinem Wurzelwerk durchsetzt. Die älteren und unbewohnten, resp. die von den Termiten verlassen Hügel waren scheinbar, so daß ich nur mit Mühe Stille abspähen konnte. An den bewohnten oder im Bau begriffenen waren die frischen Theile noch ziemlich weich, namentlich nach innen

zu und hier sogar noch feucht. Offenbar war der rothe Sand beim Aufbau mitkommt dem Baggerwerk durch eine mehr oder minder flüssige und klebrige Substanz, dem Absonderungsprodukt der Speichdrüsen der Arbeiter der Kolonie, vermischt und durch das allmähliche Eintrocknen zu einer fast steinharten Masse geworden.

Schält man ein Stück von der Oberfläche ab, so erhält man gleich einen Einblick in den sehr eigenthümlichen Bau des Hügel; derselbe ist durchsetzt von zahllosen Kammern oder Zellen, die durch lamellenartige Wände gegen einander abgegrenzt sind und durch Gänge mit einander und mit der Außenfläche des Hügel in Verbindung stehen. Angenehm ist aber tritt bei einer solchen Störung eine der merkwürdigsten Erscheinungen zu Tage, die das innere Leben eines Termitenhügel auszeichnet. Mit Ungeduld stürzen alsbald aus dem Innern des Thurmes eine Anzahl von „Soldaten“ mit ihren großen, fast die Hälfte des ganzen Körpers einnehmenden Köpfen und ihren lässig gestülpten jangensartigen Kiefern hervor, bereit die Neugierigen anzugreifen und zurückzuweisen. Einige strecken die Köpfe ganz aus den Öffnungen und Gängen der Außenseiten hervor, andere legen nur ihre schwarzen Kiefergelenke auf die Vorstüben der Wäuer, so den Feind erwartend. Und wie scharf und empfindlich die „Soldaten“ angreifen und festhalten, mußte ich einige Male bei der Untersuchung der Hügel und dem Sammeln der Thiere und Stiche derselben erfahren. Diese „Soldaten“ bilden nur eine bestimmte Klasse von Individuen des Termitenvolkes, denen lediglich die Bewachung und Vertheidigung der Kolonie obliegt. Sie sind die bei weitem größten und kräftigsten, namentlich, wie schon erwähnt, auffallend durch den ungewöhnlich großen, fast moartreß aussehenden Kopf und dessen Verwachsung mit den ebenfalls außerordentlich großen jangensartigen Vorderfüßen. Neben den „Soldaten“ enthält der Termitenstaat eine zweite Klasse von viel kleineren, anders gestalteten, namentlich mit gewöhnlichen Köpfen versehenen, aber sehr zahlreichen Individuen, die „Arbeiter“, die den samenswerth großartigen Bau allein ausführen, für die häusliche Erhaltung in demselben Sorge tragen und die Pflichten der Pflege und Ernährung der Nachkommenschaft ausüben. „Soldaten“ und „Ar-

beiter“ sind ungeschlechtete Termiten und zur Fortpflanzung nicht fähig, da sie, wie die Arbeiterinnen des Bienenstocks, mit denen sie auch im Uebrigen täuschend ihrer Bedeutung für die Kolonie übereinstimmen, geschlechtlich unentwickelte weibliche Individuen sind. Außer diesen enthält die Kolonie noch zwei andere, wiederum für besondere Leistungen bestimmte, Individuengruppen, nämlich geschlechtete und geschlechtlich entwickelte männliche und weibliche Termiten, denen lediglich die Erzeugung der Nachkommenschaft obliegt und die sich an den Pflichten der Soldaten und Arbeiter in keiner Weise betheiligen. Sobald in einem Baue die neue Brut der geschlechteten Termiten durch die Pflege der Arbeiter ihre geschlechtliche Ausbildung erlangt hat, verläßt sie denselben, um sich, behufs der Begattung, in großem Schwarm in die Luft zu erheben. Nach dem Niederfallen brechen sie sich gegenseitig die Flügel ab und suchen dann als einzelne Paare einen Termitenbau, in dem sich keine Paare und deren Brut befinden, zu gewinnen. Wenige nur erreichen dieses Ziel, da sie ihrer Flügel beraubt unbefähigt sind und wegzuschleppen, auch des Schutzes ihrer „Soldaten“ entbehren, und so auf ihrem Wege in großer Menge den Nachstellungen anderer Thiere, denen sie zur Nahrung dienen, unterliegen. Zu ihren erbittertesten Feinden gehören vor allem die Ameisen, insbesondere die sogenannten „Treiberameisen“, die förmliche Kriege gegen sie ausführen sollen. Diejenigen Paare, welche einen nur von Arbeitern und Soldaten bevölkerten Bau erreichen, werden hier als „Königspaare“ ausgenommen und nehmen die für sie eingerichteten besonderen und geräumigen Zellen tief im Innern des Stodes ein, woselbst die Königin, deren Leib nach der Begattung zu erschreckend großem Umfang anschwellt, ihre zahllosen Eier ablegt, die von den Arbeitern alsbald in die übrigen Kammern vertheilt und zur Pflege übernommen werden.

So birgt ein solcher Termitenhügel eine streng geordnete Kolonie, einen „Staat“, in dem jeder Volkstheile durch Naturgesetz besondere Verrichtungen zugewiesen sind, die sie unablässig und anstandslos zum Wohle des ganzen Staates vollziehen und die hier alle in dem einen Ziele sich vereinigen, nämlich der Erhaltung der Art.

## Dr. Vogge's letzte Jahre in Afrika.

Dr. Paul Vogge hatte sich bekanntlich im Mai 1882 von Vicentian Wismann in Kiangame am oberen Kongo getrennt und war in das Land des Mutenge oder Kalamba (unweit des Yulu, unter 22° 28' östl. L. Gr. und 6° 6' südl. Br.) zu der dort von ihm begründeten Station zurückgekehrt, um dort bis zum 9. November 1883 zu verweilen. Von dort sandte er einen von Mitte Oktober 1883 datirten Bericht ein, das letzte ausführliche Schreiben, welches wir von ihm besitzen. Er erzählt darin von dem raschen Aufblühen der Station, der Vergrößerung ihrer Herden und Herden, dem Ansehen, welches sie selbst weit und breit genießt, und der gesteigerten Macht, welcher der Häuptling Mutenge sich in Folge der Anwesenheit eines Weißen bei seinem Vasallenge-Pöbel zu erfreuen hatte. Als Vogge von seiner Unabwieslichkeit zurückkehrte, fand er nur ein Wohnhaus und einige junge Plantagen vor; aber es mangelte an den nöthigen Lebensmitteln und an Tabak. Sofort mit dem Beginne des ersten Regens begann er deshalb

ausgedehnte Reis-, Gemüse- und Tabakplantagen anzulegen und es gelang ihm, „bei der angesprochenen Fruchtbarkeit des Bodens“ in kurzer Zeit recht produktive Kulturen von Bananen, Bataten, Reis, Koffi, Tomaten, Tabak etc. zu schaffen. Uebersichtlich schildert er das Land der Pflanzung als ein für Ackerbau vorzüglich geeignetes; die Bestellung des Bodens ist leicht, so daß die Eingeborenen in Folge dessen eine reine Landwirtschaft betreiben und jedes Jahr neue Urbarmachungen für ihre Plantagen (besonders Maniok, Bisselhirse, Bohnen, Pferdebohnen und zwei Arten Erdnüsse) vornehmen. Außerdem finden sich in geringeren Quantitäten an Wurzelpflanzen Bataten, Yamö, zwei Knollengewächse unbekannter Namens, Manö, Kürbisse, Kichas, Baumwolle, Banan, Tabak und zwei Arten Capsicum. Besonders unterstützt wird der Ackerbau hier durch den reichlichen Regenfall während der Regenzeit; Dr. Vogge bezieht sich in dieser Hinsicht auf die Aussage des Dolmetschers Bizerra, welcher so ziemlich sein ganzes



Leben in Panda, Kiso und im Vashilange-Lande verbracht und niemals einen Regenmangel dasebst erlebt hat, während er sehr wohl weiß, welche verberblichen Folgen die Dürren oftmals in Kassanische und Malanische auf die Ernten ausgeübt haben. Welche enormen Kulturen — schreibt Dr. Pogge — würde ein europäischer Pflanzler hier vornehmen können, mit wie geringen Arbeitskräften und mit wie viel Ausbeute auf sichern Erfolg im Vergleiche mit solchen in Europa, speziell Norddeutschland! Welche Arbeitskräfte erfordert in Deutschland die Urbarmachung von gutem Boden (Waldrödenen, mehrfache Pflanzungen, Drainagen, Pöhlungen etc.) und welchen verberblichen Wettereinflüssen (Regen und Dürren, Sturm, Schnee und Hagel) sind die Saatselder dort ausgesetzt!

Der Ansicht vieler Reisenden, daß ein Europäer hier seine Handarbeiten dauern vornehmen könne, widersetzte ich auf das entschiedenste. Ein europäischer Arbeiter wird gewiß nicht im Stande sein, ohne gesundheitsschädliche Folgen hier ebenso lange und schwer zu arbeiten, wie in Europa, aber ebenso zweifellos wird er vermögen, ohne erhebliche und der Gesundheit nachtheilige Körperanstrengung des Morgens und während des späteren Nachmittags einige Stunden leichte landwirtschaftliche Arbeiten, etwa mit dem Pfluge, zu verrichten — und eine Arbeitsstunde bringt in landwirtschaftlicher Beziehung hier in Afrika vielleicht zehnmal mehr Resultate als in Norddeutschland. Hausarbeiten (z. B. Arbeiten im Schatten eines Hauses vollzogen) werden hier von Europäern ebenso lange vorgenommen werden können wie in Europa, denn es ist nicht die relative Wärme, sondern es sind nur die brennenden Strahlen der Sonne, die wehe thun und vor denen namentlich ein Aufsammlung sich scheuen muß.

Das hiesige Klima ist recht gesund und ich kann versichern, daß ich während einer Zeitdauer von über zwei Jahren, die ich östlich vom Kasai verlebte habe, mich nur ein einziges Mal unwohl gefühlt habe, und zwar war dies in Mungwe, dem nach meinen Erfahrungen am wenigsten gesunden Orte im Innern des Kontinents. Es ist gewiß warm, denn das Thermometer zeigt ziemlich konstant des Morgens mit Sonnenaufgang ungefähr 19 bis 21 Grad, Mittags 27 bis 30 Grad, 2 Uhr Nachmittags 29 bis 32 Grad und Abends mit Sonnenuntergang 21 bis 25 Grad, aber leichte westliche Winde während der Regenzeit und östliche, oft starke Winde während der trockenen Zeit bringen meist erfrischende, angenehme Kühlung.

Von Kanthieren giebt es nur Leoparden, kleine Schakale, Wildhunden und Hyänen; doch sagt Pogge ausdrücklich, daß die Station niemals von schädlichem Gethiere heimgesucht oder belästigt wurde und daß sein Wohnhaus stets frei von jeglichem Ungeziefer, aus Miasmen, gewesen ist. Jagbare Thiere giebt es wenig, aber Anghänger der verschiedensten Qualität, für Pan- und Farnegeweide passend, finden sich in unerlöplicher Menge in den Wäldern, leichte und schwere, weiche und harte in den verschiedensten Farben und Schattierungen; viele Bäume schmeigen Harze aus und andere tragen östliche Früchte. Auch liefert das Land noch sehr viel Kaustschuk; aber die hohen Transportkosten stehen nicht im Verhältniß zu seinem Werthe. Die Eisenbeinwörterhe sind nach ungefähr fünfzigjährigem Handel jetzt vollständig erschöpft und der Elephant ist nach der Einführung von Feuerwaffen ausgerottet, entweder getödtet oder verjagt.

Ethnographisches enthält dieser letzte Bericht Dr. Pogge's sehr wenig, darunter jedoch folgende interessante Sitten-schilderung:

„Bei dem ersten Empfangen fremder Säuptionen und ihres Gefolges erhob am Hofe Kalamba's für gewöhnlich

folgendes Ceremoniell. Wenn eine solche Tributkarawane ankam, begiebt sie sich zunächst nach dem Marktplatz des Ortes, der Kiota, bringt dort die Nacht im Freien zu und begiebt sich am nächsten Morgen in corpore Männer und Weiber, mit Zurücklassung ihrer Bekleidung in *paria naturalibus* nach einem etwa 400 m östlich vom Dorfe stehenden Bache und nimmt dort ein gemeinsames Bad. Am zweiten Morgen, nachdem die zweite Nacht über ebenfalls im Freien auf der Kiota zugebracht worden ist, wäscheret die ganze Gesellschaft in demselben Anzuge nach einem ungefähr 200 m südlich vom Orte gelegenen Bache, reingießt sich zum zweiten Male durch ein Bad und begiebt sich dann vor Kalamba's Wohnung, wo die ganze Schar Posto nimmt, und zwar in zwei Gruppen getheilt, die Männer und Weiber für sich. (Ich sah gegen 40 bis 50 Weiber und ebensoviel Männer hier so versammelt.) Soll die Handlung besonders feierlich vorgenommen werden, so erscheint Kalamba selbst (er läßt sich auch manchmal vertreten), nimmt auf einem kleinen Edelmehl Plaz und bemalt mit einem Stilk weißen Thons (hier *lapemba* genannt) den vorderen Oberkörper einer jeden dieser durchsah paradiesischen, ihrer Ausbildung darbringenden Gestalten. Die Männer treten zuerst vor und wieder ab, nachdem ihr Körper und die Stirn mit einem breiten weißen Kängs-stich versehen ist; dann kommen die Weiber. Nach Beendigung dieser Verschmierungsur gehen alle wieder auf den Marktplatz, belaufen sich dort und lehren einzeln oder zusammen wieder zu Kalamba zurück, und es beginnt die gestrichelte Pflanzur, indem durch die offene Spitze einer kleinen Wälderhülle der ausgelegte Saft von *Capsicum* in beide Augen getropft wird. Während dieser Prozedur hat der Täufling eine Art von Reichte abzulegen und hat auf alle möglichen Fragen zu antworten, auch Gelächte zu thun, z. B.: Hast du schon gekostet? Einen Menschen getödtet? Weisest du Fetzische? Willst du ein geborlaner Sohn sein? u. s. w. Ich selbst war einige Male Zeuge reumüthiger Geständnisse seitens der Weichthier. Hiermit ist die Ceremonie beendet. Die Leute quartieren sich demnächst in die Ortswohnungen ein, oder sie bauen sich, wenn sie längere Zeit hier zu bleiben gedenken, eigene Wohnungen und werden von Kalamba und den hiesigen Einwohnern verpflegt. Gelegentlich werden größere Hausfrauchtische zu Ehren der Gäste veranstaltet und der betreffende Säuption empfängt von Kalamba einige annähernd im Verhältniß zum Werthe seiner Geschenke stehende Gegengeschenke.

Dieses Empfangsverfahren kommt indessen, wie gesagt, nur bei solchen Unterthanen in Anwendung, die Kalamba entweder zum ersten Male besuchten oder die ihm angehörig waren. Ich habe einer Schwester Kalamba's, der *Meta*, bereits Vorwürfe wegen dieses höchst unethischen Verfahrens gemacht und habe auch einige größere Hauptlinge davon gerettet; ihre Antwort war indessen: von dieser Pflanzprobe ist noch niemand gestorben.“

Am 9. November 1883 trat Dr. Pogge den Rückmarsch von Mungwe an und besuchte zuerst den nördlich davon wohnenden Vashilange-Säuption Wosula und von dort den fünf Tagereisen gegen Nordnordwesten gelegenen Einfluß des Pulna in den Kasai. Dann zog er an demselben aufwärts, überschritt ihn bei Kassa und passirte Panda in westlicher und südwestlicher Richtung. In Wosula wurde er jedoch von einem so starken Unthun besessen, daß er zu seiner Erholung zwei Tage liegen bleiben mußte. In Malange, wo er am 9. Februar 1884 anlangte, traf er mit seinem alten Gefährten Lieutenant Wismann zusammen, dem sein „ungemein nervös erregter Zustand“ auflief, ohne daß derselbe aber ähnte, wie tadeln sich mit Pogge zu

Ende gehen sollte. Ueber seinen Tod giebt dann folgender Brief des stellvertretenden deutschen Konsuls Weniger in Voanda an den Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft Nachricht.

Voanda, 17. März 1884.

Ich habe Ihnen die traurige Nachricht mitzutheilen, daß der berühmte Reisende Dr. Paul Vogge heute, am 17. März Morgens um 5½ Uhr im holländischen Hause zu Voanda an einer Lungenerkrankung gestorben ist. Am 28. Februar via Dondo hier eingetroffen, litt er schon an einem hartnäckigen Husten, was, wie er meinte, sehr gut in Deutschland kurirt werden sollte.

Dr. Vogge war dabei sehr schwach und, obwohl er guten Appetit hatte und weiter sehr lebhaft war, wurde ihm doch angerathen einen Arzt zu konsultiren, bevor er nach Europa abginge, leider ohne Erfolg.

Gestern Morgen kam Dr. Vogge wie gewöhnlich von der oberen Stadt um zu essen nach dem holländischen Hause, war aber ganz abgemattet und konnte kaum Athem holen. Er wurde zu Bett gebracht, der Arzt wurde gerufen, künzte ein Plaster applicirt, aber alles war vergebens. Die Krankheit war schon zu weit vorgeschritten und seine Schwäche that das Weitere.

Dr. Vogge wollte gestern Abend mein Wort haben, daß ich, im Falle seine Krankheit tödtlich verlief, sein Tagebuch verbrennen würde, was ich bestimmt verweigerte.

Er wurde heute Abend auf dem protestantischen Kirchhofe beerdigt. Ich meinte hier in Voanda die traurige Ehre erfüllen zu müssen, für eine würdige Beerdigung Sorge zu tragen. Alle Civil- und Militärbehörden und sehr viele Verehrer des berühmten Reisenden haben den Sarg bis zur letzten Ruhestätte begleitet.

Die hinterlassenen Sachen habe ich einstweilen aufbewahrt. Sie werden dieselben sammt Tobtenstein und weiteren Belegen von der Direction dieses Hauses in Rotterdam so bald wie möglich erhalten.

Aber wenn auch die Afrikanische Gesellschaft ihren erfolgreichsten Reisenden in so trauriger Weise verlor, so ist sie doch entschlossen, sein Werk nicht aufzugeben. Bereits hat sich eine neue Expedition, bestehend aus Lieutenant E. Schunz als Leiter, Lieutenant Kunth als Topograph, Dr. med. Wolff als Arzt und Anthropolog und Dr. phil. Wütnner als Botaniker und naturwissenschaftlicher Sammler, in die von ihm erschlossenen Gebiete begeben, um deren so rühmlich begonnene Erforschung fortzusetzen.

## Aus allen Erdtheilen.

### Europa.

— Der projektierte Donau-Elbe-Kanal hat in der betreffenden Kommission des österreichischen Abgeordnetenhauses nach Einzigung von Sachverständigen-Urtheilen eine sehr günstige Beurtheilung gefunden. Derselbe soll die Donau bei Kornbrunn verlassen, die Moldau bei Budweis treffen und verlangt die Kanalisierung der letzteren bis Melnik. Der eigentliche Kanal würde eine Länge von 222 km haben, die zu kanalisierende Strecke der Moldau eine solche von 246 km. Die Schichtstärke läge 551 m über der Adria; im Aufstieg hätte der Kanal 130, im Abstieg 55 Schleusen und die kanalisirte Moldau deren 62, somit per Sekunde eine durchschnittliche Fallungslänge von 1,8 km. Die Verlehrsänge von Wien bis Melnik wäre gegenüber der Staatsbahn um 10, der Nordwestbahn um 95 und der Franz-Josef-Bahn um 70 km länger als diese Schienenwege.

— Eine Zulschrift der „Wiener Presse“ aus Serajewo bietet ein Bild des gegenwärtigen Standes des Bergbaues in Bosnien. Die Zulschrift konstatiert zunächst, daß die nach der Knapung durchgeführte geologische Erforschung der okkupirten Provinzen ein überraschendes Bild von dem Mineralreichthume der beiden Länder ergeben habe. Es seien ausgedehnte Braunkohlenlager, vorzugsweise auf den Evinen Erzgebirge: Sjeniza-Stein, Kozija-Moslar-Pana, Penjarow-Benjalala-Tranunt und im Gebiete von Dolina-Tuzla gefunden worden. Ferner seien Zinklager, Malachit und Kupferite bei Kretschow, Quecksilbererze am Berge Inatsch und in Bogorelica, Bleierze in Jalenowiza, Borowiza, Olowo und Sredobiza; Manganerze im Drengebirge; Eisenerze in Watsch, Borowiza, in der Swiebsa-Planina und an mehreren anderen Orten vorhanden. Eine überaus ergiebige Salzgrube finde sich bei Dolina-Tuzla. Es sei der Versuch gemacht worden, die österreichische Montanindustrie für den bosnischen Bergbau zu interessieren. Es wurde zuerst ein Vergleichen geschaffen, eine Bergbaupolizei, ein Berggericht erster Instanz und ein Bergobergericht in Serajewo eingerichtet

und dann mit Zulihilfenahme österreichischer Industrieller und Gehilfen eine Gewerkschaft unter dem Namen „Bosnia“ mit 100 Anteilseignern gegründet, von denen das bosnische Landesfürst 20 übernommen hat. Die „Bosnia“, welche unter der sachmännischen Leitung des Oberbergamtschalters steht, hat bereits sechs Werke in vorbereitendem Betrieb gesetzt, die insgesammt eine sehr hoffnungsvolle Montanindustrie versprechen.

„A. 3.“

— Von den etwa 2 Millionen Einwohner Norwegens leben nur etwa 700 000 im Innern des Landes, alle übrigen aber an den Küsten, darunter 220 000 auf den Inseln. Das wäre nicht möglich, wenn nicht ein großer Theil dieser Küstenbewohner in dem Meer eine stets bereite Bezugswelt fände. Fast ein jeder, auch wer nicht wiederholt oder dauernd auf die Fischelei führt, betreibt seine „Reinischerei“ (Hjemfiskei).

(V. Passarge, Sommerfahrten in Norwegen.)

### Asien.

— Ueber Ausgrabungen der Ruinen einer alten Stadt in der Nähe von Samarkand berichtet S. Krowstow in der Märzheftung der Archäologischen Gesellschaft in St. Petersburg. Die Ausgrabungen wurden im vorigen Jahre unter seiner Leitung angefaßt. Die Ruinen befinden sich auf einem Hügel in der Nähe Samarkands; der Hügel ist offenbar früher durch Mauern befestigt gewesen, dabei finden sich Reste von Säulen, Hausgräben und menschliche Gebeine. Nach iranischen und arabischen Quellen soll hier im hohen Alterthum zur Zeit Nohs eine große Stadt, Abrosiab, existirt haben. Der Volkslegende nach sei es die Hauptstadt eines mächtigen Reiches gewesen, welches Europa, Kleinasien und Indien umfaßt habe. Hier auf dem Hügel habe das prächtige Königsschloß mit unterirdischen Gängen und Korridoren gestanden; am Ende der Korridore hatten, so erzählen die Sagen, jene alten Herrscher ihre Reichthümer aufgespeichert. — Das Resultat der Ausgrabungen

erweist, daß es sich wirklich um eine sehr alte Stadt handelt. Es lassen sich am Ufer einige nach ihrem Inhalt verschiedene Schichten beobachten. Im Allgemeinen lassen sich dieselben in zwei Kategorien theilen. Die eine besteht aus loedrer Erde mit den Resten menschlicher Kultur, die andere Kategorie umfaßt lehmige, dicke Schichten, wie es scheint, Niederschläge, welche dem Wasser ihre Entstehung verdanken; in dieser allein sind Pflanzenreste entdeckt worden. Die einzelnen Kulturschichten sind wesentlich von einander unterschieden. In den tiefsten Schichten finden sich schöne Glasfäden, welche in der oberen Hälfte, die tiefste Schicht beherbergt die Reste einer sehr primitiven Kultur, grobe Geräte aus Thon und Stein. Neuerdings meldete die „Celtische Rundschau“ (Nr. 22), daß Herr R. A. Wiedersheim nach Turkestan sich begeben werde, um die begonnenen Ausgrabungen der Ruinen von Akrochod fortzusetzen, mit Unterstützung der Archäologischen Gesellschaft in St. Petersburg.

— Die „Turkistaner Zeitung“ meldet die Entdeckung der Ruinen einer alten Stadt. Am rechten Ufer des Amudarya, etwa 20 km von Mangana, beim heutigen Dorfe Akshu, finden sich Ruinen einer Stadt Asina, deren Erbauung ins Alterthum weit hinaustragt. Augenzugeug berichtet, daß auf einer etwas erhöhten Gegend Reste von Ziegelmauern und andern Bauwerk in großer Ausdehnung sichtbar seien; jetzt seien freilich alle vom Sande bedeckt. Dem Gerüchte nach ist bisher schon in diesem Territorium allerlei gefunden worden: Kiesel, irdene Gefäße, menschliche Gebeine, Neuerdings haben die Bewohner der Umgegend energisch zu graben angefangen und sollen dabei auf kleine Krüge (Kleinen?) gestoßen sein, welche mit Blei verflochten im Innern Gold- und Silbermünzen, Perlen und wertvolle Schmuckgegenstände beherbergten; ferner sei ein aus gebraunten Ziegeln gemauerter Gang mit deutlichen Spuren einer Wasserleitung entdeckt. Die Ziegel find in solcher Menge vorhanden und so brandbar, daß sie um 40 Kopfen (ca. 50 Pfennig) das Hundert verkauft werden. Eine Verdrüßungsfähigkeit mit vielen menschlichen Gebeinen ist gefunden worden, ferner ein Gebäude, welches offenbar als öffentliches Bad diente.

— In der Sitzung der Royal Geogr. Society vom 9. Juni hat Herr W. B. Graham einen Vortrag über seine Bergbegehungen im Himalaya gehalten. Eine auf die Einzelheiten derselben eingehen zu wollen, machen wir nur auf den eigenthümlichen Vergleich aufmerksam, den er zwischen dem Himalaya und den Alpen angestellt hat, um durch denselben die kolossalen Abmessungen des ersten mehr hervortreten zu lassen. Die Alpen haben nur zwei Spitzen, die sich über 15000 Fuß (englisch) erheben, sechs oder sieben über 14000 Fuß und nur etwa dreißig, die man als bedeutende Spitzen bezeichnen kann, hingegen im Himalaya 11000 Spitzen gemessen find, deren Höhe über 20000 Fuß beträgt. Uebrigens behauptet Herr Graham, daß trotz der zahlreichen Aufnahmen des topographischen Dienstes nur wenige wichtige Bergbegehungen bekannt sind, da die Officiere für beratende Unternehmungen nicht genügend vorbereitet seien; demzufolge seien auch die Karten der über der Schneegrenze gelegenen Theile des Landes fehlerhaft.

Die Schneegrenze hatte sich immer bei den Begehungen als ein bedeutendes Hinderniß gezeigt; sie senkte sich zuweilen auf 5000 Fuß, die Grenze des ewigen Schnees nahm er auf der Nordseite zu 16000, auf der Südseite zu 17000 Fuß an. Bei dem Dmanagiri, 23186 Fuß hoch, gelangte er bis 5000 Fuß zum Gipfel.

— Die letzte Reise des englischen Residenten Sir Hugh Low und seiner Ingenieure in Oberpatal hat unerwartete Resultate ergeben. Die Fortwörter sind längs des Patalstufes bis über 5° 50' nördl. Breite vorgebracht und haben gefunden, daß die Quelle desselben nur etwa 15 Meilen vom Golf von Siam entfernt ist. Demnach besteht das Thal des oberen Patal eine weit größere Ausdehnung, als man

vermuthet hatte, wohingegen die Oberfläche der Siam unterworfenen Staaten Cambod, Patani und Tringam bedeutend kleiner ist, als bisher angenommen wurde. Reiche Goldminen wurden auf beiden Flüssen entdeckt. Der Verastich scheint bestimmt, für diesen Theil der malaisischen Halbinsel die große Handelsstraße der Zukunft zu bilden, wodurch allerdings Venang einiger Abstrich gethan werden würde.

— Der englische Geiulingenieur Holt-Hallett ist von seiner Reise durch das nördliche Siam („Globe“ Bd. 35, S. 112) in Bangkok eingetroffen und von dort nach England zurückgekehrt. Seine Expedition, welche er von dem englischen Major Moullmain aus untrat, dauerte 5½ Monate und war, namentlich in ihrer zweiten Hälfte, sehr beschwerlich, doch erfolgreich. Bereits im November will er nach Hindustan zurückkehren und seine Aufnahmearbeiten fortsetzen. Dr. Gushing, der ihn begleitende Linguist, konnte wegen Krankheit nur den Anfang der Reise mitmachen und mußte sich am 20. April von ihm trennen. Die eingeborenen Himmelslieder der Expedition, aus Indien und Birma kommend, klingen so viel von Fieber und Infanterie, daß Holt-Hallett sie abhören mußte und für sein nächstes Unternehmen neue Rente anwerben wird. Am Ganzen konnte er 1500 englische Meilen Route aufnehmen, die Lage der Siam-Gebirge bestimmen, Beobachtungen der Eingeborenen sammeln und geologische Studien über die verschiedenen Siam-Staaten machen. Die Aufnahme, welche er fand, war überall gut, sehr im Gegensatz zu Karl Bod, der vor ihm dort gereist ist und ein ungünstiges Urtheil hinterlassen hat.

— Siam hat die Herstellung einer Telegraphenlinie beschlossen; dieselbe soll in der nächsten trockenen Jahreszeit von Bangkok nach Yimach (Kienmai) und später von dort nach Birma geführt werden.

— Aus Peking kam unlängst die Nachricht, daß die chinesische Regierung aus strategischen Gründen im Principe sich für die Erbauung von Eisenbahnen entschieden habe, was als ein Erfolg von Wichtigkeit und seiner fortgeschrittenen Kenntnisse angesehen werde. Da es unmöglich sei, Chinens den Betrieb und die finanzielle Seite anzuvertrauen, so beabsichtige man, beiden Fremden zu übergeben, die in chinesische Dienste treten müßten, also in derselben Weise zu verfahren, wie bei den mehrstehenden von Ausländern verwalteten Hasegnellen. — Dem gegenüber können wir nur sagen, daß wir nicht eher an eine Eisenbahn in China glauben werden, als bis dieselbe sich im Betriebe befindet, und daß auch dann immer noch, wie die Erfahrung gezeigt hat, die Gefahr nahe liegt, daß die bereits bestehenden Schienenwege in Folge einer rationalen Strömung wieder aufgerissen werden. China schreitet nicht so rasch fort, als manche uns glauben machen wollen.

— Professor W. A. Wolf hat seine dritte Reise in Hochasien, welches unsere Leser in seinen Bandhüngen durch fünf Artikel im vorigen Jahre bekannt geworden, ist jetzt vollständig ins Deutsche übertragen worden, und zwar von Stein-Neudheim unter dem Titel „Reisen in Tibet und am oberen Laufe des Gelben Flusses in den Jahren 1879 bis 1880“ (Verlag von F. Cohen & Co., Jena, wo auch vor 7 Jahren desselben Autors „Reisen in der Mongolei“ erschienen sind). Ueber die hervorragende Bedeutung dieser Wanderungen in geographischer und naturwissenschaftlicher Beziehung ist es unnöthig, viel Worte zu machen; einige Zahlen mögen genügen. Auf seinen bisherigen drei Reisen nahm Professor Wolf 22100 km Route auf, bestimmte 48 Breiten, 212 Höhen und machte täglich dreimal meteorologische Beobachtungen, sammelte 12000 Exemplare von Pflanzen und 11232 Insekten, Vögel, Amphibien, Fische und Insekten, sowie zahlreiche mineralogische Proben. Daß die Resultate so erfolgreicher Reisen dem deutschen Publikum zugänglich gemacht werden, ist mit Freuden zu begrüßen; wenige vermögen Tagelängsten und Beobachtungen über Thier- und Pflanzenleben so hübsch zu erzählen, wie der be-

rühmte russische Generalkonsuloberst. — Die Auskattung des Buches ist gut; nur hätte den Namen größere Sorgfalt zugeben werden müssen. Solche Uebersetzungen müssen von Kennen revidirt werden, die mit der behandelten Gegend einigermaßen vertraut sind. Häufig behaltene russische Ausdrücke wie Kirie statt Kiria, Salucua statt Salome, Kambodshi statt Kambodja, Sebiaia statt Setledia, Jambou statt Jamben (chinesische Silberbarren), Japan statt Jinnan, Wiga statt Wiga, Murkost statt Moorcoost, Latam statt Katham u. s. w. beweisen die Richtigkeit unserer Ansicht.

### Afrika.

— Man sucht in Holland eine Gesellschaft mit 15 Mill. Gulden Kapital zu bilden, deren Zweck die Herstellung einer Bahnverbindung zwischen der Delagoabai und Prätoria ist; vorläufig soll die Eisenbahn jedoch nur bis zu einem Punkte im Drachengebirge (resp. nur von der portugiesischen Grenze, 82 km von der Delagoabai bis zu dem zuletzt erwähnten Punkte) gebaut werden. Für den auf portugiesischem Gebiete gelegenen Theil hat die portugiesische Regierung bereits eine Konzession verliehen, mit deren Inhaber man sich zu verständigen suchen wird; sollte dies nicht glücken, so wird man von der Bai bis zur Grenze einen Tramway anlegen, für den man bereits die Konzession erhalten hat. Die Verbindung vom Drachengebirge bis nach Prätoria, 180 km in der Luftlinie, wird vorläufig nur durch gewöhnliche Wege stattfinden.

— Als Stanley zum ersten Male den Kongo hinabfuhr, galt sein beständigster Kampf den Bangala, welche auf dem rechten Ufer wohnen, nördlich vom Äquator, oberhalb der Stelle, wo der Strom plötzlich nach Süden umbiegt. Als er sie im letzten Januar wieder aufsuchte, wurde er dagegen friedlich empfangen; eine Station in ihrem Gebiete zu errichten, ist aber erst im Anfang Mai 1884 dem Hauptmann Haussens geglückt: jedoch mit drei Dampfmaschinen dort anlangte und bei dem großen künftigen Kongo-Expedition freundliche Aufnahme fand. Derselbe ist König von Jolo, wie das gesammte, aus dem Bangala bewohnte Gebiet heißt. Noch am Tage der Ankunft wurde zwischen den Weißen und den Negern Blutsbrüderschaft geschlossen, und am nächsten Morgen fand eine weitere Ceremonie statt, durch welche der Bund noch größere Kraft erlangen sollte: man sollte nach einem bestimmten Ritus eine Heißschokolade, und die Richtung, in welcher dieselbe sei, hiesse den Beweis, daß Walfisch (Kanssens' Name bei den Negern) dem Könige Matamwale mit Leib und Seele ergeben sei. Dennoch waren lange Verhandlungen erforderlich, um zum Ziele zu kommen, da der Königs ältester Sohn sich bestimmt jeder Anerkennung widerriet. Erst am 8. Mai nach einem langen Palaver wurde der Vertrag unterzeichnet, und dieses Terrain für eine Station abgetheilt und nach den darauf befindlichen Häusern und Bananenbäumen genannt. Eine Gasmühle bezog mit 26 Mann die neue Station, so einer der Dampfmaschinen, während die beiden anderen ihre Stelle nach der Station an dem Stanley-Fällen fortsetzten. Kanssens hat auf dieser Fahrt noch an drei oder vier anderen Stellen Terrain erworben und Stationen errichtet. In Anfang August wollte er von den Stanley-Fällen in Leopoldville zurück sein.

— Im Verlage des neugegründeten Institut National de Géographie in Brüssel hat Dr. J. Chavanne von seiner Reise nach dem unteren Kongo eine „Carte de l'Afrique Equatoriale entre le Congo et l'Ogoué“ erscheinen lassen, welche zum ersten Male zeigt, welche Routen von den Beamten der Association Internationale Africaine (Graz, Elliot, Haron, Urban und Anclot, Van de Velde, Wilie und Hanssens) in dem Gebiete zwischen Knilin und Kongo zurückgelegt worden sind. So erichtlich es ist, daß man in Brüssel endlich das Stillstehen über die Vorgänge am Kongo bricht — wie die Karte und die Zeitschrift „Le

Mouvement Géographique“ beweisen — so darf man doch die etwas rohe Karte, welche außer jenen Routen auch die Stationen der Association, die verschiedenen Missionsstationen und die europäischen Faktoreien verzeichnet, nur als Rückschlageszahlung betrachten. Vielcicht, daß mit Stanley's Anfaht in Europa, welcher am 6. Juni den Oberbefehl am Kongo seinem Nachfolger de Winter übergeben und dann die Rückreise angetreten hat, weitere Resultate seiner Fahrten ans Licht treten. Auch in Paris' werden nächsten die in dasselbe Gebiet fallenden Routen de Brazza's und Miqon's veröffentlicht werden, wahrscheinlich in Hauptmann de Lamoignon's großer Karte von Afrika; sie zeichnen sich durch Reichthum und zahlreiche Höhenbestimmungen aus und machen den Eindruck größerer Genauigkeit als die der belgischen Reisenden.

### Australien.

— Spiele der Nordaustralier. In den Schilderungen, welche Edward Palmer von den nordaustralischen Eingeborenen in der Sitzung des Londoner Anthropologischen Instituts vom 13. November 1883 entwarf, wurden auch die Spiele derselben erwähnt und sie sind in vieler Beziehung charakteristisch und interessant. So sitzen sie in einem kleinen Kreise auf dem Boden und lassen die Knie aus dem Auge eines Kavaliers aus der Hand zu Hand geben, bis einer von ihnen dieselben keine Lust mehr in den Sand wirft. Wer die Knie wiederbringt, ist Gewinner und das Spiel beginnt von neuem. Auch Ballspiele sind ihnen bekannt. Eine Lieblingsbeschäftigung dieser Schwarzen (am Carpenteria-Golf) ist es, an bestimmten Tagen unter den Bäumen nach den Erntestücken einer kleinen Vongbiene zu suchen. Dieses Jodeln bleibt an solchen Tagen auf den Bäumen sitzen und die Schwarzen suchen nun im Grolle und auf dem Boden nach dem winzigen Kothbe des Thierchens, der auf die Hand gelegt ein lautes schäbendes Geräusch darstellt. Ge in dieses wohl nur eine Übung der Schärfe des Auges. Wieder ist eine spielende Beschäftigung die Nachahmung aller möglichen Fußspuren von Menschen, Säugthieren, Vögeln im Sande, die ihnen mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit gelingt. Sie sind in diesem Punkte so gewandt, daß sie die Fußspuren eines jeden unter ihren Bekannten sofort erkennen.

— Die Einfuhr an Wolle in England während des Jahres 1883 war, wenn gleich geringer als im Vorjahre, doch immerhin eine sehr beträchtliche. Sie betrug sich auf 1424264 Ballen oder 60432 weniger als im Vorjahre. Die australischen Kolonien, mit Einschluß von Neu-Seeland<sup>1)</sup> lieferten 990782, die Kapkolonie und Natal 187368, die Falklandinseln 5726, Neuseeland, die Türkei und andere europäische Staaten 106394, Ostindien, Persien und andere Gebirge Afrikas 81339, Peru, Chile und La Plata 29946, die Levante, Nordafrika u. s. w. 27945. Rechnen wir dazu die Wollproduktion Großbritannien's mit 534700 Ballen, so ergibt dies insgesammt 1962964 Ballen oder 628230 515

<sup>1)</sup> Die australischen Kolonien zählten am 31. März 1883 insgesammt 84811656 Schafe. Davon entfielen auf Neu-Seeland 36114814, auf Neu-Seeland 12985985, auf Tasmanien 12913243, auf Victoria 10174246, auf Süd-Australien 6388360, auf Tasmanien 1845455 und auf West-Australien 1269797. Auch den von Alexander Forrest im Norden von West-Australien entdeckten schönen Kimberley-Postalsdistrikt wird sich der Schafbestand dieser Kolonie schon in nächster Zeit beträchtlich mehren. Der Schafstand Australiens wird nun noch durch den in den La Plataprovinzen überwiegen, welcher 25 Mill. zählt. Der herrliche Boden selbst zum großen Theile aus schwarzen, viele Fuß tiefem Alluvium, an welchem angedachte europäische Gräser vorzüglich gedeihen und im Sommer bei weitem nicht so ordentlich wie in Australien. Große, noch unbeflegte Flächen beken Weidelands sind noch zu einem verhältnißmäßig billigen Preise zu haben.



englische Pfund Wolle, über welche aus den englischen Märkten versandt wird. Man sieht hieraus, daß von dem gesammten Wollimport Englands über zwei Drittel den australischen Kolonien zufließen. Kein anderes Land produziert zur Zeit so ausgezeichnete Merinowolle wie Australien.

Besonders bilden Wolle, Gold und Wolle die wichtigsten Stapelprodukte in Australien. Die leuchtendste Weizenart war, nach verschiedenen Merkmalen, eine sehr ergiebige, aber die Preise für Wolle stiegen sich so niedrig, daß die Farmer dabei Verluste litten. — Die Erträge der Goldfelder haben sich schon seit Jahren immer mehr verringert und ebenso die Zahl derer, welche dieien Grube nachgehen. Man hat gesagt, daß das gesunde Gold nicht mehr da sei als 1853. — Australien ist die Heimat der Goldminenindustrie mit dem Werte des gefundenen Goldes vergleicht, so hat das allerdings seine Richtigkeit, zieht man aber das die verschiedenen Industriezweige und Geschäfte, welche direkt und indirekt durch die Goldminen ins Leben gerufen wurden, in Betracht, so war die Entdeckung der Goldfelder eine Quelle großen Reichtums für Australien. — Wolle führt nie zu der Erregung, welche die Aufzucht lebender Goldfelder im Gefolge hat, noch hat sie ein so allgemeines Interesse für die Bevölkerung wie die Weizenkultur, aber sie ist in Australien seit langer Zeit eine Hauptindustrie und wichtigste Quelle des Wohlstandes und des Reichthums geworden, wenn auch häufige Dürren, dadurch veranlaßte große Verluste an Schafen und Schwankungen in den Wollpreisen sie sehr beeinträchtigen.

### Nordamerika.

— Nach Angabe des Ingenieurs Phillips, zuletzt bei der nördlichen Pacificbahn, werden in jedem Winter nicht weniger als 20000 Elche, Antilopen und Bärhirsche allein in Minnnesota, Montana und Wyoming erlegt, so daß die beste Aussicht vorhanden ist, daß diese drei edlen Thierarten bald vom amerikanischen Kontinent verschwinden. Elche, die früher von den Indianern bis zum Stillen Ocean vorkamen, sind östlich vom Missouri ausgerottet; noch vor 25 Jahren waren sie in Kansas und Nebraska zahlreich, haben sich aber jetzt in die waldreichen unbewohnten Gebiete Minnnesota und der nördlichen Territorien zurückgezogen. Die größte Verödung riefen die Jäger an, welche Kettengewehr führten und damit oft 6 bis 12 Stück aus einer Herde erlegten, die dieselbe außer Schutzweite kommt. Der Preis eines Elchsfelles beträgt 3 Dollars (12 Mark). Außer jenen 20000 Elchen z. wurden 1882 in dem Gebiete zwischen dem Yellowstone und den Quellen des kleinen Missouri noch über 25000 Büffel für die Händler abgeschlachtet. Wenn sich nicht die Freunde einer vernünftigen Jagd als Mittel legen und das Wild durch Gesetze geschützt wird, wird es binnen fünf Jahren nur noch sehr wenige Elche, Büffel, Hirsche und Antilopen zu jagen geben.

### Vermischtes.

— Allgemeine Grundlage der Ethnologie von Adolf Bastian. Prolegomena zur Begründung einer naturwissenschaftlichen Psychologie auf dem Material der Völkergedanken. (Berlin, Dietrich Reimer, 1884.)

Inhalt: Desiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen. IX. (Mit fünf Abbildungen und einem Plan.) — Zur Geschichte des Elens. (Mit vier Abbildungen.) — Richard Grell: Von den Capersischen Inseln nach Polona. I. — Dr. Vogge's letzte Jahre in Afrika. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 2. August 1884.)

In der vorliegenden Schrift faßt Bastian gewissermaßen die Keimzelle seiner zahlreichen ethnologischen Arbeiten zusammen; sie kann daher als eine willkommene Uebersicht derselben gelten, zugleich als ein Mahnwort an unsere Generation, noch mitzuwirken an dem großen Werke, dem Bau der naturwissenschaftlichen Psychologie auf ethnischer Grundlage, für welchen zunächst das Material zu beschaffen ist; denn die Gefahr, daß wichtiges ganz verloren gehe, rückt in unserer Zeit, wo die Verkehrsmittel alle alten Verhältnisse durch einanderwärteln, immer näher. — Die Weltanschauung der Indianer, also eine physische Originalität des westlichen Europa, zu Caesar's Zeit den Römern noch bekannt, ist unüberderrückbar verloren gegangen, weil damals nicht fürst. (S. 121.)

Darum auch Bastian's eigenes schießendes Material sammeln, und so werden denn in diesen „Grundzügen“ noch einmal die Werkzeuge (vergl. S. 100) den interessanten Exkurs über die Armbrust der aus Centralafrika nach der Westküste vorgehenden Fan), die künstlichen Deformationen am Körper, die Instrumente, die Nahrung, Morletia, Gels, Nuss, Gichtum, Ehe, Recht, Religion in verschiedenen Darstellungen zusammengefaßt. Bis in die feinbar zufälligen Sonderbarkeiten wiederholt sich das aus gleichmäßigen Urteilen gleichmäßig notwendige Begriffe „Kultur“ und „wie sich im tierischen Embryo die Anlagen zum Centralnervensystem, Gattung, Darmtrakt u. l. m. übereinstimmend wiederholen, im physischen Samen die Nervenbahnen mit Plasmia und Radicula, so erreicht sich elementare Gesetzmäßigkeit in den Vorstufen der Völkergedanken, wie sie bei den am tiefsten stehenden Völkern angetroffen wird, während bei der späteren bunte Mannigfaltigkeit und den Entwicklungsstadien der Völkergedanken die Blätter des Baumes nicht mehr zu zählen sein mögen. Und so mögen oftmals die Prozesse des Verdens aus ursprünglichen Kausalitäten noch sich erkennen lassen, die in den vollkommensten Produktionen vielleicht bereits unendlich oder gänzlich verwischt sind. So wird denn in den primitiven Gedankenebenen der Naturräume mancher Anhalt geboten zur Erklärung archaischer Reize in den Kunstentwürfen der Kultur.“ (S. 81.)

Grundlage sind die „geographischen Provinzen“, denen das erste Kapitel des Buches gewidmet ist. Hier handelt es sich allerdings nicht um Geographie, sondern um die Abgrenzung der Rassen, wobei, da zu vollständigen Systemen die Zeit noch nicht reif, die geographische Abgrenzung noch ihr Recht behält und die Einwirkungen des Klimas besprochen werden. „Der Naturraum, noch im vollen Banne der umgebenden Natur, trägt den Stempel derselben aufgedrückt, wogegen, wenn in der Kultur die Freiheit errungen, das Gleichgewicht nicht länger vom Klima abhängt, weil von höheren Gesetzen regiert.“ (S. 6.) Und: „Wenn Repräsentanten höherer und tieferer Entwicklungsstufe genossam zusammengeführt werden, wie z. B. Angehörigen und Neger, mag bei den Mischungen die Vererbung einer Unnatur hervortreten, während sympathische Kreuzungen aus germanischen Stämmen mit römischer Kultur, zur Periode der Völkermigrationen belegen, in weiteren Veränderungen anzuzeigen hatten, bis zu echten Vollblutrasen.“ (S. 7.) Auf geographische Provinzen ist ein solches natürliches System der Ethnologie zu gründen — noch aber kann es nicht in Angriff genommen werden und in der Zwischenzeit müssen daher die künstlichen Systeme annehmen, wie sie jetzt in unseren Handbüchern verfaßt werden. R. A.



# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.

Nr. 9.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Audree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten  
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Eine Reise in Griechenland<sup>1)</sup>.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Velle.)

### I.

Von Andritsena führt in nördlicher Richtung ein schmaler, steiniger Weg nach Olympia, der sich an den Abhängen der triphylischen Berge hoch über den gelben Gewässern des Alpheios hinzieht, bald durch Gehölze, bald über Weidenland, auf denen Rinderherden von einigen zerkumpften Knaben gehütet werden. Zuweilen senkt er sich in ein einsames schattiges Thal hinab, welches meist eine reichlich strömende Quelle enthält; ehe sich dieselbe in Kaskaden zu Thale ergießt, bildet sie oft in Felsenlöchern kleine stille Wasserbecken, belebt von winzigen Schildkröten, die beim Nahe eines Menschen sich schnell unter den großen Blättern der Seerosen oder zwischen den Stengeln großer weißer Lilien verstecken. Steigt dann der Pfad wieder an, so überschaut man das weite waldige Thal des Hauptstromes und hinter denselben im Norden die große Gebirgskette des Erymanthos. Anbau findet sich nur spärlich; nur ab und zu beweist ein Maisfeld auf einer Anhöhe, daß es hier Weizen giebt, die arbeiten um zu leben, weil sie Menschen, und die leben um Politik zu treiben, weil sie Griechen sind. Aber im Grunde des Thales haufen nur Vögel; für Menschen ist es des Fiebers wegen unbewohnbar.

Eine Stunde jenseits des seit der Türkenzeit herab-

gekommenen Dorfes Phanari überschreitet man die Hochebene von Keroissia, die einen schönen Ueberblick über alle Gebirge Arkadiens gewährt. Von dem Dorfe Krongio, dessen Hütten aus Lammästen und Lehm errichtet sind und in dessen Nähe die ansehnlichen Trümmer der alten Stadt Aliphetra liegen, führt ein langer und mühseliger Weg durch immergrüne Fichten und Kentsiengebüsch zum Alpheios hinab, den man durchfährt, um auf seinem rechten Ufer oberhalb des Einflusses des Ladon (heute Ruppia) die spärlichen Reste von Heraia zu besuchen. Im vierten vorchristlichen Jahrhundert wahrscheinlich auf Betreiben Spartas im Gegenzuge zu der thebanischen Gründung Megalopolis erbaut, existirte die Stadt, ohne in der Geschichte irgend welche Rolle zu spielen, bis in die Kaiserzeit hinein. Vielleicht kann man gerade daraus, daß ihrer keine Erwähnung geschieht, schließen, daß ihr Geschick ein glückliches war, und dazu mag die fruchtbare und schöne Umgebung, die Abgelegenheit und das herrliche Klima das meiste beigetragen haben.

Der von Norden in den Alpheios einströmende Ladon ist so tief und breit, daß er von den heutigen Bewohnern des Landes als der Hauptfluß angesehen und demgemäß mit demselben Namen, wie der untere Lauf des Alpheios, als Ruppia, bezeichnet wird; der obere Alpheios dagegen wird „Fluß von Karytäna“ genannt. Pferde müssen ihn durchschwimmen, während Reisende sich einem leeren Kähne anvertrauen können und dafür einen Pfaffen zu befehlen haben. Das Thal dieses Flusses ist eine der reizendsten

<sup>1)</sup> Siehe den Anfang dieser Reisebeschreibung in Bd. 31 des „Globus“, die Fortsetzungen in Bd. 32, 33, 35 und 36. Wir hatten den Reisenden (siehe Bd. 36, S. 248) in Andritsena verlassen, als er im Begriffe war nach Olympia aufzubrechen. Die hiermit beginnende Serie von Artikeln bringt die ganze Reise zum Abschluß.

Gegenden von ganz Griechenland, die in der That dem Pde entspricht, das mau sich jumeist von dem Hirtenlande Arkadien macht: ein schöner Fluß, frische Quellen, schattige Wälder, grüne von Herden belebte Wiesen und Hügelabhänge voll duftender Blumen. Bei jedem Schritte fast bietet dies Thal ein neues reizvolles Bild; bald strömt der Fluß im Schatten mächtiger Platanen dahin, bald theilt er sich und umfließt Inseln, an deren Bäumen sich Schlingpflanzen emporranken, bald zieht er durch Wiesen hin, die fichtenbewachsene Hügel begrenzen. Eichenwälder bedecken die Abhänge der höheren Berge, und fern im Norden ragt des Olympos (Erymanthos) kühler Gipfel empor.

Raum drei Viertel Stunden, nachdem man den Fodon verlassen, trifft man auf einen zweiten reißenden Fluß, den alten Erymanthos, heute Doana genannt, dessen an Schluchten und Höhlen reiches Thalsenthal einst die Grenze zwischen

Arkadien und Elis bildete und im griechischen Unabhängigkeitskriege vielfach Klephten zum Zufluchtsorte diente. Nachdem der Erymanthos, dessen Wasser den Fceden bis an die Brust reichte, durchritten war, zog sich der Weg in dem lachenden Alpheiothale hin, das von bewaldeten, nicht hohen, aber schönlinigen Bergen eingeschlossen wird. Auf dem fetten fruchtbaren Boden des Thales wechseln Weinpflanzungen und Maisfelder mit Wiesen und Gehäusen von Eichen, Kastanien und wilden Feigenbäumen ab, lauter hundertjährige, aber mächtig treibenden Bäumen, die durch Brombeerranken, Schlingpflanzen und wilde Weinreben zu einer un durchdringlichen Dicket verbunden sind. Auf den Sandsteinen und den Ufern gedeihen Oleander, Kuschlamm und riesige Platanen, auf den Höhen Fichten; Eibiden zirpen im Gebüsch und Nachtigallen schlagen im Walde — eine Umgebung, wie sie nicht passender für das olympische



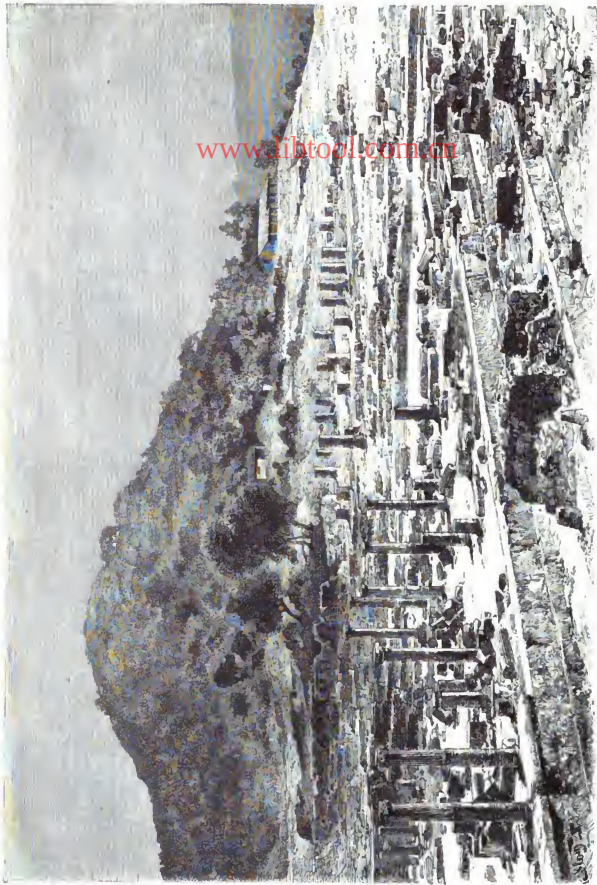
Das Thal des Alpheios. (Nach einer Skizze Belle's.)

Heiligtum mit seinen Tempeln, Altären und Statuen gebacht werden kann.

Es ist hier nicht der Ort und der Raum, näher auf die Topographie, die Geschichte und die Bedeutung dieser klassischen Stätte, deren jetziges Aussehen unser zweites Bild vorführt, einzugehen; nur kurz wollen wir daran erinnern, wie Olympia länger als ein Jahrtausend der geehrte Sitz der von den Griechen aller Stämme besuchten Spiele und Opfer war, wie dieselben im Jahre 394 von Theodosios endgültig aufgehoben wurden, wie zuerst Menschenhände gegen das Ende des vierten christlichen Jahrhunderts durch Verwendung der antiken Architektur- und Skulpturstücke zu Festungsbauten die Zerstörung begannen und Naturereignisse dieselbe vollendeten. In der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts zerstörten zwei gewaltige Erdbeben den Zeusempel und andere Gebäude, verschüttete ein Bergsturz vom Kronosberg das Herakleion, vielleicht den ältesten aller bekannten griechischen Tempel, und die Egeira

des Herodes und überschwemmte der Bach Kladeos den westlichen Theil des heiligen Bezirks. Solche Ueberschwemmungen fanden im folgenden Jahrhundert wiederholt statt und häuften schließlich über den Trümmern eine Sandschicht von 3 bis 5 m Mächtigkeit an, die erst in den letzten Jahren auf Kosten Deutschlands weggeräumt worden ist, nachdem schon Windelmann und später Fürst Pückler-Raestan vergeblich die Aufdeckung angeregt hatten. Die Ausbeute an Werken der Bildhauerkunst blieb freilich, von wenigen Stücken ersten Ranges abgesehen, weit hinter den gehegten Erwartungen zurück; um so bedeutender aber war dieselbe in topographischer und architektonischer Hinsicht.

Von Olympia führt der Weg (seitdem ist eine Fahrstraße erbaut worden, die eine etwas andere Richtung verfolgt) nach Patras über das in neuester Zeit viel genannte Dorf Triana und einen kleinen walrigen Paß in das kleine Thal von Phlota und weiter in eine Ebene, wo der Pfad von Myrthen, Erdbeerbäumen, gelbblühenden Akazien und



Die Ruinen von Olympia. (Nach einer Photographie.)



Typen und Trachten aus dem Thale von Olympia. (Nach einer Photographie.)

weißen Kosen eingefaßt ist, und Herden kleiner, schlecht gebauter, aber kräftiger feuriger Pferde werden. Noch einmal nähert man sich dem Alpheios, der hier ein großer schöner Fluß ist, in Wahrheit neben der Nedra der einzige in Griechenland, welcher diesen Namen verdient; dann passiert man die reichen Felder des Dorfes Strephe und die Weinberge von Kufura und gelangt bei Parafena in die mit Korinthienpflanzungen bedeckte Ebene von Burgos. Tiefe Kultur ist in Elis und Achaia zu großer Blüthe geblieben, namentlich seitdem in Folge der Verwüstungen der Nebelands Mittel- und Westeuropa angefangen hat, Wein und getrocknete Trauben einzuführen. Haupterzeugnisse der Korinthischen sind England und Amerika, welche für ihre Pumpernicks und sonstigen Kuchen gewaltige Mengen davon verbrauchen.

Burgos, die etwa 4000 Einwohner zählende Hauptstadt der Eparchie Cleia, ist einer der größten Orte Moreas, der neuerdings durch eine kurze Eisenbahn mit dem kleinen von den griechischen Dampfbooten angefahrenen Hafen Katafelo in Verbindung gebracht worden ist und auch sonst entschiedene Fortschritte aufzuweisen hat, wozu die Ausbreitung des Landbaues das meiste beigetragen hat. Bereits im Jahre 1885 kostete man die im Bau begriffene Eisenbahn von Athen nach Patras bis Burgos zu verlängern. Velle sitzt bei einem Kaufmann ab, dem er von Athen aus empfohlen worden war, und fand, wie überall in solchen Fällen, die freundlichste Aufnahme. Obwohl es Mittwoch, also griechischer Fasttag war, wurden doch mehrere Nischapfeifen angetragen, aber nur für den Reisenden, während die griechischen Gäste des Kaufmanns dieselben nicht anrührten. Denn alle Griechen beobachtet ohne Prahlerei oder falsche Scham die zahlreichen ganzen und halben Fasttage sehr gewissenhaft; es giebt deren nicht weniger als 130, an denen sie sich aller oder doch gewisser Speisen enthalten. Außer den vier regelmäßigen Fastzeiten vor Ostem, dem Apostel-feste, Mariä Himmelfahrt und Weihnachten haben sie eine Unzahl von Sigilien und fasten Freitags zum Gedächtniß der Passion und Mittwochs, weil an diesem Tage Iudas das Geld für seinen Verrath erhalten hat. Während der großen Fastenzeit, welche auch die strengste ist, nährt man sich 40 Tage lang nur von in Wasser gedochten Gemüse und Reis und am Charfreitag enthält man sich, so Jung wie Alt, bis Sonnenuntergang jeder Speise; erst Sonnabend mit Sonnenuntergang bricht die Kreude wieder los, indem man die Fasten in Gestalt alter Töpfe zum Fenster hinauswirft. Weniger streng sind die gewöhnlichen Fasttage, und so erschienen in Burgos schöne Fische aus dem Alpheios auf der Tafel.

Die weißen Häuser von Burgos mit ihren rothen

Tächern liegen reizend zwischen Gärten von Citronen-, Maulbeer- und Selbäumen; der Duft der Lilien- und Orangenblüthen, von Weibblatt, Rosmarin und Jasmin, von wildem Thymian und Weinreben erfüllt die Luft. Aber darum ist es doch kein irdisches Paradies; denn der Ort ist von Sümpfen umgeben und wird, wie der ganze untere Theil von Cleia, von Fiebern heimgesucht, die den Sommer hindurch und besonders im Herbst wüthen. Schon vom Monat Mai an ist die Temperatur unträglich; nur allzu oft bläß von Afrika herüber der Stiefel und dörrt diesen Theil der Besäteste Moreas aus, und zu allem Ueberdruß überfluthet die Wasstos von Burgos ihre Gassen weit und breit an Muthsch, wie Velle in der Nacht selbst erfuhr.

Am nächsten Morgen setzte er seine Reise nach Norden fort über die fruchtbare Ebene, deren schwarzer Boden leicht zwei Ernten im Jahre giebt, wenn Regen oder Bewässerung den Ackerbauern zu Hülfe kommt. Darum sind auch die Dörfer hier häufiger, das Land besser bestellt als anderwärts. Nach sieben Stunden war der von Maulbeer-, Del- und Orangenbäumen umgebene große Ort Andravida erreicht, heute ein großes Dorf, früher jedoch eine ansehnliche Stadt, wie ihre mittelalterlichen Ruinen beweisen, unter denen namentlich drei hervorstachen: die Kirche der heiligen Sophie, wo sich der Feindeshaß versammelte, die dem Deutschorden gehörige Kirche des heiligen Stephan und die des heiligen Jakobus, welche Wilhelm von Vülkebatonin erbauen ließ und den Tempeln übergab, und wo er nebst seinen beiden Söhnen Geoffroi II. und Wilhelm I. begraben wurde. Als zu Anfang des 13. Jahrhunderts Wilhelm de Champlitte, Vülkebatonin's Begleiter, von Konstantinopel kommend, sich der Stadt Patras bemächtigt hatte, beschloß er, die Provinz von Andravida, als die reichste, zu behalten. Die Einwohner der ganz offenen und manerlosen Stadt unterwarfen sich sofort und die Franken gaben daran sich in Elis häuslich einzurichten. Sie bauten Städte und Schlösser, beförderten Ackerbau, Gewerbe und Handel, und unter ihrer Herrschaft, die länger als zwei und ein halbes Jahrhundert währte, erfreute sich das Land großen Wohlstandes. Hier begegnet man denn auch in ganz Griechenland den meisten Spuren ihrer Gegenwart, ja in einigen Dörfern selbst sprachlichen Resten aus jener Zeit, die erst neuerdings verschwunden sind. Uebrigens gemißt auch Andravida den transigen Vorzug, eine Brutstätte entsehrlicher Mnskotos zu sein; ein nördlich davon zwischen Sümpfen und dem Meer gelegenes Kloster führt geradezu seinen Namen von diesen Quälgeistern: Kuno-polis d. h. Mnskotoslatz.

## Eine Einleitung in die Kulturgeschichte.

In der deutschen Litteratur fehlte es bisher an einem Werke, welches die Ergebnisse jener tonangebenden Wissenschaft zusammenfaßte, die wir unter dem vielgeliebten Namen der Anthropologie verstehen. Man rechnet zu dieser Wissenschaft vom Menschen die Anthropologie im engeren Sinne, also die Lehre vom physischen Menschen, dessen Urschichte und die Völkertunde. Mit der letzteren verschmilzt sich die Kulturgeschichte. Der große Erfolg, den Felsch's "Völkertunde" aufzuweisen hat, beruht weniger auf deren systematischen Theile, als auf der Einleitung in

dieselbe, in welcher in schöner Sprache die eben bezeichneten Disziplinen abgehandelt werden. Seit Felsch's Tode (1875) ist aber durch die vereinten Kräfte aller Kulturvölker viel Neues auf dem betreffenden Gebiete zu Tage gefördert worden und dieses zusammenzufassen hat der tüchtigste Kulturhistoriker und Ethnologe Englands, Edward B. Tylor, unternommen. Sein Werk, das in der englischen Ausgabe "Anthropology" genannt ist, erschien nun auch in deutscher autorisierter Uebersetzung von G. Siebert unter dem Titel:



Einleitung in das Studium der Anthropologie und Civilisation. Mit 78 Holzschnitten. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn.

Zitat „Civilisation“ hätte der Uebersetzer sagen sollen „Kulturgeschichte“, denn dieses ist die deutsche Bedeutung des englischen „Civilisation“ im vorliegenden Falle. Der Referent hat dieses ausgezeichnete Werk wiederholt Juristen, Medicinern, Theologen, Lehrern empfohlen, die sich über den Stand jener Disciplinen unterrichten wollten, und er hat von allen Dank gerettet, das Urteil war ein über einstimmend günstiges. Den gleichen Dank erhoffen wir von den Lesern des „Globus“, wenn wir es nicht eben hier eine kurze Inhaltsübersicht des Tylor'schen Werkes zu geben.

Tylor beginnt mit dem Alter des Menschengeschlechts und zeigt uns zunächst, was über die sogenannte Steinzeit bisher erforscht worden ist, wobei natürlich die Beispiele aus dem in dieser Beziehung am besten erforschten Erdtheile, Europa, entnommen werden. Die Menschen der älteren Steinzeit waren gewiß Stämme, deren Vorfahren unter einem milden Klima gelebt und die in den Künsten des Nahrungserwerbs und der Vertheidigung einige Geschicklichkeit erlangt hatten, so daß die Nachkommen später im Stande waren, den harten Kampf gegen ein rauhes Klima und die wilden Thiere der Quartärperiode zu bestehen. Ueber die Dauer dieser Periode können wir nichts Bestimmtes sagen. Einige Geologen haben sie auf 20 000, andere auf 100 000 Jahre geschätzt. Demnach fällt das erste durch gut beglaubigte Funde von Steinwaffen und Knochen konstatierte Auftreten des Menschen in eine Vergangenheit zurück, der gegenüber der Unterschied zwischen alt (etwa wie im monumentalen Aegypten) und modern in der historischen Zeit verschwindend klein ist. Nach der Skizzirung des Alters des Menschengeschlechts wendet sich Tylor zum Vergleich des Menschen mit der Thiere, dabei kurz die Darwin'sche Descendenz- und Entwickelungstheorie berührend.

Vorrecht sind die Vergleiche zwischen dem Menschen und den anthropoiden Affen. Wir greifen hier einzelnes heraus, um die Darstellung des Verfassers zu kennzeichnen. Es ist verkehrt, sagt er, bei einer Vergleichung des Menschen mit den Thieren den Vorrang desselben nur auf seinen Geist zu begründen, ohne seine Ueberlegenheit durch die Leistungsfähigkeit seiner Gliedmaßen hervorzuheben. Wenn in den Abbildungen zu Keinde's Buche der Künstler sein Bestes that, um den Löwen darzustellen, wenn er das Scepter hält, die Wölfin, wie sie mit dem Fächer webelt, so zeigen diese Abbildungen doch nur, wie wenig die Gliedmaßen der Thiere zu solchen Beschäftigungen geeignet sind. Der Mensch ist nur deshalb „das Thier, welches Werkzeug gebraucht“, weil er sowohl durch den Geist zur Erfindung derselben, als auch durch die Hände zum Gebrauch derselben befähigt

ist, und nur die Affen, die durch ihren Körperbau dem Menschen am ähnlichsten sind, können den Gebrauch eines Werkzeuges, z. B. eines Kessels, nachahmen. Die Figur mag dazu dienen, Hand und Fuß des Schimpansen mit denen des Menschen zu vergleichen. Der Fuß des Affen hat eine so große Ähnlichkeit mit denen der Hand, daß man diese Thiere als „Vierhänder“ bezeichnet hat. Seinem anatomischen Bau nach ist er ein Fuß, aber ein Greiffuß, der zum Ergreifen eines Gegenstandes dadurch befähigt ist, daß die große Zehe den übrigen Zehen wie ein Daumen gegenübergestellt werden kann, was beim menschlichen Fuße nicht der Fall ist.

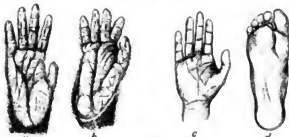
Tylor vergleicht nun auch das Gehirn der Affen und Menschen und zeigt die Unterschiede, findet aber, daß die richtige Gegenüberstellung der unterscheidenden Merkmale von Mensch und Thier mehr Schwierigkeiten bietet, als eine Zusammenstellung der Uebereinstimmenden. Das Sprachvermögen bildet allerdings das beste Mittel zu einer scharfen Unterscheidung der Geisteshätigkeit der Menschen und der Thiere. Andere haben es als einen wesentlichen Unterschied zwischen Thieren und Menschen betrachtet, daß die ersteren Bewußtsein, aber kein Selbstbewußtsein besitzen, während der Mensch allein letzteres hat, d. h. nicht nur sieht und denkt, sondern sich auch seines zühlens und Zählens bewußt ist. Bei der Vergleichung zwischen beiden muß



Patagonier und Buschmann.

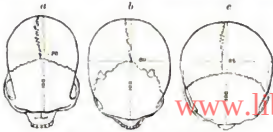
natürlich der sogenannte „Wilde“ als Muster dienen. Aber dieser ist im Besitz menschlicher Verunft und Sprache, und wenn er sich auch nicht selbst zur Civilisation empor geschwungen hat, so ist sein Gehirn doch befähigt, mehr oder weniger diejenige Bildung anzunehmen, welche ihn in einen Kulturmenschen verwandelt.

Es folgt dann eine Abhandlung über die Menschenrassen, deren Unterschiede und Größenverhältnisse, Schädelbau, Farbe, Haar, Konstitution hervorgehoben werden — kurz die eigentliche Anthropologie. Was die Größe betrifft, so stehen die Patagonier noch immer mit 181 cm durchschnittlicher Größe an der Spitze, während die Buschmänner und verwandte Stämme Südafrikas mit 137 cm als die kleinsten gelten. Nicht nur die Körpergröße unterscheidet die verschiedenen Rassen, sondern auch die Größenverhältnisse der Körperteile, bei denen wesentliche Unterschiede vorkommen. Mit Vorliebe haben die Anthropologen



a Hand, b Fuß des Schimpanse (nach Vogt); c Hand, d Fuß des Menschen.

sich den Schädeln als Rassenunterscheidungsmerkmalen zuwenden. Der schmale Schädel eines Negers (a) ist mit



Seitenansichten von Schädeln.

a Neger, Index 70, dolichocephal; b Europäer, Index 80, mesocephal; c Samoide, Index 85, brachycephal.

dem breiten eines Samoideen (c) gar nicht zu verwechseln. Betrachtet man verschiedene Schädel von oben, so bemerkt



Frauenporträts.

a Negerin (Westafrika), b Hararongnegerin (Südafrika), c Hottentotenteib, d Gilyakenweib (Nordasien), e Japanerin, f Colorado-Indianerin (Nordamerika), g Engländerin.

die der mongolischen Rasse eigenthümliche schiefe Stellung der Augen erkennen.

Mischrassen lassen sich überall, wo zwei Rassen dieselbe Gegend bewohnen, nachweisen, ja im Verlaufe der letzten Jahrhunderte ist, wie bekannt, ein großer Bruchtheil der Bevölkerung der Erde durch Rassenkreuzung entstanden. Im größten Umfange hat die Bildung von Mischrassen in Amerika stattgefunden, wo seit der spanischen Eroberung Mexiko und andere Länder durch die Mestizen, die Abstammlinge der Spanier und der Eingeborenen, bevölkert worden sind, während die Einführung der Negerklaven in Westindien die Mulattenbevölkerung hervorgerufen hat. Solche Mischlinge tragen die körperlichen Eigenschaften der beiderseitigen Eltern in eigenthümlicher Mischung zur Schau. So ist z. B. der Haarwuchs der Cafusos sehr auffallend, die aus der Kreuzung von eingeborenen Brasilianern und

man, daß das Verhältniß des Längens zum Querdurchmesser ein schwankendes ist. Setzt man den Längsdurchmesser = 100, so nennt man die entsprechende Länge des Querdurchmessers den Breitenindex. Derselbe ist beim Neger (a) ungefähr 70, bei einem Europäer (b) 80 und bei einem Samoideen (c) 85. Wir haben danach Langschädel (Dolichocephalen), Mittelschädel (Mesocephalen) und Kurzsädel (Brachycephalen). Ohne die Einzelheiten der Schädelmessung genauer zu verfolgen, wollen wir einem Blick auf einige hervorragende Eigenthümlichkeiten des lebenden Gesichtes werfen. Bis zu einem gewissen Grade folgen die Gesichtszüge der Form des unterliegenden Schädels. Unter den im Gruppenbilde zusammengestellten Frauenporträts läßt das Gesicht des Hararongmädchens (b) am deutlichsten den schmalen Schädel, das tatarische und das nordamerikanische Gesicht (d, e) deutlich den breiten Schädel erkennen. Ebenso zeigt das erstere die höhere afrikanische Stirn, während die beiden anderen, sowie das Hottentotengesicht (c) die stark hervortretenden Vadenknochen zeigen. Das tatarische und das japanische Gesicht (d, e) lassen



Cafusoweib.

eingeführten Negerklaven hervorgingen. Ihr Haar besteht, wie die Abbildung zeigt, aus einer lockig gekräuselten Masse, die in Form einer natürlichen Perrücke vom Kopfe absteht. Das steife Haar der Eingeborenen nahm bis zu einem gewissen Grade die Kräuflung des Negerhaares an.

In dem hochinteressanten Kapitel über die Sprache behandelt Taylor zunächst die Zeichen- und Gebärdensprache, die Tierstimmen, die Kindersprache und geht auf die schwierige Frage nach dem Ursprung der artikulierten Sprache ein. Das einzige, was wir darüber behaupten dürfen, ist, daß wahrscheinlich jeder Laut, der zur Verzeichnung einer bestimmten Vorstellung gewählt wurde, zu irgend einer Verzeichnung zu dieser Vorstellung stand, die ihn besonders geeignet erscheinen ließ. Die Entstehung der Sprache ist übrigens kein Ereignis, welches vor langer Zeit einmal eintrat und dann aufhörte. Im Gegenteil, noch jetzt bildet der Mensch neue Wörter und sind die Sprachen im Laufe und der Veränderung begriffen. Ein solches Zeichen der Abstammung bildet übrigens die Sprache nicht, ja sie verleitet vielfach zu falschen Schlüssen, wie denn z. B. die englisch redenden Neger der Vereinigten Staaten keine Germanen sind, trotz einer germanischen Sprache, die sie reden. So kann es auch nicht oft genug wiederholt werden, daß wir wohl indogermanischen Sprachen, aber nicht in derselben Ausdehnung indogermanische Völker haben und daß zu letzteren eine Menge Stämme (z. B. die Afghanen, Armenier, Perser u. s. w.) gerechnet werden, die anthropologisch von den Europäern sehr weit verschieden sind. Einerlei ob die menschliche Sprache in der Laus gesprochen wird oder die deutsche — daswendisch-slawische Vint ist doch dort vorhanden. Erziehung und politische Einflüsse bringen die Sprache, die ja gelegentlich wie ein Handschuh gewechselt wird.

John Williams, der Missionar der Südpazifischen, erzählt, als er mit Zimmerarbeiten beschäftigt gewesen, sein Winkelmessergeschäft. Er schrieb daher mit Kohle einige Worte auf einen Holzspan und ließ denselben durch einen Eingeborenen seiner Frau bringen. Dieser war im höchsten Grade erstaunt, daß der Span ohne Worte reden konnte und verachte ihn noch lange. Hätte Williams nur einen „r“, einen Winkelmessergeschäft, auf den Span gemalt, so wäre die Sache dem Eingeborenen nicht mehr wunderbar vorgekommen, denn zur Bilderschrift, dem



Pater noster in merikanischer Bilderschrift (nach Aubin).

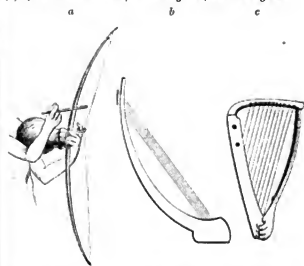
Anfange des Schriftwesens, haben sich viele Naturvölker emporgeschwungen. Die alten Mexikaner waren bereits vor der Ankunft der Spanier soweit gekommen, daß sie die Namen von Personen und Orte nach Art der Rebus durch Bilder ausdrückten. Selbst als sie zum Christentume bekehrt wurden, benutzten sie noch ihre Bilderschrift, um die lateinischen Worte ihrer neuen Religion auszudrücken. So diente das Bild einer Fackel (pan), eines Steines (te) und einer Kattweide (nooh), deren Namen zusammen ausgesprochen pa-te-nooh-to lauten, zur Verzeichnung der Worte pater noster. Ein r besaß die Sprache nicht. Auch die chinesische Schrift ist aus Bildern hervorgegangen und die berühmte altägyptische nicht minder. Aus der letzteren sind dann durch Vermittelung der Phönicier unsere europäischen und hebräischen Alphabete entstanden, wie dieses aus der Tabelle hervorgeht, in welcher, nach de Rouge, einige hieroglyphische Zeichen mit den zugehörigen hieratischen Schriftformen und den entsprechenden phöniciischen Buch-

staben, sowie mit ähnlichen Buchstaben anderer bekannter Alphabete zusammengestellt sind.

| Hierogl. | Hierat. | Phönici. |                     |
|----------|---------|----------|---------------------|
|          |         | A        | D (griech. Δ)       |
|          |         | Y        | V (hebr. ו)         |
|          |         | 9        | R (griech. Ρ)       |
|          |         | L        | L (hebr. ל)         |
|          |         | W        | Soder Sah (hebr. ש) |

Hieroglyphische und hieratische Zeichen, verglichen mit phöniciischen und anderen Buchstaben späterer Alphabete (nach de Rouge).

So führt uns der Autor, stets in formenschneller Sprache und ausgerüstet mit einem überreichen Schatze positiven Wissens, weiter zu den Werkzeugen und Waffen, dem Nahrungserwerb und der Kriegskunst, den Wohnungen, der Kleidung, Schiffahrt, den Kunstfertigkeiten und dem Wandel der Kälter. Auch die schönsten Künste werden bei den Naturvölkern in ihren Anfängen beleuchtet und da ist es denn von Interesse zu sehen, wie die Ursprünge, aus denen sich z. B. unsere feinsten Musikinstrumente entwickelten, bei den Wilden vorhanden sind. Die Damara in Südafrika finden Vergnügen an den schwachen Tönen, welche sie dadurch erzeugen, daß sie die Sehne des gespannten Bogens mit einem dünnen Stabchen berühren. Dieser Musikbogen (a) ist mit einem die Sehne entlang laufenden Ring ver-



Entwicklung der Harfe, a Musikbogen mit Resonator (Südafrika), b ägyptische Harfe, c mittelalterliche Harfe.

sehen, durch dessen Verschiebung die Tonhöhe verändert wird. Eine hohle Kalabasse dient als Resonator. Die Figur b zeigt dann die altägyptische Harfe, die sich wahr-

scheinlich aus dem Musfihogen entwickelt hat. Und daraus ist, durch Hinzufügung des Trägers der Seiten die Farte entstanden, die dann, horizontal gelegt und mit Nämmern geschlagen, dem Fägel zur Grundlage diente.

Auch die Wissenschaften, die Geisteswelt und die Religion, die Geschichte und Mythologie behandelt Thlor in der gleich anziehenden und große, neue Gesichtspunkte eröffnenden Weise, um mit der Gesellschaft (Familie, Eigentum, Krieg, Staat, Regierung u. s. w.) zu schließen. Die natürliche Entwicklung zeigt uns hier allerdings eine andere Zukunft der Menschheit, als z. B. unsere Social-

demokraten sie anstreben. Der Leser gewinnt aus der Thatfachenfülle des Werkes (Broschen fehlen ganz darin) die Ueberzeugung, daß das Studium der Anthropologie und Kulturgeschichte nicht nur ein wissenschaftliches Interesse bietet, sondern daß es auch für das praktische Leben von Bedeutung ist. Es legt uns in den Stand, die Stellung des Menschen in der Welt deutlicher zu erkennen, als irgend eine frühere Generation. Wir können mit sicherem Schritte der Zukunft entgegengehen, die Entwicklungsgefahr dient auch uns als Führer in der Pflicht, die Welt den folgenden Geschlechtern in einem besseren Zustande zu überliefern, als wir sie vorfanden.

## Von den Capverdischen Inseln nach Bolama.

Von Richard Greeff.

### II. (Schluß.)

Einem breiten an die oben erwähnte Hauptstraße sich anschließenden Fische folgend, wanderte ich nun weiter in das Innere der interessanten und fast überall mit lippiger frischer Vegetation erfüllten Insel. Prächtiges hohes Gras mit reichem Blumenflor durchflochten und unterbrochen von hohen einzelnen Bäumen und Baumgruppen, unter denen die Kokos-Palmen und Fächerpalmen, Bananen und mächtige Wollbäume besonders hervortreten, bildeten den hauptsächlich landschaftlichen Charakter. Zuweilen schlossen sich, namentlich gegen die Küste hin, die Baumgruppen zu einem mehr oder minder zusammenhängenden Waldbestand zusammen, der dann durch sein lippiges Unterholz und dieses umwuchernde Schlingpflanzen ein fast undurchdringliches Dickicht bildete. Sobald man sich dem Strande, gegen den die nur wenig über dem Meeressniveau sich erhebende Insel allseitig abfällt, nähert, kommt man in sumpfige Niederungen und zu gleicher Zeit in jene merkwürdigen Mangrovetwälder, die das ganze Umland mit einem mehr oder minder breiten Gürtel umgeben. Während der Fluth stehen dieselben im Wasser, bei der Ebbe werden sie frei und man kann nun zwischen diesen sonderbaren Pflanzengestalten mit ihren hoch über dem Boden aufsteigenden stielartigen Kufswurzeln umherwandeln, freilich, wie ich erfahren mußte, nicht ohne Gefahr in den weichen Sumpfboden einzusinken, zumal beim Barfußgahren der Fluth zuweilen über dem schwarzen Schlamm eine leichte und täuschende Sandbede aus dem Wasser sich abgehelt hat. An diesen Rhyttoporen, als an den auf weite Strecken einzigen festen Gegenständen des Strandes, siedeln sich häufig Krustern an, die hier, vielleicht unter dem Einflusse des brackischen Wassers, sehr klein bleiben, aber die Wurzeln zuweilen mit dicker Kruste überziehen. Auch an den am Strande hier und dort auftretenden röhrligen Konglomeraten, dem einzigen Gestein, das ich auf der Insel sah, hatten sich kleine Außenbüchse angelegt. Eine andere Muschel, die frei im Sande und Schlamm des Strandes in großer Menge sich findet, *Tegulus gibbus*, dient den Eingeborenen als Nahrungsmittel. Ich wand zuerst auf dieselbe aufmerksam, da ich die Schalen häufigweise in der Umgebung der Regengrillen und auch sonst auf der Insel zerstreut liegen sah.

Reiter liegt der überaus fruchtbare Boden der Insel noch fast völlig unbenuzt. Ueberall traf ich auf lippige

Wüdnis und nur selten auf einige Erbnisfulturen, der „Mancarra“ (*Arachis hypogaea*), dem hauptsächlichsten Produkt und fast einzigen Handels- und Ausfuhrartikel der Insel und des ganzen Archipels und Küstentriches, das, wie bekannt, zur Gewinnung eines sehr geschätzten Oeles dient und von Bolama aus durch die Vermittelung der hier ansässigen französischen Kaufleute hauptsächlich nach Marseille geht.

Gegen Mittag schien die fast senkrecht vom wolkenlosen Himmel strahlende Sonne glühend nieder, so daß ich eine Zeitlang unter den prächtigen hohen Baumgruppen rasten mußte, in deren tiefem Schatten mein Thermometer doch noch 28° K. zeigte. Bei meiner Weiterwanderung traf ich im Innern der Insel auf ein kleines Negerdorf, dessen bienenkorbbühliche, mit Palmsäulen gedeckte Lehnhütten von Bananengebüschen und nach außen ringum von einem hohen Zaun umgeben waren. Aus dem Innern erscholl bei meiner Annäherung Hundegebell und lustiges Hohnschrei und draußen weideten im hohen Gras schwarze Ziegen, die bei dem Anblick der Fremden schon von dannen sprangen. Außer diesen, wie es scheint, sehr verbreiteten Hausethieren, werden, wie ich später sah, auch Schweine und Kinder in geringer Zahl auf der Insel gehalten. Die mir auf meinen Wegen zahlreich begegnenden Eingeborenen waren fast alle dunkelschwarz und im Allgemeinen von schlanker, aber doch kräftiger Körpergestalt, die Männer meistens nur mit einem leichten Lendenlurche bedeckt. Alle wichen mir höflich, fast scheu, zuweilen auch durch Verbeugung grüßend, aus.

Heiß und leidend vor Durst kam ich Nachmittags in die Niederlassung zurück, woselbst ich eine keineswegs geliche Aufnahme fand und erst nach langem Fragen und Suchen in einem der am Hafen liegenden Kaufladen etwas Brot und sehr schlechten französischen Wein und Wasser fand. Im Schatten des Hauses und auf einer Kiste des Ladens sitzend verzehrte ich mein frugales Mahl, umringt von Scharen der neugierigen schwarzen Bevölkerung, die mir manche interessante Beobachtung und Unterhaltung boten. Wenngleich im Allgemeinen von schlanker, ziemlich hoch gewachsener Gestalt und auch im Uebrigen, namentlich in der starken Prognathie des Gesichts und den dickwulstigen Lippen z. z. mehr oder minder übereinstimmend, scheinen doch

den Regen von Bolama noch manche andere Elemente beigemischt zu sein. Ursprünglich stellten auch sie einen Theil eines besondern Volksstammes, der Manjacos, dar, der an den Ufern der Strommündung des Rio Grande und zwischen diesem und Rio Oeba anfänglich war und welcher durch ihren König Guinala im Jahre 1607 die Insel Bolama an die Krone Portugals abgetreten hatte. Seitdem aber ist durch Einwanderung aus den äußerst zahlreichen Volksstämmen, die die Küstenstriche und die Inseln zwischen den weiten Strommündungen des Rio Calamausa bis zum Rio Grande bewohnen, sowie auch weiter aus dem Innern und hier insbesondere aus dem großen handelsreibenden Negerstamme der Mandingas, der ursprüngliche Stammschaft der Manjacos auf Bolama vielfach verändert, zumal die Insel einen Mittelpunkt für den Handel Zengambiens bildete und noch bildet. Rundum aber sollen sich die Negerstämme noch ziemlich rein erhalten haben, wenigstens gemindert in ihren Sitten und ihrer in früheren Zeiten zum Theil berüchtigten und gefürchteten Wildheit und Grausamkeit. Im schlimmsten Falle standen in Bezug hierauf die Bewohner des vor jenen großen Strommündungen gelegenen Insel-Richipelo, die Nijagos, stümpe, nichts schonende Piraten und Anthropopagen.

Nach kurzer Rast machte ich mich von neuem auf und wanderte nun in nördlicher, meinem ersten Ausflug entgegengekehrter Richtung und in geringer Entfernung vom Ufer des Rio Grande in das Innere der Insel. Ich hatte auf diesem Wege noch weit mehr, als am Morgen, Gelegenheit, die große Fruchtbarkeit des Bodens und die Fülle tropischer Vegetation und Landschaft zu bewundern, da dieser Theil der Insel mehr bewaldet und im Allgemeinen feuchter und von einem flüßigen durchströmt ist. Prachtvolle Kokospalmen und an einigen Stellen ganze Paine derselben erfüllen die Ufer des Stromes, bis an die Mangrovesümpfe desselben reichend, dazwischen breiten hier und dort jene Riesen des tropischen Afrikas, die Wollbäume (*Eriodendron anfractuosum*), ihre weiten Kronen aus. Der Stamm eines derselben hatte 1 bis 2 m über seiner an mächtigen Strebepfeilern ausgebreiteten Basis noch 6 1/2 m Umfang. Auch traf ich auf dieser Wanderung wiederum auf ein kleines Negerdorf und nahe dabei auf eine halb verfallene, der einst ohne Zweifel große und stattliche Feste, die nun aber mit ihren hohen ruinösen Mauern trümmert aus der grünen Wildnis üppigen Strauchwuchs und wandernder Schlingpflanzen hervorragt.

Das Thierleben fand ich auf Bolama nach meinen freilich nur flüchtigen Beobachtungen weniger mannigfaltig entwickelt, als ich erwartet hatte. Von wild lebenden Säugethieren sah ich keine Spur, weder bei meinen jetzigen Wanderungen, noch bei meinem späteren Besuche der Insel auf meiner Rückreise. Doch soll, wie mir bestimmt versichert wurde, die gestreifte Hyäne nicht allzu selten dort vorkommen. Aus der Vogelwelt bot sich mir bald nach meinem Eintritt in das Innere der Insel ein für die westafrikanischen Küstengebiete sehr charakteristischer Anblick. Außerhalb des Städtchens, an die letzten Negerküthen sich anschließend, saß auf einem gerade an die Hauptstraße stehenden Baume mit breiter Krone und zum Theil entlaubten Aesten eine Anzahl von Weiden (*Neophron pileatus*?), umflattert um die Vollbreiten, aber wachsam von ihrem hohen Standorte das ganze Städtchen überblickend, um alle ihnen zur Nahrung dienenden Insekten sofort erreichen zu können. Sie sollen hier fast den Rang der Hausvögel einnehmen, indem sie, wenn der Nahrungsbedarf ihnen hierzu Anlaß bietet, ungeachtet mitten in die Stadt und vor

den Wohnungen und Hütten der Bewohner sich niederlassen.

Zwischen dem Gebüsch und auf freien Plätzen der Insel sah ich einige größere Eidechsen, ohne sie indessen erreichen zu können, und aus den Mangrovesümpfen ertönte die melancholische Stimme eines Watrachters in sehr eigenthümlichem Tonfall, die aber bei jeder Annäherung sofort verstummte. Auffallend war mir der große Mangel an Vandalismen, namentlich an Baumgehäufschnecken, von denen ich trotz mehrfachen Nachsuchens nur wenige Formen, einige der für das tropische Westafrika charakteristischen *Limacularen* und unter einer alten Baumrinde eine bisher unbekannte Gattung fand. Reider sind natürlich die Gliederfüßler, vor allem die Insekten, vertreten, unter denen die oben bereits geschilderten Termiten, die von den Eingeborenen *Bagas-Bagas* genannt werden, durch ihre mächtigen und überall in die Augen fallenden Bauten der Insel ein besonderes Gepräge verleihen, ja in gewissem Maße zu Terrain- und Bodenveränderungen Anlaß geben können, da das Material der Bauten mit der Zeit steinhart wird. Außer diesen, die hohen und über die ganze Insel zerstreuten Pyramiden errichtenden, Termiten, giebt es auch noch andere, die in der Erde, namentlich unter alten Baumstämmen oder in den Wäulen selbst, das Holz derselben vollständig zerstören, ihre Nester anlegen. Neben den Termiten spielen auch hier die Ameisen durch ihre zahlreichen Aufstiege unter den mannigfaltigen Formen und Lebenserscheinungen eine große Rolle. Zum erstenmale fand ich hier die Riesenameisen des tropischen Afrikas, die Doryliden (*Dorylus dimidiatus*), fast von der Größe einer Ratte, mit gestrecktem, hölzernem Hinterleib und großen Flügeln, ferner die pechschwarzen Ponciden (*Ponera foetens*), deren Arbeiter und Weibchen mit einem Giftschadel bewehrt sind und zu denen jene sehr merkwürdigen Treiberameisen des tropischen Westafrika gehören, die in mächtigen Haubzügen die Termitenhügel überfallen, größere Thiere, Schlangen, Eidechsen etc. tödten und aufzehren und selbst in menschliche Wohnungen eindringen, hier alles, Menschen und Thiere, in die Flucht treibend, da ihnen unaussprechlich schwarzen und giftigen Scharten niemand zu widerstehen vermag. Nichts aber vermag zu gleicher Zeit auch ein Hund besser und gründlicher von aller Thierplage zu säubern, als ein solcher Heerführer eines Treiberameisenzuges, so daß man ihnen häufig gern für einige Tage die Wohnungen preisgibt. Ratten, Mäuse, Eidechsen, Schlangen, Skorpione, Schaben, Laufkäfer und die anderen zahllosen Plagegeister der Tropen ergreifen entweder die Flucht oder fallen unrettbar den Ameisen zum Opfer. Es ist mir erzählt worden, daß Papagaien oder andere Vögel und Hausvögel, die angebunden oder in einem Käfig im Hause zurückgehalten, von den Ameisen zerstört und vollständig skelettiert werden. Erst wenn jede Spur organischer Substanz, die ihnen zur Nahrung dient, verligt worden ist, verlassen sie die überfallene Wohnung, und in der Regel ist diese Arbeit in wenigen Tagen vollendet<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Bei der bisherigen sehr geringen Kenntniß der Fauna Bolamas und der umliegenden Inseln mag es von Interesse sein, wenn ich hier noch einige der am häufigsten vorkommenden Insektenformen aus der kleinen, bei meiner Wanderung über die Insel gewonnenen Sammlung anführe. *Colopteren*: *Mylabris bifasciata* Oliv. und *Capria Orion*; *Lepidopteren*: *Papilio Demoleus* L., *Danaus Chrysippus* L.; *Hymenopteren* (Ameisen): *Dorylus dimidiatus* Schuck., *Camponotus maculatus*, *Ponera foetens*; *Eriopteriden*: *Tryxalis*, Termiten; *Cemipteren*: *Scutera emarginata* F., *Dysdercus* Königigk F., welche letztere in großer Menge einige Städtchen bedeckt.



Erst nach Eintritt der Nacht fuhr ich nach unserm draußen im Strome ankern den Dampfer zurück mit großer Befriedigung über diesen für mich so reichen Tag, der mir zum erstenmale einen Blick in die höchst eigenthümliche Natur des tropischen Westafrika und im Besondern Senegambiens gewährt hatte, freilich zu gleicher Zeit auch einen wenig günstigen Eindruck von dem jetzigen Umsfange und Zustande der portugiesischen Kolonie hieselbst hinterlassen hatte. Während ehemals die Küste fast des ganzen Senegambiens vom Grünen Vorgebirge bis nach Sierra-Leona hin der Herrschaft Portugals unterworfen war, ist dieselbe heute auf einige der vor uns liegenden und angrenzenden Gebiete des Festlandes beschränkt, die von jenen vielverzweigten und durch natürliche Kanäle mit einander verbundenen Stromläufen des Rio Casamansa, R. de S. Domingos, R. Naba und Rio Grande de Guinola umfloßt werden. Dieses nunmehrige portugiesische Senegambien, die „Guiné portuguesa“, umfaßt zwischen 13° 10' und 10° 10' nördl. Br. gelegen, wird in drei „Concelhos“ (Distrikte) eingetheilt, Bolama, Cachu und Bissau mit einer Gesamtbevölkerung von vielleicht nur 6000 bis 7000 Seelen.

Bolama stellt heute ohne Zweifel den bei weitem wichtigsten Theil der Guiné portuguesa dar und besteht aus der Insel Bolama und der südwestlich von dieser und vor der Mündung des Rio Grande gelegenen Insel das Galinhass (Schuhneinsel). Mandats für Portugal angestufte Umränder haben freilich zum bisherigen Rückgang Bolamos beigetragen. Entdeckt ward die Insel und mit ihr ein Theil des Vijagoz Archipels bereits im Jahre 1455 durch die Portugiesen und Bolama selbst 1607 von dem Regierung Guinola urkundlich an Portugal abgetreten gegen Gewährung von Schutz gegen die häufigen feindlichen Einfälle der benachbarten räuberischen und gewalthätigen Stämme, namentlich der Vijagoz. Im Jahre 1792 be-

mächtigten sich die Engländer, durch die reiche und von den, in ihrem Mutterlande schwer heimgesuchten Portugiesen, vernachlässigte, ja eine Zeitlang verlassene Kolonie angezogen, der Insel Bolama, wurden aber von den Eingeborenen selbst vertrieben, die dann die portugiesische Mähe wieder aufzupflanzen. Später (1838) erneuerten die Engländer jenen Versuch der Besitzergreifung Bolamos, nun bereits auf Grund ihrer ersten Okkupation Ansprüche auf den rechtlichen Besitz der Insel erhebend und zwar trotzdem inzwischen im Jahre 1829 die frühere Abtretung an Portugal förmlich erneuert worden war. Im Jahre 1868 wurde, da die Engländer auf ihr vermeintliches Recht bestanden und von der Insel nicht weichen wollten, in Vissabon von beiden Theilen eine Uebereinkunft unterzeichnet, nach welcher dem Präsidenten der Vereinigten Staaten Nordamerikas, Grant, das Schiedsrichtermittel zwischen Portugal und England in Bezug auf den Besitz Bolamos übertragen wurde. Im April 1870 entschied Grant zu Gunsten Portugals und seitdem wurde auch der nun gewissermaßen neu erworbenen Insel eine größere Sorgfalt zugewandt, obgleich die Wirkungen derselben für Verwaltung und Handel in der Kolonie, sowie der Kultivierung des fruchtbaren Bodens noch in geringem Maße hervorritten. Jährlicher Import und Export mögen heute ungefähr 700 000 bis 800 000 Mkreis betragen, wobei indessen zu berücksichtigen ist, daß die Haupthandelsbewegung auf Bolama vorläufig in den Händen französischer Kaufleute ist. Das hauptsächlichste Produkt und überhaupt fast der einzige Handels- und Ausfuhrartikel im portugiesischen Senegambien ist, wie schon oben erwähnt, die „Wancarra“, die Erdbeere. Außerdem werden Baumwolle, Wachs, Eisenblech, Häute u. in wechselnden Quantitäten ausgeführt. Der geringste Theil davon, sowohl der Wancarra als der übrigen Produkte, wird in den portugiesischen Kolonien selbst erzeugt, das meiste aus dem Innern Senegambiens und den Inseln nach Bolama gebracht.

## Eisenbahnbau und Getreidehandel in Englisch-Indien.

Bekanntlich wurde im Jahre 1878 in Britisch-Indien eine Kommission ernannt, welcher die Aufgabe gestellt war alles zu untersuchen, was im Stande sei, eine künstliche Hungereuth zu verhindern, wenigstens zu mildern; nicht auf den ganzen Verfall derselben, welcher im Jahre 1881 festgestellt wurde, wollen wir hier eingehen, sondern nur ihre hinsichtlich des Eisenbahnwesens gemachten Vorschläge und die Art, wie die Regierung jetzt dieselben zur Ausführung zu bringen beabsichtigt, näher betrachten.

Zehntausend Meilen neuer Eisenbahnen erachtete die Kommission für nöthig, aber hunderttausend, meinte sie, würden anfänglich wohl genügen, um einen kräftigen Schutz gegen eine neue Hungereuth zu gewähren. Die Regierung nahm diese Forderung mit Ernst in Beschauung und jetzt ist dieselbe bis zu einer Vorlage am Parlament gediehen; nach langer Beratung ist man zu der Ueberzeugung gelangt, daß noch 7328 Meilen Eisenbahn gebaut werden müßten. Hiervon hat die Regierung vorge schlagen, 3896 Meilen, welche nach dem Vorschlag 28½ Millionen Pfund Sterling kosten würden, in den nächsten fünf Jahren zu bauen. Weitere 3432 Meilen werden für im höchsten Grade wünschenswerth erklärt; doch kann der Staat dieselben zunächst nicht

selbst bauen, ist aber geneigt, wenn eine Privatgesellschaft eine dieser Linien anzulegen sich entschließt, den nöthigen Boden kostenfrei zu bezugeben.

Die Regierung theilt die Linien in zwei Klassen: in solche, von denen zu erwarten ist, daß sie sehr bald Gewinn abwerfen werden, und in solche, die man zur Sicherung gegen Hungereuth nicht entbehren kann, die jedoch keine Aussicht auf baldigen Vortheil geben. Der Betrag für jede dieser beiden Klassen wird annähernd gleich der Hälfte der ganzen veranschlagten Summe, d. i. ca. 14 Millionen Pfund Sterling, sein. Die weiteren Pläne über die Ordnung der Erbauungsarbeiten können hier wohl füglich übergegangen werden<sup>1)</sup>, beifügen aber wollen wir noch, daß in Britisch-Indien am 31. März d. J. beinahe 11 000 Meilen, reichlich 17 000 Kilometer, Eisenbahn im Betriebe und einige tausend Kilometer im Baue waren, so daß, wenn, wie es wahrscheinlich ist, die eben berührten Vorschläge angenommen werden, Englisch-Indien über fünf bis sechs Jahre etwa 24 000 bis 25 000 Kilometer Eisenbahn besitzn wird.

<sup>1)</sup> Vergleiche die Blaubücher und Engl. Economist vom 28. Juni 1884, Nr. 2131.

Wenn nun auch diese Pläne zunächst zur Abhilfe der periodisch wiederkehrenden Noth des eigenen Landes ins Leben getreten sind, so besitzen sie eine Tragweite, die sie der Aufmerksamkeit größerer Kreise vollkommen würdig macht; es ist nämlich beinahe sicher, daß Indien durch Ausfuhr derselben zur Kornkammer für Europa werden wird.

Seit mehreren Jahren schon, seit 1873, hat der indische Getreidehandel eine gewisse Bedeutung bekommen. Im genannten Jahre nämlich wurde der Ausfuhrzoll aufgehoben und seitdem hat dieser Handel reikente Fortschritte gemacht. Während nach den Listen der Douane über das Berichtsjahr 1872—73 (dasselbe fängt am 1. April an) Indien nur 394 000 Centner<sup>1)</sup> exportirte, belief sich die Ausfuhr im Jahre 1880—81 auf 7 114 000 Centner, 1881—82 auf 19 863 000 Centner. Die starke Entwicklung der Ausfuhr datirt vom Jahre 1877, zeigt aber in 1879 wieder einen Rückschritt.

Bei oberflächlicher Betrachtung scheint es, als ob der großen Ungleichmässigkeit der Ausfuhr wegen es unmöglich sei, mit Sicherheit auf die Getreideproduktion Indiens zu rechnen; doch in Wirklichkeit ist nicht die Produktion, sondern nur die Ausfuhr so veränderlich gewesen und zwar war dieselbe ganz von den europäischen Marktpreisen abhängig. Sobald dieselben in Folge einer kleineren Ausfuhr aus Amerika stiegen, war das indische Getreide, welches viel höhere Frachten zu tragen hat, im Stande, mit der amerikanischen Einfuhr zu konkurriren.

Wie groß die ganze Ernte Indiens ist, kann nicht mit genügender Sicherheit angegeben werden, da die statistischen Angaben in Bezug auf diesen Punkt ziemlich mangelhaft sind; die ganze mit Getreide bedante Oberfläche wird auf 21 Millionen Acres veranschlagt. Der Ertrag schwankt zwischen 8 und 13 $\frac{1}{2}$  Bushel per Acre und darf im Durchschnitt vielleicht mit 11 $\frac{1}{2}$  Bushel berechnet werden. Auf Grund dieser Basis würde man auf einen Totalertrag von ca. 150 Millionen Centner rechnen können. Das angegebene Quantum kann jedoch auf eine bedeutend höhere Ziffer gebracht werden und zwar einmal, indem man die Getreidekultur räumlich ausdehnt, dann aber, indem man sie intensiver betreibt. Unter jetzigen Verhältnissen bleiben von dem jährlichen Ertrage durchschnittlich etwa 20 Millionen verfügbare und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß diese Quantität sehr bedeutend gesteigert werden kann.

In Bezug auf die Konkurrenzfähigkeit des indischen mit den amerikanischen Getreide mühe folgendes angeführt sein: Die Kosten der Produktion sind in Indien bedeutend niedriger als in Amerika, und das Getreide würde sowohl aus diesem Grunde als auch, weil es keinen Ausfuhrzoll bezahlt, sehr konkurrenzfähig sein, wenn nicht, wie schon erwähnt, die hohen Frachten das Verhältniß viel ungünstiger

für Indien gestalteten. New York liegt etwa 3100, Bombay dagegen 6300 und Kurrachee 6000 englische Meilen von London; die nordamerikanischen Häfen haben also in dieser Hinsicht einen großen Vorteil, da beispielsweise 1882 die mittlere Fracht per Tonne (bis London) von New York 12 Schill. 2 Pence, von Bombay 35 Schill. 7 Pence und von Kurrachee 38 Schill. 9 Pence betrug; dagegen waren die Frachtpreise, welche von der Westküste Amerikas bezahlt wurden, bedeutend höher, z. B. betrugen sie von San Francisco 63 Schill. 11 Pence. Im Jahre 1882 kamen etwa 58 Procent des in England eingeführten amerikanischen Getreides von der Ostküste, 42 Procent von der Westküste der Union und es erklärt sich hieraus, daß im genannten Jahre das indische Getreide in ziemlich bedeutender Menge konkurriren konnte. Ein Hauptvorteil der Vereinigten Staaten in dieser Sache ist die Leichtigkeit und Wohlfeilheit des Transportes auf den Verbindungsweegen im Innern, namentlich auf den Kanälen. Von Chicago nach New York betragen die Transportkosten 20 Schill. per Tonne (Abstand 960 Meilen), während in Indien die Kosten bei einem gleichen Abstände sich auf 32 Schill. 44 Pence belaufen würden.

Es ist leicht erklärlich, daß auch in Indien mit der Anlage von neuen Eisenbahnen die Oberfläche des mit Getreide bebauten Bodens bedeutend zugenommen hat, und dies wird auch in Zukunft geschehen, da noch ausgebeutete, für den Anbau von Getreide geeignete Acker brach liegen, weil die zur Verwerthung der Ernte nöthigen Transportmittel absolut fehlen. Welche Folgen es haben wird, wenn Indien sein Eisenbahnnetz erweitert und die Tarife gleichzeitig herabsetzt, liegt auf der Hand; doch in dieser Beziehung schon viel geschehen ist — seit 1873 ist die Länge der Eisenbahnen beinahe verdoppelt worden — ist oben schon erwähnt worden; beßeren wollen wir aber noch, daß man auch mit der Herabsetzung der Tarife angefangen und dieselben theilweise recht bedeutend — bis um 18 $\frac{1}{2}$  Procent — erniedrigt hat.

Unter diesen Umständen ist daher wohl zu erwarten, daß Englisch-Indien in wenigen Jahren einen sehr großen Antheil an der Versorgung Europas mit Getreide haben wird, wenn nicht etwa durch die Eröffnung des Panama-Kanals neue, jetzt noch nicht zu berechnende Verhältnisse hervorgerufen werden.

Indien selbst verbraucht übrigens viel Getreide für die Bierbrauereien. Nach einer in der „Oesterreichischen Monatschrift für den Orient“ (Juli 1884) mitgetheilten Notiz wurden in 24 Brauereien 2 554 697 Gallonen Bier erzeugt. Hauptstätt der Bierbrauerei sind die Himalaya-Stationen Simla, Unfloore, Rains-Tal. Die größte der Brauereien zu Muree im Punjab producierte 724 986 Gallonen Bier. Die bedeutendsten Käufer des indischen Bieres sind die Militär-Kommissariate, von denen das von Bengalen allein im Jahre 1882 1 699 914 Gallonen bezogen hat.

<sup>1)</sup> Ein Centner etwas mehr als 58 Kilogramm.

## Aus allen Erdtheilen.

### Wien.

— Brussa, die erste Hauptstadt des osmanischen Reiches, ist nach J. S. Meckmann bisher in seiner Einwohnerzahl fast nie überschätzt worden. Schätzte sie 1779 auf

50 000 an, was damals richtig gewesen sein mag; Ancher Gou 1835 auf 100 000, Sandreßky 1844 auf 60 000, Mosbrad 1863 auf 70 000 und Sar 1873 auf 40 000. Die offizielle Bevölkerungsziffer für das Jahr 1882 (mitgetheilt in Kamb's 1883 zu Athen erschienenem Bände über Brussa i. Oesterreichische

Monatschrift für den Orient 1884, S. 149) beträgt etwas über 37 000; sie kann wohl in dem letzten Jahrhundert eher zu als abgenommen haben. Auch Dumann's Schätzung der bairischen griechischen Bevölkerung auf 9000 Seelen ist zu hoch; es sind ihrer in Wirklichkeit nur 4292. (Viele Ausführungen beruhen auf der Annahme, daß bei jener offiziellen Zählung sämtliche Einwohner und nicht, wie gewöhnlich im Türkischen Reiche, nur die männlichen gezählt worden sind. — Rd.)

— Ein Beweis für den zunehmenden Fortschritt Cyperns unter englischer Herrschaft liegt in der Thatfache, daß die Einnahmen der Insel im vergangenen Jahre, so geringe sie sind, doch die bisherige, jährlich von England zu leistende Beisteuer von 30 000 Pfd. St. auf die Hälfte herabgesetzt worden konnte.

— Charles Huber aus Straßburg, der Arabienreisende (vergl. „Globus“ Bd. 45, S. 240), ist nach einem Briefe vom 20. Juni in Schiddah am Rothen Meere angekommen, wollte aber bald wieder in das Innere zurückkehren, obwohl er wußte, daß die Weidch-Beduinen ihm feindselig gesinnt sind und ihn lauern. Der Eisertheit halber sandte er auch bereits von Schiddah die Instruktionen ab und sein Tagbuch nach Frankreich. In den ersten Monaten des nächsten Jahres hofft er in Bagdad zu sein.

— Anfangs December 1883 wurde in Manila unter großem Gepränge die erste Transvaal-Linie eröffnet, unter Aufsicht des Gouverneurs, des Erzbischofs, der Konsule und von zahlreichen anderen militärischen und geistlichen Autoritäten. Der Unternehmer ist ein in Manila hochangesehener Deutscher, Herr Jacob Jabel. — Die Realacademie in Manila hat eine neue Organisation erhalten, sie heißt fortan Academia de Dignia y Pintura. Eine Anzahl von Stipendiaten soll es den tüchtigsten Schülern dieser Anstalt ermöglichen in Europa ihre Studien zu vollenden.

— Die spanische Regierung hat durch die Okkupation der Ulaganab ihren feststehenden Besitz auf der Insel Palawan vermehrt, sich aber damit nicht begnügt, sondern auch die Mission von Inaguanan unter ihren Schutz genommen. Die Okkupation von Ulagan ist gegen die Mohammedaner gerichtet, gegen welche die Spanier seit der britischen Niederlassung auf Nordborneo noch mißtrauischer geworden sind, als sie es früher waren. Die Mission von Inaguanan verfolgt ganz andere Zwecke: es sollen die heidnischen Eingeborenen, die Tacbananua, für das Christenthum und damit auch für die spanische Herrschaft gewonnen werden. Es ist die mit vielem Glücke verfallene Politik der Spanier, die Mohammedaner durch Forts und Flottenstationen in Schach zu halten, die Heiden aber durch die Missionare auf eine bequemere Weise in anglische Unterthanen zu verwandeln. Die Mission von Inaguanan zählt anher 49 alten Christen und zwei Chinesen bereits 200 Tacbananua, die Filialen Malinao, Igwah und Iraganan über 600 Individuen der selben Rasse. Sie bebauen mit großem Fleiße den Boden und wenden auf Antrieb der Missionare ihre besondere Sorgfalt dem Kaffee zu.

### A f r i k a.

— Ueber den Verkehr im Suezkanal im Jahre 1883 wäre Folgendes zu bemerken:

| Flagge der Schiffe                                                             | Zahl | Tonnenmaß      | Bezahlte Kanalabgaben |
|--------------------------------------------------------------------------------|------|----------------|-----------------------|
| Englisch                                                                       | 2537 | 6,134 Tausende | 49,9 Tausende Francs  |
| Französisch                                                                    | 272  | 0,782 „        | 6,3 „                 |
| Niederländisch                                                                 | 124  | 0,309 „        | 2,6 „                 |
| Deutsch                                                                        | 123  | 0,241 „        | 1,7 „                 |
| (Hieraus folgen Japan, Oesterreich u. s. w. mit bedeutend geringeren Verkehr.) |      |                |                       |
| Total                                                                          | 3307 | 8,051 Tausende | 65,6 Tausende Francs. |

Auffallend ist die Zunahme des deutschen Verkehrs; 1882 passirten 100 deutsche Schiffe mit 0,177 Mill. Tonnen 1881 nur 45 „ 0,000

Deutschland nimmt jetzt die vierte Stelle ein, während es in der Zeit vom 1. Januar 1870 bis 31. December 1883 erst am sechsten Orte stand. Für diesen Zeitraum sind zu verzeichnen:

| Englische Schiffe | 18003, welche 341,9 Mill. Frsch. bezahlten |
|-------------------|--------------------------------------------|
| Französische      | 1482 „ 34,4 „                              |
| Holländische      | 792 „ 17,9 „                               |
| Oesterreichische  | 780 „ 11,7 „                               |
| Italienische      | 725 „ 11,1 „                               |
| Deutsche          | 638 „ 7,1 „                                |
| Spanische         | 338 „ 7,3 „                                |

— Im „Vollstein“ der k. k. geographischen Gesellschaft (1884, Nr. 2) ist ein Vortrag Mauricio Buonsanti's (f. oben S. 95) über seine leider unglücklich abgelaufene Reise quer durch Nordafrika abgedruckt, wozu eine Skizze des mittleren Nigers zwischen Say und Timbuktü (13° bis 18° nördl. Br.) beigegeben ist. Es ist dies das einzige Stück aller seiner Anschauungen, welches der Reisende aus dem Ueberflusse durch die Wüste am 23. December 1882 — die selben Tage etwa unter 10° nördl. Br. im Norden von Ahaggar — getreuet hat; der dargestellte Theil des Nigerrandes ist aus bereits durch Heinrich Barth bekannt, von dessen Zeichnungen übrigens Buonsanti mit der höchsten Achtung spricht. Die Uebereinstimmung zwischen den Aufnahmen beider ist nur sehr gering. Sehr zu bedauern ist, daß gerade dieses schon bekannte Stück der Reisekarte getreuet wurde und nicht ein anderes, etwa der fast ganz durch unbekanntes Gebiet führende Wüsten von Timbuktü nach Lagos an der Slaveküste oder die Reise von Kuka nach dem nördlichen Wadama. Auf letzterer hat er den Berg Mandib beigegeben, welchen vor ihm nur der Major Denham 1824 im Gebirge bekommen hatte. Von weitem präcisiert sich derselbe wie ein isolirter Fadenhut, dem nach Norden andere gleichfalls isolirte, aber weniger auffällige Spizen vorgelegt sind. Beim Wüstenkommen fehlt man aber, daß er trotz seiner Isolirtheit zu der, das Land Wadama durchziehenden Bergkette gehört. Buonsanti hält ihn für einen erloschenen Vulkan; anfangs hatte er geglaubt, daß die im Sonnenhinein weiß erglühende Spitze des Berges mit Schnee bedeckt sei, fand jedoch, daß die Färbung von dem Roste kalkloser, dort stehender großer Vögel herrühre. Seine absolute Höhe bestimmte er zu 1709 m, die relative zu 1100 m, den Umfang am Fuße zu etwa 20 km. Mitten in diesen Beobachtungen wurde er jedoch von den erregten Eingeborenen verjagt und mußte nun, gleichfalls vergeblich, versuchen, auf einem westlicheren Wege weiter in Wadama vorzudringen. Sein Reichthum hatte 30 Jahre früher bei den friedlichen Bewohnern des nordwestlichen Wadama die beste Aufnahme gefunden; aber seit jener Zeit haben sie sich durch innere Kriege sehr zu ihrem Nachtheile verändert; an drei verschiedenen Stellen, wo Buonsanti einzudringen versuchte, wurde er unbarbarisch zurückgewiesen, Leute angegriffen, und mußte schließlich nach Verluft zweier Kame nach Vornu zurückkehren, um von da über Kano und Satsa an den Niger zu gelangen.

— Am 10. Juni hat eine offizielle portugiesische Expedition unter Major Henriques de Carvalho Bomba verlassen und will über Danda und Malange zu Mista Jambo sich begeben, um denselben ansehnliche Geschenke des Königs von Portugal zu überbringen und vielleicht sein Reich dem Handel zu eröffnen. Sodann will sie quer durch den Kontinent Mojangue zu erreichen suchen.

— Nach mehrmaliger Pause erhalten wir neuere Nachrichten von de Brazza, welche keineswegs ungenügend lauten; sie finden sich in dem Sitzungsberichte der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 18. Juli d. J. Danach hat Brazza die Zeit etwa vom October 1883 bis Mitte Februar 1884 angewendet, um den ca. 140 km langen Verbindungs-

weg zwischen seiner Station Francoville (am oberen Ogowe) und dem Vohou an dem Mlima (Zufluß des Kongo) herzurichten. Am 15. Februar verließ er letzteren Vohou, fuhr den Mlima langsam hinauf, benutzte erforderlich, ohne daß ihm die früher feindlich gesonnenen Njanga-Krieger in den Weg traten. Von der Mündung des Mlima fuhr er den Kongo hinauf bis Nganhamo, dem Hafen seines Verbündeten Makoto, und besuchte letzteren, der abwärts vom Strome auf dem Hochlande wohnt. Er hielt sich bei denselben vom 30. März an etwa drei Wochen lang auf, begab sich dann nach der seit Jahrzehnt verlassenen Station Braganville (am Stanley Pool) und richtete dieselbe wieder ein. Der Gesundheitszustand seiner Leute und die Beziehungen zu den Eingeborenen werden als vortreffliche geschildert; besonders günstig soll die Lage der schon aus 50 Hütten bestehenden Station am Kap Lopez (im Delta des Ogowe) sein. Daß die französischen Kammerlerner neuerdings ansehnliche Geldmittel für dieses Unternehmen bewilligt haben, ist bekannt.

— Aus einem Vortrage des Kapitäns Brandon Kirby vor der Royal Geogr. Society (23. Juni 1891) geht hervor, daß das Afrikanische Reich in den letzten Jahren an Umfang und Macht sehr bedeutend zurückgegangen ist. 1861 noch hatte der König das Kriegsgesetz der goldenen Art mit einer sehr kriegerischen Bevölkerung an den englischen Gouverneur des Küstengebietes gelandt; zwei Jahre später hat er denselben, einen Bürgerkrieg im Lande unterdrücken zu helfen, was derselbe auch als gültigen Beleg that, und während früher der Wille des Afrikanischen Völkers war in dem ganzen Gebiete zwischen 6° und 8° nördl. Br. und von 3° westl. L. Br. bis über den Vohou hinaus, gilt er jetzt nur noch in einem Umkreise von 50 bis 60 engl. Meilen um die Hauptstadt Kumassi. Auch letztere hat in dem Bürgerkrieg sehr gelitten, hängt aber an, sich wieder zu heben. Den vorzigen gründlichen Menschenopfern hat der neue König Quaco Duah ein Ende gemacht; zum Beweise dessen führt Kirby an, daß er bei seinem letzten Besuche der Hauptstadt dort keine Auszüge mehr sah, während es früher in Masse sich herumtrieben. Ein neuer Handelsweg, der sich jetzt in Aschanti entwickelt, ist der Handel mit Kastanien, der in Fülle vorhanden ist; es beschäftigen sich damit ausschließlich Eingeborene aus den englischen Schutzstaaten, die zwischen Aschanti und der Küste liegen. — Auf seiner Reise durch das Land drang Kirby so engl. Meilen nordwestlich von Kumassi bis Kuntampon, einer Stadt von 15,000 hängigen Bewohnern und einer kulturenden Bevölkerung von ca. 25,000 Kaufleuten, ein; der Hauptmarkt für Eisenblech in diesem Theile Afrikas. Dort traf der Reisende Karawanen aus Timbuktou und Maubingoes aus dem Hinterlande von Sierra Leona, welche europäische Waaren, Baumwollengewebe, Pfeffer und Zinn mit sich führten. Wie viel leichter und billiger wäre es, dieselben von der fünf- oder sechsmal näheren Guineaküste zu beziehen! Eine Gelegenheit zu Gefächeln, die sich der englische Handel nicht entgehen lassen wird.

#### Australien.

— Die Australian Meat Export Company in Melbourne hat in den letzten sechs Monaten auf 10 Schiffen die getrockneten Fleischkörper von 31,602 Schafen nach London exportiert. Dieselben haben, mit Ausnahme derer auf einem Schiffe, in besser Beschaffenheit ihren Bestimmungsort erreicht. Der Preis stellte sich in London auf 42 bis 50 Pennig das Pfund. Ein Vargo von 1816 Schafkörpern aus Sydney kam in unverkaufterem Zustande an. Wegungen ist nicht, daß solches Fleisch an Süßigkeit und Festigkeit verloren hat und daß das schwarze Aussehen derselben auch wenig einladend ist. — In London haben jetzt zwei Gesellschaften, die Central Pacific Gold Air Store Limited und die West India Docks Company, große Gewölbe eingerichtet, welche resp. 30,000 und 25,000 getrocknete Fleischkörper aus Australien bergen können.

— Der Arbeitermarkt ist in allen australischen Kolonien überfüllt. Die Zahl derer, welche Arbeit und Verdienst vergeblich suchen, ist groß, und die Regierungen sind gezwungen, wenigstens für einen Theil dieser unbefähigten Leute öffentliche Arbeiten gegen billige Löhne ausführen zu lassen. Um so mehr muß man sich wundern, daß die Parlamente immer von neuem bedeutende Summen für freie und unterthätige Einwanderung aus Europa alsbaldig bewilligen. Neu-Süd-Wales veranschlagte dafür im Jahre 1883 die Summe von 75,000 Pfd. St. Ein gleicher Betrag war auch wieder für das laufende Jahr bestimmt, indeß hat die Regierung durch die in dieser Kolonie herrschenden großen Noth in der arbeitenden Klasse jetzt auf 40,000 Pfd. St. vermindert. Süd-Australien verwendete im letzten Jahre 45,000 Pfd. St. auf Einwanderung aus Europa und hat, trotz seiner derangirten Finanzen, auch für dieses Jahr wenigstens 8000 Pfd. St. dazu bestimmt. Queensland — es klingt kaum glaublich — importierte im Jahre 1883 theils frei, theils affiziert, 21,421 Personen aus Europa mit einem Koffenkaufumwande von 269,210 Pfd. St. Von 1861 bis Ende 1883 betrug die Zahl der so in diese Kolonie Eingewanderten 122,727. Nur Victoria sieht von einer freien und affizierten Einwanderung günstig an. Diese Kolonie bietet unbefristeten Einwanderern die verhältnismäßig besten Aussichten, und darum fällt ihr immer sehr bald ein nicht unbedeutendes Kontingent der auf Staatskosten importierten Einwanderer aus den anderen Kolonien zu.

— Wie ein Finanzbericht aus Adelaide besagt, hängt die hohe Schuld, welche Süd-Australien auf sich geladen hat, an ernstlich zu beunruhigen. Mit Einschluß der im Februar dieses Jahres vom Parlamente bewilligten neuen Anleihe von 1,631,300 Pfd. St. beläuft sich dieselbe bereits auf 15,500,000 Pfd. St. oder 50 Pfd. St. pro Kopf der Bevölkerung. So kann es mit den Anleihen nicht fortgehen. Die Jahresrechnung deckt nicht die Ausgaben, und nach Aussage des Finanzministers dürfte das mit Juni abschließende Finanzjahr wieder ein Defizit von 300,000 Pfd. St. aufweisen. Die Eisenbahnen, auf welche die Anleihen zum großen Theile verwendet wurden (es sind jetzt 1646 km im Betriebe, 300 km im Bau und der Bau von weiteren 628 km ist vom Parlamente genehmigt), verdienen bei weitem nicht das Anlagekapital, in die Eisenbahnen beden zum Theil nicht einmal die Betriebskosten. Der Bau einer transkontinentalen Eisenbahn, womit der Rufung im Süden und Norden gemacht ist, wird kolossale Summen verschlingen, ohne daß an eine Rentierung zu denken ist. Das ammerz aufgelöste Parlament hat die Abhaltung einer internationalen Industrieausstellung in Adelaide im Jahre 1886 beschlossen, wenn anders das neu gewählte Parlament den Beschluß nicht rückversetzen wird. Dadurch würden dem Staate Kosten in der Höhe von wenigstens 150,000 Pfd. St. zuzufallen, welche durch Anleihe gedeckt werden sollen. Eine Kolonie mit erst 311,100 Seelen, einschließlich der 6346 Eingeborenen, ist zu einer Weltindustrialausstellung nicht berechtigt, und dieselbe wird auch schwerlich auswärts die nötige Unterstützung finden. Die Einwanderung in Südastralien scheint in diesem Jahre mit der Auswanderung auch nicht gleichen Schritt zu halten.

— Der australische Reisende Mr. Ernest Favenc hatte, wie wir schon berichteten, im Auftrage der südastralischen Regierung am Mitte vorigen Jahres das durch den Mr. Arthur (nämlich in 15° 46' südl. Br. und 130° 41' östl. L. von Gr. in den Golf von Carpentaria) entwässerte und bis dahin unbekante Gebiet erforscht. Er entdeckte am oberen Laufe desselben ein gut bewässertes und großräumiges Areal im Umfange von ungefähr 60,000 englischen oder 2822 deutschen Quadratmeilen, zu Schafweiden beherstet geeignet. Den Fluß hält er für schiffbar. Die Regierung schickte in Folge dessen von Port Darwin aus den Dampfer „Palmerston“ mit einem Feldmesserpersonal nach dem Mr. Arthur, um, falls sich die



Schiffbarkeit desselben beschäftigen sollte, an der Mündung eine Stadt anzulegen und dann das fruchtbarere Inland zu vermessen. Der Dampfer kehrte Ende Juni dieses Jahres nach Port Darwin zurück mit der Nachricht, daß der Mr. Arthur sich nur mit kleinen Booten eine Strecke land besahen lasse und daß an der dortigen Meeressküde, welche in der Länge von 70 englischen Meilen oder 113 km erstreckt ward, kein einziger schiffbarer Fluß münde. Man hatte in der Kolonie Südastralien große Hoffnungen auf die Entdeckung des Mr. Fawcett gesetzt und ging mit dem Plane um, am Mr. Arthur eine neue Aufsuchung zu gründen.

— Man hat in Südastralien auf dem großen wüsten und wasserlosen Gebiete, welches den Lake Eyre, in 28° 36' südl. Br. und 137° 18' östl. L. von Gr., umgibt und sich nordöstlich nach der Grenze von Queensland und darüber hinaus erstreckt, eine sehr wichtige Entdeckung gemacht. Das Gebiet gehört der Kreideformation an, und sein Umfang mag ungefähr 126 000 englische Quadratmeilen oder 826 214 qkm betragen. Es existiren dort viele aus Tuff gebildete kegelförmige Hügel (mounds) von 3 bis 30 m Höhe, aus welchen Wasser mit mehr oder weniger stoischem Geschmade und darum für Menschen und Vieh ungenießbar, fließt. Dies veranlaßt die südastralische Regierung schon im Jahre 1861 an einer Stelle, welche Taraminna heißt und in 29° 10' südl. Br. und 138° 9' östl. L. von Gr. liegt, Bohrversuche anstellen zu lassen. In einer Tiefe von 350 m, in sich man auf freudigen Ton und bei 372 m kam man endlich am 11. April 1864 auf ein Vassin guten Wassers, welches sofort durch das Bohrloch 6 m über die Oberfläche hinausströmte. Die Quellen dieses unterirdischen artesischen Wasserbedens werden ohne Zweifel auf der südlichen Wasserscheide der Gebirge im Northern Territory und in Queensland liegen. Da die geologische Formation auf dem vorbeschriebenen Gebiete durchweg dieselbe ist, so läßt sich wohl annehmen, daß dies artesische Wasser überall, wenn auch in verschiedenen Tiefen, anzutreffen sein wird. Im J. des Saualter Fogarth und Warren ließen ebenfalls im September 1861 bei Adelaide, 46 km nordwestlich von Strangways Springs in 29° 12' südl. Br. und 136° 30' östl. L. von Gr., eine 101,6 m tiefe Bohrung anstellen und trofen, nachdem das Wasser ursprünglich sehr salzig gewesen, durch dieselbe Formation wie bei Taraminna, schon bei einer Tiefe von 46 m auf gutes Wasser. Dasselbe steht im Bohrloche — Adelaide, ist höher gelegen — 0,7 m unter der Erdoberfläche und man gewinnt daraus täglich unangeseht 36 350 Liter Wasser, um das Vieh zu tränken. Diese Entdeckung ist von der größten Wichtigkeit, nicht sowohl für das Gebiet, welches auf seiner dünnen Oberfläche wohl nie besondere Viehweiden liefern wird, als vielmehr dadurch, daß die Anlage einer Reihe artesischer Brunnen dazu dienen wird, das Festland aus dem centralen Australien (Mac Donnell Ranges u. s. w.) über diese ausgedehnte wasserlose Wüste hinweg nach den angesehnten südlichen Distrikten zu treiben und an den Markt von Adelaide zu bringen, wie überhaupt einen Transport möglich zu machen resp. zu erleichtern.

— Der schon bekannte Reisende J. B. Mulligan in Queensland hat die Leitung einer Expedition zur näheren Erforschung der Mac Donnell Ranges (in 21° 30' südl. Br. und 141° 1' östl. L. von Gr.) übernommen. Von den Kosten der Expedition befreit die Regierung von Queensland zwei Drittel, das andere Drittel Privatpersonen.

#### Inseln des Stillen Oceans.

— Der Naturforscher H. O. Forbes trifft Vorbereitungen für eine Reise nach dem südlichen Neu-Guinea, um möglichst sich zur Owen Stanley-Kette vorzubringen und deren Geographie, Fauna und Flora zu untersuchen. Bekanntlich ist Forbes schon einige Jahre im Malakischen Archipel thätig gewesen, und wenn jemand für die schwere Aufgabe in Neu-Guinea vorbereitet ist, ist er es. Die Kosten der

Expedition werden auf 20- bis 30 000 Mark geschätzt, welche, wie man hofft, gelehrte Gesellschaften und Privatpersonen aufbringen werden. Der Vorstand der Royal Geogr. Society hat 5000 Mark zugelegt.

— Ueber Neu-Guinea gehen folgende Nachrichten ein. Eine Reizeitungs-Gesellschaft aus Queensland, welche die Hülfe Lalofo, nordnordöstlich von Port Moresby, und Kemp Weiß, welcher in 10° südl. Br. und 147° 45' östl. L. von Gr. in Good Lagoon mündet, sowie deren Nebenflüsse auf ihren Metallreichthum untersucht hatte, kehrte Ende April 1864 nach Australien zurück, ohne irgend welche werthvolle Metalle entdeckt zu haben. Außer der Halbinsel Fula, westlich von Good Lagoon und in 10° 8' südl. Br. und 147° 43' östl. L. von Gr., wird eine Kupfer-Gruberei mit bestem Erfolge betrieben. — Der bekannte Neu-Guineareisende Mr. Goldie hat von den Eingeborenen eine schöne Beschreibung von ziemlichem Umfange gesammelt, welche mit Hinweis, wozu eine Sendung aus Coenstoffen in Queensland erworben wird, bejaht werden soll. Man vertritt sich von diesem Unternehmen den besten Erfolg; es fragt sich nur, wo ein Markt für Absatz gefunden werden soll.

— England hat nun doch endlich einen Theil von Neu-Guinea sich angeeignet, nämlich die östliche Hälfte der Südküste, sowie die nicht von den Niederländern beanspruchte wird. Die Herr der American, welche die englische Regierung gewählt hat, ist das Protektorat. Angeht durch einen Oberkommissar, welcher unabhängig ist von dem Gouverneur der Fidschi-Inseln.

— Das rein asiatische Gels in Neubritannien besteht aus kleinen Kariumsteinen, die auf versteinertes Holz aufgestellt werden; das wird auf Tafel-Port „Dinorra“ genannt. Es wird nach Längen gemessen. Die erste Länge reicht bei ausgebreiteten Armen über die Brust weg von Hand zu Hand; die zweite vom Mittelpunkt der Brust bis zur Schulter den Arm entlang bis zur Spitze der Finger; die vierte bis eben dahin vom Ellbogen an; die fünfte vom Handgelenke an bis zur Fingerpitze; die sechste ist gleich einer Fingerlänge. Fische werden gewöhnlich nach ihrer Dinorra-Länge gekauft, außer wenn sie zu klein sind. Ein großes Schwein kostet etwa 30 bis 40 Längen ersten Maßes, ein kleines 10. Das Dinorra wird zur Bequemlichkeit in Gewinde von 100 Faden oder „ersten Längen“ zusammengelegt. Fische werden gegen 600 Faden zusammengezwungen, aber nicht oft, da eine solche Menge zu mäßig ist, wenn im Falle eines feindlichen Einbruchs oder Krieges die Weiber sie rasch fortbringen und vertheilen müssen. Viele Dinorragewinde werden sehr nett mit Flechtwerk bedeckt, welches den Seiten unserer Rohrühle ähnelt. Tragt man, woher die Menschen kamen, so sagen die Eingeborenen, sie wußten es nicht; aber mehrere der Hainpflanze wissen es, und zwar kommen sie von Nulani, einem Orte in beträchtlicher Entfernung an der Nordwestküste. Die Menschen werden in die Erde gegraben, damit sie kühlen; danach schlägt man mit einem Steine in ihre Spitze ein kleines Loch; alldann reißt man sie auf die Rohrstetten, was wahrscheinlich nur von den Hainpflanzern befohlen wird.

#### Nordamerika.

— Ein sehr anhaltendes und kulturgeschichtlich nicht unwichtiges Buch ist die „humoristische Reise durch Texas“. Von Alex. C. Sweet und J. Armes Knorr (Deutsch von Dr. R. Teufcher. Jena, F. Giesecke 1864. Preis 10 Mark). Wer durch die wüsten und irrenischen Einsiedlung hindurch den wahren Sachverhalt zu verstehen vermag, wird auch vielfache Belehrung finden, wenn auch nicht über speziell geographische und ethnographische Dinge, so doch über Ackerbau- und Handelsverhältnisse, über die verkehrte Indianerpolitik der Vereinigten Staaten, über die lotterigen Zustände in Mexiko u. s. w. Wir danken den Verfassern



ein paar herrlich vergnügte Stunden; wir danken ihnen auch für das Lob der deutschen Kolonisten in Texas danken, daß in amerikanischen Munde um so besser klingt. Man höre folgenden Abschnitt (S. 307). „Wo wir auch in Texas an einer Farm vorbei kamen, waren wir nie im Zweifel, ob der Eigenthümer ein Deutscher sei oder nicht. Wenn wir eine Farm antrafen mit guten Bäumen, Thoren, die nicht am Boden verkrüppelten, ungewöhnliche Ackerwerkzeuge unter einem Tache, einem Brunnen im Hofe, Obstdäumen und Gemüsekulturen hinter dem Hause, Heuballen für Winterfutter, und Fensterläden, welche ebenfalls durch Kalkmaler in kräftlichen Farben bemalt waren — einmüthiger Ausruf: „Deutsche“. Wenn wir sahen, daß die Thore auf dem Boden beim Öffnen tiefe Kreisläufe eintiefen, oder die Öffnung statt des Thores mit Gehäusen verhoft war, wenn der Eigenthümer auf der Veranda schlafend lag, den Kopf auf einem Sattel, von fünf Hunden umgeben, oder wenn er durch Spalten zwischen den Balken, aus denen das Haus erbaut war, aus und ein ging, wenn wir sein Reith Pferd, angepöckelt und mit wundem Rücken an der Straße großen sehen, wenn wir im Hofe einen Wagen bemerkten, der in der Sonnenhitze Risse bekam und ein Wasserfaß auf dem Wagen, zum Beweise, daß die Familie ihr Trinkwasser aus dem Tache holte — Ausruf ohne Fanden: „Amerikanische Wirtschaft.“ Oder S. 315: „Es ist schwer, die Deutschen in Westtexas so sehr zu loben, sie haben das Land so dem gemacht, was es ist. Sie liefern einen sehr schönen Beitrag zu den Verbrechen, während sie einen starken Antheil an den Steuern tragen, ganz außer Verhältnis zu ihrer Anzahl. Sie erziehen ihre Kinder auf eigene Kosten, wenn der Staat sich weigert es zu thun. Sie achten die Rechte anderer, und Mäßigkeit und Gewaltthätigkeit ist in den deutschen Anschauungen so gut wie unbekannt.“ — Die Uebersetzung ließ sich sehr gut.

### Südamerika.

— Allen Schwierigkeiten und scheinbar unüberwindlichen Hindernissen zum Trotz schreiten die Arbeiten an dem Panama-Kanal rüstig vorwärts. Von dem Umfange des großen Unternehmens, das durch die neue Seegalanfrage einhüllen in den Hintergrund des allgemeinen Interesses gedrängt worden ist, geben die nachstehenden, dem Panama Star and Herald vom 1. Mai entnommenen Daten ein anschauliches Bild. „Wie jetzt“, schreibt das genannte Blatt, „haben die Dampfer der Royal Mail Steam Packet Company, haben 60 000 Tonnen Fracht für die Kanalgesellschaft nach dem Isthmus befrachtet und überdies noch 12 000 Arbeiter von Jamaika nach Colon überführt, die hier bei der Entwässerung der großen Sumpfstrecken beschäftigt werden. Diese Zahlen mögen wohl etwas hoch gegriffen erscheinen, sie sind aber durchaus richtig. Die Transportkosten der namentlich Dampfergesellschaft sind auch schon zu verächtlichen Maßen gehortet worden, von volle Labungen an Maschinen und Vorräthen vom Continente nach dem Isthmus zu bringen. Beträchtlich ist namentlich die Verschiffung englischer Maschinen für Zwecke des Kanalbaus gewesen. Verlässlichen Angaben zufolge beschäftigt Phipps' große Gesellschaft augenblicklich etwa 13 000 Arbeiter“), der Mehrzahl nach von

Jamaika und Haiti. Unter den Pflanzern von Jamaika, die sich nur mit größten Schwierigkeiten noch die nötigen Arbeitskräfte zu verschaffen im Stande sind, herrscht deshalb eine sehr begreifliche Willkür. Der bei ihnen üblich gewesene Tagelohn von 1 Schilling und 1 Schilling 6 Pence (1,25 und 1,75 Mark) erscheint wie ein Kitzel neben der Summe von 1 Dollar 25 Cents oder 1 Dollar 50 Cents (5,40 und 6,90 Mark), welche die Kanalbau-Unternehmer ihren Leuten pro Tag zahlen. Unter der besseren Klasse der jamaikanischen Arbeiter giebt es viele, die ihr Geld in die Heimath senden, um es dort in kleinen Grundbesitz anzuheften.

Die argentinische Regierung hat eine Expedition unter Oberst Lasserre nach dem Süden ihres Gebietes geschickt, um günstige Punkte zur Anlage von Häfen und Ortschaften zu ermitteln, sowie einen Punkt auf dem Feuerlande für eine Straffolonie und einen auf der Staten-Insel zur Erbauung eines Leuchthurms auszuwählen.

### Polargebiete.

— Sibiriaten hat auch in diesem Jahre den Versuch gemacht, in das Karische Meer einzubringen und die Jemilimündung zu erreichen. Die zu dieser Expedition bestimmten Dampfer „Nordenskiöld“ und „Ob“ sind Ende Juni abgefahren und in das Karische Meer vorgegangen; jedoch hat der „Nordenskiöld“ einen Achsenbruch erlitten, der ihn nöthigte, unter Aufsicht des „Ob“ einen Nothhafen aufzusuchen.

### Bermischtes.

— Weiteres über die Steinlocherrei. — Aus derselben Quelle, aus der die Notiz in Bd. 46, S. 16 stammt, geht uns noch weiteres Material zu dem behandelten Punkte an. „Wenn man in hiesiger Gegend (Freiheit in Böhmen)“, schreibt Herr Bauer, „Gicht oder Rheuma durch Schweißbäder zu vertreiben beabsichtigt, so pflegt man das nur mäßig vor gewärmte Wasser der Baderanne, in der der Kranke vor einem Schmelz sitzend Platz genommen hat, durch erhitete Kieselsteine auf eine höhere Temperatur zu bringen. Die Anwendung der erhiteten Steine erweist sich in diesem Falle zweckmäßiger als das Nachgüssen von heißem Wasser, weil jene ihre Wärme nur allmählich abgeben und so das Bad längere Zeit auf gleicher Temperatur halten. Schließlich weist Herr Bauer noch auf den zum Vergleich heranziehenden Gebrauch der Gichtwichte hin, deren Wasser allzu kaltes Bier durch einen hineingehaltenen glühenden Stahl rasch bis auf die nötige Temperatur zu erwärmen, ohne daß allzu viel Kohlensäure verloren geht.“

— D. Bühner's allbekannte „Geographisch-natürliche Tabellen aller Länder der Erde“ (23. Nummern, Frankfurt a. M.) sind vollständig umgearbeitet und bedeutend erweitert, von Professor Dr. von Juretschek in 33. Auflage erschienen, und zwar in Tafelformat (50 Pl.), sowie in Buchform (1 M.).

<sup>1)</sup> Phipps selbst bejagte am 4. Juli d. J. ihre Zahl auf ca. 16 000.

**Inhalt:** Eine Reise in Griechenland. I. (Mit drei Abbildungen.) — Eine Einleitung in die Kulturgeschichte. (Mit acht Abbildungen.) — Richard Greeff: Von den Capverdischen Inseln nach Volama. II. (Schluß.) — Eisenbahn und Getreidehandel in Englisch-Indien. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiete. — Bermischtes. (Schluß der Redaktion: 9. August 1884.)

# Musikthe Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.



N<sup>o</sup> 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Velle.)

### II.

Von Andravida aus gelangte Velle in 2½ Stunden in östlicher Richtung durch eine ziemlich gut, namentlich mit Reben angebaute Ebene nach der Stadt des antiken Elis. Diese Gegend bringt übrigens einen der besten Weine Griechenlands hervor. Jeder Weinbauer hat auf seinem Felde einen viereckigen, gut cementierten, oben offenen Vebälter, in welchem die Trauben ausgetreten werden und aus welchem der Most in ein tiefer befindliches Gefäß läuft. Aus diesem wird er in Schläuchen nach dem Dorfe geschöpft und dort in riesige, bis zum Halbe eingetragene Krüge aus gebranntem Thon gefüllt, um dort den Gährungsproceß durchzumachen. Damit er sich bei dieser rohen Behandlung wenigstens einige Monate lang hält, füllt man Salz hinzu, was ihm den bekannten abfchließenden Geschmack verleiht. Die Weinlese giebt, wie anderwärts, zu festen und Fußbarkeit Anlaß: das Austreten geschieht beim Klange von Mandolinen und Geigen, und Abends beim Nachschrein treten Männer und Frauen, unbekümmert um die vorangegangenen Mühen des Tages, zum Reigenlänze an. Noch vor drei oder vier Jahrzehnten hielten die Winter Umzüge durch das Dorf, Weinranken um das Haupt geschlungen und in der Hand rebenbedeckte Stiele tragend, die in einen Pinienapfel ausliefen; diese wahrhaftigen Zehnkräftler schlangen sie tanzend und springend, wie antike Bacchanten. Heute aber sind diese unbewußten Reminiscenzen aus dem Alterthum in Vergessenheit geraten. Viele Besucher haben, durch die in Aussicht stehende größere Einnahme verleitet, italienische Weine und ver-

heferte Keltern kommen lassen und haben Keller gebaut, wo in langen Reihen Tonnen lagern, wie irgendwo am Rhein oder im Nordelais. Die Weine sind besser geworden, aber der materielle Reiz ist verschwunden; letzteres beflagt wohl ein oder der andere Reisende, aber wie viel Trinker streuen sich über erlesenes! Der natürliche Wein von Elis ist stark, alkoholfrei und berauschend, sehr ähnlich den Weinen des Jura in Frankreich; außerdem aber werden besonders in Patras allerhand Weinorten fabricirt, wie Bordeaux, Madeira, Malaga und selbst Champagner.

Je näher Velle seinem Ziele kam, um so mehr hob sich der Boden und wurde welliger. Auf den dort zerstreuten Weiler wird viel Seidenzucht getrieben; die Seide von Elis ist die weichste in ganz Morea, enthält am wenigsten Gummi und ist doch die dauerhafteste, weshalb sie viel nach Italien ausgeführt wird. Ebenso vorzüglich sind die Früchte der dortigen Olivenbäume; nicht das Gleiche aber läßt sich vom Vele sagen, welches in Folge schlechter Bereitung und Aufbewahrung den bei den Landbevölkerungen beliebten ranzigen Geschmack annimmt.

Nachdem noch der Fluß von Gafiani, der antike Perioles, durchströmt war, erreichte Velle das Dorf Palaeopolis, das auf der Stelle von Elis erbaut ist, derjenigen Stadt des alten Peloponnes, die nächst Athen und Korinth wegen der Menge ihrer Bauwerke und Bildsäulen am berühmtesten war. Aber in den Häufen von Haus- und Ziegelsteinen, welche über mehr als 2 qkm verstreut sind und meist zwischen den Weinplantagen verschwinden, läßt sich hintertagendes

weder Gestalt, noch Größe, noch Bestimmung eines einzigen Gebäudes mehr erkennen. Auch auf dem steilen, 152 m hohen Hügel, welcher einst die Akropolis trug, sind nur noch Mauerreste einer mittelalterlichen Burg erhalten, die bei den Franken Beauvoir, bei den Benetianern Pelodere und bei den Griechen Kaloflopi (d. h. schöne Aussicht) hieß. Auch auf dem Bergzuge nordöstlich von Elis, welcher die Orte Santameri und Portas trägt, haben sich Ruinen eines festen Schlosses erhalten, das Sire Nicolas de Saint-Dumer um 1310 erbaute, und auf den Abhängen des Berges und in der Ebene darunter giebt es zahlreiche Ruinen byzantinischer und fränkischer Häuser und Kirchen mit Rundbogenfenstern und -thüren, die von Ziegelgemäsen

eingefast sind, und Ornamenten aus gebranntem Thon und Stein; von Inschriften oder interessanten Basreliefs fand sich jedoch nichts.

Von Elis aus ritt Velle am linken Ufer des Pencios (Gastunilio) aufwärts und passirte nach zwei Stunden die Ruinen des antiken Phlos, jenseits deren das Klusithal sich verengt und wilder und malerischer wird. Fruchtbare Tannenwälder bedecken die Berge zu beiden Seiten, in denen Wildschweine in Menge haufen, auf welche niemals Jagd gemacht wird. Mühsam steigt man einen steilen Abhang hinauf und befindet sich plötzlich auf einer weiten Hochebene, an deren südlichen Ende das 12 km von Olympia entfernte Dorf Vala liegt. Ueberall ist dort der Boden mit großen



Kirchenruine bei Elis. (Nach einer Skizze Velle's.)

Farnen und hohem weißem Heidekraut bedekt; ringsum erheben sich fichtenbewachsene Berge, vor allem im Norden das stolze Haupt des Cynnaithos. Wegen der reinen, klaren, aromatischen Luft gilt das Klima dieser Hochebene für das beste in ganz Morea.

Zur Türkenzeit wohnten in Vala Albanesen, die im Solde der Regierung standen, aber wegen ihrer Wildheit und ihres Unabgängigkeitsfinnes sich ihren Herren ebenso fürchtbar machten als den Christen und fast vollständig unabhängig waren. Zeitweilig stiegen sie von ihrer Höhe herab und hielten sich wie Raubvögel, fengend, plündernd, mordend und Sklaven machend, auf die griechischen Dörfer in den benachbarten Thälern oder der elischen Ebene. Während des Unabhängigkeitskrieges im Jahre 1821 hielten sie alle gegen sie abgeordneten Truppentheile in Schach, bis

sie Graf Metaxas mit seinen Freiwilligen von Zante besiegte. Sie wurden darauf in ihrem Dorfe eingeschlossen, aber retteten sich nach Patras, nachdem sie ihre Gefangenen gefesselt und ihre Häuser in Brand gesteckt hatten. Nun ergriff schändlicher Weise die englische Regierung als Herrin von Zante Partei für die Unterdrückten und befahl dem Grafen Metaxas und seinen Gefährten, bei Strafe ewiger Verbannung und der Konfiskation ihrer Güter, in ihre Heimath zurückzutreten. Aber trotz aller Drohungen, Verfolgungen und Verschlagnahmen blieben alle auf dem Kriegsschauplatz.

Vala hat sich aus seinen Ruinen wieder erhoben, ist aber erst ein ärmliches Dorf mit einem höchst dürftigen Chani (Herberge) in Gestalt eines Schuppens; gegen Abend war es dort auf der Hochebene, die im Alterthume den

Namen Pholoe führte, so kühl, daß der Reisende gern an dem Feuer Platz nahm, welches Einheimische angezündet hatten und zu welchem sie ihn freundlich einluden. Der nächste Tagesmarsch führte über die Hochebene und im Thale des Erymanthos aufwärts zu dem kleinen Chani von Tripotamo, in dessen Nähe die Ruinen von Vaphio liegen, hyllopiische Mauern einer Akropolis und Fundamente von Tempeln. In dem Peristyl der Kirche eines benachbarten

kleinen Klosters sind außerdem antike Säulen erhalten. Am nächsten Tage war die Wasserscheide zwischen dem Ionischen Meere und dem Meerbusen von Korinth zu überschreiten. Zuerst führte der Pfad im Erymanthothale aufwärts und am Abhange des Berges Zembi entlang nach Anafassova, einem kleinen, von hundertjährigen Nußbäumen beschatteten Dorfe; weiterhin wird er überaus steinig und abschüssig, ja gefährlich, bis man die Passhöhe erreicht. Dort oben

www.libtool.com.cn



Frau aus Vals. (Nach einer Photographie.)



Albanesin aus Mente. (Nach einer Photographie.)

weht ein eisiger Wind; aber schön und umfassend ist der Ausblick auf die Berge ringsum und auf das ganze Land vom Ufer des Korinthischen Meerbusens an bis zum Thale des Alpheios. Dann senkt sich der Weg durch ein enges, mit krummen und verkrüppelten Eichen bestandenes Thal bis zum Südtiden Kalavryta, wo Reiter und Thiere von dem beschwerlichen Marsche höchst erschöpft anlangten. Kalavryta, Hauptort einer Eparchie mit wenig über tausend Einwohnern, besitzt einige entropisch gebaute Häuser und

Gärten mit Maulbeer-, Obst- und selbst Orangenbäumen, die aber bei dem scharfen winterlichen Nordwinde nur eben vegetiren, denn der Ort liegt 700 m hoch und das Thal des Grafinos ist so kalt, daß nicht selten die Verbindungen mit den Nachbargebieten durch Schneefall unterbrochen werden. Die Straßen sind ziemlich belebt, besonders der Bazar, wo man aber kein dem Lande eigenthümliches Produkt findet, ausgenommen vielleicht harte Käse, die dem Parmesan ähnlich sind und wie dieser in der Küche ver-

wendet werden. Schon im Alterthume hatten ja die Käse von Achäa und Eihon großen Ruf und waren ein wesentlicher Bestandtheil jeder guten Küche.

Auch unter der Bevölkerung von Kalavryta findet man den albanesischen Typus wieder. Ein großer Theil der Albanesen nämlich, welche 1770 im Gefolge der Türken in Morea einfielen, sind im Lande geblieben, sind aber, ausgenommen in den unzugänglichsten Theilen, bald von der stärkeren hellenischen Civilisation in Sprache und Sitte absorbirt oder doch verändert worden. In einzelnen Dörfern wird auch noch Albanesisch gesprochen; in vielen anderen aber, die der Sprache nach griechisch sind, zeigt die Physiognomie der Bewohner, daß sie Nachkommen albanesischer Einwanderer sind. Die Albanesen haben im Allgemeinen einen dicken Körper, runden Kopf, breite Unterhälfte des Gesichts, harte Rüge, schlecht gebildete Stirn und Augen, die mehr lebhaft als intelligent darsinsehen. Sie sind fleißig, gewandig und müthiger, aber habsüchtig. Durch ihre Auffassungsgabe, die derjenigen der Griechen nachsteht,

werden sie in den untersten Gesellschaftsklassen festgehalten, und ihr Fortschritt in der Civilisation ist ein viel langsamerer als bei jenen. Die Frauen sind groß, aber heftiger, größere Rüge als die Griechinnen. An Wochentagen tragen sie nur ein dices, auf der Brust geschligtes Wellenbende und darüber eine lange offene Weste ohne Wästel; in diesem Umzuge besorgen sie den Haushalt und die Küche und holen Wasser von der Quelle, aber gehen niemals auf den Markt, was allein Sache der Männer ist. Sonntags legen sie ihr bestes Gewand an, dessen Schnitt freilich nicht hübscher ist, als bei dem Alltagsleide, und das ihrer Verhüllen etwas Schwerefüßiges verleiht. Ueber dem wollenen Hemde tragen sie dann eine lange bunte Tunika und eine sehr einfach geschnittene, aber reich geschidte Weste; ein kurzer greßfarbiger Unterrod bedeckt einen Theil der Tunika. Um Kopf und Hals wird eine Schärpe mit goldenen Franzen gewickelt, und über den Rücken fallen zwei lange Riechten herab, die an den Hüften mit einer dicken rothseidenen Trodel endigen. So angethan hoden



Kirche unweit der Ruinen von Trophos. (Nach einer Skizze Velle's.)

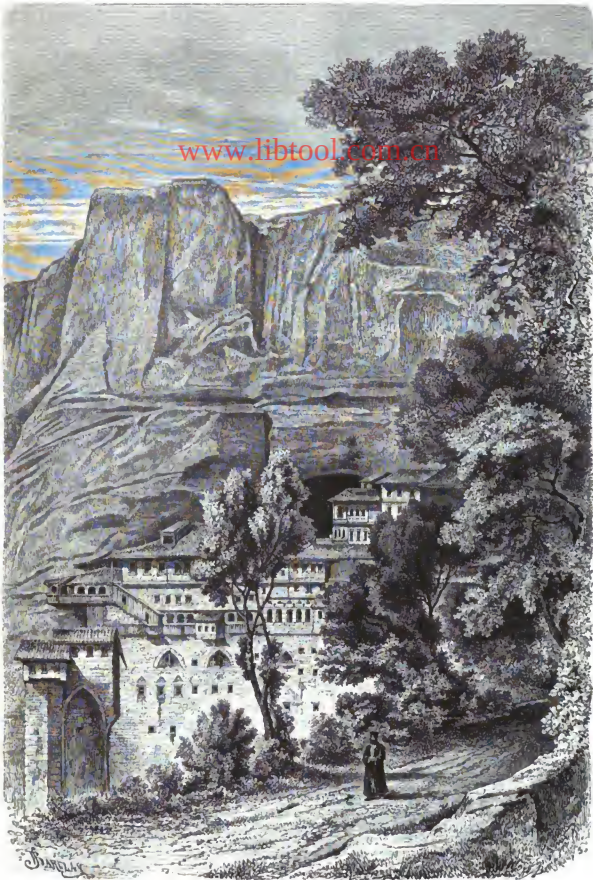
die Frauen während des ganzen Sonntags auf der Hand schnelle, sprechen dabei wenig und lachen noch weniger.

Östlich über der Stadt Kalavryta erheben sich die Trümmer einer frühlichen Burg, zu welcher ein steiler und schwieriger Pfad in einer Stunde hinaufführt. Nur ein schmaler Felsengrat gleitet sie ihr; sonst ist sie ringsum wegen der dah abfallenden Felsen unersteiglich. Rings um den Rand des Absturzes ziehen sich in 800 m Länge die ziemlich gut erhaltenen Maueru hin; auch zwei Thürme sind noch theilweise erhalten und überall stößt man auf Spuren von Häusern und Eiskernen. Es ist eines der anscheinlichsten Frankenschlösser in ganz Morea und von großer strategischer Wichtigkeit, da es die Pässe des Gheumosgebirges beherrscht; sein Besitzer war einer der großen Barone von Achäa und besaß, die hohe und niedere Gerichtsbarkeit auszuüben. Als Vilehardouin 1208 seine Eroberungen theilte, fiel Kalavryta nebst zwölf anderen Lehen an Raoul de Tournay, von welchem mehrere Nachkommen geschichtlich beglaubigt sind. Wie es scheint, ist diese Familie erloschen und ihre Besitzungen gingen, vielleicht

durch Heirath, an die La Trémoille, Herren von Chalan-drisa bei Patras, über; auf einem Hügel gegenüber dem Schlosse von Kalavryta liegen Reste einer Befestigung, welche den Namen jener zweiten Familie in der Form Trémola bis heute bewahrt haben. Während des unab-hängigkeitskrieges hatten sich die ausländischen Griechen in diesem Frankenschlösse befestigt und standen von dort aus durch Signale in leichter Verbindung mit den Vanden, die auf den unzugänglichen Abhängen des Gheumos hausten. Von hier und von dem nahen Kloster Hagia Pavra ging im März 1821 das Zeichen zum Aufstande gegen die Türken aus; hier organisirten Erzbischof Germanos von Patras, Andreas Baimis, Primas von Kalavryta, und Andreas Vondos, Primas von Trophos, die nationale Vertheidigung und entsandten den durch mehrfache Niederlagen gesunkenen Rath der Griechen. In Kalavryta selbst stand an der Spitze der Tüthen der Boimode Annaut-Oglu, der sich mit 300 Mann den Ausländischen ergeben mußte und von denselben niedergemacht wurde.

Am nächsten Morgen beabsichtigte Velle, im Kloster





Das Kloster Megaspilion. (Nach einer Skizze.)

Megaspilion zu frühstücken und im Heiler Solos zu übernachten, also die Abhänge der nordostadischen Berge zu überschreiten und zuletzt nach Siton und Korinth hinabzufliegen. Da es ziemlich früh war, ging er zu Fuß voran und ließ die Reit- und Lastthiere nachkommen. Der Weg führt zuerst zwischen Adersieben hin; aber die Pfade, denen er begegnete, und namentlich die Kinder saßen leidend und siebengeplagt an. Während des Sommers und Herbstes ist das Thal von Kalavryta angefüllt, so daß die wohlhabenderen Einwohner des Ortes alldann nach dem 4 km entfernten Dorfe Merpeni überziehen, welches wegen seines gefunden Klimas und guten Wassers berühmter ist.

Die Straße folgt dem Flusse abwärts, den sie mehrmals auf steinernen Brücken, eine Zeltentheit in Griechenland, überschreitet. Zu beiden Seiten steigen fast table, rötlich gefärbte Berge auf und bilden einen Engpaß, an

dessen Ende man zur Rechten das Kloster Megaspilion, das größte und angelegentlichste des ganzen Königreiches, erblickt, das wie ein Schwalbennest in den unteren, höhlenartig gewölbten Theil einer 150 m hohen, senkrecht abfallenden Felswand hineingelebt ist. Je weiter man auf dem im Fußsack ansteigenden Pfade kommt, desto besser unterscheidet man die einzelnen Bestandtheile dieses einzig dastehenden und überaus materiellen Hauswerkes seiner regellos über dem Thale hängender Felssteile, die zum Theil hell, zum Theil schwarz gefärbt, bald niedrig und lang, bald schmal und hoch sind, unterbrochen von Galerien und Terrassen, die ohne jede Ordnung und Symmetrie bald hier, bald da, wie es der Zufall gefügt hat, hingestellt worden sind. Je höher man steigt, um so höher scheint auch das Kloster emporzuragen und der Abfall ist so steil, daß man aufschauend zuweilen nur die Unterseite der Bal-



Thal bei Megaspilion. (Nach einer Skizze Belle's.)

kon und verspringenden Galerien erblickt. Zuletzt gelangt man an eine Piegung des Felsenpfades, die durch eine Thormauel mit Brustwehr und 40 Schießscharten geschlossen ist, ein Andenken an jene Zeit, wo das Kloster mehr eine Festung als ein Bethaus war und wiederholt die Angriffe der Türken und Albanen abzuwehren hatte. Im Kloster ist noch ein Bild erhalten, welches zeigt, wie die Mönche auf Hieb und Stich mit Ibrahim Pascha schlugen, der als eine Art Kiese dargestellt ist und erschreckt vor seinen wackeren Feinden die Flucht ergreift.

Der Igmuen oder Abt selbst begrüßte den Reisenden im Empfangssaale und führte ihn durch das Kloster, zunächst in die mit Silber überladene Kirche, welche namentlich ein altes, dem Evangelisten Lukas zugeschriebenes und noch heute hochverehrtes Holzbild der Maria mit dem Kinde enthält; dasselbe soll im 4. Jahrhundert von einer Heiligen Empressine in der Höhle aufgefunden worden sein und die Veranlassung zum Klosterbau gegeben haben. Dann steigt

man auf einer in den Felsen gehauenen, schlüpfrigen Treppe in eine Grotte hinab, welche lange Reihen von Weinfässern biegt, darunter ein riesiges von mehr als 20000 Liter Inhalt, Angelika genannt; dort lagert der Wein, den die Mönche von ihren weit ausgedehnten Besitzungen ernten, ein schweres saures Getränk, den der Reisende kosten muß, so schlecht er ihm auch manebte, doch für ausgezeichnet erklären mußte.

Die Bibliothek enthält, wie stets in griechischen Klöstern, nur wenige mit Staub und Schimmel bedeckte Bände, einige Evangelienbücher aus dem 11. und 12. Jahrhundert, eine Kopie aus dem 17., Predigten des heiligen Johannes Chrysostomos und Hirtenbriefe des Papstes mit eleganten Arabesken und Blumen. Der Igmuen wunderte sich sehr über das Interesse, welches Belle für die alten Skripturen bezeugte, rüstete sie schließlich im wirren Durcheinander zusammen und warf sie in einen alten Koffer, aus dem eine Wolke von Staub aufwirbelte. Die Mönche von Megaspilion gehören

wie alle übrigen in Griechenland, zum Orden des heiligen Basilios und müssen sich ihrer Ordensregel zufolge dem Landbau widmen, ohne dabei einem streng klösterlichen Leben unterworfen zu sein. Sie lesen weder, noch arbeiten sie, sondern begnügen sich meist damit, die Bauern, welche die Klostergüter bestellen, zu überwachen, und dann und wann in gelangweiltem und gleichgültiger Weise Gebete, die ihr stumpfer Geist nicht einmal zu begreifen sucht, herabzusprechen. Winters in der Sonne zu träumen und Sommers im Schatten ihrer Galerien zu sitzen mit dem Gedanken — wenn sie überhaupt denken — daß ihre Tage sich folgen

und sich gleichen und ihnen stets dieselbe Ruhe und dieselbe Zuversicht auf ein sorgen- und entbehrungsloses Leben bringen bis zu dem Tage, wo man sie neben ihre vorausgegangenen und vergessenen Gefährten in den kleinen von Cypressen beschatteten Kirchhöfen betten wird. Das ganze Kloster ist eben nur eine Vereinigung von ackerbauenden Besitzern, die ihrer Aufgabe kaum nachkommen, die kaum gewahrt werden, daß sie leben, auf ihre Umgebung keinen, auch nicht einmal religiösen Einfluß ausüben und dahingehen, ohne eine Spur von ihrem Dasein zu hinterlassen.

www.libtool.com.cn

## Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens.

Von Gruß Kramberger.

### VI.

Der Kutscher Stevo, der in Erfahrung gebracht hatte, ich werde über die Fruška-gora auf die Südseite reisen und des Tags fünfmal kam, bewog mich durch seine Konsequenz ihn zu dingen, zumal er versprach, mich am fünf Uhr nach Krusobol, von dort nach Orgeteg, dann nach Spovo, nach Trig und nach Kavanica und zurück nach Trig zu fahren. Der Mann hatte also den ganzen Tag bergauf und bergab zu fahren.

Wenn man Karlovic gegen Südost verläßt, führt die Straße eine Weile hart am Donauufer hin. Darnach werden gerade Pfeiler für die Zenitler Bahnstrecke eingerammt. Bald biegt der Weg südwärts und steigt ununterbrochen an Weingärten zur Rechten, einen Wall wie eine Brustwehr zu Linien hinan, bis zur Spitze des Gebirges, die man in einer Stunde erreicht. Nach rückwärts blickend überfliehet man die Dächer, den Spiegel der majestätischen Donau und die glänzenden Flächen vieler Zämpfe mit langen Waldlinien dazwischen. Ein Dorr von Thürmen blüht in der Nähe und an den Grenzen des Horizonts in der Morgensonne. Leichte Nebel schweben über den Wellen des Stromes und aus den nicht fernem westlichen Gipfeln der Fruška-gora tönt ein einzelner Adergeschrei. Im Süden liegt die sirmische Ebene vor uns, überflutet mit großen Dribschäften, in denen immer mehrere Kirchthürme den Reichthum an Bevölkerung bekunden. Hier streift der Wind über Banat, Kerebin und Slavonien bis an die Ufer der Save, bis er an den Gebirgen Serbiens mit der pyramidenförmigen Avala und dem weißen Strich davor, Belgrad, hängen bleibt. Schön ist es hier und man begreift es wohl, warum die Römer das Land „*delicias mundi*“ nannten. Der Sirmier selbst nennt es „*Kinjoski Sirm*“ — das geschmückte, d. h. blühende Sirmien. An die Weingärten stoßen Obst- und Zwetschgärten, alle voll bebungen, und folgen auf einander in ununterbrochener Reihe nach Süden abwärts. Ebenso grünen in dem tiefen Thale nach West Nebenanden in großer Menge. Zur Zeit der Blüthe muß es eine Wonne sein das herum zu wandeln.

Die Fruška-gora läuft von Bufovar an bis Slavonien am Aufgangesflusse der Theiß und der Donau in östlicher Richtung, wird bei Kamenica etwas schmaler, theilt sich aber gleich wieder in mehrere Arme; doch kann man an den breitesten Stellen von einem Fuße des Gebirges zum entgegengekehrten in fünf Stunden gelangen. Nach dem

Kloster und der Ruine Vrdnits heißt der Theil zwischen Iol und Peterwardein „*Vrdnitsa-gora*“. Die schönsten Gipfel sind „*Groeni Got*“ (1700') 536 m, „*Belits brig*“ 515 m und „*Spovasta sama*“, 464 m. So erreicht der Gebirgszug nur eine mäßige Höhe. Die Formation der Fruška-gora ist auf der Kammhöhe Kalkstein mit Serpentinlagen, bei Karlovci Kreidformation, und zwar Sandstein, außerdem Mergelsteine mit Sandstein. An den Abhängen und Vorhöfen fließt man auf tertiären Kalktuff und Geröllschichten.

In Vrdnits kommt auf einer Strecke von einigen Meilen Quarzschiefer vor, bei Kruvidin Trachalkalksteine. Bei Brezin und Vrdnits bedeckt man bunten Thonschiefer und grauen Glimmerschiefer, in den Steinschiefer, z. B. bei Bufovar, verschiedenfarbige Mergelagen eingesprengt sind; bei Slavonien findet sich Kieselgall.

Es kommen aber solche Mischungen vor, daß man manche nur schwer von einander abgrenzen kann. Die am Südbahange beginnende geneigte Ebene ist ausgedehntes Land und namentlich die Niederungen an der Save gehören vollends in das Gebiet des Aluviums hinein.

Endlich, um nichts unerwähnt zu lassen, findet man im Gebirge Trachit und bei Trig Steinlothe. Bis jetzt wird dieselbe nicht ausgebeutet, allein die Zeit dürfte nicht fern sein, wo auch hier die Lokomotive mit schwer beladenen Wagen belastet vorüberfahren und dem Schöße des Gebirges den dort aufgeschapellen Schatz in die Ferne entführen wird, da ja eine Fälschbahn von Mitrovica herüber eine Kleinigkeit ist.

Dafür giebt es am Südbahange des Gebirges eine Anzahl von Kalkstein und Märlsteinfabriken, die unaufhörlich thätig sind. Der Wald besteht aus Buchen und Eichen und ist die Bruststätte zahlreicher Raubvögel, die ein ergiebiger Jagterwerb sowohl im Norden, als auch im Süden vor sich haben.

Der ganze Zug hat mehrere Einsattelungen und fahlerartige Einschnitte, über die auch die Uebergänge von der Ebd. auf die Nordseite führen. Einer ist eben der, auf welchem wir uns im Augenblicke befinden. Er läuft von Krusobol herauf nach Karlovci. Der zweite Sattel liegt zwischen Kamenica und Trig, der dritte zwischen Iol und Calma; ein unbedeutender zwischen Sarengrad und Melovin.

Die Abhänge sind sehr verschieden. Die Nordseite fällt äußerst steil ab, an vielen Punkten bis an die Tonaue selbst, und führen, wie schon gesagt, eben so steile Wege von den Höhen bis an's Wasser hinab. Die Südhänge hingegen gehen sanft abwärts, verlieren sich zuerst in eine von vielen tiefen thalartigen Künften durchschnitten, nach Süden geneigte und endlich in der Nähe der Tonaue in die flache Ebene. Letztere ist an vielen Orten leider, seit die von den Römern angelegten zahlreichen Entwässerungskanäle verfallt und verschwunden sind, wieder verumpft. Im Gebirge selbst findet man eine Menge schuldartiger tiefer Mulden, die Betten rechtlich stehender Bäche, und gleich die einzigen Stellen, wo der Eintritt ins Gebirge ohne Schwierigkeiten möglich ist. Die Wasserscheide geht mit der Kammhöhe von Ek nach West, wo der alte, nun ganz eingegangene Weg sich befindet. Nach Norden fließen aus dem Wellenterrain zwischen Bufowar und Mol: die Babujara, Dobra voda, Jernar aus dem Höhenzuge der Ratkova, Ebinacsi potok, Gernaci potok, Dorosof, der Plovac; nach Süden, also in die Tave: die Klapela, der Ropovac, Peflovac, Oad, die Brovalija und die Kooaca; außerdem mehrere ganz kleine.

Die Flora weist so vielerlei Arten auf, daß dies einen Bachmann interessiren dürfte; z. B. kommen von Artemisia, Senecio, Centaurea, Xeranthemum, Lactuca, Syringa, Anchusa, Verbascum und vielen anderen eine ganze Menge von Arten vor. Ein Verbascum heißt speciell slavonienum und das V. pulverulentum wächst um Karlovci herum.

Der Weg theilt sich auf dem Sattel oberhalb Karlovci: nach links über Banfot nach Zsanfman, nach rechts hinab nach Kruebdol. Letzterer war zwar trocken, doch am Fuße des Berges nicht gehet, indem sich das Wasser tiefe Rinnen gerissen hatte. Ich ließ meinen Stevo und dessen an solche Absteige gewöhnten Gani die Fahrt hinunter allein führen und betrachtete den aus dem Waldedunfel hervorragenden Thurm des Klosters Remete, eines der ärmsten Klöster in der Kruebdol-gora.

Eben wollte ich dem Fuhrwerke nachfolgen, als dem Berg aufwärts näher kommend eine helle Mädchenstimme sang:

„Vjetar puše pa se blato suši,  
A našugar na cigaru puši,  
Mirizi ma paraš od cigara,  
Ta sumara našem nema para.“

Es trodnet der Schlamm, der Wind darüber zieht,  
An untern hochwärts blüht die Cigarr glüh.  
Der Aibem schon ihm nach Cigarrn zieht,  
Du findest, wahrlich, seines Gleiches nicht.

Kaum hatte die Sängerin mich erblidt, so verstummte sie. Als ich sie fragte, warum sie nicht weiter sänge, gab sie an, daß sie sich schäme. Ich bat vergebens, mir die Fortsetzung des Liedes wenigstens herzusagen. Möglich, daß sie, weil ohne Gesangsinn, dem Fremden gegenüber ihre Scham nicht überwinden konnte. Sie gab übrigens an, auch Trig zu sein und habe das Lied in Belcanoo gelernt. Kaum hatte ich aber etwa 200 Schritte weiter gehen, erklang abermals ihr Gesang, den ich jedoch nicht mehr deutlich vernahmen konnte. Das Lied hatte mir gefallen, da es einen Anklang an Verpottung der überhand nehmenden Nachahmung moderner Gebräuche in sich barg. Die Preise ist nämlich seit jeher bei Alt und Jung im Volke im Gebrauch, und obwohl sich in neuerer Zeit das leidige Cigarettenrauchen auch beim Vamboolle Serbiens Bahn bricht, so erscheint die Cigarr immer als etwas Nobles, und daher thut in den Augen des an alte Sitte ge-

wohnten Mannes jeder Herrlich, dem die Preise von Rechts wegen gebührt, der trotzdem aber Cigarrn raucht.

Kruebdol liegt zwischen den niedrigen Hügeln, die von der Kruebdol-gora nach Süd sich verlaufen. Das Kloster ist, weil es nahe der Straße liegt, immerfort dem Besuche der Fremden angetrieben. Der Umstand kann nicht angenehm sein, da jeder, der da erscheint, a conto der berühmten Gastfreundschaft der griechischen Klöster, ob er dazu ein Recht hat oder nicht, Aufprähle macht auf Empfang und Bewirtung. Kruebdol hat, wie jedes firmische Kloster, einen Penjavor, nebstdem aber ein Dorf Kruebdol.

Alle Mönche des Klosters werden Marim, ein Erzbischof, und dessen Bruder, der Despot Jovan genannt, Söhne des Despoten Stephan Vranfovic. Seine Gründung datirt von 1496 und es bekam vom Despoten Jovan 16 Erbschaften geschenkt. Die Urkunde liegt im Kloster, ebenio dessen Stifter, dem die Chronik des Klosters nach dem Tode Wunderthatsen zuschreibt. Später legte man die Leiden seiner Mutter Angelina, seines Bruders Jovan und des Vaters Stephan zusammen in eine Truhe. Als im Jahre 1716 die Türken Peterwardein belagerten, drangen sie in Kruebdol ein, erschlugen die Mönche, die nicht geflüchtet waren, und hieben die Leichen in Stücke, die sie vor das Kloster warfen. Ein Kreis sammelte sie und bestellte sie unter dem Kirchendache. Dieses wurde beim Abzuge der Türken von Peterwardein in Brand gesteckt und die Reliquien verbrannten bis auf die Hand der heiligen Angelina, die jetzt noch in einer Kapel aufbewahrt und verehrt wird.

In der Vapetia, der Abtheilung, wo die Frauen dem Gottesdienste beizuhelfen, ist die Gruft des heiligen Marim. In ihr liegen Bischöfe, Erzbischöfe, ein Patriarch und der 1711 zu Eger in Böhmen gefangen gehaltene Despot Georg Vranfovic begraben, nebst dem Obersten des Peterwardeiner Regiments Krasfovic, der dessen Gebeine hierher schaffen ließ.

Wie Kruebdol, so ist auch das nächste aller firmischen Klöster Orgeteg von einem Mitgliede der Familie Vranfovic gegründet worden, nämlich von dem serbischen Despoten Amaj (Danjan) Bul Vranfovic. Orgeteg war einst der Sitz eines Metropolitens (Erzbischofs), jetzt eines Archimandriten (Abt). Das Kloster hat sehr schöne Zimmer, eine große Bibliothek und ist geschmückt mit den Bildnissen der orthodoxen Kaiser. Sein Garten ist schön, die Lage eine prächtige, mitten in Obstplantagen, am Ufer eines kristallinen Baches, umgeben von den grünen Wipfeln des Gebirges. Im untern Gange des Klosters sprudelt eine Quelle hervor, ringen umschließen den Hof hohe Mauern. Von dem Klostergarten aus erkennt man in der Ferne Belgrad.

Orgeteg gehört unter jene Klöster, die 1776 hätten aufgehoben werden sollen. Da jedoch der Erzbischof Sibak in den Augen des Volkes verächtlich erschien, die Aufhebung veranlaßt in haben, so konnte er sich nicht entschließen, den ererbten Befehl auszuführen. Er schritt wiederholt um Wiederherstellung ein, und es gelang ihm schließlich, sie bewilligt zu erhalten.

Kaum hat man den Penjavor Orgeteg eine Viertelstunde hinter sich, so gelangt man über einen steilen Hügel, dem ein tiefer Hohlweg folgt, in das ganz hübsche Dorf Petradin. Außerhalb des Dorfes steigt der Weg wieder an. Von hier sieht man ganz deutlich den großen Wallfaden Kuma nad die vielen Aikern, welche die einzelnen Ortshäuser verbinden. In einem kleinen halben Stündchen ist man vor Trig. Ich betrat es nicht, sondern bog rechts ab in ein Thal, wandte mich nach Norden und kam an Kravanden,



die wie getüncht ansehe, vorbei in einen Hohlweg, fuhr hier und da durch einen Bach und über Gerölle und fand inmitten von Wäldchen in einem Winkel unter einem hohen Berge versteckt Povo. Ein hübscher, intelligenter, junger Kalmeg (Mönch), dem ich begegnete, lud mich ein das Kloster zu betreten. Es sei der Archimandrit Pantelie zwar nicht zu Hause, allein man werde sich freuen mich zu empfangen. Er empfahl sich, nachdem er einen Knaben herbeigerufen, um zur Oekonomie zu eilen. Im Geleite des kleinen Jungen fand ich mich bald zurecht und wurde von einem jungen Manne, Lehrer aus einem Orte, der mir entgegen kam, zum Schloßthor des Klosters geführt. Mit vieler Zuversichtlichkeit schüttelte mir der Kamjefnit, ein offener Kopf, die Hand und als er hörte, ich sei seit 5 Uhr Morgens unterwegs, habe mich weder in Kronebel noch in Orgeteg länger aufgehalten, als die Wichtigung und einige flüchtige Skizzen erforderten, rief er frohlich: „Herr, Sie sind durstig und hungrig, zuerst will ich Sie in den Speiseaal führen.“

Die Speiseaal (Speiseaal) ist groß und gemalt. Eine lange Tafel hat Raum für ein halbes Hundert Gäste und könnte man bequem noch zwei solcher Tafeln aufstellen. Der Kamjefnit drang in mich, über Mittag da zu bleiben, und als ich dankte, ließ er einen gewaltigen Dampfen Wein holen und einen Schaffier, wie er an Wohlgeschmack nicht feineren hat und gewiß auch jedem Kalmeg besser munden würde als unsere besten Sorten, die in den Handel kommen.

Die Mönche in Povo bewohnen jeder 3 bis 4 schöne Zimmer, der Archimandrit sogar sechs, jedenfalls ein angenehmer Wohnsitz. Povo ist desfalls merkwürdig, weil in zwei Zimmern einst Dostojewski, ein berühmter Schriftsteller, gewohnt hat. Der Mann bereiste, nachdem er aus Povo bei Nacht und Nebel davongegangen war, Deutschland, England, Frankreich, Italien, Griechenland, Albanien, war sogar in Kleinasien, lernte überall die Landessprache und kam schließlich nach einem Zeitraum von 25 Jahren in die Heimat zurück, um dort zur Hebung der Kultur das Seinige beizutragen. Ich will aus seiner langen und interessanten Lebensgeschichte nur hervorheben, daß er nur für seine Glaubensgenossen schrieb, um sie zu belehren. Das Merkwürdigste ist das bei Breitkopf in Leipzig im Jahre 1783 und 1788 mit cyrilischen Lettern Gedruckte. Es enthält die Schicksale des Verfassers, der, selbst ein Mönch, beweist, daß alle Klöster unnütz und nur Unterrichtsanstalten im Lande nöthig seien. Man zeigte mir seine Celije (Zimmer) und sprach mit Rührung von ihm. Dostojewski, als Sohn eines Kischners 1739 geboren, starb 1811 in Petgrad als Senator, Schuloberaufsicht und Erzieher der Kinder des Karagjorgje. Die Bibliothek des Klosters ist nicht geordnet, ein Umstand, der sich in anderen, auch katholischen, wiederholt.

Im Hofe fließt aus einer Grotte treffliches Wasser; im Gange hängen ein Brett und eine Metalltafel zum Zusammenrufen der Mönche, wenn es Gebetszeit ist. Gegenwärtig wohnen nur drei Mönche in Povo, der vierte ist in Alt-Povo, von wo die Brüder herübergefordert sind.

Zwar ungern, doch meiner Aufgabe wegen verließ ich das gastliche Dach, da ich wußte, wenn ich blieb, daß mich die Gastfreundschaft daselbst länger festhalten würde, als in meinem Plane lag. Ich wollte noch Kavanica besuchen.

Der Weg dahin führt durch Irig, dann rechter Hand am Dorfe Pavlovac vorbei durch mehrere tiefliegende Einschnitte, bis man nach einer Stunde etwa von Irig aus in der Nähe von Weingärten plötzlich den schönsten

Anblick, den man in Sirmien haben kann, vor sich sich entfalten sieht. In lieblichem Thale am Fuße des Brdnit lehnt sich das Dorf Brdnit mit der Kirche an die östlichen Abhänge des Gebirges. Unweit davon ragt die Kirche und das Kloster Kavanica mit dem dazu gehörigen Pnjavor aus den grünen Wäldern, darüber thronen, etwas nördlicher, am Rande des Gebirges die Brdnica Inia, eine Thurmruine mit einer Umfassungsmauer. Letztere ist wild verwachsen. Eine Sage berichtet, der Thurm sei „Turris Severi“, doch fand man bei Nachgrabungen, so viel mir bekannt, nichts als Hingebungen aus Bronze, etwa ein Votivgefäß, die an die Römer erinnern.

Kavanica ist merkwürdig, weil hier die noch unentdeckten Reliquien des Car Lazar aufbewahrt und verehrt werden. Die Kirche, die schönste aller hier liegenden Klöster, schmückt Gemälde neuerer Zeit und reiche, kunstvolle Holzschnitzereien, die jedoch unter der schweren Vergoldung nur an Eindruck verlieren.

Von Irig ist nicht viel zu berichten; es hat durch Neubauten einen ganz modernen Anstrich und besitzt drei griechische, eine katholische Kirche und 5000 Einwohner, zum Theil Ackerbauer, zum Theil Handwerker und Schafzüchter.

Die Fahrt von Irig über Maradit, Beda und Kricbin führt dem Reisenden den Charakter des Terrains in der Nähe des Zibujes der Fruela-gora so recht vor Augen. In Zeiträumen von einer halben Stunde wird das hübsche ebene Land von einem jäh abfallenden Einschnitte unterbrochen, an dessen Rande ein Dorf steht. In Maradit und Beda sind die Einwohner meist Ungarn. Wegen Wassermangel befehlen sich die Leute mit Wind- und Wassermühlen. Zum Futter des Kribovie wird, was ich sonst nirgends in Slavonien fand, ein Futtergros angebaut, das schon aus der Ferne auffällt, das ich aber offen gestanden nicht kenne.

Hinter Beda beginnt ein wellenförmiges Land ohne tiefe Einschnitte und hier heben die letzten Ausläufer der Fruela-gora an, die sich ganz niedrig, wie gelbliche Sandhügel anzuzeigen, gegen Slavonien nach Osten hinziehen. Auch sie sind, doch nur theilweise, mit Reben besetzt, sonst, niedrige Gräser ausgenommen, faßt. An der Straße herrschen Kautbäume vor. Einst war in der trostlichen, namentlich aber in der slavonischen Militärgrenze die Jagd der Ziburaupen und die Seidenzucht eine der Hauptbeschäftigungen des Landvolkes und besonders in den Stabsorten waren eigene Häuser zum Abgabeln der Kokons erhand. Tägliche Industriezweig ist jedoch ganz eingegangen. Als Ursache ist jedenfalls die Uebersiedelung beim Ankauf der Gabelten seitens der Spinnererbesitzer und Händler anzunehmen. Und doch ist das Klima des Landes so vorzüglich zur Seidenzucht geeignet und in dem Züchten der Ziburaupen ein so treffliches Mittel gegeben zum theilweisen Hintanhalten des Proletariats, welches in dem durch seinen Mangel und Mangelhalt zur Agrikultur vorzüglich geeigneten Lande seit Aufhebung der Baukommune und seit Beginn der Theilung der großen Grundkomplexe und selbst der Häuser einzelner Familien allmählich sich bildet. Der Umstand ist zu bebauern, jedoch eine nothwendige Folge des plötzlichen Ueberganges aus einem Extrem in das andere, und nur die Zeit wird das Uebel heilen.

Der Grenzer durfte früher nicht, was dem Hause angehörte, verkaufen. Mit dem Aufheben der Kommune entstand der Trug nach Theilung. Tiefe nun hätte an und für sich nichts geschadet; allein der früher in jeder Beziehung bevorzugte Grenzer hätte hier einer Folgequente durchgeführten Beaufsichtigung und eines frem-



schages bedurft. Man hätte ihm weder Kauf noch Verkauf oder Theilung erlauben sollen ohne vorher gemachte Anmeldung und gründlichste und gerichtlich durchgeführte Ansehung, Kauf-, Verkauf- oder Theilungsprocedur. So aber wurde aus einer Hand in die andere stott getheilt und gekauft, die Grundbiller konnten das Material nicht ausarbeiten, es entstanden Klagen, Totalitäten im Steuer-

zahlen u.; aus vielen großen und schönen Grenzdistrikten, die zerlegt wurden, entstanden zwei, drei, ja aus sehr großen sogar vier neue Distrikte und viele Leute machten sich durch Voreiligkeit oder Nachlässigkeit arm. Doch genug hiervon, die Mittel zur Abhilfe werden schon, seitdem man den Fehler eingesehen hat, gesucht und hoffentlich auch gefunden werden.

## www.libtool.com.cn Verwaltung und Handel in Brunei.

Bekanntlich entwickelten viele der englischen Geschäftsträger und Konsuln im Anlande eine unererbliche Thätigkeit, um die Länder, in denen sie sich aufhalten, im Vaterlande besser bekannt zu machen, und die von ihnen gesammelten Berichte werden einem größeren Publikum in dankenswerthester Weise, nämlich leicht und schnell, zugänglich gemacht.

So enthält auch der Bericht des Generalkonsuls Leyd (Nr. 3831 der „Parliamentary Papers“): „Ueber die Flüsse von Brunei“, viele aus eigener Anschauung beruhende Mittheilungen über das genannte, auf der Nordwestküste von Borneo gelegene Sultanat. Wenn auch die Reise des Herrn Leyd speciell den Zweck hatte zu untersuchen, inwiefern eine Ausdehnung des Handels zwischen Sabnan und Brunei möglich sein werde, und der Bericht sich demgemäß speciell mit den einschlägigen Verhältnissen befaßt, so liefert derselbe doch auch Mittheilungen über die Zustände in den unabhängigen Malaienstaaten, welche nun so sehr in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdienen, als das von ihm besuchte Gebiet zu den am wenigsten bekannten Gegenden des malaisischen Archipels gehört.

Die Erinnerung an die hohe Entwicklung, welche Borneo durch die dem Einbringen der Portugiesen vorhergehende chinesische Kolonisation erreicht hatte, schien auf die Möglichkeit hinzuweisen, diesen Handel wieder zu beleben, und dieser Gedanke erforderte zunächst die Erforschung der Ursachen, weshalb derselbe heute so darnieder liegt. Als im April 1883 ein englisches Kriegsschiff nach Sabnan kam, erbat sich Herr Leyd die Dampfbootasse und begab sich mit derselben nach Brunei, um von dort mit einem bruneischen Dampfer die Flüsse Padas, Lawas und Limbang zu besuchen und sich mit Land und Leuten bekannt zu machen.

Der an der Südküste des Meerbusens, an welchem Brunei gelegen ist, mündende Limbangfluß ist am weitesten, etwa 130 englische Meilen weit, mit einem Dampfschiff befahrbar; der Padas, welcher in der nördlichen Ecke derselben Bai mündet, ist etwa 100 Meilen weit zugänglich; dagegen ist der Lawas, der sich in der Mitte der Bai in das Meer ergießt, nur etwa 30 Meilen weit schiffbar. Während die flachen Ufer der beiden vorgenannten Flüsse verhältnismäßig gut bevölkert und angebaut sind, fließt der Lawas in einem tiefen, von vielfach zerfessenen und mit üppiger Tropenvegetation bedeckten Hügel gebildeten Bette, dessen Uänder nur sparsam bevölkert sind.

Der zuletzt genannte Fluß ist in neuerer Zeit häufig von europäischen Naturforschern besucht worden; dagegen haben in den letzten dreißig Jahren nur vier oder fünf Personen den Weg zum Padas gefunden, während der Limbang, der für Europäer auch am ungünstigsten zu sein scheint, nur einmal und zwar durch den Generalkonsul St. John im Jahre 1858 bereist worden ist.

Die Großen des Landes haben das Recht, von den Bewohnern eines gewissen Gebietes Abgaben zu erheben; die Grenze des Leihes wird durch die Wasserscheide der Flüsse gebildet, und ein solches Besitzthum nennt man „den Fluß N. N.“. Manchmal findet auch eine weitere Theilung statt und es gehört z. B. das rechte oder linke Ufer verschiedenen Besitzern, die ihr Gebiet durch Ererbung oder aber als Apanlage für das Velleiden einer hohen Würde im Staate erhalten haben. Ein eigentliches Verfügungsrecht auf den Boden haben die Feudalherren nicht, sondern nur, wie schon bemerkt, das Recht der Abgabenerhebung, welches ihnen auch bleibt, wenn die Bewohner sich etwa anderswo niederlassen, was eine eigenthümliche Abweichung von dem in anderen Theilen des Archipels Üblichen bildet.

Die Häuptlinge, welche durch Erbschaft in den Besitz ihres „Klasse“ getreten sind, können über denselben nicht frei, namentlich nicht ohne Zustimmung des nächsten Erben verfügen. Alles andere Land gehört der Krone und kann ohne Genehmigung des Tronenerben und des ersten Ministers nicht veräußert werden; es erbt mit dem Sultanat fort und ein Theil desselben bildet die Apanlage der vier höchsten und fünf weiteren, den ersten untergeordneten Rängen. Außer dem Recht der Abgabenerhebung besitzt der jeweilige Besitzer auch das Recht der niederen Gerichtsbarkeit über solche Vergehen, die mit Geldstrafen, Gefängnis oder Ausspeisung bedroht sind; wenn eine schwerere Strafe zur Anwendung kommen soll, kommen sie in Brunei zur Verhandlung und die Urtheile bedürfen der Genehmigung des Sultans. Es kommt manchmal vor, daß die Großen dem Volke gegenüber ihre Gewalt mißbrauchen; dies geschieht jedoch meistens nur durch Erpressung von Geld, weniger durch Schädigung der Freiheit, der Gesundheit und des Lebens. Sie bedienen sich zur Erreichung ihres Zweckes gewöhnlich hoher Geldstrafen, die sie für verschiedene Vergehen diktiert; ja es soll vorkommen, daß die Häuptlinge sich solcher Leute bedienen, welche ihre Unterthanen — um dies Wort zu gebrauchen — zu allerlei Verbrechen anreizen; wenn die Geldstrafen eine solche Höhe erreicht haben, daß die Unterthanen sie nicht mehr erschwingen können, nimmt der Häuptling ihre Feseln in Besitz, um sich bezahlt zu machen.

Die regelmäßigen Einkünfte der Herren bestehen in persönlichen Abgaben und in Ein- und Ausfuhrzöllen. Die ersten sind ganz verschiedener Art und in den verschiedenen Gebieten durchaus nicht gleichmäßig geregelt. Selten nur wird eine eigentliche Kopfsteuer im Betrage von etwa zwei Dollar pro Kopf verlangt. Eine in ihrer Wirkung ähnliche, jedoch der Form nach verschiedene Besteuerung besteht darin, daß der Herr seinen Unterthanen durch einen Sendboten kleine Geschenke, z. B. einige Ellen Katun im Werthe von etwa einem Viertel Dollar schickt, ein Ehrengeschenk,

welches durch eine Übergabe von Landesprodukten im Werte von durchschnittlich drei Dollar erwidert werden muß. Wenn der Besitzer seinen „Kuh“ besucht und wenn er ihn wieder verläßt, um in der Hauptstadt zu leben, werden ihm Abgaben bezahlt; bei freudigen und traurigen Familienereignissen, ja selbst beim Bauen eines neuen Hauses finden die Besucher eine Gelegenheit, von ihren Unterthanen eine Bestizener zu fordern, wobei natürlich die Personen, welche mit der Erhebung beauftragt sind, dafür sorgen, daß ein bedeutender Anteil in ihre eigene Tasche fließt. Außer diesen Abgaben, deren Betrag nicht oder weniger willkürlich gesteuert wird, fällt bei Todesfällen ein großer Theil, bis zur Hälfte des Besitzthums, an den Grundherren.

Natürlich werden in der Nähe der Hauptstadt viel mehr Abgaben erhoben, viel größere Geldstrafen auferlegt als in größerer Entfernung von derselben; der hohe Betrag, den dieselben durchschnittlich erreichen, erklärt leicht, weshalb der Handel ganz banalverletzt und beinahe gar kein Gewerbetreibend besteht. Die Bevölkerung des Umkanglusses muß beispielsweise jährlich ca. 25 Dollar pro Kopf bezahlen, ein Drittel bis die Hälfte des ganzen Einkommens der Familie ansmacht; außerdem aber zahlen die schweren Geldstrafen, denen sie anhaltend ausgesetzt ist, am Markt der Bevölkerung. Wenn man nun noch berücksichtigt, daß dieselbe wenig Bedürfnisse kennt, so ist es sehr leicht zu erklären, daß sie im Allgemeinen nur soviel arbeitet, als nöthig ist, um sich das Nothwendigste zu verschaffen. Der ruhige eraste Malaie, der seine eigene Würde zu erhalten strebt, während gleichzeitig seine Unterwürfigkeit gegenüber den Häuptlingen auf die höchste Stufe der Entwicklung gebracht ist, wird von seinen Herrschern beraubt und ausgeplündert, bis alle Hoffnung, sich durch Fleiß und Anstrengung eine angenehme und unabhängige Lebensstellung zu verschaffen, mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist und er sich fragt: warum sollte ich arbeiten, um den Herrn und sein Gefolge zu ernähren, warum sollte ich mehr Zagebäume pflanzen und die Frucht bereiten, um mir das, was mir übrig bleibt, durch allerlei Mittel abpressen zu lassen? Mit einem solchen Gedankengang kommt aber jeder bald auf den Standpunkt, auf dem beinahe alle Asiaten stehen und den herbeizuführen das Klima sehr viel beiträgt: er arbeitet möglichst wenig, schwänkt seine Bedürfnisse so weit ein, wie er nur kann, und sucht sich das unumgänglich Nöthige durch seine eigenen Hände zu verschaffen, da er gewöhnlich kein Geld hat um es zu erkaufen; den Ertrag seiner Arbeit genießt er, so gut er kann, und sorgt dafür, daß möglichst wenig für die gierigen Zemboten seines Herrn übrig bleibt.

So ist der Zustand in Brunei und so ist er in allen unabhängigen Malaienländern; dagegen scheint in dem genannten Sultanat den Eingeborenen ein größeres Maß persönlicher Freiheit zugewiesen zu sein, als es sonst bei den Malaien der Fall ist. Einige der angesehensten Van-

gerangs, erzählt Herr Voss, haben die Gewohnheit, ihre Hären ganz willkürlich aus den Bewohnern ihres Besitzthums zu ergänzen; im Allgemeinen können sie dies nur in der Nähe der Hauptstadt, wo sie mehr geschützt werden, ungehindert thun; weiterab widersteht sich das Volk und vor einigen Jahren kam es vor, daß der Zembote eines Vangerangs, der in solchen Geschäften sich nach dem Tabaksinne begeben hatte, ergriffen und bis zum Halse in die Erde eingegraben wurde, worauf alle von ihm beleidigte Personen mit ihren Messern nach seinem Kopfe schlugen, bis der Mann zu Tode gekommen war.

Der Einfuhrzoll giebt nur einen geringen Ertrag, kaum 6000 Dollar im Jahre; für Ausfuhrprodukte muß ein Dollar per Tonne bezahlt werden.

Der Handel nach dem Innern befindet sich ganz in den Händen von Zwischenhändlern, die von den Grundbesitzern unterstützt werden, sich für solchen Schutz oder natürlich auch erkenntlich zeigen müssen, was sie mit Rücksicht auf den großen Gewinn, der ihnen in den Schatz fällt, auch gern thun. So z. B. kostet auf dem Umkanglusse, acht Tagereisen von Brunei, ein Rifol Outatpercha, welches in der Hauptstadt 30 bis 40 Dollar werth ist, nur eine alte Waare, ein Stild Schirting und etwas Salz, was alles zusammen einem Werte von 8 Dollar in Yabuan entspricht. Auch dies trägt dazu bei, daß der Handel seinen Aufschwung nehmen kann; anstatt Waldprodukte zu sammeln und dieselben für wenig oder nichts zu verkaufen, müßt der Eingeborene, wie schon gesagt, sich lieber ab, um mit vieler Anstrengung alles, was er durchaus nöthig hat, selbst herzustellen.

In diesen Zustand Veränderung und Verbesserung zu bringen, liegt im Interesse des Handels und ist außerdem eine Pflicht der Menschlichkeit. Die Zeränder sind vom Reere verjagt und Brunei besitzt bereits eine geordnete Regierung. Jetzt wird es die Aufgabe sein, dieselbe zu erneuern, die ärmeren und produktiven Klassen zu schützen, die Plantationswirtschaft mit dem Innern zu erweitern und den Verkehr mit den verschiedenen Stämmen inniger zu machen. Die Lösung dieser Aufgaben wäre nach der Ansicht des Herrn Voss ziemlich einfach. Durch Einrichtung einer Dampfschiffverbindung zwischen dem linken Lauf der Flüsse von Brunei und Yabuan würden die chinesischen Händler der letzteren Insel schnell und weit in das Innere des Landes eingeführt werden und hierdurch der Verkehr im Innern eine rasche Entwicklung erhalten. Der Beweis hierfür wird durch das Beispiel von Yabuan geliefert, welches erst seit etwa zehn Jahren mit der civilisirten Welt in Verbindung getreten ist und dessen Verkehr sich in den letzten drei Jahren, namentlich in Folge des wachsenden Handels in Nord-Borneo und den Sulu-Inseln, sehr verdichtet hat, während die gegenwärtigen Handelsverhältnisse die Ansicht eröffnen, daß eine solche Maßregel auch in Brunei von materiell lohnendem Erfolge begleitet sein würde.

## Die Metalle bei den Naturvölkern.

Wenn man ein neues ethnographisches Buch oder selbst einen größeren Artikel von Richard Andree zur Hand nimmt, darf man stets sicher sein, etwas Neues zu lernen und unerwartete Aufschlüsse über Fragen zu erhalten, die

vorher vielleicht kaum berührt worden waren. Seine Beherrschung eines reichhaltigen Materials, seine vergleichende Methode, seine ruhige laubere Arbeit und Beweisführung — alles ist wie geschaffen für solche ethnographischen Unter-

findungen, bei welchen andere Autoren häufig ihrer Phantasie die Fägel schiefen lassen und sich in den wildsten Hypothesen ergehen. Dabei ist Andree's Kritik gegen letztere stets milde in der Form, aber scharf in der Sache; bei seiner neuesten Arbeit, „Die Metalle bei den Naturvölkern“<sup>1)</sup>, kommt ihm außerdem bergmännische Sachkenntnis zu Hilfe, die den meisten Reisenden, aus deren Berichte er vornehmlich angewiesen war, leider abgehen. Er selber giebt offen zu, daß er nichts Vollständiges zu schaffen im Stande sei; nur als Beiträge, Stoff und Grundlage für den weiteren Ausbau will er seine Arbeit aufgestellt wissen. Dennoch ist es ihm gelungen, nicht als eine Frage auf diesen Gebiete zu lösen und die Lösung anderer anzubahnen. Die Resultate seiner Arbeit führt und Andre in zwei in dem „Vorwort und Einleitung“ vor, welcher wir das Folgende entlehnen.

Die Metalle, auf welche sich Andree's Untersuchung erstreckt, sind Eisen, Kupfer, Zinn und die Legierung aus den beiden letzteren, die Bronze. Er beginnt mit den alten Ägyptern, denen neben der Bronze in den ältesten Zeiten zweifellos das Eisen bekannt war. Bei den ihnen benachbarten Nigritiern scheint die Verarbeitung des Eisens ein durchaus ursprüngliches Gewerbe zu sein; eine Entlehnung von den Ägyptern läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen. In Afrika folgte das Eisen direkt auf den Stein, und zwar entwickelte sich die Eisendarstellung im Nordosten oder in Centralafrika, von wo sie erst spät nach dem Süden gelangte. Kupfer, wiewohl es auch von den Negern erschmolzen wird, ist nur auf wenige Gebiete (Sofrat - Nafae, Katanga, Gajja am Vinnu, Angola, Klein-Namaqualand, Transvaal) beschränkt, von denen aus es auf dem Handelswege verbreitet wird. Es ist höchstens gleichalterig mit dem Eisen bei den Nigritiern und von einer dem Eisen vorangehenden „Kupferperiode“, geschweige denn von einer „Bronzeperiode“, kann in Afrika keine Rede sein.

Vorderindien bietet ein abgeschlossenes Reich für sich. Auch hier ist eine Steinzeit nachweisbar und eine Einführung der Metalle von außen her nicht zu erkennen. Die Annahme Morgue's, daß Vorderindien das Stammland aller Bronze gewesen sein soll, erweist sich als willkürlich; es war in aller Zeit kein BronzeLand. Dagegen deuten häufige Kupferfunde auf das hohe Alter dieses Metalles in Indien, das heute dort ebenso wie das Eisen noch nach uralter Art erschmolzen wird nach Methoden, die in mancher Beziehung an jene der Nigritier erinnern, ohne daß dabei an Entlehnung gedacht zu werden braucht. Ob Eisen oder Kupfer in Vorderindien älter ist, läßt sich heute nicht mehr sicher entscheiden. Als ein Ausfluß der indischen Metallarbeit ragen in unser europäisches Kulturleben noch die kaiserlichen Zigmerschmiede hinein mit ihren uralten Methoden und Instrumenten.

Abermals ein selbständiges metallurgisches Reich bilden die malaischen Völker. Ihr wohnhaftertes, seit uralter Zeit bei ihnen heimisches Verfahren der Eisenerzeugung reicht von Madagaskar bis Neuquinea und im Norden bis zu den Philippinen. Eisen ist ihr ältestes Metall; Kupfer, das sie gleichfalls, aber weniger darstellen, erscheint später und ebenso die Bronze. In Hinterindien, von wo bis jetzt wenig Nachrichten vorliegen, finden sich prähistorische Zeugen der jüngeren Steinzeit in Gesellschaft

von Bronzen; aus der Verschiedenheit der Methoden, nach welchen seine Urvölker (in Kamboja und Sirma) das Eisen gewinnen, kann man auf eine selbständige und ursprüngliche Darstellung desselben ohne erkennbare fremde Einflüsse schließen. Für das in seiner Kultur völlig isoliert dastehende China wird bereits vor 3500 Jahren eine hochentwickelte Bronzeindustrie bezeugt und Einologen sind geneigt, der Bronze dort die Priorität vor dem Eisen zuerkennen — ob aber nicht unter dem Einflusse slavischer Anschauungen? Eisen ist in der älteren chinesischen Literatur neben Zinn und Kupfer gleichfalls ein durchaus bekanntes Metall und die chinesische Eisendarstellung erscheint uns noch jetzt als eine ganz eigentümliche, von der aller übrigen Völker völlig geschiedene und selbständige. Daß aber die Chinesen, die in so vielen Dingen die Vorreiter der Japaner gewesen, letzteren auch die Eisenkunst übermitteln haben sollten, läßt sich kaum annehmen: denn Japan zeigt in dieser Richtung ein ganz anderes Verfahren als China, nämlich die Eisenschmelzung in Ofen, während China bis zum heutigen Tage nur in kleinen Schmelztiegeln sein Eisen gewinnt. Für China sind die prähistorischen Verhältnisse noch wenig oder gar nicht klärt, wiewohl wir wissen, daß auch dieses Land seine Steinzeit hatte; in Japan aber, wo Europaer einkaufsreich wirken und Gelegenheit zu Studien haben, erkennt man die große Ähnlichkeit der dortigen vorgeschichtlichen Funde mit jenen Europas, die Uebereinstimmung der zugehörigen und polierten Steingeräte, gefest mit Bronzen, welche letztere man auch in Japan für älter als das Eisen anspricht.

Nicht beginnt sich zu verbreiten über den Norden Asiens in prähistorischer Zeit. Nicht alle sibirischen Völkerstämme befanden sich, als die russischen Entdecker in das Land kamen, im Zustande der Steinzeit; einzelne Stämme verstanden es bereits, das Eisen zu reducieren und zu schmieden, wohl als ein Erbteil künftiger Völker, die, aus Centralasien kommend und als Eroberer eindringend, die Eisenkunde mitbrachten. Aber lange vor den eisenkundigen Türkenvölkern hatten vom Ural bis zum Urali stammige Stämme, die in der Tradition als „Tschuden“ fortleben, eifrig Bergbau und Metallschmelzerei betrieben. Kupfer war ihr Hauptmetall, das sie zu schmelzen und gießen verstanden. Neben dem Kupfer der Tschuden und dem Eisen der Türken erhielt sich aber im fernsten Osten der alten Welt, da, wo diese sich Amerika nähert, die Steinzeit, welche erst den erobernden Russen wiß und bei den Tschuktschen in ihren letzten Ausläufern heute vor unseren Augen dahinsiehet.

Nicht gelungen waren kann die Einheit des Menschens in der alten und neuen Welt. Aber die Differenzierung beider liegt so weit zurück, daß von einer gemeinsamen Quelle ihrer beiderseitigen Metallkenntnis keine Rede sein kann. — Auch in der neuen Welt zeigen sich die „Metallreiche“ unabhängig von einander. Eisen konnte man im vorcolumbischen Amerika nicht, wenigstens kein künstlich dargestelltes; aber Metallerz wurde wiederholt, so namentlich von den Cuzcos, benutzt und auf ähnlicher Stufe fand auch die Anwendung des gegossenen Kupfers in Vorderamerika. Es wird von den Indianern wie widerer Stein verarbeitet und kennzeichnet höchstens die Grenze zwischen Stein- und Metallzeit. Der große Kulturfortschritt, die Erde mit Kohlen zu reducieren und die Metalle im Feuer zu behandeln, ist dreimal in Amerika gemacht worden: in Mexiko, in Guadalupe und in Peru, stets aber selbständig und unabhängig von einander. In Mexiko war Kupfer das Hauptmetall, seltener war Bronze, und beide

<sup>1)</sup> Richard Andree: Die Metalle bei den Naturvölkern, mit Berücksichtigung prähistorischer Verhältnisse. Leipzig, Weid. u. Sonm., 1894. XVI u. 100 Seiten. Mit 57 Abbildungen. Preis 6 Mark.

wurden noch neben dem Stein benutzt, im Ganzen auch, wie die spärlichen Funde beweisen, nicht häufig. Weiter war man in Bezug auf die Bronze in Peru, wo umgekehrt die Kupfergeräthe seltener sind. Alle metallurgischen Arbeiten dieser amerikanischen Naturvölker wurden ohne Obelisk ausgeführt. Die Analysen der Bronzen ergeben eine große Verschiedenheit in der Zusammensetzung und keinerlei Uebereinstimmung zwischen mexikanischen und peruanischen Erzeugnissen.

In alle die hier aufgezählten Länder, den größeren Theil unserer Erde, brauchten die Europäer nicht erst die Metalle zu bringen, weil sie selbständig dort entbeden und verarbeitet worden waren. Das Eisen freilich haben sie in Amerika eingeführt; der Nordwesten erhielt es ziemlich spät durch die Russen, in die übrigen Gebiete hatten sich Spanier, Portugiesen und Beiten geholt. Den Peruanen und Mexikanern war dasselbe nur „schwarzes Kupfer“. Metalllos war die Südsee, deren zahlreiche Inseln sich über ein Gebiet von hundert Längengraden erstrecken, und wo zunächst die Spanier mit der Verbreitung des Eisens begannen. Aber volle drei Jahrhunderte hat hier der Proceß der Metallverbreitung in Anspruch genommen, denn erst das achte Jahrzehnt unseres Säkulum sah den Abschluß auf Neuguinea, dessen Bewohner die letzten unserer Erdtheile waren, welche in die Metallkenntnis eingeführt wurden.

Ueberblickt wir alle Gebiete, die wir mit Rücksicht auf die Metalle durchwandert haben, so vermögen wir wohl eine große Abwechselung, nirgends aber die „gesetzmäßige Reihensfolge“ von Stein, Bronze, Eisen zu entdecken. Bei den Naturvölkern, die wir jetzt in ihrem Verhalten zur Metallbearbeitung zu überlegen vermögen, ist kein Grund für die Anlegung einer solchen Zwangsreihe vorhanden. Die thatsächlichen Verhältnisse lassen da nichts Schablonenhaftes erkennen. Hat es doch schon an und für sich wenig Wahrscheinlichkeit, daß alle Völker in den verschiedensten Ländern und ganz unabhängig ohne Verkehr mit einander

zu derselben Reihensfolge in der Erfindung gelangt sein sollen: Kupfer, Zinn, Bronze, Eisen. Obgleichs Kupfer, wo es vorhanden, wird von den Naturvölkern im talten Zustande zu Waffen und Geräthen gebämmert; auch metallisches Zinn ist durch zufälliges Ausschmelzen bekannt geworden. Doch zur Mischung der beiden räthlich getrennt und nur durch den Verkehr zusammengeführten Metalle, zu ihrem kunstreichen Formen und Gießen gehört mehr, als im Durchschnitt bei Naturvölkern verlangt werden kann. Die Bronzebearbeitung ist nicht so einfach und leicht, wie jemals Eisens, welches die primitivsten Völker zu erschmelzen wußten, während Bronze stets mit einem höheren Kulturgrade verknüpft ist. Daraus mag man sich die Parallele für unsere europäischen Völker ziehen, die in ihrem primitiven Zustande sicher eher auf die Eisendarstellung als auf das Componiren und Formen der Bronze verfielen.

Eine zweite Lehre, die wir aus dem Verhalten der Naturvölker gegen die Metalle zu ziehen vermögen, betrifft die so beliebten Entstehungstheorien. Wieviel Mühe und Geschicksamkeit ist nicht angewendet worden, um die Metallkenntnis von einem Mittelpunkt gleichsam konzentrisch auszugehen, sie durch ein Volk zum andern zu verbreiten zu lassen! Man braucht nur einmal die verschiedenen nach und nach aufgestellten „Ursprungsquellen“ und „Vehremeister“ zusammenzustellen, und man wird da auf eine beträchtliche Anzahl Konfurrenten und auf die wunderbarsten Widersprüche stoßen. Andere glaubt, daß auf die Entstehung und das Uebergehen der Metallkenntnis von einem Volke auf das andere noch zuviel Gewicht gelegt wird, und daß dadurch weit schwierigere Verhältnisse künstlich geschaffen werden, als in der That vorliegen. Schreie für viele Fälle das Entgehen und Verren anzunehmen — sie liegen zu häufig offensichtlich zu Tage — meint Andere doch, daß uns ein gesunder Polgenzsinns weiter bringe, der die Metalle auch da erfunden sein läßt, wo sie in selbständiger Weise nuss entgegneten.

## Kürzere Mittheilungen.

### Bimbia am Camern-Gebirge.

Bimbia, das zu Anfang Juli unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt worden, ist die südlichste Spitze des ca. 150 km von Norden nach Süden sich hinziehenden Camern-Gebirges und liegt unter 4° nördl. Br. Der Name bezeichnet zunächst eine Landschaft von etwa 25 bis 30 km Länge und 10 bis 15 km Breite, sodann den dasselbe bespülenden Arm des Camern-Flusses oder speziell des Mungo-Flusses und schließlich ein Dorf, welches daneben den Namen King Williams Town führt. Das letztere ist in neuester Zeit namentlich von Stephan von Kogoninski besucht, aber unseres Wissens nicht näher beschrieben worden. Doch enthalten des Naturforschers R. Buchholz' „Reisen in West-Afrika“ (Leipzig, Brockhaus, 1880) einiges über den Ort, wo Buchholz zu Anfang November 1873 einige Tage sich aufhielt, und zwar bei Herrn Debe, der dort einen Zweiggelächter der Wörmann'schen Faktorei vorstand. „Herr Debe — heißt es daselbst (S. 100) — war, abgesehen von einem Engländer, der aber wegen fast steter Betrunketheit nicht zu rechnen war, der einzige Europäer in diesem großen Regendörfe. Er kam sofort herauf und führte Buchholz auf das lichen- und würdige in seine armselige, von Brettern und einem Palm-

blattdach gefestigte, nur ein einziges Wohnzimmer enthaltende Hütte, die er aber, wie alle Bewohner von Bimbia, noch mit zahllosen Ratten theilen mußte, welche diesen Ort in ganz unangenehmen Massen bevölkern .... Kein Schuh, kein Kleiderstück, nichts Zernagbares ist vor ihnen, und die in Bimbia bis zum 5. November von Buchholz zusammengebrachten Sammlungen wurden ihm denn auch in der letzten Nacht von diesen Thieren trotz aller Voricht völlig zerstört. Das Vergessliche war ihm an diesem schauerlichsten vierstündigen Ungeziefer, daß die ganz gemeine Schiffsratte und nicht einmal die weißbändige Afrikanerin war, nach welcher er schon an der Goldküste vergeblich angestrichelt hatte.

Uebrigens entwickelte sich das Rattenrausch Bimbia am andern Morgen als landschaftlich wundervoll im Abhänge eines hohen und steilen, schon bewaldeten Ufers gelegen, auf welchem die allerdings sehr elenden Hütten mehrfach zerstreut waren. Am Strande war selbst bei Ebbe nur ähner wenig Leben zu bemerken, auch erwachten große Steine und Gerölle das Gehen daselbst; dagegen fand Buchholz oben am steilen Uferende eigenthümliche, pilzförmig gestaltete Termitenhester, die sein Interesse sofort park in Anspruch nahmen ....“

Die Sicherheit war damals, vor elf Jahren, keine große, wie aus Folgendem hervorgeht. Uebrigens sah es auch hier in Simbia nicht freundlich aus, vielmehr mußten sich Herr Tede und sein Volk darauf gefaßt machen, daß die Camaroonleute Simbia jede Nacht überfallen könnten. Simbialeute hatten nämlich vor wenigen Tagen einem Manne von Priße Bell Town den Kopf abgeschlagen und es hatte sich denn in Folge dessen bereits ein großes Kriegsgeschrei unter Führung von King Priße Bell zu einem Palaver eingeladen, welches zu keinem Ausgange geführt hatte.

Obwohl auch Simbia manche Nachtheile aufzuweisen hat, namentlich unter einer erdrückenden Hitze leiden soll, so darf man es doch, weil es einen Theil des zu 4190 m Höhe ansteigenden Camarun-Gebirges bildet und dieses in Folge seiner Höhe auch von Weizen zu bewohnen und vielleicht auch zu bebauen ist, als den weitaus günstigen Platz an der ganzen Westküste Afrikas bezeichnen, wo sich Deutsche niederlassen könnten. Hier wird die Kälte nicht, wie G. A. Niget sagt, 50 Procent der Neuankommenden als ihren Tribut fordern.

www.libtool.com.cn

## Aus allen Erdtheilen.

### Europa.

— Aus liegen einige neue Mündungen der hübischen „Europäischen Handelsblätter“ (Nr. 53, 54: Neuenburg und Umgebung; Nr. 55 bis 57: Von der Donau zur Adria) vor. Letzteres, aus H. Müller's Feder, ist darum von besonderem Interesse, weil darin eine ganze Anzahl noch wenig oder gar nicht bekannter Naturwunder, namentlich Höhlen, im Karst-Gebirge und das herrliche Abbazia unter Fiume eingehend beschrieben wird. Die zahlreichen Illustrationen von J. Weber sind, wie immer, vorzüglich.

— Die preussische Regierung hat die schwedische ersucht, an der schwedischen Ostseeküste Rant- und andere Messungen in ähnlicher Weise, wie sie an der pommerischen Küste angestellt werden, veranlassen zu lassen. Kapitän Matberg und Prof. Rosen sind in Folge dessen abgeschickt worden, um die deutschen Stationen während des Sommers zu besuchen und dann auf der schwedischen Küste die am besten geeigneten Punkte auszumitteln.

— Der letzte Census in Athen vom April dieses Jahres hat nach der „A. Z.“ einen überraschenden Zuwachs der Bevölkerung ergeben, nämlich 84 903 Einwohner, eingeschlossen 6137 Soldaten, davon 47243 männlichen und nur 37 660 weiblichen Geschlechts. Die vier ersten Zählungen ergaben folgende Bevölkerungsziffern 1856: 30 069; 1861: 41 298; 1870: 11510 und 1879: 66 834. In den letzten fünf Jahren hat die Stadt also um 18 069 Seelen zugenommen und seit der ersten Zählung im Jahre 1856 um 56 834 oder um 180 Proc.

### Afrika.

— In Bd. 43, S. 239 hatten wir Sacconi's Angaben über die traurigen Zustände in Harar unter ägyptischer Herrschaft reproduziert; eine volle Wiedergabe dafür finden wir jetzt in der „Zeitschrift der Ges. f. Erdkunde zu Berlin“ (IX, Heft 2), wo Baron J. von Müller seine 1882 dortselbst unternommene Reise beschreibt. Er sagt unter anderem Folgendes: „Die Gassen sind eng, schmutzig, wustlich, voll von Steinen und Müll, an den Wänden, da keine einzige aus nur annähernd moerger ist. Zahllose halbverhungerte Bettler, Krante und Krüppel liegen überall im Wege; der Anblick der von Supplis und Faden Feingewandten ist ekelhaft. Die Armut ist so furchtbar, daß täglich eine nicht abzuschätzende Zahl von Menschen Hungers stirbt. Die Schwachen und Verelerten werden des Nachts von den äußeren zahlreichen gehenden Soldaten gestrichen, ohne daß auch nur ein einziger Eingekerkelter zur Hilfe herbeieilt. ... Fast allmählich wiederholten sich derartige Szenen, am Morgen lagen nur noch wenige Leiber mehr, welche von den zahllosen Hundstuden bald verzehrt wurden. ... Zwar hat die Regierung Maßnahmen gegen diese Mißstände ergriffen, doch mit wenig Erfolg; die Zahl der Armen ist zu groß.“ Ja, die Regierung arbeitet sogar

indirect mit daran, diese Noth zu vergrößern. In den Monaten der großen Ernten, wenn das Getreide am billigen ist, kauft die Regierung im Einvernehmen mit den großen arabischen und indischen Händlern sämtliche Vorräthe auf; die Preise steigen natürlich in Folge dessen vom Monat zu Monat, die Regierung und die Kapitalisten haben alle Vorräthe in Händen und machen die Preise nach Belieben, unbekümmert um das grausige Elend, welches ihre handlungsweise hervorruft. v. Müller's Erkundigungen zufolge, welche er von verschiedenen Seiten eingezogen hat, beläuft sich die Zahl derjenigen, die in den Straßen Harars verhungern, auf jährlich 2000 bis 3000, eine Zahl, die zuweilen noch überschritten werden soll.

— Ein für den jetzigen Moment sehr passendes, sehr interessantes und empfehlenswerthes Schriftchen ist „Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena“ (Weidenberg, G. Winter, 1884), welches der Verfasser C. G. Wülfner, früher Missionar im Damara-Lande, als „eine Uebersicht der Kulturarbeit deutscher Missionare und der seit-herigen Entwicklung des deutschen Handels in Südwestafrika“ bezeichnet. Es ist ein ethnographisch und kulturgeschichtlich werthvoller Bericht über die ungläublich mühselige, aber doch schon mit Erfolg belebte Kulturarbeit, welche ausschließlich deutsche Missionare seit fast einem halben Jahrhundert im Damara- oder Herero-Lande verrichtet haben, über die ursprünglichen Zustände und das allmähliche Fortschreiten des Schicksals, welches vor acht Jahren nahe daran war, durch ungläublich gemeine Schliche (siehe S. 312 und 318) in die Hände der Engländer zu geraten. Bis zuletzt suchten die britischen Beamten die längst anhängen deutschen Missionare zu verdrängen und ihnen nach Kräften zu schaden, bis sie im Mai 1880 auf höhere Weisung abziehen mußten. Doch war es ihnen gelungen, den alten Fehdehaß zwischen dem Vantamane der Herero und den hottenotischen Namaqua, den die Missionare mit unendlicher Mühe beizulegen hatten, neu zu beleben, so daß noch heute das frühere gute Verhältnis nicht ganz wieder hergestellt ist. Aber wenn der deutsche Kaufmann, der Unternehmer, welcher sich jetzt aufstellt, in jensei bisher vom Welthandel abseits liegende Land vorzudringen, dort Leute findet, die ihn verstehen, die lesen, schreiben und rechnen können, Leute, denen er die Ueberwindung und Expedition seiner Güter wenigstens theilweise überlassen kann, Leute, mit denen sich handeln läßt, die ihm seine Importe abnehmen; wenn er Orte findet, wo er mitten in dem wüsten Lande doch unbefähigt von den „Wilden“ wieder etwas von Civilisation spürt, wo man ihn schälen und zu seinem Rechte verhilft, so verdammt er dieses alles der gütigen Hülfe der Mission. — Wir empfehlen das Büchlein als eine gute und vielfach belehrende Einführung in die Verhältnisse von Südwestafrika.

— Wie die „Neue Preussische Zeitung“ mittheilt, sendet Herr Lübertz noch im August eine Expedition, bestehend



auf etwa sechs Bergleuten unter Führung des Direktors Pöhl aus Freiberg und dem Jülicher Naturforscher Dr. H. Schlegel, nach seinen südwestafrikanischen Ver-  
sicherungen, um dieselben auf ihren Gehalt an Erzlagern zu prüfen. Auch soll die Küste und der Unterlauf des Oranienflusses hydrographisch untersucht, die Vegetation der Steppen kartirt und die Möglichkeit arctischer Brannen-  
bohrungen festgestellt werden.

— Einem Briefe des Herrn Adolf Diener in Guinée St. Jean (am Rio Ranes, Westküste Afrikas zwischen 10° und 11° nördl. Br.), abgedruckt in der „Südafrikanischen Freitags-  
zeitung“ (1884, Nr. 25), entnehmen wir Folgendes über die Joloh. „Dieser merkwürdige Volkstamm, der seine Wohn-  
stätt gegenwärtig am Rio Compou hat und von Norden gekommen sein soll, unterscheidet sich sofort von den anderen  
Regenstämmen, hauptsächlich durch den eigenthümlichen Bau  
seiner spitzen glattrasierten Schädel, sowie durch die Sitte, sich  
gleich den Indianern Nordamerikas den Leib zu tätowiren.  
Wenn ihnen ein Angehöriger stirbt, so sammeln sich alle  
Familienmitglieder in seiner Hütte und machen ihrer Freunde  
durch tolle Sprünge Lust; und nun wird der Tote nicht  
etwa begraben, nein! sein Körper wird in einen Kessel mit  
fließendem Wasser geworfen, und das so gewonnene Fett be-  
nutzen diese Kannibalen zur Bereitung ihrer Speisen. In  
Senegambien ist man der Meinung, eben dieser Genuß sei  
Ursache der furchterlichen Krankheit, von der die Joloh  
heilen werden. Ich will dieselbe, da mir hierfür ein wissen-  
schaftlicher Name unbekannt ist, Schlafkrankheit nennen. Der  
daran Erkrankte verliert die Lust zum Sprechen und Essen  
und macht den Tag zur Nacht. Seine Bekannten wissen sehr  
wohl, was diese Symptome zu bedeuten haben, und reiben  
ihm den Körper mit Pflanzenäffen, dem Abfluß von allerlei  
Bäumen u. c. ein; überhaupt werden hier alle Krankheiten  
auf diese Weise kurirt. Aber nichts kann da helfen; nach  
vielen Jahren erlitt ein Schiäl, d. h. er verfiel in einen ver-  
pörrischen Schlaf, aus dem man ihn zwar aufwecken kann,  
da er dann mit geschlossenen Augen hierauf ruhende Paute  
von sich giebt. Sein Organismus und dessen Funktionen  
sind gelähmt, und dennoch läßt der Unglückliche; sein Gefühls-  
sinn ist nicht erloschen, wohl aber seine Sprache. In diesem  
Zustande kann er 8 bis 10 Jahre fortvegetiren, bis ihn der  
Tod von seinem qualvollen Dasein erlöst. Gewiß, eine sehr  
seltsame Krankheit ist es, welche in solcher Weise diesen  
Volkstamm heim sucht; ich kann deren Ursache nicht ergrün-  
den, und begnüge mich deshalb mit der Erklärung der Be-  
wohner Senegambiens, welche dieselbe dem Genuße von  
Menschenfett zuschreiben.“

— Einem vom Gouverneur des Senegal erhaltenen  
Rapport entnimmt die „Exploration“ (Nr. 387) folgende  
Mittheilungen: Die Bambara's theilen die Abneigung der  
übrigen schwarzen Rassen gegen die Arbeit nicht. Die Ver-  
breitung der Metalle z. B., die für die anderen Bewohner  
des unteren Senegal ein Gegenstand der Verachtung ist, wird  
von ihnen in hohen Ehren gehalten; hier hat jedes Dorf  
wenigstens einen Schmied, der in großem Ansehen steht und  
im Haufe einen ehrenvollen Platz einnimmt, gewissermaßen  
verkehrt er auch das Priesteramt, da er die Beschneidung voll-  
zieht. Diese Schmiede bearbeiten auch das Holz; ihre  
Arbeiten sind, obwohl sie keinen Vergleich mit europäischen  
aushalten können, immerhin beachtenswerth, namentlich wenn  
man die unvollkommenen Werkzeuge, mit denen sie verfertigt  
werden, berücksichtigt. Kleiner Gegenstände machen sie in  
einer gewissen Vollendung, größere Stülde verstehen sie nicht  
zu schmieden, wozu allerdings die schlechte Beschaffenheit des  
Eisens beiträgt. Die Schmiede sind übrigens sehr intelli-  
gent, und sie würden entzückende Fortschritte in ihrem Hand-  
werke machen, wenn sie mit europäischen Arbeitern in Be-  
rührung kämen. Die Zukunft des Landes liegt im Ackerbau,  
dem die Bambara's sich gern widmen; d. h. insofern als die  
freien Leute ihren Acker durch Sklaven bebauen lassen. Das

Land ernährt seine Bewohner reichlich und wäre im Stande  
viel mehr zu erzeugen, wenn die Ackerbauer nur wüßten,  
was sie mit ihrem Ueberflusse anfangen sollten, für den sie  
bis jetzt keinen Ausweg haben. Der Gouverneur hatte den  
Wunsch ausgesprochen, daß die Anpflanzungen von Hirse  
vermehrt würden, und dies genüge, um im laufenden Jahre  
die Ernte zu verdoppeln, theilweise zu verdreifachen. Wenn  
durch Anlage der Eisenbahn eine Transportgelegenheit ge-  
schaffen sein wird, wird sich bald der Ertrag der verschiedenen  
Anpflanzungen (Weiz, Baumwolle, Indigo u.) verdoppeln.  
Nützlich würde es sein, wenn verschiedene Ackerbaugeräth-  
schaften, namentlich der Pflug, eingeführt würden.

Dann, um die französische Kolonie hin macht sich eine  
allgemeine Handelsbewegung fühlbar, eine Folge der Sicher-  
heit, die in Folge des Auftretens der Franzosen im Lande  
herrscht. Auch die Maurenstämme, welche an den Grenzen  
der Wüste wohnen und in ihren Handelsunternehmungen  
von feindlichen Stämmen gehindert werden, suchen sich einen  
Weg durch das französische Gebiet zu eröffnen, und verschie-  
dene Umstände deuten darauf hin, daß der Handel hierdurch  
belebt werden wird, was sehr wichtigswürdig ist, da die  
Bambaras selbst wenig Geschmack für denselben besitzen und  
ihn gern anderen Stämmen überlassen.

### Australien.

— Aehnlich wie die Sperlinge und Kaninchen, zu deren  
Ausrottung die australischen Kolonien jetzt alljährlich 200,000  
Pfd. St. veranlagten, haben sich auch die importirten Hasen,  
zum Vexer der Farmer und Gärtner, in solcher Menge in  
Australien vermehrt, daß sie zu einer großen Plage gewor-  
den sein sollen. Im Parlamente der Kolonie New South  
Wales wurde der Antrag zur Bewilligung der nöthigen  
Gehültsmittel gestellt, um dieselben möglichst wieder zu vertilgen.

— Die australische Kolonie Victoria, deren Gründung  
in das Jahr 1835 fällt, hatte am 31. December 1883, mit  
Einschluß der nur noch 750 Seelen zählenden Eingeborenen,  
bereits eine Bevölkerung von 931,785, und davon waren  
493,053 männlich und 438,732 weiblich. Beide Geschlechter  
verhielten sich also wie 100:89. Der Zuwachs im Jahre  
1883 betrug 25,660 und zwar 15,578 männlich und 9,982  
weiblich. Die Geburten überwiegen die Todesfälle um  
14,530 und die Einwanderung die Auswanderung um 11,030.  
Victoria, wiewohl dem Flächeninhalt nach die kleinste unter  
den Kolonien des australischen Kontinents, ist doch die bevöl-  
kerteste. Dazu folgen New South Wales mit 850,000, Süd-  
australien mit 311,080 u. s. w.

— Mr. Murray, von der geologischen Aufnahme von  
Victoria, behauptet, daß die bei Berrig Creek, Wirroo,  
Oppland, entdeckte Kohle die beste ist, die noch in der  
Kolonie gefunden ist. In einer Tiefe von 43 Fuß ist das  
Fossil 4 Fuß 8 Zoll dick, wovon mehr als drei Fuß feste,  
gute Kohle ist. Ein ausgedehntes Lager Eisenstein ist ebenfalls  
nahe der Webberburn entdeckt, dessen Erz mehr als 50 Proc.  
Eisen enthält.

### Südamerica.

— In dem zwischen dem Rio Julia, Rio Catatumbo  
und der Cordillere gelegenen Theile von Venezuela kommen  
zahlreiche Asphalminen und Petroleumquellen vor.  
Sie befinden sich am Fuße einer niedrigen, 60 km weit von  
Or nach West reichenden Hügelkette, welche diese Region durch-  
läuft und sich dann zwischen dem Rio Tara und Rio Julia  
abplattet. 7 km vom Zusammenflusse des Tara und des  
Sardinarte entfernt liegt eine Sandbank, die etwa 10 m hoch  
ist und im Quersitz 25 bis 30 m haben mag. Eine Reihe wie  
von Menschenhand grabener cölumbischer Löcher befindet  
sich in ihr, und dieser Löchern entspringt das mit heißem

Wasser vermischte Petroleum. Das dabei entwickelte Geruch, so stark, als dasjenige von zwei oder drei dem Dampf entweichenden lauffenden Dampfmaschinen, ist auf eine ziemlich seltene Pflanze, wie auch die von den Quellen aufsteigenden Dampfströme von weit her geföhren werden könnten, wenn sie nicht durch den sie umgebenden Wald verdeckt würden. Dieses von den Einheimischen „el inherno“ (die Hölle) genannte Phänomen wurde vom Dr. M. Gregor untersucht, welcher, seiner Reise nach, in 42 Stunden ein 15 Pfundes haltendes Gefäß füllen konnte, was einer täglichen Produktion von 5760 Gallonen gleichbedeutend wäre. Das Petroleum von Venezuela hat eine Dichte von 0,83. Unterhalb des Zusammenflusses des Tara und des Cardimari in der Nähe das ganze Jahr für Fahrzeuge von 40 bis 50 Tonnen schiffbar.

Ch. N.

— Die Baumwoll-Industrie hat sich seit 20 Jahren in Brasilien sehr gehoben und die Anpflanzung von Baumwolle zu einem recht lukrativen Geschäft gemacht. Trotz den gegenwärtig niedrigen Preisen erzielen die Planter noch in manchen Distrikten Nettoergebnisse, die bisweilen 20 Proc. des angelegten Kapitals betragen. Es wird sich nur fragen, wie sich die Lage gestalten wird, wenn die nahe bevorstehende Sklaveneinführung ins Leben tritt.

Im Jahre 1866 gab es erst 9 Fabriken mit 768 Arbeitern, 14875 Spindeln und 385 Webstühle. Sie verfügten über eine Wasserkraft von 288 Pferden und 36 Pferdestärken Dampf; die Produktion belief sich auf 3944 000 Pards Gewebe und 126 Tonnen Seidenschnitt (Faden), im Totalwerthe von 1166200 Milreis (1 Milreis = 2,58 Francs). Jetzt giebt es 45 Fabriken, von welchen in der Provinz Rio Janeiro speciell zu erwähnen sind: Santa Aléris, gegründet 1849, 7000 Spindeln, 160 Webstühle, 130 Arbeiter; Jahresproduktion 1800 000 Pards Gewebe im Werthe von 400 000 Milreis, Wasserkraft 50 Pferde. „Brasil Industrial“, 20 000 Spindeln, 450 Webstühle, Wasserkraft 500 Pferde, 400 Arbeiter; Jahresproduktion 3 800 000 Pards. „San Pedro de Alcantara“ in Petropolis, gegründet 1873, Kapital 130 000 Milreis, Wasserkraft 50 Pferde, 130 Arbeiter. „Fabrica Petropolisana“ bei Petropolis, gegründet 1874, Kapital 540 000 Milreis, Wasserkraft 120 Pferde, 5600 Spindeln, 108 Webstühle, 200 Arbeiter; Jahresproduktion 1 500 000 Pards Gewebe. Die hiesige Baumwolleneinfuhr fand im Jahre 1872 statt, wo sie sich auf 78 517 Tonnen belief, im Werthe von 46 441 000 Milreis. Neunzigtausend verbraucht Brasilien selbst einen großen Theil seiner Ernten für die Speisung der einheimischen Industrie.

Ch. N.

— Ein junger Berliner Gelehrter, Dr. Ehrenreich, hat sich, ausgeführt mit Empfehlungen von Prof. Viechow und anderen angesehnen Gelehrten, Ende Juni nach Brasilien eingeschifft, um dort eine genaue Erforschung der Sambasi oder Kautschukgummi vorzunehmen.

— Am 24. Juni dieses Jahres ist eine Expedition unter Kommandant Falberg von Buenos-Ayres nach dem Rio Pilcomayo abgegangen, um denselben vollständig hydrographisch aufzunehmen und ihn namentlich auch auf seine Schiffbarkeit hin zu untersuchen.

— Herr Franzisko P. Moreno berichtet der Geographischen Gesellschaft in Paris in einem aus Jicla (Provinz San Juan) vom 2. März datirten Briefe über seine Reise, die sich ganz anders gestaltet hat, als ursprünglich von ihm geplant worden war. Er hatte am 7. December 1892 Buenos Ayres verlassen in der Absicht, die nördlichen argenti-

nischen Provinzen und Bolivia bis nach Uzcay hin vom archaischen und anthropologischen Standpunkte aus zu untersuchen und weiterhin dem Laufe des Amazonas zu folgen. In Cordoba, wo er nur einige Tage hatte bleiben wollen, hielt er sich vier Monate lang auf, angetrieben durch die interessante Raftensammlung von Eingeborenen, schwarzen Afrikanern und weissen Eroberern, die sich dort seit mehr als 300 Jahren vollzogen hat. Bis zum 15. April blieb er in der Provinz Cordoba, wo er nicht nur die Bewohner der Städte, sondern auch die des fernen Landes, der Berge und der Wälder untersuchte; namentlich bejahte er auch den westlichen Theil dieser Provinz und den östlichen Theil der Provinz San Luis, wo sich das einheimische Element mehr oder weniger rein erhalten hat, obwohl es seine alte Sprache vergessen hat. Eine geologische und paläontologische Sammlung wurde angelegt, verschiedene alte Wohnungen durchsucht und einige gute osteologische Erwerbungen gemacht. Er glaubt, daß es ihm geglückt ist ein gutes Bild von Cordoba, wie es vor der spontanen Eroberung war, zu erhalten.

Von Cordoba ging er nach Mendoza, wo er sieben Monate blieb und seine Sammlungen bereicherte. Namentlich die Geologie des von Burneiser betriebenen Uspallatasthals hat er eingehend studirt, fossile Pflanzen aus der paläozoischen bis zur anathemischen Periode gefunden. Von Mendoza begab er sich dann in die Provinz San Juan, wo er etwa im Renjahr 1864 ankam. Auch hier hat er seine verschiedenen Sammlungen bereichert, so daß er bereits 14 Kisten mit Knochen, Antiquitäten und paläozoischen Fossilien zurückschicken konnte.

#### Vermischtes.

— Urgeschichte des Menschen. Ein Handbuch für Studierende von Prof. Ranber. 1. Band. Die Realien. Leipzig, J. G. W. Vogel, 1884.

Ein ercutesches Zeichen für das Fortschreiten der Wissenschaft vom Menschen ist dieses Buch, verfaßt von einem Leipziger Professor der Anatomie, welcher Urgeschichte vorgetragen hat. An zusammenfassenden Vorträgen über den gegenwärtigen Stand der Urgeschichtsforschung fehlt es freilich nicht und Joh. Ranber's Anleitung zu anthropologisch-prähistorischen Untersuchungen" muß hier erwähnt werden; aber ein Handbuch für Studierende geschaffen zu haben, ist Ranber's Verdienst. Klar entwickelt er Wesen und Aufgabe der Urgeschichte, zeigt dann, wie ihre Erforschung neueren Datums ist und behandelt alldenn die Werkzeuge (metallische und unmetallische), die Gewinnung des Feuers, kranische Ueberreste, Ernährung, Kleidung, Schmuck, Obdach, die Gräber, Verschönerungswerte, die Rasse aus dem Thierreich und schließlich die förderlichen Ueberreste des Menschen — alles in knapper und anprechender Form. Die Krigabe von Abbildungen wird für eine spätere Auflage ausgelassen und dieses ist für Studierende von Wichtigkeit; auch wäre dann wohl die Litteratur besser zu berücksichtigen. Es ist nicht zu ersehen, nach welchem Princip der Verfasser bei seinen Literaturangaben verfuhr; oft fehlen die Belege bei den wichtigsten Thatfachen und die mitgetheilten Quellenzitate sind meist bibliographisch mangelhaft angeführt oder auch ungenau. Die Seite 45 in der Nummerung angeführten Transactions Ethnological Society 1870 citiren gar nicht. Die Transactions schließen mit dem Jahre 1869 und ein Druckfehler liegt auch nicht vor.

Inhalt: Eine Reise in Griechenland. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Ernst Kramberger: Reise von Esseg durch einen Theil Serbiens. VI. — Verwaltung und Handel in Brunei. — Die Metalle bei den Naturvölkern. — Kürzere Mittheilungen: Vimbria am Cameroen Ueberge. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Australien. — Südamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 16. August 1884.)

Verleger: Dr. H. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III 2.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Musikthe Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.



№ 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Audree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Velle.)

### III.

Um von dem Kloster Megaspilion nach Siphon zu gelangen, mußte Velle zuerst den Vergiliden ersteigen, an dessen Abhänge jenes erbaut ist, und alsdann sämtliche Abfälle des Chelmos-Gebirges, die sich nach Norden zum Korinthischen Meerbusen hinabstufen, überschreiten. Als er den schmalen und steilen Pfad mühsam hinaufstammte, begegnete ihm einige Mönche zu Pferde, welche bequem auf großen, gut gepolsterten Satteln saßen. Der eine hatte die Arbeiten in den Weinbergen des Klosters überwacht, wo man damals gerade beschäftigt war, die Ranken anzubinden; der andere hatte im Thale von Dialopio, wo die reichsten Weinstöcke des Klosters liegen, das Getreidefeldern bräutlichtigt, und der dritte hatte im Gebirge nach 500 Bienenstöcken gesucht, welche man aus dem Kloster geholt und zur Zeit der Blüthe der Posa-Nachte, deren Blüthenstand dem Honig einen ausgezeichneten Geschmack verleiht, in den Wäldern vertheilt hatte. Es ist nämlich in Griechenland Sitte, die Bienen zwei- oder dreimal nach verschiedenen Stellen zu bringen, wo gerade diese oder jene geschätzte Blüthe in besonderer Menge vorkommt, und die Bauern der benachbarten Dörfer zahlen dem Abte des Klosters für die Erlaubnis, ihre Stöcke in die Wälder desselben bringen zu dürfen.

Der Weg wurde immer schlechter und stellenweise so schmal, daß die Saumthiere mit ihren Kösten an die Felswände anstießen und in den Abgrund zu stürzen drohten. Drei Stunden lang durchzog man ein wildes Durcheinander von Bergen, bald Kämme erklimmend, bald in Schluchten

hinabsteigend, bis man auf eine Hochebene gelangte, von wo das Auge frei über den Korinthischen Meerbusen hinüber bis zu den noch mit Schnee bedeckten Höhen des Parnassos schweifen konnte. In den Hüfen des Veskaners aber lag ein Meer von Hügeln und Thälern, theils bewaldet, theils angebauet, von Büschen durchfloßen und mit Dörfern geschmückt, deren rothe Ziegeldächer zwischen stattlichen Kastanienbäumen hervorstakten. Wieder ging es steil hinauf nach Peristera; dort traten an die Stelle grünen Pflanzenwachses mächtige röhrlige Felsen, die sich zwar malsichig genug ausnahmen, aber die Sonnenhitze mit unerträglicher Wuth zurückstrahlten. Um Solos zu erreichen, mußte man nun wieder auf einem höchst gefährlichen und mühsamen Wege in das Thal des Akra, des antiken Krathio, hinabsteigen, eine der ermüdendsten Strecken, welche Velle jemals in Griechenland zurückgelegt hat, wo die Pferde trotz aller Anstrengungen der Treiber stürzten und ins Rutschen kamen. Um so lieblicher erscheint die Lage des reichen Dorfes Solos in dem reizenden Thale und im Schatten von Kastanien- und Eibäumen, am Zusammenflusse des Akra und des Navroneri (Schwarzwasser) oder Drakoneri (Trachwasser), das bei den Alten den Namen des Höllenflusses Styr trug. Nach kaum einstündigem Wandern von Solos aus gelangt man durch eine wilde Schlucht, die von merkwürdigen, grün und dunkelviolett gefärbten Schieferfelsen eingeengt ist, in eine Art Circus, welcher senkrecht in den Abhang des Chelmos eingeschnitten ist und von dessen oberem Rande zwei silberhelle Wasserfäden herabstürzen,

um sich in Nebelstand aufzulösen, ehe sie den Boden erreichen. Nur zur Zeit der Schneeschmelze ist der Fall wirklich bedeutend. Sobald ein leichter Nebel die Entfernungen größer erscheinen läßt, oder ein paar Wolken die Sonnenstrahlen mit Kunst so vertheilen, daß hier ein Abstieg im Halbdunkel liegt, dort Felsvorsprünge scharf hervortreten, daß die Berggipfel beleuchtet sind, während ein kalter, bläulicher Schatten die Schlucht bedeckt, dann ist der Anblick ein wirklich großartiger; aber trotzdem begreift man schwer, wie die Alten hierher den Eingang zur Unterwelt verlegen konnten. Wo bleibt hier die Hölle, wo ist hier Raum für die schauerlichen Szenen, welche der heimliche Rache Gotte an den Ufern des Etna abspielen läßt, wo der Abgrund, an dessen Rande Demeter auf die Rückkehr ihrer Tochter

harrt? Man fühlt sich enttäuscht und möchte den Dichtern zürnen, weil sie uns für Gebilde ihrer Phantasie zu interessieren wußten, die in der Wirklichkeit keinen Raum hatten.

Das Wasser des Etna, das vielmehr vom Himmel als aus der Unterwelt zu kommen scheint, ist eiskalt und klar; nur aus erstem Umstande vermag man es zu erklären, daß die Alten dasselbe für giftig hielten und meinten, daß es wegen seiner ägenden Eigenschaft nur in Gefäßen aus Horn aufbewahrt werden könnte. Wahrheit kindlich ist die Naivität, mit welcher sich die hervorragenden Gelehrten des Alterthums den Kopf darüber zerbrachen, welchen Thieres Haut zu eben genanntem Zwecke allein geeignet sei. Plutarch stimmt für den Esel, Aelian aber meint, es müßte ein stygischer Esel sein, Pausanias hat in dieser Beziehung



Aufsicht auf den Meerbusen von Korinth mit dem Farnassos im Hintergrunde. (Nach einer Zeichnung Belle's.)

nur vom Pferde gehört, Plinius vom Maulthiere und Vitruv vom Maulfessel!

Von Solos an führt der Weg lange und mühsam an den fahlen und traurigen Abhängen des Olympos hinauf; dafür aber führt der Abstieg nach Sidon im Schatten großer Fichten hin, deren Waldbäume und Stille an nördliche Landschaften erinnert. Bei einer plötzlichen Wiegung des Berges erblickt man den Phoenos-See, von einem gewaltigen Kreise hoher, waldbedekter Berge umschlossen, die steil zu dem Gewässer abfallen, in welchem sich ihre Gipfel und Abhänge spiegeln. Wäre nicht der Himmel so klar und strahlend, so könnte man sich nach Schottland, etwa in die so malerische und poetische Grafschaft Ross, verirrt glauben. Der 753 m über dem Meere gelegene See, welcher heute 9 km lang und 7 km breit ist, war im

Alterthume nicht vorhanden, sondern die in der Thalenebene sich sammelnden Wasser wurden durch einen 2 1/2 Stunden langen künstlichen, von Dämmen eingefassten Kanal nach Süden abgeleitet, ergossen sich bei dem heutigen Dorfe Viozia in Katastrophen (unterirdische Höhlen) und traten westlich davon wieder an das Tageslicht, wo sie den Fluß Labon oder Kaphia (siehe oben S. 129) bildeten. Jener Kanal, als dessen Erbauer der die Kultur verbreitende Herakles galt, war schon im Alterthume verfallen; aber noch zur Zeit des Pausanias war die Ebene frei von Wasser. Eine Verstopfung der unterirdischen Abflüsse, die in Folge von Einstürzen oder Erdbeben eintreten kann, führte dann später zur Bildung eines Sees, der dann ebenso leicht wieder verschwindet. Zu Anfang des laufenden Jahrhunderts war die Ebene fast ganz bebaut, wurde dann

in den zwanziger Jahren mit Wasser bedeckt, das sich aber im Jahre 1832 auf einige Zeit wieder verlor, um dann wieder zu erscheinen und bis zu seiner heutigen Höhe anzuwachsen. Augenblicklich halten sich Zu- und Abfluß vollständig das Gleichgewicht.

Von Rhonia bis zum See Symphalos trennt der Reisende mehrere unsichtbare und die Plateaus. Gleich die und traug wie diese ist auch der Anblick des Sees mit seinen kumpfigen, fieberausdunstenden Ufern und seiner Umgebung kahler Berghänge und wilder Felsen. Das Anwachsen und Abnehmen auch dieses Wasserbedens beruht auf denselben Erscheinungen, wie beim See von Vencos, schon den Alten war es bekannt, daß der Abfluß des Symphalischen Sees, an welchem die Sage die von Herakles erlegten menschenfressenden Vögel mit ehernen Krallen und Fibern haufen ließ, mit der 35 km entfernten Grafinos-Quelle (heute Stephanovrysi) bei Argos identisch ist. Die traurige Stille, welche rings um den See herrscht, die häßlichen Ausbünstungen des Schlundes, in welchen sich

seine Gewässer ergießen, dazu die dicke, schwere Luft in dem Thalleseel, alles das hinterläßt bei dem Reisenden einen durchaus unglücklichen Eindruck.

Am nächsten Tage überschritt Velle den Vergräben, welcher ihn noch vom Korinthischen Meerbusen trennte, und ritt in einem mit Eichen und Fichten bewachsenen Thale abwärts, das zum Meere hin an Breite zunahm. Allmählich traten Weinberge an die Stelle der Wälder und es zeigten sich freundliche Weiler mit rothen Dächern; die früher arme Gegend ist durch den Korinthenanbau sehr wohlhabend geworden. Endlich war Sitgon erreicht, dessen antikes Theater den prächtigsten natürlichen Hintergrund besaß, den man sich denken kann: das schäumende Meer, die beiden Gipfel des Kithäron und des Helikon und zur Rechten der Nithmus von Korinth mit dem Aegäischen Meere und der Insel Negina dahinter. Am folgenden Tage traf Velle wieder in Athen ein.



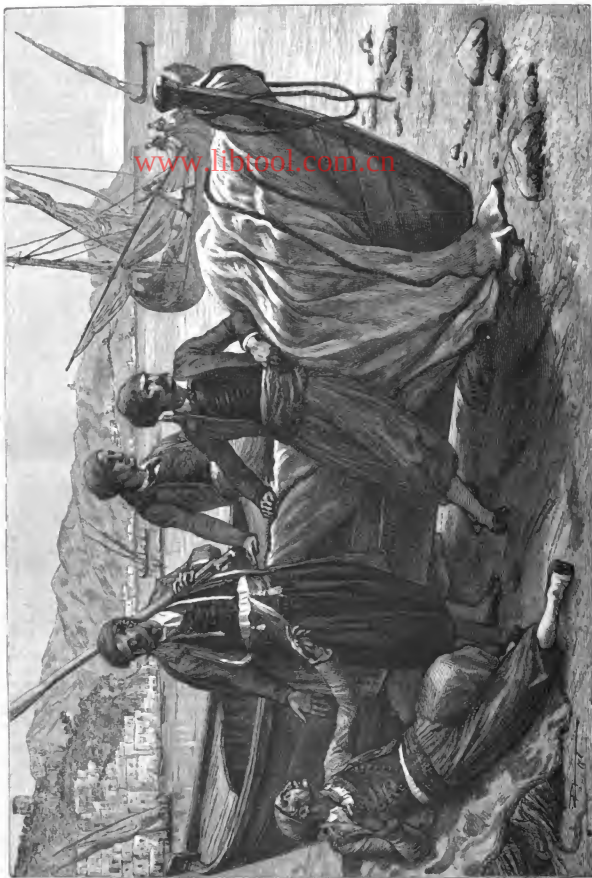
Der Stymphalos-See. (Nach einer Zeichnung Velle's.)

Um einen annähernd vollständigen Ueberblick über das Königreich Griechenland (in seinen früheren Grenzen) zu gewinnen, machte er zuletzt noch eine ständige Fahrt durch die Korinthen. Es ist das eine leichte Reise, zu welcher keine besonderen Vorbereitungen oder besonderer Rath gehört, als der Entschluß, die schlechte Kutsche und das langesirte griechische Paderboote einige Zeitlang ertragen zu wollen. Velle machte die Reise noch bequemer auf dem im Piräus stationirten französischen „Aviso“ und begab sich zuerst nach Hermupolis auf Syra, das, erst im Jahre 1821 von ständiger Ghieten und Marioten gekrönt, sich rasch zur ersten Handelsstadt Griechenlands aufschwang und erst in den letzten Jahren von der nädig aufblühenden Doppelstadt Athen-Piräus überflügelt worden ist. Aber Hermupolis mit seinen 21 250 Einwohnern ist bei allem Wohlstande nur ein Transitplatz, dessen Gränzen lediglich auf den wüthentlich mehrmals anliegenden Dampfschiffen beruht. An solchen Tagen verdoppelt sich dort die Kührigkeit: alsdann ist der Hafen überfüllt, und zu den fremden Matrosen gesellen sich diejenigen von den Inseln mit ihren gehdten

Sammelnwesten und den bauschigen Hosen, die ihnen einen so sonderbaren Gang verleihen. In ihren krummknabigen Schiffen bringen sie Wein von Santorin, Del von Tinos, Trangen und Honig von Tzia (Keos), Smirgel und Seide von Karos und holen dafür Baumwollstoffe von Manchester, Marceller Nichte und Jader, Triester Topf- und Glaswaaren und deutsche Seide — ein beständiger Laufverkehre, von welchem das ganze Volk von Masslern und Banquiers, Kasträgern und Krämer, das sich auf dem Felsen von Syra zusammengefunden hat, lebt.

Ein Meeressarm von kaum 20 km Breite trennt Hermupolis von Tinos, eine Strecke, welche das Schiff in anderthalb Stunden zurücklegt. Der erste Anblick der Insel ist nicht viel freundlicher als der von Syra; erst beim Näherkommen bemerkt man einzelne kleine Thäler mit etwas Grün, sorgfältig gepflegten Feldern und weißen Häuschen. Der Kleden D. Mikolaos, der Hauptort der Insel und meist wie diese selbst Tinos genannt, besitz statt eines Hafens nur eine schlechte Kede, die der ganzen Wuth der Südwinde ansegleist ist. Dadurch wurde auch





Sekste von den Kykladen. (Nach Photographien.)

Velle's Schiff gezwungen, weit vom Lande entfernt Anker zu werfen. Freundlich und sauber ist das Aussehen der Stadt mit ihren weißen Häusern, den bunten Fenstervorhängen und den zahlreichen Modesthürmen. Oberhalb der Stadt liegt inmitten grüner Vegetation ein großes Kloster mit langer Säulenhalle, die sich nach der Seeseite hin öffnet; dieses sowohl als auch die prächtige Muttergotteskirche wurde aus den Erträgen von Sammlungen errichtet, welche in der ganzen orthodoxen Welt veranstaltet wurden, als man 1824 bei einer Ausgrabung ein Madonnenbild gefunden hatte. Alljährlich strömen Pilger aus allen Theilen Griechenlands und von den Küsten Kleasiens herbei, um denselben hier ihre Verehrung zu beweisen.

In früheren Jahrhunderten bestand ein großer Theil der Bevölkerung der Skylladen aus Katholiken; ihre Zahl hat sich indessen sehr vermindert und beträgt heute nicht

mehr als 15000 Seelen. Die meisten wohnen auf Tinos; von ihren 20000 Bewohnern gehören etwa 7000 bis 8000 zum Katholicismus, die in 24 Dörfern leben und unter einem in S. Nikolaos residirenden Bischofe stehen. Eine gute Stunde Weges von der Stadt liegen auf dem höchsten Gipfel der Insel die Trümmer einer alten venetianischen Burg; man gelangt dorthin auf einem sehr steilen Wege und berührt dabei unterwegs ein verlassenes Dorf, in welchem mehrere Häuser noch die Wappenschilder der ehemaligen Besitzer tragen. Vom Gipfel des Berges überblickt man einen Theil der Skylladen bis hin zu den Küsten Athens, der allen aber alle Thäler und die mit Feigen- und Mandelbäumen bestandenen Abhänge der Insel Tinos selbst. Der im hellsten Lichte erglänzende Himmel und die zahlreichen Dörfer mit den geweißten Wänden und flachen Dächern gewähren ein durchaus orientalisches Bild.



Tinos. (Nach einer Photographie.)

Eine Fahrt von 3 1/2 Stunden brachte Velle bei Delos vorbei nach der Rhebe von Naxia, dem Hauptorte des alten Naxos. Wie die meisten orientalischen Seestädte, so erscheint auch Naxia anfangs von verführerischer Schönheit; aber sobald man den mit Algen und Tang bedeckten Strand betritt, verschwindet alle und jede Illusion. Enge, krumme, mit Trümmern verstreute Straßen voller Schmutz und Steine, in denen sich Hunde und Schweine umhertreiben, alte wackelige Häuser ohne Licht und Luft und eine kränkelige Bevölkerung, das ist aber auch alles, was die schönste Hauptstadt der Skylladen darbietet. Darum nimmt aber auch ihre Bevölkerung von ca. 2800 Seelen beständig ab, indem jährlich mehr als 200 Personen nach Athen, Saloniki und Smyrna anwandern. Aus Mangel an Arbeitskräften liegt ein großer Theil des Bodens brach. Das Innere ist aber keineswegs so öde, als man beim Anblicke der nackten Küsten glauben sollte, sondern umschließt lachende fruchtbare Thäler, wie das von Trynalli, wo ein

wahrer Wald von Eichen, Elen- und Kufsbäumen gedeiht, oder das von Meland, das, noch besser gegen den Nordwind geschützt, Orangen, Granaten und die Cedrosfrucht hervorbringt.

In Naxia haben sich von dem ehemaligen Palaste der venetianischen Herzogsfamilie Zauudo, deren Erpöhlunge sich sämtlich wegen ihrer Güte und Tapferkeit bei ihren Unterthanen eines trefflichen Rufes erfreuten, noch Reste erhalten, besonders ein vierediger Thurm. Innerhalb der Umfassungsmauer dieses Palastes wohnt ein guter Theil der 400 naxischen Katholiken, welche zwar alle von alten adeligen Familien herzusammen sich rühmen, aber dabei durch Eitelkeit, Unruhe und Feindschaft den dort von Frankreich unterhaltenen Vazarischen Patres viel zu schaffen machen. Noch zeigen sie mit Stolz auf die Wappen ihrer Vorfahren über den Hausthüren, und einige Familien bewahren sogar noch alte Pergamenturkunden, wie z. B. die Coronello, aus deren Reichen im 16. Jahrhundert ein Herzog von Naxos hervorgegangen ist.

Durch fortgesetztes Erhitzen der Dampfspeise wurde Velle veranlaßt nach seinem Ausfluß zurückzulehren; denn der Tag neigte sich seinem Ende zu und die Kibde von Maria ist so fahrlässig und bei Nordwind sogar so gefährlich, daß der Kommandant es vorzog, noch am selben Tage nach der

gegenüberliegenden Insel Paros hinüberzufahren und auf der Westseite derselben in dem etwas befestigten Hafen von Paratia, das auf den Ruinen der antiken Stadt erbaut ist, vor Anker zu gehen und von da aus am nächsten Morgen die Fahrt nach Antiparos fortzusetzen.

## Reise von Eßeg durch einen Theil Sirmiens.

Von Ernst Kramberger.

### VII.

Vesta erinnerte mich besonders lebhaft an die Zeit der Jugend, die ich von meinen Knabenjahren her genau kannte. Der Ort ist recht reichlich und macht durch das ehemalige Kompagniegebäude, die Kasernenwohnungen und die laubere Kirche einen recht freundlichen Eindruck. Ebenso Arieles. In letzterem sind viele Häuser an den Thüren und Ganggängen in harmonischer Zusammenstellung von Roth, Grün, Weiß und Schwarz bemalt, was einen überaus angenehmen Effekt hervorbringt. Eine Klinkerstraße führt die Elanamen, das ich aus der Ferne durch eine ganze Reihe am letzten Ende der Straße, gora stehender und die Flügel träge drehender Windmühlen angeht.

Die erste Windmühle in Slavonien datirt aus dem Jahre 1766 und auf Befehl der Hofkriegsstelle mußten 1771 Grenzen sich zur Erleuchtung holländischen Mühlenbaues nach Dresden begeben. Sonst hat jedes der von Trig herwärts liegenden Dörfer, denen es an Wasser fehlt, seine Köstmühle. Neu-Elanamen ist ein ganz neu angelegter Ort gemüthlicher Bevölkerung. Es wohnen hier Kroaten, Slovaken, Böhmen und Deutsche, etwa 2500 Seelen im Ganzen. Ist man an der „Kavana“ vorüber und östlich in eine der ausnehmend breiten Gassen abgelenkt, so steht man ganz umhergestarrt vor der in 150 m Tiefe mit der Theis zusammenhängenden Donau, Tittel gegenüber. An Ufer liegt Alt-Elanamen, links, doch etwas tiefer, auf einem Hügel die Reste einer alten Burg des Amaj Vuk Vrančević, der daselbst 1497 starb, rechts auf einer andern Anhöhe dessen alte Kirche byzantinischen Stiles, gut erhalten, und weiterhin gegen Süden hinter Neu-Elanamen und Alt-Pazna das Schlachtfeld, auf dem Ludwig, von Baden 1697 das Heer des Kaisers Mustafa Kuprili vollständig schlug und aufbrach. Der Weg führt zwischen hohen, nackten Wänden harter gelblicher Erde in Windungen hinab. In der Mitte wird er noch steiler und da taucht auch der schwarze, hölzerne Glockenthurm der katholischen Kirche hinter Palmen auf. Endlich kommt man mit gesperrten Kädern in eine Kanne, von Nord nach Süd laufende Gasse, in der bessere und arme Häuser neben einander knapp am bergigen Ufer stehen, ohne Ordnung durch einander geworfen. Eine Wirthschaft empfing mich, in der es nicht besonders komfortabel, doch rein und ordentlich ausseh. Auch hier wie in Sarengrad lud mich die Wirthin ein mit ihr zu essen. Das Verbands steht am Wasser und hat mir die besten Gelegenheiten, das Treiben am Ufer zu beobachten. Wägen schweben schill schreiend über den Strömen, Nahrung mit Melonen und Obst beladen schiefen um eine Ecke kommend vorbei, Schiffe dampfen auf- und abwärts, viele biegen in die Theis ein. Am Ufer hatte sich eine Anzahl Fischer — die Ein-

wohner sind zumest gefischte Haufen- und Welschänger — sich Feuer angezündet, auf drei freigelegte gestekten Stangen einen ruffigen Kessel halb voll Wasser darüber gehangen und man wurde grüne Paprika, Zwiebel, Salz, Petersilie und in Stücke geschnittene Fische hineingethan und ein Paprikas gedocht, den die Köche, mit Blechöffeln im Kreise stehend, wie zu erkennen, die besten Wünsche für treffliches Gedeihen zusandten. In eine riesige Holzschüssel, in der geschmittenes Brot bereit lag, schüttete man das fertige Gericht, und nachdem die Hülte auf den Boden geworfen worden waren, bekamen die Köche zu thun. Man lud auch mich nach Vandeschitte mit einem „Izvolite s nama?“ (Ist's gefällig mitzubringen?) ein, das paprikirte Essen zu theilen, das ihnen ob seiner Schärfe häufiges Käuspern abzwang. Die Burg Elanamen muß sehr groß gewesen sein, denn sie umfing, wie die Mauerreste andenten, den ganzen Ort nebst der griechischen Kirche. Letztere ist, wenige Stangen ausgenommen, in gutem Stande. Hinter der Klosterkasse stand ich auf einem kleinen geschwungenen Holzgast ein geschnitten

• Г : В 8 К : Е Y A N :

Δ τ : 1468

d. 4. G : Vuk Bran : D.

Nur der Buchstabe Y ist unrichtig, da er ein P (R) sein müßte, was nicht zu verwundern, denn dem T despoten, der die Älge mit seinem Wessler einging, wird der Unerschied zwischen P (R) und Y (We oder H) nicht ganz geläufig gewesen sein nach Zille aller Großen jener Zeit, die keine Herdenhuden waren.

Vor der Klosterkasse ist Vuk's Bestuhl, der oben eine Krone trägt. In ihm stand der Despot während des Gottesdienstes. Ueber dem hohen Stuhl zeigte man mir einen großen eisernen Nagel in der Wand, auf den er seinen Hut gehangen haben soll.

Tiefer Umstand stimmt also überein mit der Sage, daß Vrančević von Tied (an der Save) mit einem Schritte herüberkam. Jedenfalls wird er nach alle dem ein hochgewachsener Mann gewesen sein.

Auch die Entstehung der Kirche ist an die Sage geknüpft, daß er vom Berge seine Fänge geworfen habe und, wo sie hinfiel, da habe er die Kirche erbauen lassen. Die Wandgemälde im Innern sind sehr alt.

Nunweit von der Wirthschaft steht eine Grotte, aus der reichlich salziges Quellwasser fließt; es schmeckt wie Eßener Wasser, nur ist es viel salziger. Tiefe Quelle, die nur zum Trinken des Viehes benutzt wird, gab dem Orte seinen Namen; Elanamen bedeutet Salzrein. In der Uferwand an der Stelle, wo die Donau die Wendung nach

Südwest macht, gähnt ein weites Erbloß, geschwärtzt von Rauch, auf schmalen Stege erreichbar, ohne Thlr, wohl aber mit einem Fenster versehen: die Wohnung eines Mannes, der nach Troglodytenart darin fortwährend haust. Er lauert mit einem völlig nackten Kinde in der Öffnung und legt seine auf Windstößen hangende, getrocknete Erbwurste zusammen. Dazu wischt er sich die vom Rauche juckenden Augenwinkel fleißig mit der Hand. Eine drohende Gewitterwolke über dem fahlen Hügel, die schäumende Donan, eine riesige Staubwolke auf der Titeler Seite, die noch im Sonnenlichte blühenden Thüme der Stadt drüben, grollende Donnerschläge und ein schmerzlich im Winde flatterndes Grem eines den Friedhof am Berge über der Höhle erklimmenden und so zu sagen in die finstere Wolke hineinsteigenden Mannes geben ein prächtiges Landschaftsbild.

Ein beschwerlicher Umstand für den Reisenden ist wohl der, daß man von hier aus nur zweimal die Woche mittels Dampfer donanwärts fahren kann. Nur Mittwoch und Sonntag. Abend erscheint das Postschiff aus Titel und hält an der Theilungsbahn. Man läßt sich auf einem Kahn dahinfahren und löst dort die Karten für einen der bald erscheinenden großen Dampfer, die ins Schwarze Meer fahren.

Trifft man keinen an den erwähnten Tagen, so muß man eben zu Lande die ziemlich lange Strecke zurücklegen, was, wenn man keine Landwege machen will, eine langweilige Reise ist. Ich entging durch Zufall diesem Geschick.

Um 10 Uhr Abends hieß es auf dem Schiffe: „Eto Zemunn“, Semlin ist da. Ich bemerkte auf einer Anhöhe viele Lichter, dachte, es wäre Semlin, mußte aber bald erfahren, daß es das gegenüberliegende Velgrad sei. Semlin begrüßt den Aufkommenden in so später Abendstunde mit völliger Finsterniß. Das ist für eine Stadt, die weit über 11 000 Einwohner zählt, gerade kein empfehlender Umstand, da es in direkter Verbindung mit so großen Städten wie Wien und Pest steht. Auf mein Rufen nach einem Diener, Träger oder Wagen erschien in dem Gewirre der Anstiegsgebäude, die man der Abfahrt des Schiffes wegen zur Gile mahnte, ein Mann, ergreift ohne weiteres meinen Koffer und eilte durch eine finstere Allee hoher Bäume

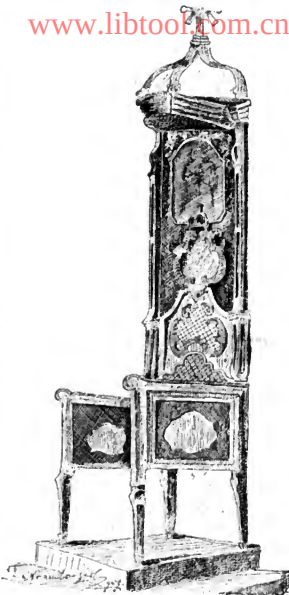
voran. Ich stolperte hinterdrein, bis mich ein Lichtschimmer begrüßte. „In welches Hotel wollen Sie?“ fragte er. „Wie viele giebt es denn?“ „Zehne, alle hier herum.“ Auf meine Anfrage, wo es am besten sei, gab er zurück, ob ich lieber gut esse oder gut trinke, und als ich sagte, daß beides gepaart nicht zu verachten sei, brachte er mich auch richtig in einem ganz nahe gelegenen unter, wo ich flussleidge Regentage hindurch, die nur hundsmeiße Sonnenschein hatten, ganz zufrieden sein konnte.

Semlin ist bei Tage betradet in der Hauptgasse und etwa zwei Querstraßen recht hübsch, vom Eisenbahndamm beim Viadukt über die Straße nach Turcin aus gesehen wie in einem Garten gelegen, da die vielen Kirchen und die prachtvolle Kockschule, sowie die Häuser um die Reste der alten Burg am Hügel und im Vordergrund die alte Kontumaz zwischen Wein- und Obstkärgärten lieblich hervorlugen. Anders wies das Bild, wenn man den Hügel bestiegt, welcher die alte Burg trug. Man kommt an den Ziegelmauern der neuen, schwach angelegten Festung vorbei, schreitet auf schmalen Stegen an armseligen Hütten ohne Hofstelle und Garten entlang, windet sich links und rechts, bestreift Kämpfe mit elenden Köttern, die wüthend flüchten und sogar die Waden bedrohen, kriecht hier und da zwischen hohen Kesseln hindurch und schwingt sich endlich auf die alten Mauern. Freilich ist von hier aus die Aussicht nach Velgrad hinüber, auf die Donan und Save, die Oberrige Serbiens und die vielen in Semlin ankommenden Schiffe schon und schon auch der Anblick der zwischen Velgrad und Semlin verstreuten Postschiffe und Kähne, die Ansicht der mit so flüßigen liegenden Stadt.

In der Nähe der Burg des Hunyadi, nimmst man einige niedrige Mauern, die einst ein mit vier Eckthürmen geschütztes Viereck bildeten, liegt hinter den Festungsmauern, welche nun den Friedhof umgeben, die schöne Grabkapelle der griechischen Familie Haris Petrovic. Das Gebäude ist griechischen Stils und trägt die Aufschrift *Ναος του αγίου Διονισίου*.

Hier herum und in der Hunyadi-Burg, die auf alten Steinfundamenten aus einer viel früheren Periode ruht, fand man Ziegel in der Größe und Form, wie ich sie schon

www.libtool.com.cn



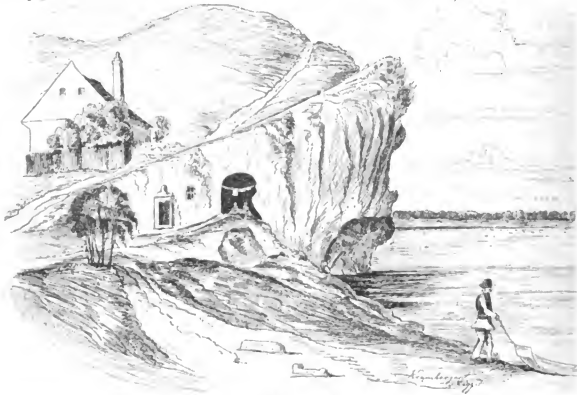
Bestand des Despoten Ruf Vranosvic in der Kirche zu Slankamen.

in Stupianica bei Pestoj fand und beschrieb („Globus“, XLII, Nr. 24) mit dem ähnlichen Reichen *S.* Den Stein vom Grabe Hunyadi's, der hier 1456 starb, hat man zwar auch hier gefunden, doch, ich weiß nicht wohin, geschafft.

Am meisten fesselte mich die rege Bewegung am Fischplatze und am Donau-Ufer, wo zahllose mit Gemüse und Obst schwer beladene Kähne vorüber kamen, eine Zeitlang hielten und wieder stromab verschwanden. Berge von Melonen, Paprika, Paradiesäpfeln, letztere von wein über Hautgröße und gelblicher Farbe, stark gelebt und gebräunt, lagen da zum Verkauf aufgetürmt; außerdem gab es da grüne Kürbisse in der Länge eines Mannesarmes, spannlange Bohnen und alle möglichen Arten von Obst und Gemüse; Fische weiter gegen den Hügel hin in allen Größen und von allen Arten. Und doch ist Semlin eine theure

Stadt, da die Händler auf bestimmten Preisen beharren und, was nicht nach Wunsch in Semlin losgeschlagen werden kann, nach Belgrad hinüber bringen. Am regsten ist der Verkehr an den Agentien, bei der Haltestelle der Vokal-dampfer und bei dem Revisionsgeschäude, wo die Kontrolle über die nach Belgrad und zurück fahrenden Personen geübt wird. Mädchen mit kleinen Körbchen am Arme tragen darin unter Tüchern abgetottete und gefalgene in der Wildreise abgetrocknete Maistofeln und bieten solche zum Verlanfe an, indem sie mit lauter Stimme: „Vrucih kukuruzna“ absingen. Die Melodie erinnert an jene des Liedes: „Tautu, Tautu“ meiner Veden.“

Dazwischen drängen sich die Gaja-Verkäufer. Gaja ist eine aus äußerst feinem Teige und Reisfüllung hergestellte stindelartige Speise. Der Teig jedoch wird nicht gewallt,



Bewohntes Erdloch in Zankamen.

sondern von dem Gaja-Bäder durch unablässiges Schlagen auf ein Brett und plötzliches Dehnen und Vorreißen dünn gemacht.

Wichtige Jungen tragen ganze Veder, mit denen sie Käufer anlocken. Obst und Gemüse wird in großen Körben an einer über die Schulter gelegten Stange getragen. Ich staunte über die Lasten, welche auf diese Weise Weiber fortbringen. Unter der ganz krumm gebogenen Tragstange trippelt die von der Last gebildete Gestalt eilig dahin und wendet die Körbe im Ausweichen mit einer merkwürdigen Beweglichkeit rechts und links, nach vorn und seitwärts, ohne an jemand anzustoßen. Die Weiber tragen meist blaue Kallturnmäde. Wassermagen, welche von der Donau und zurück durch die Stadt rollen, führen Waschwasser in die Häuser.

Semlin hat eine Menge Kerner und ist als vermittelnder Platz für den Handel Mitteleuropas mit dem Oriente

von Bedeutung. Es hat zwei Vorstädte, die eine, Franzensthal, liegt nach Westen an den Weinbergen auf einem aufsteigenden Plateau. Hier wohnen nur Deutsche und in den Höfen mehrerer Häuser in Erdlöchern ärmere Leute. Die Erdwohnungen sind jedoch ausgelüftet, für den Rauch eine Abzugsöffnung über dem neben der Thüröffnung befindlichen Fenster gelassen und jene wird mit Stroh- und Rohrmatten statt einer Thüre in Angeln verschlossen.

Vom Kalvarienberge an der Straße nach Surcin aus hat man einen Gesammtüberblick über die obere und untere Stadt. Die Predikserang ist slavisch, doch giebt es auch Griechen und Ungarn nebst Serben und spanischen Juden hier. Letztere sind Wechsel.

Semlin ist das römische Tauranum, welches sich eine Stunde weit nördlich bis nach dem jetzigen Dorfe Batajnica ausdehnte und durch eine schöne Straße mit Sirmium (Mitrovica) verbunden war. Die Reste derselben sind auch



hente noch sichtbar. Im Mittelalter hieß die Stadt Malevillia; sie hatte im Jahre 1096 während des ersten Kreuzzuges von den durchziehenden Scharen unter Walthar ohne Habs viel zu leiden, freilich durch eigene Schuld. Es wurden nämlich mehrere von den Kreuzfahrern, die von der bereits nach Serbien übergebenen Schar nach Semlin zurückgekommen waren um Waffen zu kaufen, der Waffen und des Geldes beraubt. Als darauf die Kriegerschar unter Peter von Amiens nachfolgte und es rathbar wurde, daß der Kastellan des Königs Koloman von Ungarn, der Befehlshaber der Festung, Comes et princeps Malevillae, Guz, mit dem griechischen Heerführer Nikita von Belgrad verhandle behufs Vernichtung der Kreuzfahrer, Peter von Amiens außerdem die den Betrauten abgenommenen Waffen und Kleider auf der Festungsmauer angeschlagen sah, beschloß er die Burg zu nehmen, was ihm nach heftigen Kämpfen gelang. Von den 7000 Einwohnern wurden 4000 erschlagen, eine Menge Fracht-, Schlachtvieh und Pferde mitgenommen. Nach 1125 heißt Semlin mit griechischem Namen Zeugma. In den blutigen Kämpfen der ungarischen Könige und byzantinischen Kaiser von 1149 bis 1166 kam es in verschiedener Weise Gewalt, blieb aber schließlich unter griechischer Oberhoheit bis zum Tode des Kaisers Emanuel Komnenos. Nach 1180 wurde es wieder ungarisch, kam 1444 in den Besitz des Georgje Brankovic und 1521 unter Kucul Ali Beg in den der Türken; erst seit 1792 begann es sich allseitig zu heben und zu Ansehen zu gelangen.

Das hartnäckige Regenwetter zwang mich endlich, die Reise nach Mitrovica auf folgenden Regen zu machen. Diese sind in solchem Maße heftig fatal. Die Flüsse verfließen tief in dem aufgeworbenen Boden, stellenweise kriecht man durch den Schlamm und da die Trüma gora nur hier und da in einigen Linien zu erkennen ist, wird das Fahren langweilig. Je mehr man sich gegen Kupinovo nach Südwest der Save nähert, desto häufiger wird der Sumpf, und Moräste und Lachen von größerer Dimensionen folgen auf einander. Solche sind Erenvica, Jivaca, Velika bara, Petrac, Galovaca und die interessanteste von allen bei Kupinovo an der Save die Ubedela-bara, eine Sumpflache in Dufienform, die von Kupinovo, einem sehr langgestreckten Dorfe hart an der Save beginnend, sich zuerst nordöstlich

wendet und nach Beschreibung eines großen Bogens gegen Norden südwestlich verlaufend sich immer mehr verflacht und bei Kupinovo eudet. Ihre Ufer sind bis ans Wasser mit dichten Siedmüßern besetzt. Schilf und Rohrdist vornehmlich lüppig aus dem Wasser und Saalwerden ragend dazwischen in großen Mengen hervor. Die freien Stellen nennt man Prozor (Kienfer). Diese werden jährlich kleiner, da die Weiden und das Rohr überhand nehmen. Sie bedeckt über 1300 Katastral-Loch, ist jedoch trotz der geringen Ausdehnung merkwürdig wegen der zahllosen Arten von Sumpfpflanzen, die hier nisten und leben. Sie haben bestimmt Wasser zum und man kann von dem nach Osten zu hohen Ufer (die Save ist das alte Bett der Save) das Treiben dieses Volkes betrachten, noch besser, wenn man einen der hohen Hüme erstiegt.

Tauscher, Rohr- und Wasserhühner, Dönneln, Schopfr, Nacht-, Purpur- und Edelreiter, Köfcheiter, Schaben, Kibize, Stod-, Zask-, Kried- und Knädeln, Braunlöse und Kallen, Teichhühner und zahlreiche andere größere und kleinere, die ich nicht aufzähle, treiben da ihre Wesen und erheben zeitweilig einen wahren Höllelärm, besonders wenn ein Raubvogel erscheint und sich einen Praten holt, was täglich mehrmals geschieht. Hwerg, Schrei- und andere Adler, Habichte, Falken, Weihen, Eistern und Krähen rauben junge Vögel, um sie ihrer Brut in die Nester rings im Siedmüßern, die großen Raubvögel sogar, um sie in die Trüma gora zu tragen. Einen merkwürdigen Anblick gewähren die Reitereraten, wenn sie auf der Höhe wie Federbälle auf ihre Nisthöfen einsinken. In den Morgenstunden und vor Abend treiben sich solche Massen in der Luft herum, daß ein Zauken entsteht, wie von durch die Luft ziehenden Hagelwolken.

Die Kämpfe, die hier angesprochen werden, sind zahllos. Der Mensch, der an Verteilungswort die Tiere übertrifft, stellt den Nestern und Eiern gierig nach, nur die Unzugänglichkeit mancher Stellen und, wie man mir sagte, in neuerer Zeit das Verbot der Nachstellung, retten vielen die Brut. An der Ubedela-bara erhebt sich am hohen Ufer ein altes Kirchlein, erbaut zum Andenken an Angelina, die Gemahlin des Despoten Stephan. Von dem einzigen Kloster Dach, von welchem der Sumpf benannt ist, sind noch einige Reste vorhanden.

## Beitrag zur Beurtheilung der Ostindischen Kastenfrage.

Von Hugo Schanz, Wiss. a. D.

### I.

Ueber die Kaste und Kastenzersplitterung bei den Hindus Hindubius ist schon viel geschrieben, noch mehr disputirt und gestritten worden; aber daß diese Frage gelöst, oder auch nur, daß in Europa die Sachlage allerseits recht erkannt wäre, können wir nicht annehmen. Es ist auch in der That nicht leicht, vielleicht unmöglich, eine richtige Anschauung in dieser schweren und verwickelten Frage zu erlangen, wenn man nicht Gelegenheit gehabt, für längere Zeit in und mit diesem merkwürdigen, in vieler Beziehung hochbegabten, aber nach Weise der Orientalen am Kastengetraditen mit außerordentlicher Fähigkeit festhaltenen Volke der Hindus zu leben und zu verkehren.

Stobus XLVI. Nr. 11.

Wenn der Schreiber dieses an die Kastenfrage herantritt, so glaubt er durch über neunzigjährigen Aufenthalt in Südindien dazu nicht ganz unberechtigt zu sein, zumal es sein Beruf erforderte und ermöglichte, das Volk der Hindus näher zu studiren. Angleich aber möchte er hierdurch auf ein, wie es scheint, in Europa noch nicht recht bekannt gewordenes, treffliches Buch über diesen Gegenstand aufmerksam machen und zum Studium desselben ermuntern. Es ist das im Jahre 1871 in dem französischen Gebiete Pondichery in Südindien in französischer Sprache erschienene, 500 Seiten umfassende Buch: *Essai sur les Castes dans l'Inde*. Par A. Esquer, conseiller à la

cour d'appel. Mr. Esquer, der damalige Präsident des Congresses in Pondichern, hat ausnehmend viele Jahre dieser Frage seine besondere Aufmerksamkeit und eingehendes Studium gewidmet, und wenn wir im folgenden sein Buch hauptsächlich benützen werden, so wollen wir damit zugleich unsern Dank bezeugen für das uns vom Verfasser gütigst zugewendete Exemplar.

Nach verweisen wir auf wenigstens einige Schriften zu weiterer Orientierung in dieser Frage: Groul: Reise nach Ostindien, Bd. 3, S. 227 ff., Bd. 4, S. 147 ff.; Derselbe: Explicatione etc. with regard to the Caste Question, Madras 1851; Derselbe: Die Stellung der evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig zur ostindischen Kastenfrage, Leipzig 1861, 96 Seiten, eine vorzügliche Schrift; ferner Dr. Hermann's Riegenbald und Vilscham, Erlangen 1868, S. 280 ff.; Derselbe: Joh. Phil. Fabricius, Erlangen 1865, S. 204 ff.; Derselbe: Missionar Chr. Friedr. Schwarz, Erlangen 1870, S. 265 ff. x.

Wir beginnen mit einigen allgemeinen Bemerkungen, der kleinen, oben erwähnten trefflichen Schrift: „Die Stellung der evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig zur ostindischen Kastenfrage“, entnommen:

„Die indische Kaste ruht einerseits auf einem unerschütterlichen Stammesunterschied (daher dachiti, d. i. „Geschlecht“) zwischen arischen Eingewanderten und nicht arischen Urvohnern — ein Unterschied, der sich selbst in der Färbefarbe kundgibt (daher Kaste auch mit varna, d. i. „Farbe“ bezeichnet wird); — andererseits auf Theilung der Arbeit. Die eroberten eingewanderten arischen Herren des Landes (cf. Groul's Reise nach Ostindien, Bd. 4, S. 147 ff. und S. 167 ff.) nämlich bildeten einen — mit der Zeit erblich werdenden — Lehrs, Wehrs und Nährstand (Brahmanen, Kshattras und Vaisyas) allmählich aus sich heraus, während sie die nicht-arischen Urvohnern, soweit sie es vermochten, in ein Dienstverhältnis zu sich setzten, so zwar, daß unter der Macht geschichtlicher Verhältnisse sich aus diesen Urvorgeborenen eine durchaus ehrenvolle Kaste herausentwickelte (das sind die Sudras im Gegensatz zu den Varias), die bei einer sehr geringen Zahl eingewandelter Kshattras und Vaisyas (wie eben im Lamuliclande) leicht in die Beschäftigung dieser beiden arischen Kasten (cf. unten, Anhang) eintreten konnten. Das indische Kastensystem ist daher ein Erzeugniß natürlicher Entwicklung des indischen Volksgesistes auf dem Wege der Geschichte, — aber wie alles Natürliche im Heidenthume mit Irrthümern und Sünden vielfach behaftet und von ungöttlichen Mächten stark in Dienst genommen.“

„Wie nun das Kastenwesen in seinen ersten Anfängen eine nationale, sociale Bedeutung hatte, so schließt es noch immer ein vollständig bürgerliches Element in sich, das — ähnlich wie unser deutsches Ständes- und Zuständen, besonders im Mittelalter, nur in ausgedehnterer und schrofferer Weise — sich unter mannigfachen Abweichungen nach Zeit und Ort hauptsächlich in mehr oder minder harter Abgrenzung der Beschäftigungen, in mehr oder minder genauer Vermeidung gegenseitiger Verührung, sowie in gegenseitiger Ernährungs- oder Versorgung der Essensgemeinschaft und der Zwischenheirath bethätigt.“

„Diese Doppelthatfache wird anerkannt von den bedeutendsten Kennern Ostindiens.“ — Cowell Dr. Groul a. a. D. S. 1 ff.

Wir behaupten: Daß eine auf einen Flächenraum von 64 720 Quadratmeilen vertheilte Bevölkerung von über 240 Millionen Menschen (wie sie Ostindien hat), welche

aus Kindern Japhet's, Ham's und selbst Sem's, oder aus wenigstens dreien der fünf Menschenvölker, nämlich der fantasischen, mongolischen und malaischen (vielleicht oder wahrscheinlich auch der äthiopischen, sehr also nur die amerikanische) Kaste in vielfacher Strengung zusammengesetzt ist; deren Religionen und Sprachen überdies so sehr verschieden sind (alle drei Hauptklassen von Sprachen nach Maury: einstufige, Agglutinations- und Zeugungs-sprachen, letztere in mehreren Gruppen, sind vertreten), — daß eine solche Bevölkerung einerlei Sitten und Gebräuche haben sollte: das fällt keinem denkenden Menschen ein, auch nur zu erwarten!

Diese ganze gewaltige Bevölkerung Ostindiens (wobei die Europäer nicht gerechnet sind) theilt A. Esquer (a. a. D. S. 215 ff.), welchem wir nun in der Hauptsache folgen<sup>1)</sup>, in zwei Hauptabtheilungen:

I. Die bei weitem zahlreichere Hauptabtheilung, nicht weniger als 150 Mill. Seelen umfassen, besteht aus den eigentlichen Hindus, die der brahmanischen Religion anhängen (aber in einer große Menge Secten zerfallen) und den Kastensysteme unterworfen sind, von den Brahminen herab bis zu den Varias (diese eingeschlossen). So verschieden sie unter einander sein müssen, sind sie doch alle durch zwei Bänder mit einander verbunden, welche die Jahrhunderte nicht zu lösen vermögen: 1) die von den Brahminen gepredigte Religion und 2) das Kastensystem. Mit dieser Hauptabtheilung haben wir es im Folgenden bei Darstellung der indischen Kasten beinahe ausschließlich zu thun.

II. Die bei weitem weniger, aber doch noch ca. 40 bis 60 Mill. zählende zweite Hauptabtheilung, nämlich eben die ganze übrige — nicht brahmanische und nicht unter das Kastensystem geburte — Bevölkerung Vorderindiens (wiewohl sie im Laufe der Zeit viele, ursprünglich brahmanische Gebräuche angenommen haben), die in folgende drei große Gruppen sich theilen lassen:

1. Die Gruppe der von den Brahminen als Kezer verurtheilten und früher heftig verfolgten Secten: 1) die Buddhisten, jetzt nur noch etwa 2 Mill. in Indien übrig; 2) die Jains, einige 100 000, welche bis zu einem gewissen Grade Kastensysteme haben; 3) die Sikhs (ca. 8 Mill.) in den Thälern des Punjab (s. „Kunstformland“, Industrial), welche einen von Ahltheterei reinen Deismus lehren; 4) die verschiedenen — nicht orthodoxen — Religionsysteme, besonders die Kattripanthis (eine den Quäkern ähnliche religiöse Gemeinschaft, gestiftet von Kabir, welcher den Vögelien, die Lehren der Sufis und des Mohammedanismus heftig bekämpfte, im 14. Jahrhundert n. Chr.), die Satnamis (1658 n. Chr. von Birkhan gestiftet, reine Unitarier) x.

2. Die Gruppe der in Indien Eingewanderten: 1) die Mohammedaner, etwa 30 Mill. Anhänger in Indien zählend, aus Souds (Nachkommen des Sufis, Enkel des Mohammed), Sektis oder Konvertiten, früher Mohren genannt, Kathars oder Aghans und Moguls zusammengefaßt, zerfallen ihrer Religion nach in Sunniten und Schiiten, wie überall so auch in Indien die letzteren zahlreicher. Gewöhnlich werden sie in zwei Kasten geschieden: die höher stehenden Turaner (Turker, Indern) und die tiefer stehenden Sonaler (oder Mohren), erstere Nachkommen der eingewanderten Mohammedaner, letztere Nachkommen der zum Mohammedanismus bekehrten Ureinwohner.

<sup>1)</sup> In seinem trefflichen Buche haben wir nur das eine auszuheben, daß die Namen der Kasten alljährlich nur in 10-20 jähriger Sechzehnteile erscheinen und werden wir diesen Rat geistlich zu bekräftigen suchen.

ner; — 2) die als Kolonisten eingewanderten Gebern oder Paris, aus Persien durch die Waghambdanner vertrieben, sind Feueranbeter, 6000 bis 6000 in Bombay, Surat und an den Küsten des Persischen Meeresbusens; — 3) eine jüdische Kolonie (von jetzt mehreren 1000 Familien) auf der Malabarhälfte in Keshidj; wahrscheinlich nach der Zerstörung Jerusalems 70 n. Chr. eingewandert; — 4) ebenbürtig auch die sogenannten Nestorianischen Christen oder Thoma-Christen.

3. Die Gruppe der zahlreichsten Stämme der ersten Kreishälfte Indiens, welche sich der arischen Perschast nicht fügten und ihre Kultur nicht annahmen, sondern sich in die Wälder und Gebirge zurückzogen: die Ghonds, Kolis, Whils, Puharris u., etwa 3 bis 4 Mill. Seelen — auf die wir im folgenden nochmals zurückkommen werden.

Wir folgen nun dem 4. Kapitel des Buches von A. Équer, welches den gegenwärtigen Stand der indischen Kasten darstellt (§. 79 bis 214):

Zuerst einiges Allgemeine über die bekannten vier Hauptkasten:

A. Die Brahminen sind ebensoviele wie die übrigen Kasten dem Strome gefolgt und haben sich in viele verschiedene Kasten getheilt, die unter einander meist weder Essensgemeinschaft noch Zwischenschatz haben. Der Sage nach zerfallen die Brahminen ursprünglich in den Nord- und Südweig, deren jeder fünf Klassen mit je fünf Unterabtheilungen habe. Nach Einigen theilt sich die Priesterkaste (so heißen die Brahminen, obwohl nur der geringste Theil wirklich Priester sind) in 2000 verschiedene Stämme; in dem kleinen Gebiete von Gutsch (im NW) zählt sie nicht weniger als 90 Abtheilungen, die wieder von denen anderer Gegenden sich abheben. Nach Abbé Dubois („Moeurs et coutumes de l'Inde“, Anfang dieses Jahrhunderts) bilden die Brahminen in Südbhinde vier Hauptklassen mit je 20 Unterabtheilungen. Schon dies zeigt, wie sehr die Brahminen seit Manu's Zeit herabgefallen sind. Die oft erwähnten vier Stufen brahminischen Lebens, durch welche eigentlich ein jeder Brahminische hindurch gehen muß, um zur Vollendung zu gelangen<sup>1)</sup>, werden nur noch sehr ausnahmsweise durchlaufen. Die jetzigen Brahminen machen sich keine Skrupel, die verschiedensten Berufsarten zu er-

greifen, um „sich den Panch zu füllen“, und müssen oft genug vor Sudras, ja selbst vor Varias, die einen höheren weltlichen Beruf erlangen, sich tief verbeugen, — wiewohl auf der andern Seite gesagt werden muß, daß im Großen und Ganzen die Brahminen in Folge ihrer größeren geistigen Begabung und Intelligenz die meisten der den Eingeborenen anvertrauten Posaunenklänge befehlen. Am meisten haben sie sich in der Präsidentschaft Bombay in Ansehen und Achtung zu erhalten gewußt; in der Provinz Punaoh und bei den Nagrahatten sind sie noch in voller Muth und über das Punaoh selbst die königliche Gewalt (seit Ende des vorigen Jahrhunderts). — Nach Son-

nerat (Voyage aux Indes orientales et à la Chine. 3 vol., 1782) theilen sich die Brahminen in drei Hauptklassen: 1) Baidita-Brahminen oder Smartas (cf. weiter unten), die unter dem Namen Panchfänger sich mit Festigen des Kalenders und anderen astronomischen und astrologischen Arbeiten beschäftigen; 2) Saiva-Brahminen und 3) Vaishnava-Brahminen. Die Alle Priestergehäfte verrichten — und in drei weltliche Klassen: 1) Tatsabhi-Brahminen (Physiologen); 2) Goutsheliars (?) und 3) Moratia-pärpär (pärpär ist eine Bezeichnung der Brahminen?).

k. Die Kshatras sind, bis auf einige Ueberreste in den nordwestlichen Gegenden Indiens, überall fast ganz verschwunden. Nur die Kshatras, Marattas (und Bonbichers?) stammen, mehr oder weniger rein, von den alten Kshatras ab.

C. Die Vaisyas finden sich gleichfalls fast nur im NW unter dem (nicht ihnen allein insondenden Berufs-) Namen Väniter, d. i. Kaufleute; im Süden Indiens sind sie verschwunden, obwohl einige höhere Sudratrasen sich für Vaisyas ausgeben (Dhāna-Vaisyas, Kaufleute und Wechsl-ler; Shā-Vaisyas, Arbeiter; Gō-Vaisyas, Herden-besitzer). Die Ursache des Verschwindens der Vaisyas scheint dieselbe wie bei dem der Kshatras zu sein: als sie (die Vaisyas in Folge ihres Reichthums) zu mächtig wurden, suchten die Brahminen sich ihrer zu entledigen.

D. Die Sudras endlich in ihren vielen Abtheilungen werden wir unten näher kennen lernen. In Folge der beinahe gänzlichen Ausrottung der Kshatras und Vaisyas sind sie in der sozialen Rangordnung bedeutend getriggen, und wiederum die Varias vielfach in die Rangstufe aufgerückt, welche in alten Zeiten die Sudras einnahmen.

Équer (a. a. D. S. 90 ff.) zeigt, daß eine vollständige und genau nach dem Range geordnete Aufzählung der indischen Kasten ein Ding der Unmöglichkeit ist, schon aus dem einfachen Grunde, weil eine Kaste in anderen Gegenden oftmals eine andere Stellung einnimmt. Es sollen zwar alte Kupferplatten mit genauer Bezeichnung der Kasten im Tempel zu Goudhaveram (nicht weit von Madras, cf. Grant's Reise, Bd. 5, S. 183 ff.) gewesen, diese aber durch die Einfälle der Mogols vernichtet worden sein. Équer schlägt daher den Weg ein, daß er 1) die Kasten, wie sie im Tamulnlande (besonders im französischen Gebiete von Pondichern) sich finden; 2) die Kasten in Bengalen (besonders in Tschandernager); 3) die in Telugulande (besonders in Yanaon); 4) die Kasten auf der Malabarhälfte (besonders in Nago) und 5) die kastenlosen Pariahs behandelt. Wir wollen nun den ersten Abschnitt ausführlicher behandeln und aus den übrigen Abschnitten einiges Interessanteres beibringen.

Die Kasten im Tamulnlande (besonders Pondichern).

Vorbemerkung: Dem Tamulnlande eigenthümlich (und darum, wenn auch unbekannt, jedenfalls neuereu

1) Das ganze Buch ist eingetheilt in 7 Kapitel: 1) Prolegomenes. Utilité possible et but de cette étude, p. 7; 2) Origine et nature de la distinction des castes, p. 15; 3) Classes sociales. — Diffusion des castes. — Resultat final, p. 57; 4) Etat actuel des castes dans l'Inde, p. 79; 5) La religion Indoue et la Constitution des castes, p. 233; 6) Extinction des castes. — Avenir et regeneration de l'Inde, p. 307; 7) Conclusion, p. 481.

2) Die vier Stufen brahminischen Lebens, Ahimsa genannt, sind: 1) die des Brahma-Ishtari oder Schülers, der nach seiner Weihe mit der heiligen Brahminische sich der Wege der heiligen Feuer und, unter der Aufsicht eines Guru oder geistlichen Lehrers und Führers, dem Studium der Vedas widmen muß; 2) die des Gṛhastha oder Hausvaters, der von seiner Verheirathung an seine religiösen Pflichten treu erfüllen, Gṛhastha wird, und einen Sohn zeugen soll; 3) die des Vānaprastha oder Einsiedlers, der, mit oder ohne sein Weib, sich in die Waldbräunlichkeit zurückzieht, von Blättern, Wurzeln und Früchten lebt und ganz der Meditation und seinen religiösen Ceremonien sich widmet; endlich 4) die des Samnyasi oder religiösen Bettlers, der keine Ceremonien mehr zu beobachten hat, nur von Almosen lebt und nicht selten ganz nackt geht, — da er ja der Welt ganz abgetrennt ist. — Die vierte Stufe umfaßt vier Abtheilungen, jede der drei anderen Stufen je zwei, im Ganzen also 10 Abtheilungen. — Ausführlicheres der Dubois (a. a. D. S. 91 bis 366); Windischmann („Die Philosophie der Weltgeschichte“, S. 162 bis 936) u.

Ursprungs) ist die auf die Göttin Kālī zurückgeführte Einteilung fast aller Kasten (mit Ausnahme der Brahminen und einiger Sudrasten, cf. unten) Südhind in die rechte Hand, Balangai, und die linke, Džangai, deren Anhänger oft mit einander über ihre respektiven Vorrrechte in blutige Händel gerathen sind. Die Vinkelhandkaste scheint durch Vermischung der Kasten entstanden zu sein, obwohl ihre Anhänger das in Arore stellen und für sich den Vorrang beanspruchen; freilich straft sie ihre größere Unsittheit Vögel. — An der Spitze der Rechtehandkaste stehen die Belläler; unter den Kastenlosen gehören zu ihr die Variāḥ (daher Balangamātrā genannt); an der Spitze der Vinkelhandkaste stehen die Tschettys, Kaufleute, und die Pantjasthamāler, Zinngewerke, cf. unten; unter den Kastenlosen gehören zu ihr die Sakkis, Schuhmacher.

#### A. Brahminenkaste.

Sie zerfällt in 4 (oder 5) Hauptklassen:

1. Aṣṭajāva (Mr. Sivaiten), Priester und Diener an den Sivapagden, führen den Titel „Guru“ (Einzahl; Mehrzahl: Gurull).

2. Smaras (cf. Graul's Reise, Vb. 4, S. 154 ff.), Anhänger des Advaitasystems, d. i. der strengen Vedantalehre („Geist und Materie sind Eins“, oder vielmehr die Materie nur ein Schatten- und Scheinbild, Maya, nur Brahm ist wirklich und ewig), während die Sāiva- (unter 1.) und die Vaiṣṇava- (unter 3.) Brahminen ursprünglich mehr dem sogenannten Viśiṣṭ Advaitasystem angehört (d. i. der weniger konsequenten aber praxischeren Vedantalehre, welche der Gottheit Gestalt und Eigenschaften zuschreibt, die Materie als wirklich erscheinend, aber in den Geist oder die Gottheit zurückstehend und endlich ganz zurückstehend auflöst). Die Smaras, deren Haupt Saṅkara Aṣṭārja ist, verehren das Brahm (nicht den Brāhma) als Hauptgottheit, obwohl sie Siva-Abgötzen tragen. Die angesehensten sind die oben erwähnten Pantjasthamer, Kalendermacher, und die Burohās oder Familienpriester. — Sie zerfallen in 16 Unterabtheilungen von Telugu-Absamt und in 25 Unterabtheilungen tamulischen Ursprungs. Alle führen den Titel „Eiser oder Arier“ (den auch die europäischen ordinirten Geistlichen, sowie die aus den eingeborenen Sudras ordinierten Vandrebrüder erhalten).

3. Vaiṣṇava, Viṣṇuvenerer; die Vornehmsten unter ihnen sind die Guras oder Priester, genannt Aṣṭārja oder auch Nambo; die Kandidaten für das Priesterthum heißen Tschukkas. Die übrigen leben von Almosen, oder sind Kaufleute, Schreiber u. c. Sie führen den Titel „Aengār“.

4. Madhvas, sie hängen dem Dualsystem, d. i. der Sanyasaphilosophie an (lehren eine unangängliche und ewig bleibende Dreieit, die Materie ebenso wirklich und ewig wie der Geist). Von ihnen erlangen Viele Beamtenstellen und führen dann (ebenso wie ihre Priester) den Titel Aṣṭārja, d. i. Priester; die Nichtangestellten den Titel Rāyer. Die Madhvas sind nördlichen Ursprungs.

5. Nach sind besonders zu rechnen die staatslichen Brahminen, welche zu der berühmten Vagode in Sidam-baram (oder Tschelambaram, etwas nördlich von Tranquebar gelegen) gehören, früher 3000, jetzt kaum 200 Familien, die sich für die vorzüglichsten aller Brahminen halten, obwohl die Tempelbrahminen besonders berücksichtigt und rechte Vaudhienner sind (cf. Graul's Reise, Vb. 4, S. 39 ff.). Sie heißen Tschhater, d. h. die heilige Weihe der Sāivas erlangt haben (cf. unten Anhang). Ihr Palladium ist eine goldene Statue des Siva. Im Jahre 1752 wurden sie auf einige Zeit durch französische Truppen, die sich im

Tempel einquartierten, nach Negapatam, südlich von Tranquebar, vertrieben, und haben seitdem an Zahl sehr abgenommen.

#### B. und C. Aṣṭārja- und Vaiṣṇava.

Diese fallen hier (im Tamulnlande) aus, da sich kaum einige echte Abstammlinge derselben finden (cf. oben unter dem Allgemeinen über die vier Hauptkasten).

#### D. Sudrasten.

Amphigastischer ist die Sudrasten im Tamulnlande vertreten. Sie zerfallen in 43 (44 cf. unten) Hauptklassen mit vielen Unterabtheilungen.

1. Belläler (von Bellāmi, Venerer des weissen seil. Entseides, — oder Diener des Bäl, d. i. des Sudragamāya, des zweiten Sohnes Sivas, des Vāṣṭhār der Weidfrucht) sind Ackerbauer, zum Theil große Grundbesitzer (besonders in Madura und Tanjavar), bilden die Aristokratie unter den Sudras, führen einen (indischen) Pfing in ihrer großen Nähe und sind zum Theil Viṣṇumiten, zum Theil Sivaiten (Venerer des Viṣṇu, oder des Siva als obersten Gottes). Die verschiedenen Abtheilungen derselben werden von verschiedenen Autoren verschieden benannt. Egoer untertheilt 6 (oder 7) in gleichem Range stehende Klassen der Belläler, nämlich:

a) Tendamandala-Belläler, in Kōsch- und Meliātiārs zerfallend, in der Gegend von Kōschivaram. Tendamandala ist ein Theil des alten Tschola-Königreichs (cf. Vassen, Indische Alterthümer, II, S. 436 ff.). Einige von ihnen, deren Vorfahren den früheren eingebornen Königen als Weidwohler dienten, führen den Ehrennamen Zavala-Belläler (Vangen-Belläler?). — Sie sind eifrige Sivaiten, führen den Titel Vāṅṭheliār („Berater“). Aus ihnen wird der Repräsentant aller hohen Sudrasten, Rāva genannt, gewählt, während die übrigen Kasten nur je einen Häuptling, Kāṭṭin genannt, und die einzelne Kaste haben.

b) Tschōla-Belläler (bei Graul Sorghier genannt), theils Viṣṇumiten, theils Sivaiten; halten sehr streng auf ihre Kaste, da sie sich für echte Arier (also zu den drei höchsten Kasten gehörig) und für Abstammlinge der alten Tscholastaten halten. Sie führen den Ehrentitel Pūṭṭa „Kind“.

c) Karakāla-Belläler (bei Graul Kälaler, „Pflanzhändler“, nach Egoer „Wächter der Pflanzungen“), führen gleichfalls den Titel Pūṭṭa und gehören zum alten Pandion-Königreiche um Madura.

d) Kanabli-Belläler, sehr selten.

e) Vellāntschettys, die unter den Bellälern, welche Handel treiben und daher den Titel der Kaufleute: Tschettys, angenommen haben.

f) Tulluva-Belläler oder Agamibērs, gehörig aus dem Tulluvaland, d. i. Süd-Canara, in vier Abtheilungen zerfallend, führen den Titel Vāṅṭheliār oder Vāṅṭṭa.

Endlich g) Tschōlāna-Belläler, die früher Tschōlānas (mit den Buddhisten verwandt) waren und obwohl zum Brahmanismus zurückgekehrt, noch Einiges aus ihrem Kasten beibehalten haben.

2. Cavarcis oder Cavare-Baner, aus dem Telugulande (Badaga) kommend. Früher Soldaten, sind jetzt viele von ihnen beim englischen Militär oder der Polizei, die anderen meist Inmeltere. Sie sind sehr angesehen, führen bei ihren Festen 90 Insignien und haben den Titel Rāster, da sie ihr Geschlecht auf die alten Kaiserlinge in Madura zurückführen. Sie sind meist Viṣṇumiten, besonders Venerer des Rāma (Anfänger des Viṣṇu), und



nehmen den zweiten Rang in der Rechtehandlasse ein. Sie zerfallen wieder in 18 Abtheilungen, aus deren oberster das Oberhaupt der niederen Sudralasten, Tschibigenannt, gewählt wird, und welche ihre besonderen Namen nach ihrer besonderen Beschäftigung führen (s. B. Soldaten oder Polizeidiener, Fabrikanten von Armbrüsten aus Glas oder Porzellan, Inwelier, Landbauer, Kaufleute in Kalt etc.).

3. Nádava oder Deyer (d. i. Mittlere, nämlich zwischen Aderbauern und Kaufleuten in der Mitte stehend) sind Hirten, zum Theil auch Aderbauer und Kaufleute, sehr zahlreich und jetzt sehr geschätzt, (s. Ueber diese Klasse s. B. in Mysore, zur Kádscha (d. i. Königs-) Würde gelangt sind. Sie verehren besonders den Hirtengott Krishna (Zufarnation des Vishnu); ihre Priester heißen Wálas oder Wópálas, deren Würde erblich ist. Sie sind durch Tapferkeit und Außerlässigkeit berühmte, führen den Titel Pálay und haben weder mit der Rechten- noch Linkehandlaste nähere Gemeinschaft. Nach Graul (Reise, Bd. 4, S. 175 ff.) theilen sie sich in acht Hauptklassen mit je 18 Unterabtheilungen und haben einige merkwürdige Gebräuche bei Hochzeiten und Begräbnissen. Unter den 18 Unterabtheilungen oder Zweigen ist jedesmal nur ein einziger, der mit den 17 übrigen (Essens- und Heiraths-) Gemeinschaft hat, der sogenannte „Viehes-Weil-Zweig“.

4. Tschetty oder Kaiser, sind Kaufleute, Banquiers etc. und sehr reich durch Handel und Wucher (12 Proc. ist Armenzinsfuß in Indien; sie nehmen 18, 24 und noch mehr Procente). Sie stehen an der Spitze der Linkehandlasten, geben sich selbst aber für Pálayas aus und tragen deshalb auch die arische Schür (Brahminenschür), sind meist Sivaiten und führen einen Hahnen in ihrem Banner. In Pondichery theilen sie sich in vier Klassen. Sie treiben auch viel Handel auf der See. Eine Merkwürdigkeit bei

einer Klasse derselben ist, daß sie die Ohrläppchen durch Anwelen ungebührlich lang ausdehnen.

5. Comutty, wenig zahlreich, aber ziemlich angesehen, trotzdem sie zur Linkehandlaste gehören, sollen von einem Brahminen und einer Frau aus der verachteten Pariahlasse der Sakkil oder Schuhmacher abstammen, daher sie die Sakkilis zu ihren Hochzeiten einladen müssen, enthalten sich (als Abstammlinge von Brahminen) aller Fleischspeisen und rangiren sich selbst unmittelbar nach den Brahminen, treiben Handel wie die Vorigen, mit denen sie wahrscheinlich auch verwandt sind, und nennen sich Tschetty. Sie führen die arische Schür und (wie die Brahminen) den rothen runden Fleck auf der Stirne, ein rothes Banner und als besondere Insignien die Nagadhatóranam, das sind Seile mit Blumen über die Straße gezogen bei Festlichkeiten. Sie sind theils Vishnuiten, theils Sivaiten, und theilen sich in Korb- und Eild-Comutty.

6. Ketty oder Keddos, sind von Telugu-Abskunft und wie alle Telugus (nördlich von Madras das Teluguland mit etwa 13 Mill. Einwohnern) von feineren Sitten, Völkern von Feldern, reich und einflußreich; theils Vishnuiten, theils Sivaiten. Sie sind nicht in rechte und linke Hand getheilt, führen den Titel Ketty, und theilen sich in vier Klassen.

7. Kauater, Schreiber und Rechnungsführer aus uralter Zeit (schreiben und rechnen auf Leis, das sind getrocknete Palmblätter, mit einem eisernen, unten sehr spitzigen Griffel, sehr zierlich und schnell). Sie führen den Titel Pálay und gehören zur Rechtehandlaste. Nach Einigen nehmen sie erst die 22. Stelle in der Reihe der Sudralasten ein; dagegen aber spricht ihr ehrenvoller Titel. Einige dienen bei den Europäern in der eintägigen Stellung als Dolmetscher, Lieferanten oder Unterhändler (ebenso wie auch die Wálas und Nádavas, cf. oben 1. und 2.); sie theilen sich in vier streng von einander gefonderte Klassen.

## Brasilianische Salzgewinnung.

Von Oscar Canstatt.

Der nahezu sprichwörtliche Reichthum Brasiliens erstreckt sich zwar auf tausenderlei der kostbarsten Naturprodukte, an einzelnen dem Menschen ganz unentbehrlichen Dingen jedoch leidet das Land stellenweise auch einen ebenso empfindlichen Mangel. So kommt das Salz z. B. wohl mehrfach vor in Zoologischen und sogenannten Barreros oder Salinas, in größeren Distrikten dagegen fehlt es ebenso wie in Paraguay wieder zum großen Nachtheile der Viehzucht fast ganz. Das Steinsalz selbst findet sich reichlicher eigentlich nur in den brasilianischen Provinzen Mato-Grosso, Goyaz, an den Ufern des Flusses Ivaoy in Parana, im Innern Bahias, in Piahy und besonders in Minas-Geraes. Bittersalz und schwefelsaure Soda reichlich auch, wie man dies in Ceará beobachtet hat, durch Ansehen an Kalksteinen, im Araripe- und im Ipiapabagebirge. Der sehr seltene salzartige Anhydrit ist zwischensalz der des chlorfauren Sodiums am Oberrhein, wie er hier und da beobachtet wurde. Am Rio Negro gewinnt man das nützliche Salz erst indirect von Pflanzen und zwar aus den Bobotomern, welche in der flüßigen Strömung süßen Wassers auf Felsen wachsen.

In größerer Menge als dort sieht das unentbehrliche

Mineral den Brasilianern natürlich an der Meeresküste zur Verfügung, wo sich mittels des einfachen Verdunstungsprocesses aus dem Seewasser jede beliebige Quantität Salz gewinnen läßt. Am interessantesten ist die landeigen-schilmische Ausnutzung der oben erwähnten Barreros im Innern von Brasilien. Längs den Ufern des mächtigen San Francisco-Stromes namentlich, etwa da, wo derselbe die Grenze zwischen den Provinzen Bahia und Pernambuco bildet, finden sich in den sandigen Ebenen, welche sich zu beiden Seiten des Flusses über 8 bis 12 Leguas ausdehnen, Vertiefungen von verschiednem Umfange, die der Strom, wenn er zur Regenzeit austritt, mit Wasser füllt. Nach dem Zurückweichen des Flusses entstehen auf diese Weise eine zahllose Menge kleiner Seen (Vagos) und Tümpel, welche während der heißen Jahreszeit erst allmählich wieder austrocknen. Auf der Oberfläche von deren sandigen Grunde nun entsteht eine feste, mehrere Centimeter dicke Kruste tryphallisirten Salzes, welche sich, so oft sie weggenommen wird, nach wenigen Tagen wieder erneuert.

Mit thätigster Geschwinigkeit, oft auch mit Gewalt bemächtigen sich in der gelegentlichen Zeit nun die Bewohner



der Umgebung dieser ausgetrockneten Vertiefungen und sie-  
deln sich auf einige Wochen zur Salzgewinnung in schnell  
aus Palmenblättern errichteten Hütten rings umher an.

Das erste Geschäft der Arbeiter ist, alles kryallifirte  
Salz mit Krüden auf Haufen zusammenzuschütten, von  
wo es in die Filtrirhüte (Bangues) gebracht wird. Es  
werden zu diesem Behufe vier Plätze dertout von einander  
entfernt in den Boden getrieben, daß eine große Ochsen-  
haut mit ihren Enden an sie befestigt werden kann, ohne  
sehr gespannt werden zu müssen. In die Mitte der Haut  
wird eine Oefnung gemacht, auf diese Stülde der nebartigen  
äußeren Bedeckung der Kothschälne gelegt, darüber  
reiner Sand geschüttet und nun so viel von dem aufge-  
häuften Salze darauf gelegt, als die Haut zu fassen vermag.  
Hierauf wird so lange reines, süßes Wasser aufgegossen,  
bis das Salz angelaut ist. Das gesättigte Salzwafler,  
durch die erwachte Oefnung filtrirend, wird in einem  
anderen Gefäße aufgefangen und kommt nun in größere,  
ebenfalls aus Ochsenhaut verfertigte Behälter, in denen  
man es an der Sonne verdunsten läßt. Schon den ersten  
Tag entsteht auf der Oberflähe des Wassers eine Kruste,  
die man niederstößt und dies, so oft eine neue anseht,  
wiederholt. Nach drei Tagen ist das Wasser fast ganz  
verdunstet, dann schüttet man neuerdings filtrirtes auf, bis  
das Gefäß mit Salz gefüllt ist. Letzteres wird dann hinaus-  
genommen, kommt in geflochtene, aufgeschangene Körbe,  
aus denen der Rest des Wassers abläßt, und wird endlich  
auf Trockenbetten (Terreiros) zum völligen Trocknen aus-  
getreiet.

Soll das Salz weit verschifft werden, so wird es in  
leberne, etwa 32 Pfund haltende Säde verpackt. Man  
rechnet, daß gewöhnlich in einem der beschriebenen Gefäße,  
wenn es nur aus einer Ochsenhaut besteht, in 14 Tagen  
2 Alqueiras (180 Pfund) Salz erzeugt werden.

Sobald die fern gebliebenen Bewohner der Provinz  
glauben, daß die Salzfabrikation genügende Fortschritte  
gemacht haben könne, reisen sie mit Lebensmitteln und an-  
deren Bedürfnissen versehen nach den Salzdistrikten, und nun  
beginnt ein lebhafter Handel, in welchem jeder Einkauf  
mit Salz bezahlt wird. Das gewöhnliche Maß ist ein  
Teller voll, eine Münzsorte, die so üblich ist, daß bis vor  
gar nicht langer Zeit in jenen Regionen der Handwerker  
und selbst der Geistliche, wenn er eine Messe las, häufiger  
oder lieber mit Salz als mit Geld bezahlt wurde. Die  
Empfänger verkaufen natürlich das Rohprodukt in der Regel  
weder an Landleute, welche ihre Salzschätze erst in großen  
Magazinen aufspeichern, ehe sie dieselben mit bedeutendem  
Gewinne nach den entferntesten Gegenden in den Handel  
bringen. Von einem rationelleren Salzgewinnungsbetriebe  
wie etwa in den europäischen sogenannten Meer-salinen oder  
Salzgärten, z. B. in Portugal zu San Ubes, in Frankreich  
an der Küste des Mitteländischen Meeres, in Yanguedoc  
und am Atlantischen Ocean, namentlich zu Grasse  
und Narbonne u., weiß der Provisiorner nicht viel. Am meisten  
noch ähnelt seine Methode der Salzgewinnung der russischen  
Herstellung des Kochsalzes aus den Salzen im Norden  
des Kaspiischen Meeres, aus dem Elton, Unterflüssen und  
Vogdo-See. Der hohe Handels- beziehungsweise Land-  
werth des Salzes hingegen erinnert lebhaft an die abssi-  
nischen Amolen oder Salzminen. Verfeinerte Salzquali-  
täten einheimischen Ursprungs wird man zudem in Brasilien  
wohl selten oder niemals begegnen. Bedürfnisse dieser Art  
werden ja fast alle von Europa importirt. Die Pareros  
mögen drehalb eine noch so große Aukente liefern, so  
bleibt den schon etiquettirten englischen, deutschen oder  
österreichischen Wäflchen und Flüsschen mit blendend weißen  
Tafelsalz doch fort und fort der Absatz in Brasilien ge-  
sichert.

## Aus allen Erdtheilen.

### Europa.

— Das Statistische Jahrbuch für das Deutsche  
Reich\* enthält in seinem 32. Jahrgange (Berlin 1881) die  
neuesten Hauptergebnisse der Reichstatistik in kurzen, leicht  
verständlichen Uebersichten, welche dadurch, daß ihnen Ver-  
hältniszahlen beigelegt sind, vielfach den Vergleich nach Ort  
und Zeit ermöglichen. Außer den gewöhnlichen Angaben  
über Flächeninhalt und Bevölkerung, Bodenbenutzung und  
Ernten, Produktion der Bergwerke, Salinen und Hütten,  
Gewerbe u. s. w. erscheinen an neuen Darstellungen zum  
ersten Mal die Ergebnisse der Berufsählung von 1882, der  
Bevölkerung von 1883, die Vertheilung der Eisenbahnen auf  
die einzelnen Staatsgebiete, die Durchschnittspreise wichtiger  
Waaren im Großhandel und eine Kriminalstatistik. Drei  
Kartenbeilagen veranschaulichen die Vertheilung der landwirth-  
schaftlichen, der industriellen und der kommerziellen Bevöl-  
kerung in den einzelnen Kreisen und ähnlichen Verwaltungs-  
bezirken.

— Während des Jahres 1883 sind nach offiziellen An-  
gaben in Frankreich nicht weniger als 1290 Wäfler er-  
zeugt worden, darunter 32 trüchtige Wäflinnen, 771 aus-  
gewachsene Wäfler oder nicht trüchtige Wäflinnen und 493  
Junge. Die Schaufelminen dafür beliefen sich auf 103 730 Frcs.  
Die meisten entfallen auf die Bretagne. Selten haben die

Wäfler-Menschen angefallen, doch haben sie immerhin mehrere  
Einnohner der Departements Vosges, Ardennes und Haute-  
Sonne mehr oder minder schwer verletzt.

— Nach dem „Globe of Commerce Journal“, dem  
officiellen Organe der Londoner Handelskammer (III, Nr. 30),  
stellt sich die Einfuhr von Wein in Bordeaux (in  
Fettliter) in den letzten sieben Jahren folgendermaßen:

| Jahr | Spanien | Italien | Andere Länder | Summe     |
|------|---------|---------|---------------|-----------|
| 1877 | —       | —       | —             | 71 000    |
| 1878 | —       | —       | —             | 171 000   |
| 1879 | 271 000 | 400     | 1 600         | 273 000   |
| 1880 | 641 540 | 21 967  | 48 007        | 714 514   |
| 1881 | 837 103 | 34 219  | 231 563       | 1 109 918 |
| 1882 | 704 960 | 21 050  | 234 450       | 1 049 460 |
| 1883 | 707 519 | 97 550  | 360 905       | 1 065 974 |

Es kamen also allein im vorigen Jahre fast 100 Millionen  
Kiloden Wein nur aus Spanien nach Bordeaux, um dort  
zu Bordeauxwein verarbeitet zu werden! Nach dem Verichte  
der Handelskammer von Bordeaux für 1882 — 1883  
betrug sich der Gesamtwerth der Einfuhren 1863  
auf 168 552 600 Frcs.; 1879 auf 352 425 564 Frcs.; 1880 auf  
381 901 105 Frcs., die höchste je erreichte Summe und 1881  
auf 362 770 914 Frcs. Der Gesamtwerth der Ex-  
porte betrug in denselben Jahren bezw. 258 272 000 Frcs.,

328 342 327 Fied., 348 698 165 Fied., und 362 192 060 Fied., letzteres die höchste Summe, die bis jetzt erreicht worden ist.

### M i e n.

Das in jüngster Zeit von den Franzosen besetzte Kefong auf der Insel Formosa hat bereits im 17. Jahrhundert in der Geschichte Ostasiens eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Die Holländer suchten nämlich die Spanier und Portugiesen aus den chinesisch-japanischen Gewässern ebenso zu vertreiben, wie dies ihnen bereits in der Sumatra gelungen war. Zwar mißlang der Versuch sich der Portugieseneinfahrt nach zu bemächtigen, aber die Holländer wußten sich auf der Vertheidigung der Insel Formosa festhalten, von wo aus sie den Verkehr zwischen Macao und Japan, d. h. also den gesammten japanisch-portugiesischen Handel bedrohten. Da Spanien und Portugal in jenen Zeiten mittels Personal-Union verbunden waren, so suchten die Gouverneure der Philippinen den Portugiesen zu Hülfe zu kommen, zumal der spanisch-amerikanische Handel ebenfalls durch die Niederlassung der Holländer gefährdet erschien. Deshalb schickte der Gouverneur D. Fernando de Silva den erprobten Seeherrn D. Antonio Garrocho de Valdes mit zwei Galeeren nach der Insel Formosa ab, an deren Vorhäfen er die Stadt Kefong (spanisch Quilonga) im Mai 1626 besetzte und besiegte. Die Spanier breiteten dann ihre Herrschaft noch über zwei weitere Ortschaften aus, in denen auch das Christenthum festen Fuß faßte, doch sollte die spanische Flagge nicht lange mehr in diesen Theilen Ostasiens flattern. Die Gouverneure der Philippinen verließen nämlich ihre formosanischen Forts nur mit geringen Truppen nachzuziehen, da die häufigen Angriffe der mit den Piraten von Manabanao und Sulu verbündeten Holländer oft sogar Manila selbst bedrohten. Die Holländer benutzten die Schwäche der spanischen Streitkräfte und eroberten nach kurzer Belagerung die spanischen Festungen von Tanchin und Kefong (1643), um sich aber nicht gar zu lange des neuen Besizes zu erfreuen, denn ein halbes Menschenalter später nahen ihnen der chinesische Virentendeg Kog-Seng alle ihre Besetzungen auf Formosa ab.

Ueber die Kohlenminen von Kefong geben wir hier wieder, nach Rimentant Paul Ibis, der dieselben vor neun Jahren besuchte, da darüber berichtet hat (vergl. 'Globe' XXXI, S. 233 f.). Ich fand — schreibt er — das Bergwerk dort noch in ganz primitivem Zustande. An einen geordneten Betrieb der Arbeit ist kein Gedanke; jeder, wer arbeiten will, beutet sich dort ein Loch, wo er Lust hat, und vermerkt es eben so am Omblikken. Dies ist um so leichter, da die Kohlenflasse überall an die Erdoberfläche tritt, also der Anlage von neuen Gängen keine Hindernisse entgegenstehen. Die Flasse hat eine Tiefe von 25 bis 40 Zoll und fällt nach Süden unter einem Winkel von 15° bis 25°. Die Gänge gehen diagonal und sind etwa 3 bis 4 Fuß hoch und 2 bis 3 Fuß breit, so daß nicht über zwei Mann in einem derselben arbeiten können; nur andere schaffen in einem Karren die Kohlen an die Oberfläche, von wo sie in kleinen Karren nach Kefong gebracht werden. Die chinesische Regierung hatte die Abfahrt, den Kohlenbetrieb von Kefong zu beben, doch nach der Meinung eines englischen Ingenieurs, der zu diesem Behufe geschickt war, ist die Flasse zu klein, um die Angaben für Maschinenriemen und Eisenbahnen, die von den Minen an den Hafen führen sollte, zu decken. Anderwärts würde die Sache liegen, wenn in der Nachbarschaft mehr Kohlen ausfindig gemacht würden. Die Kohlen von Kefong sind gut, geben bloß 10 Procent Asche und kosten pro Tonne nur 4 bis 5 Dollars.

Die Malaien besitzen nach Mr. Marwell (s. Jlabella 2. Birk, Der Malaien Geschichte, S. 384) eine große Anzahl von Sprichwörtern, von denen viele den unserigen entsprechen. Unter 'Aus dem Regen in die Traufe' drücken sie aus durch 'Aus dem Magen eines Alligators befreit,

um in des Tigers Röhre zu fallen'. Das 'Des einen Sack ist des andern Unglück' lautet im Malaischen: 'Wenn die Fische scheitert, hält der Hai sein Mahl'. 'Das Fische wagt nicht den Kopf groß geschoben' ist gleichbedeutend mit 'Ein Fels nennt den andern ein Langohr'. Auch verschiedene Stellen der heiligen Schrift haben ein entsprechendes Gegenbild in den malaischen Sprichwörtern: die Unmöglichkeit, daß der Adler seine Faut und der Leopard sein Fell wechselt, heißt s. B.: 'Nütere ein Fährngelohn von goldener Schüssel, so läßt es doch in den Dönnung zurück'. 'Verken vor die Schweine werfen' heißt: 'Wenn folgrt der Fluß im Fährngelohn?'. 'Können Steine Brot werden?' ist folgendermaßen wiedergegeben: 'Kann Erde sich in Korn veruueeln?' 'Kann man Trauben lesen von Dornen?' hat eine sehr weitläufige Umschreibung: 'Manne eine bittere Gurke in ein Sagobert, dünge sie mit Dönnig, begieße sie mit Sorup und siehe sie über Janderrobt, so bleibt sie doch die bittere Gurke!' und schließlich: 'Klarer Wasser kommt nie aus trüber Quelle'. Auch einzelne ihrer Redensarten sind überaus charakteristisch; so heißt, im Hinblick auf die Dönnenkämpfe, ein Feigling 'Eine Ente mit Sporen'; von einer lästlichen Person sagt man: 'Er sitzt wie eine Rabe und springt wie ein Tiger'; von einem Schwärmer: 'Die Schildkröte legt Myrten den Eier und niemand weiß es; die Henne legt eins und legt es der ganzen Welt.' Malaisimus findet seinen Ausdruck in dem Worte: 'Selbst der Fisch, der die tiebste Tiefe des Meeres bewohnt, geht früher oder später ins Netz'. 'Vold Regen, vold Sonnenschein' heißt, daß der Tag der Rache nicht fern ist.

### A f r i k a.

— In derselben Weise, wie die Engländer indische Eingeborene von größerer Bildung kennen, um durch sie die für Europäer schwer oder gar nicht zugänglichen Länder jenseits des Himalaja erschließen zu lassen, gekent sie die 'Service géographique' die topographischen Anlagen von Arabien und Kabylien zu vermehren zur Durchforschung der Grenzländer von Algerien und Tunisien, wohin Franzosen nur unter großen Gefahren vordringen können. An der Hand der algerischen Generalsstabsaufnahmen und der im Süden das Land ausgedehnten Retoguesirungen werden die dazu geeigneten Punkte von den geographischen unter den französischen Topographen für ihre Aufgabe vorbereitet werden. So berichtet Ch. Mannet im 'Bulletin' der Pariser Geographischen Gesellschaft (1884 S. 24).

— Die Thüre des Tafal (Hütte) ist nach J. v. Müller (Zeitschr. der Ver. f. Erdk. 1884, S. 112) den Galla heilig; dieselbe ist (mal, sehr solide konstruirt und mit starken Lederriemen, welche an Stelle der Thüre treten, an den Lederpfosten befestigt. Wird ein Dorfsangbrüger von dem Hauptling in die Hüt erklart, so wird jene Thürethür aufgethan und ihm dieselbe erst nach Zurücknahme der Hüt, welche nach Zahlung von Geldbroschen oder indischen Stücken erfolgt, wieder zurückgestellt. Der Koli- und Meta-Galla schneidet bei seiner Thüre, Kreiselnde beobachtet in der Zeit der Geburt die Thür, befehlen während eines gewissen Zeitraumes die Hütelkann der Knechtborenen an derselben und fragen mit einer Langeweile den Umgang von der Thür, um ihn mit Wasser vermischt dem Säugling einzugeben. Die Thür heßen, heißt ihrem Besitzer Namen, Ruf und persönlichen Muth nehmen; die Thür auszuspeien, wird gern gesehen und gilt als Ehre für den Befrher. Verzierungen der Thüren hat v. Müller nirgends wahrgenommen.

Bei seiner letzten Kongo-Reise 1883 bis 1884 hat Stanley mehrere große, bisher unbekannte Nilfälle des ostafrikanischen Nienfomes entdeckt, über welche Rr. 10 von 'Le Mouvement Géographique' einige Angaben macht. Zwei derselben, Entemga und Embilofa, münden auf seinem linken Ufer,

in dem großen Bogen, den der Kongo über den Äquator hinaus nach Norden beschreibt. Den unter  $0^{\circ} 15'$  mündenden Zuluanga hält Stanley für den größten aller Nebenflüsse, für größer als Orango und Aruimi; er ist vielleicht mit dem Kallai identisch. Halbwegs zwischen den Stanley-Fällen und der Aruimi-Mündung ergießt sich der Zuluang in den Kongo, wohl derselbe große Strom, der aus den Bräuten unserer deutschen Nebenflüsse bekannt ist. Nach Angabe der in Kiangue wohnenden Araber, welche bis dorthin vorbeizogen, finden sich im Zuluang ca. 50 km oberhalb seiner Mündung Stromschnellen, welche die Schifffahrt hindern. Von dem Sanfara, welchem Stanley früher eine so große Rolle zuschrieb, hat er diesmal nichts mehr zu hören. Obgleich wir von Süden, so münden auch von Norden mehrere große Ströme in den Kongo, nämlich außer dem Aruimi, der mit dem Ille identisch sein soll, der Timbiri und der Kbangue. Ersterer mündet etwas oberhalb des nördlichsten Punktes des Kongolandes, kommt von Norden und scheint in Der-Banda, nördlich der Schari-Cuellen zu entspringen. Stanley ist denselben ein Stück hinaufgefahren und hat an seinen Ufern Handelswaren aus dem Sudan gefunden. Der Kbangue ist mit dem großen Fluße der Kanga, den unsere Karten verzeichnen, identisch; er wurde neuerdings von Kapitän Haysden befohren. An seinem linken Ufer, etwas oberhalb seiner Mündung, liegt eine Anzahl kleiner Dörfer, Ubangi genannt, in denen einer der wichtigsten Märkte in diesem Theile Afrikas abgehalten wird. Dort hat die „Association Internationale“ bedeutende Länderereien erworben und ist mit der Errichtung einer Station beschäftigt. Eine zweite wird in Zuluanga oberhalb der Mündung des Zuluanga erbaut.

— In Pretoria, der Hauptstadt von Transvaal, ist eine Proklamation erlassen worden, welche verkündet, daß im Zululande eine Vorenrepublik errichtet worden ist und das Zululand unter dem Protektorate dieser Republik steht, und welche den Häuptling Ulkupa anfordert, sich derselben zu unterwerfen. Auch wird erklärt, daß die Errichtung der neuen Republik die Zustimmung des Tintzulu habe, des Sohnes des früheren Kaiserthums Cetumoso, den die Voren zum König proklamiert haben. Der Einfluß des holländischen Elements in Südafrika nimmt zusehends zu, zu großer Verdrüss für die Engländer, wie manche Zuschriften an die Londoner Zeitungen beweisen. Daß das nördlich vom Zululand gelegene und Goldreicher umschlossene Swaziland demnächst das Schicksal des ersteren theilen werde, ist die nächste Befürchtung; das Ende vom Liede wird nach manchen eine große südafrikanische Republik sein.

### Südamerika.

— Hugo Böller, Specialcorrespondent der „Königlichen Zeitung“, hat über seine südamerikanische Reise, die er im Auftrage derselben unternommen, jetzt die dritte Publikation erscheinen lassen; auf den „Panama-Kanal“ (1882) und „Die Deutschen im brasilianischen Urwalde“ (1883) folgt jetzt „Pampas und Anden“ (Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1884), worin er aus Uruguay, Argentinien und Paraguay einschmeichelt, aus Chile, Peru, Ecuador und Columbien flüchtigere Sitten- und Kulturbilderungen bietet, stets unter beförderlicher Berücksichtigung der in jenen Ländern ausfindigen

Deutschen (vergl. J. B. S. 142, 185, 245 n. folg.). Mit Hilfe vortheilhafter Empfehlungen gelang es ihm nicht bloß die Präsidenten, die leitenden Minister und sonstigen Mächtigen jener Länder persönlich kennen zu lernen und die Auskünfte für deutschen Handel und deutsche Kolonisation mit ihnen zu beschaffen, sondern es wurden ihm auch bereitwillig viele Staats- und bäuerliche Archive geöffnet. Erst 1½ Jahr nach seiner Rückkehr konnte er die Verarbeitung dieses umfangreichen Materials zum Abschluß bringen, wobei er sich beehrte, dem Kunde einen feinsittlichen Charakter zu geben, der es ganz besonders zu einer unterhaltenden Lektüre macht. Das würde Kriechleben in den unbesonnenen Pampas von Uruguay und Argentinien, die neuere Geschichte dieser Revolutionen zerrissenen und dennoch aufwärts strebenden Länder, der raffinierte Lurus solcher Städte wie Montevideo, Buenos Aires, Santiago und Lima, die herrschende Stellung des deutschen Kaufmannshandes, die eigenthümlichen Verhältnisse des nach der beinahe gänzlichen Vernichtung eines hochjampathischen Indianer Stammes fast nur noch von Frauen bewohnten Paraguan (von den ca. 300 000 Einwohner sind nur 100 000 männlichen Geschlechts), und der bei weitem größte Theil der letzteren wird von ganz kleinen Kindern gebildet), die hohe Reichthümer der Anden, die Galtung, welche das siegreiche Chile gegenüber dem niedergeschmettern Peru einnimmt, und die erschöpfende Tropennatur von Ecuador, Columbien und Bolivien — solches ist in großen Zügen der anscheinlich auf persönlicher Anschauung und noch unverständlichen Quellen beruhende Inhalt dieses Buches. — Wir danken auf dasselbe noch zurückzukommen.

— In allerneuester Zeit hat der Oberlauf des Paraguan (schreibt H. Böller in „Pampas und Anden“, Berlin und Stuttgart, 1884) eine gewisse kommerzielle Bedeutung erhalten durch den ausgebeuteten Handel (namentlich Passentransport), der sich von dort aus nach dem von der Westküste Südamerikas abgetrennten Bolivien zu erweitern beginnt. Und doch mühen die Schwierigkeiten, mit denen dieser Waarentransport zu kämpfen hat, ganz außerordentlich sein. Pferde nämlich und Maulthiere pflegen in der Umgegend von Curumbo zu erkranken und trotz allen Nachhubs schnell zu degeneriren, so daß dort das einzige Beförderungsmittel darin besteht, entweder zu Fuß zu gehen oder auf Eseln zu reiten. In Buenos-Aires aber weiß man über die Handelsstraße nach Bolivien schon recht gut Bescheid und hat sich den Eigenthümlichkeiten des Landes beifolgsamerweise in Bezug auf die Verpackung der Waarenballen mit einer Gleichmüthigkeit anbequemt, die wir Deutschen aus zum Muster nehmen können.

### Polargebiete.

— Ein Renter'sches Telegramm aus New York vom 17. August meldet, daß an der Südwestküste von Grönland einige Schiffstragmente aufgefunden worden sind, aus deren Marken hervorgehen soll, daß sie zu dem am 18. Juni 1881 nördlich von den neuseeländischen Inseln untergegangenen Polarschiffe „Jeannette“ gehören. Es wäre das ein höchst merkwürdiges Factum, daß indessen noch der Behauptung und Aufstellung bedarf.

Inhalt: Eine Reise in Griechenland. III. (Mit vier Abbildungen.) — Ernst Kramberger: Reise von Eger durch einen Theil Sibiriens. VII. (Mit zwei Abbildungen.) — Hugo Schanz: Beitrag zur Beurtheilung der Chinesischen Kassenfrage. I. — Oscar Kanthak: Brasilianische Salzgewinnung. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Südamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 24. August 1884.)

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.



www.libtool.com.cn

№ 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postämtern zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Velle.)

### IV. (Schluß.)

Antiparos ist von so vielen Klippen umgeben und bietet Schiffen so gar keinen Schutz, daß der Aviso unter Dampf liegen bleiben mußte, um Velle's Rückkehr aus der berühmten Höhle zu erwarten. In Gesellschaft mehrerer Matrosen, die mit Seilen, Fackeln und Leitern versehen waren, begab er sich nach dem kleinen, 2 km vom Meere entfernt gelegenen Dorfe und verschaffte sich dort einen Führer, welcher kurz zuvor einen russischen Admiral nach der Höhle begleitet hatte. Der Eingang in dieselbe bietet nichts Romantisches oder Großartiges dar; er besteht aus einer niedrigen Wölbung über einem großen Felsblode, an welchem ein langes und festes Tau befestigt wurde; an diesem ließ sich die ganze Gesellschaft, einer nach dem andern hinab, zuerst etwa 3 bis 4 m tief senkrecht, dann über einen steil geneigten Abhang bis zu einem runden, schlüpfrigen Felsen, unter welchem sich ein tiefer Abgrund öffnet. Es ist das eine gefährliche Passage, zu deren Ueberwindung kaltes Blut und ein sicherer Fuß gehört. 5 m darunter springt ein kleiner Fels balkenartig vor; zu diesem ließ man sich an einem gut befestigten und mit Knoten versehenen Tau hinab. Nun folgte ein steiler und schmaler Felsabhang, rechts von der Wand der Höhle, links von tiefen dunklen Spalten eingefast, deren Grund das Fackellicht nicht zu erhellen vermochte. Nach und nach wurde das Gefäß weniger steil, so daß man des Seiles nicht mehr bedurfte, und schließlich gelangte man, nachdem man einen großen Felsen, der den Weg ganz zu verstopfen schien, umgangen hatte, in eine große Halle, von deren 50 bis

60 m hohen Wölbung enorme Stalaktiten vom sonderbarsten Aussehen herabhängen, während in der Mitte des Raumes auf dem Boden eine Anhäufung von Stalagmiten eine Art riesigen Blumenkorbes von mehr als 8 m Höhe bildete. Von einem brennenden Nagnesiumpulver erleuchtet, nehmen diese kalligen Gebilde ein geradezu phantastisches Aussehen an.

Die Rückkehr zum Tageslichte war leichter als der Abstieg; nur kletterten die Matrosen mit einer Behendigkeit an den Tauen hinauf, die dem Reisenden nicht beschieden war.

Vier Stunden Fahrt trennten sie von der Insel Milos. Etwa halbwegs passirten sie die Südspitze der Insel Siphnos, deren Klima so gesund ist, sagt man, daß dort Greise von hundert Jahren nicht zu den Seltenheiten gehören. Weiterhin blieben zur Linken die traurigen nackten Felsen von Kimolos, deren Bewohner ihr Trinkwasser von Milos holen müssen. Dann erscheint, überragt von ihren zwei Berggipfeln, die Insel Milos in ihrer ganzen Ausdehnung; von der Nordküste aus schneidet eine Bucht tief nach Südosten in die Insel ein, ein prächtiger Hafen, der einer ganzen Flotte genügenden Ankergrund darbietet. Mit bemerkenswerther Sicherheit lotste ein griechischer Pilot den Aviso durch die Einsahrt hindurch, und plötzlich befand sich derselbe in einem weiten Becken, welches ringum von hohen, von Schluchten durchjagten und wenig anziehenden Bergen umgeben war. Am Ende dieses Oasens haben sich am Abhange der Hügel Reste von polygonalen Mauern und Stufen eines Amphitheaters aus weißem Marmor

erhalten. Dicht dabei in einem Weinberge fand im Jahre 1820 ein Bauer die jetzt im Vowre befindliche Venus von Milo.

Lange Zeit war die Insel fruchtbar und blühend; man

baute Getreide, Baumwolle, vortreffliche Weine und es gab schattige, wohl bewässerte Gärten, in denen Cedrat-, Orangen- und Citronenbäume gediehen. Aber seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts hat sich das alles geändert. In dem



Die Keimeni bei Santorini. (Nach einer Photographie.)

vulkanischen Boden entflohen nach allen Richtungen hin Spalten, mephitische Ausblutungen verpesteten die Luft und es brachen salzige und schwefelhaltige Quellen hervor,

welche die Ufer der Bucht in Sümpfe verwandelten und unbewohnbar machten. Das Aussehen der Einwohner zeigt auf den ersten Blick, wie ungesund das Leben hier ist:



Der innere Steilabfall von Santorini.

gelbe Hautfarbe, gedunsene Gesichter und geschwollene Weine sieht man überall. Die armen Leute leben in halbverfallenen Hütten und bauen mühselig auf wenigen steinigen Feldern dürftige Gerste und Eseln. Durch Krankheiten und Auswanderung nimmt deßhalb auch die Bevölkerungsziffer fortgesetzt ab; einst betrug dieselbe 36 000 Seelen,

heute aber kaum  $\frac{1}{12}$  davon, nämlich 3000, deren Hauptbeschäftigung darin besteht, einen Bruch von Mithrilsteinen, die im ganzen Orient hoch geschätzt sind, auszubereiten. Auch finden sich am Berge Kimolo einige Schwefelager, die jedoch in ihren tieferen Lagen wegen zu starker Dampsentwicklung nicht ausgebeutet werden können.



Ohne Bedauern verließ Velle diese ungestaltete Insel und ließ den Kurs nach Santorin setzen, die etwa sechs bis sieben Stunden östlich von Milos liegt. Man kam nach einander bei dem felsigen Phlegandros, bei Efitinos, dessen Frauen noch eine nahezu orientalische Tracht tragen, und bei Jos vorbei, auf welchem der Sage nach Homer einst starb. Wenn man sich Santorin nähert, so erscheint es als eine langgestreckte, von dickem Nebel verhüllte Insel; sobald man aber die südliche Einfahrt in den von Santorin und Therasia gebildeten Inselfreis passiert hat, so ist man tief ergriffen von dem außerordentlichen und erschreckenden Schauspiele, welches sich dem Auge darbietet. Man stelle sich ein gewaltiges Becken von 8 km Länge und 4 km Breite vor, das von steil abfallenden Klippen von 300 m Höhe, riesigen Wällen schwarzer, röhrlischer oder grünlischer Lava, gebildet wird, und inmitten dieses höllischen Sees eine Anhäufung von Basalt- und Lavablöcken, aus welcher fortgesetzt Klammern und Rauch emporwirbeln und die an Größe noch zunehmen. (Velles Besuch fällt in das Jahr 1868 und das Aufsteigen der beiden neuen Inseln Georgios und Aphroessa, die sich schließlich mit der 1707–1712 entstandenen Nea Kaimeni vereinigten, hatte zu Ende Januar oder Anfang Februar 1866 begonnen.) In vorhistorischen Zeiten erhob sich in der Mitte des weiten Bassins, welches jetzt zwischen den Inseln Santorini, Therasia und dem kleinen Aspronosi sich ausdehnt, ein Krater aus dem Meere, warf abwechselnd Asche und Lava aus, deren Schichten sich regelmäßig über einander ablagerten und bildete so eine große kreisrunde Insel, welche von der Peripherie her sanft ansteigend in der Mitte in einem mindestens 600 m hohen Pil endigte. Zuletzt schlenberte der Vulkan einen ungeheuren Äschen- und Bimsteinregen aus, welcher sich als eine weiße, 20 bis 40 Fuß mächtige Schicht über die ganze Insel lagerte. Dann rückte er in sich zusammen, so daß nur die oben genannten drei Inseln (Santorini, Therasia und Aspronosi) als Reste des Kraterandes stehen blieben und der Zwischenraum bis zu einer Tiefe von 213 englischen Faden vom Meeresspiegel erfüllt wurde. Aber die

unterirdische Kraft ruhte nicht, und in historischer Zeit stiegen neue Inselbildungen über den Meeresspiegel empor und zwar zuerst im Jahre 197 v. Chr. die sogenannte Paläa Kaimeni (d. h. die alte Verbrannte), dann 1573 die Mikra Kaimeni nördlich von der ersten, dann 1707 bis 1712 zwischen beiden die Nea Kaimeni, die größte von allen dreien, welche dann vor 18 Jahren durch zwei neue Vulkane (Aphroessa und Georgios) weitere Vergrößerungen erfuhr.

Der französische Krieger hatte über einer schmalen Lavabank, über welcher nur einige Meter Wasser standen, Halt gemacht, dem einzigen Wege, wo er Anker werfen konnte, worauf ein Boot den Reisenden an den Fuß des gewaltigen Klippenabhangs brachte. Am Rande desselben sah man die Stadt Thera, deren weiße flachdachige Häuser wie Schwabenhäuser über dem Abgrunde zu hängen schienen. Von dem wellenzernagten Landungsplatze führt im Südost ein schmaler Pfad an den senkrechten Felsen empor zur Stadt; schaut man von dort hinab, besonders wenn bei Südwestwind die Wellen drunten sich jagen und an den Klippen zu Schwallen zerbrechen, so muß man sich wohl hüten, daß einen der Schwindel nicht übermannen. Um so mehr überrascht der Anblick des Stadthalles der Insel, der sich sanft bis zum Meeresstrand senkt und mit Weingärten und weißen Häusern überfüllt ist. Andere Kulturen als Weinberge und eine andere Beschäftigung als das Keltern kennen die Bewohner von Santorini nicht; denn in dem leicht zerrüttlichen, aber die Fruchtbarkeit zurückhaltenden und potascherreichen vulkanischen Luffe gedeiht die Rebe vorzüglich und liefert den

trefflichen feurigen Vino Santo, der die besten spanischen Moste übertrifft und fast ausschließlich nach Ausland verkauft wird.

Einer prächtigen Aussicht erfreut man sich von dem im Süden der Insel gelegenen Elias-Berge, dessen Erstigung nur durch die dicke Schicht von Bimstein, welche ihn bedeckt, etwas beschwerlich gemacht wird: gegen Norden alle Knyloden, wie helle Amethyste in einem goldenen Dunste leuchtend, gegen Osten die türkischen Inseln Ägä-



Hermann von Ros.



Ein Sphakiot. (Nach einer Photographie.)

palia, Kos, Rhodos und dahinter die Küsten Kleasiens, und im Süden fern am Horizonte die noch mit Schnee bedeckten Gipfel der Insel Kreta, mit deren kurzem Besuche Belle's Reise ihr Ende erreichte. Das Schiff legte die Entfernung während der Nacht zurück; bei Tagesanbruch lag die lange Kette des Centralgebirges der Insel vor den Augen des Reisenden, sich in gerader Linie nach rechts und links ausdehnend, so weit das Auge reichte. Kanea freilich entspricht dem Bilde noch nicht, das man sich von dem im Alterthume viel gepriesenen Glande macht: es ist eine kleine Stadt mit weissen Häusern, ohne Pflanzungen, ohne Gärten oder hervorragende Gebäude im Hintergrunde einer von nackten Hügeln umgebenen Pucht und von hohen, trockenen, grauen Bergen überragt. Kaum daß man hier und da im Grunde einiger Thäler ein paar Olivenbäume bemerkt. In den breiten und tiefen Gräben der Festung wurde damals Gemüse geerntet; die in Messoren verwandelten Kirchen sind ohne jedes Interesse und nur in einer alten Straße haben sich aus dem sechzehnten

Jahrhundert einige venetianische Häuser mit Wappenschildern und Giebeln erhalten.

In Kanea wie in ganz Kreta besteht die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung aus Griechen. Man rechnete 1878 auf der Insel selbst (d. h. wohl in christlichen Kreisen) dieselbe zu 185 322 orthodoxen Christen, 93 138 Mohammedanern, 1000 Juden und 500 römischen und armenischen Christen, zusammen 279 960 Einwohnern. Fünf Aelst aller Bewohner sind also Christen, drei Aelst Mohammedaner. Dasselbe Verhältniß macht sich auch in anderer Hinsicht geltend: von den 13 Bezirken der Insel waren 8 christlich, 3 mohammedanisch; von den 25 Friedensrichtern 16 Christen, 9 Mohammedaner; von den 80 Abgeordneten zur freilichen Nationalversammlung 49 Christen und 31 Mohammedaner. Von den 88 Gemeinden der Insel haben 51 gemischten Charakter, 34 sind rein christlich und nur 3 rein mohammedanisch; die Christen haben in 43 gemischten Gemeinden die Mehrheit, die Mohammedaner nur in 8 derselben und von den 88 Bürgermeistern



Kretische Küste.

sind 77 Christen und nur 11 Mohammedaner. Doch würde man sehr irre gehen, wenn man, wie öfters gesehen, die Mohammedaner schlechtweg für Türken hielte. Es sind vielmehr Vorkommen griechischer Knechten, welche sich von den übrigen Griechen der Insel weder in Sitten, noch in Charakter oder Sprache irgendwie unterscheiden. Sie trinken Wein, wie wahre Griechen und können vom Türkischen nur ein paar Gebetsformeln herfagen, deren Verständniß ihnen obendrein abgeht. Darum werden auch die griechertlichen Hirten und die Knechtungen des Pajchas in griechischer Sprache verlesen und angeschlagen.

Von Kanea aus unternahm Belle den gewöhnlichen Ausstieg der Besucher Kretas, den nach Süden in die Berge der freilichliebenden Ephaloten. Der anfangs langweilige Weg führt aufsteigend in die äußerst fruchtbare Ebene von Alifianu, wo die Citronen- und Orangenbäume eine ganz ungewöhnliche Grösze erreichen, deren Früchte wegen ihres Umfangs und Geschmackes in der ganzen Levante gesucht sind. Es sollen ihrer aus diesem Bezirke allein jährlich gegen vier Millionen Stück ausgeführt werden. Nach der

Eroberung durch die Türken wurde dieses auch an prächtigen Weiden, Ackerfeldern und Weinbergen reiche Gebiet an Türlen und freiliche Knechten verteilt; aber diese haben nicht verstanden zu wirtschaften und handzuhalten und verlieren im Laufe der Zeiten ihren werthvollen Besitz wiederum an dessen frühere Eigentümer, die sich durch Fleiß und Sparsamkeit von Pächtern und Wirtschaftsbewerben wieder zu Grundebesitzern aufzuschwingen verstanden. Die erste Nacht brachte Belle am Nordabhange der Alprouna, der Berge von Ephalia, in einem elenden Wachaupse des Krapi-Isaels zu und erstieg am folgenden Morgen die rings umschlossene Hochebene von Aethio, deren Gewässer nur unterirdisch abfließen, und wo diejenigen Bewohner, welche sich zur Ueberwinterung entschlossen, oft zwei Monate an jeder Verbindung mit der Ebene abgeschnitten bleiben. Es giebt kaum eine zweite derartige Gegend, welche so von der Natur selbst besetzt worden wäre, welche so steil abfallende Berghangungen und so schmale und spärliche Zugänge besitzt, wie diese. Ihre Bewohner, die Ephaloten (das Dorf Ephalia selbst liegt nahe der Südküste),

sind kräftig und hoch gebaut, haben meist blonde lange Haare, große helle Augen und ein feines regelmäßiges Gesicht. Ihre Tracht besteht aus einem Hemde mit weiten Ärmeln, einer vorn offenen Weste, einem breiten, mehrmals um den Leib gewickelten Gürtel von rother Feinwand, einem gestickten Jäckchen und weiten blauen Hosen, die in hohen gelben Stiefeln stecken. Seiten geht der Sphatiote ohne Hinte und Pistolen aus.

Sehr viel angenehmer, als die erste Nacht bei den albanesischen Zaptiehs im Wirthshaus, brachte Velle die zweite bei einem Sphatioten auf der Hochebene von Kotsjo zu; am dritten Tage stieg er nach dem kleinen Dorfe Sphasia hinab und schiffte sich auf seinem Kwisjo ein, welcher inzwischen das Westende der Insel umfahren hatte. Einige Stunden später erschienen Kretas Hochgebirge nur noch wie ein bloßer grauer Streifen am Horizonte.

www.libtool.com.cn

## Reise von Eßeg durch einen Theil Sirmiens.

Von Ernst Kramberger.

### VIII.

In diesem Theile Sirmiens haben sich nebst der Tracht auch ältere Gebräuche erhalten. So auch in Orlovci und Mitinci bei den Albanen oder sogenannten Clementinern, welche manches aus ihrer früheren Freiheit beibehalten haben. Sie tragen eine Gattung Schale mit, die anfangs ringum zahlreich gehalten wurde; sie hießen Clementiner-Schale und waren ausgezeichnet durch feineren, jedoch kürzere Wolle. Durch nicht enden wollende Kukuruzfelder, über tiefe und häufige Gräben fort, wo man sich in höchster Gefahr befindet umzuwerfen oder den Wagen zu zerbrechen, nähert man sich endlich dem Dorfe Mitinci. Man hatte mir schon vor Jahren und jetzt wiederum von den Clementinern, deren 1700 Familien im vorigen Jahrhundert nach Slavonien kamen, die aber jetzt kaum noch hundert betragen (in Mitinci 17), erzählt, so daß ich höchst gespannt war auf das Volk. Gegenwärtig hat es schon sehr viel von seiner Eigenständigkeit abgeleitet; namentlich ist dies bei den Männern der Fall, die ihre Sprache keltener sprechen, während sie die Frauen üben und auf die Kinder übertragen. Die egyptischen Männer gehen sogar so weit, daß sie lieber nach Geld und Gut und reicher Ansehnung fragen, als nach der Abkunft und lieber eine reiche „Sofica“ (Katholikin) oder sogar Magyarin heirathen als eine Clementinern. Tiefe aber würde es nicht über sich bringen einem andern als einem Albanen zum Altare zu folgen. Die Clementinern haben meist schön geschminkte Gesichtszüge und mandelförmig geschligte, dunkle Augen, sind schlant und geschmeidig, ihr Gang ist schön. Die Tracht besteht in einem kurzen bis an die Knie reichenden Rock und einem weissen, auf der Brust offenen Hemde; das Haupt bedeckt ein eigenthümlich geformter, reich mit Vögeln und Blumen geschmückter Hut, ein für ein slavonisches Mädchen unerhörtes Kleidungsstück. Darunter stecken breite, aufgebundene Böpfe. Sonderbar ist es, daß ganz schlante Personen enorm dicke Waden aufweisen, eine bei jüngeren Mädchen seltene Erscheinung, die sich jedoch dadurch auf natürlichem Wege erklärt, daß sie unter den weissen Strümpfen fingerdicke Wollhulpen tragen, die eng anliegen und bis ans Knie reichen. Außerdem schminken sie sich stark und helfen sich bei dieser Toilette abwechselnd. Die Farbe wird mit der Handfläche aufgetragen. Im Hause wird um die Stirn ein Tuch, die „Samija“ gebunden, auch gehen im Hause ältere Frauen bloß mit dem kurzen Rocke von bunter Farbe (Zurguni) und den Wollhulpen ohne Strümpfe herum. Da die Stulpen und der Zurguni gelb und dunkelfarbig sind, so sieht diese Farben-

zusammenstellung recht schrecklich aus. Im Herstellen von vegetabilischen Farben sind sie, wie auch die Slavonierinnen hier herum, Künstlerinnen; doch greifen sie in neuerer Zeit auch schon zu Mineralfarben aus den Kaufmannsläden. Besonders schön ist die schwarze, gelbe und grüne Farbe, die sie herstellen. Violett ist selten, doch verstehen sie auch solche zu machen. Sie wird erzeugt, indem ein zuerst roth gefärbter Stoff eine Stunde lang in gelochte Knetpen und Klaustein getaucht wird. Die Teppiche sind verschieden von denjenigen, welche andere slavonische Frauen herstellen, doch sehr schön in Farbe und Stoff.

In den Ortschaften gegen Nordwest erhielten sich bis heute einige alte Gebräuche, die recht interessant sind. So z. B. wird bei der Geburt eines Sohnes von einem der anwesenden Weiber oder von der Hebamme eine Haue oder irgend ein anderes Geräth genommen, womit sie den Neugeborenen leicht berührt und spricht: „Werde ein wackerer Pflüger, Hauer und Näher wie der Vater und ein geschickter Zimmerer und Arbeiter wie dein Großvater.“ Bei der Geburt eines Mädchens nimmt sie einen Wand Kladis, fährt damit dem Kinde leicht über den Mund und sagt: „Werde eine wackerer Spinnerin, Weberin, Näherin und Stickerin wie Mütterchen und Großmütterchen.“

Der Pathe bekommt zum Geschenk ein schönes, über zwei Ellen langes an den Enden roth gefärbtes Handtuch mit eingewebten farbigen Säumen und Vorden oder auch ein schönes Hemde mit weisser Stiderei. Handtücher, die bei Taufen oder Hochzeiten zu Geschenken verwendet werden, sind mit Zeide oder Wollbuden an den Enden durchwebt oder gestickt. Dem Kinde werden von dem im Hause zusammenkommenden Mädchen Vieber gesungen, ebenso dem Stam (Vater). Die Wägherin, wenn sie nicht die einzige Frau im Hause ist, bleibt drei Wochen daheim, blickt kein Brot, trinkt nicht, und geht sechs Wochen nicht in die Kirche. Erst nach dieser Zeit läßt sie sich vom Priester vor der Kirche einsegnen und in dieselbe einführen und betet für ihr Kind um gutes Gemüth, Gesundheit und Bessern.

Viele aber huldigen außerdem dem sieben Aberglauben. Für das Weinen des Kindes des Nachts wissen sie Mittel. Da es natürlich verschrien (arecano) sein muß oder ein böser Blick ihm geschadet hat, so wird eifrig nach einem Kraut gesucht, das die Wirkungen der verruchten Zauberei zu nichte macht. Dieses Kraut heißt „Vjesticki izjed“ (etwa „Gift gegen Zaubereien“); das trocknet man und giebt dem Kinde davon zu trinken. Auch wird in Ermangelung solchen Krautes dem Kinde die Wiege mit



Knoblauch eingegeben; hilft dies nicht, so kommen die Fußheften daran. Der Knoblauch ist, wahrscheinlich vermöge seines Geruchs, überhaupt am besten geeignet dem schändlichen Treiben der Degen entgegen zu treten und sie von dem Durchschlüpfen durch das Schiffselloch abzuhalten. Zu dem Zwecke steckt man nur Knoblauch in die Öffnung für den Schlüssel und um die Wichtung zu erhöhen, bindet oder nagelt man auf eine Thür zwei Vesen kreuzweise. Die Dzer, durch das Zeichnen an ihrer abwechselnd nächtliche Reiterei ermahnt, denkt jedenfalls, daß man sie erkannt hat und kommt nicht.

Für Kopfschmerz giebt es auch Mittel. Die Kandininnen der Dzereti, alte Weiber, natürlich nicht alle, sondern nur durch den Volks- oder besser Dorfglauben hierzu befugte, verstehen es, „vidati uroko“, die Uroko des „Verfahrens“ (uroci) oder des bösen Blicks (raznieti ocima), bezüglich die Uroko der Beranberung zu erkennen. Die Alte wirft glühende Kohlen in ein Becken mit Wasser und denkt hierbei an die ihr des Verfahrens verdächtige Person. Mit dem Wasser wird das Gesicht des Kindes gewaschen. Auch benutzt man auf ähnliche Weise ein rothes Strinchen (Injurok) statt der Kohle.

Als ich fragte, was dann geschehe, wenn das Kind dann noch weiter krank bliebe, erhielt ich die folgende Antwort: „Nijo baba pogodila“ (die Alte hat es nicht getroffen). Niekert ein Kind, so bindet man ihm ein Fieberkränlein (Groznicara) in einem Kappen unter den Hals, und wenn im Fieber die Kranke zittert, wirft man ihnen das Fieberkraut nach und ruft: „Kranke ihr, nehmt das Fieber von hier.“

Der Weg von Riscini über Hrtkoci, wo ebenfalls Clementiner wohnen, und Jarac führt wieder durch frumpfiges Land. Ausgedehnte Felder mit prächtigem Mais dominierten bestanden dem Landstriche ein eigenes Gepräge auf. Die Hirten lagern alle um kleine Feuer und blasen den Taback oder die Dyle (Doppelslöße), ohne sich jedoch vor dem Fortüberfahrenen zu erheben, wie dies in Oberlaonien Sitte ist. Endlich ist man froh, wenn man die Thürme von Mitrovica erblickt und in die ganz hübschen Straßen einmündet. Mir gefiel der Marktplatz recht gut. Bis vor Kurzem der Standort des Peterwardener Regiments, ist es mit seinen 5000 Einwohnern noch immer ein ganz ansehnlicher Ort. Der Fremde findet sich bald zurecht und wird gut versorgt. Die Häuser um die drei Plätze sind rein und hübsch, einige ältere nach holländischer Bauart, jene am Save-Ufer einfacher und ländlicher, in eine lange Zeile gebaut, das Ufer des Flusses ist niedrig und fetig und, wenn trocken, recht flauig. Nur die Plätze haben ein Pflaster von runden Steinen, und Koth oder Staub giebt es überall. Die schönsten Gebäude sind die ärarischen und hübsch einige private. Die Kirche des heiligen Dimitrija (katholisch) zeigt keine besonderen Schönheiten. Das im Beginn des 5. Jahrhunderts von Valentinus, dem praefectus Illyrici, gebaute templum Demetrii martyris ist längst verschwunden.

Wo man hinblickt, trifft man Reste der zur Römerzeit berühmten Stadt Sirmium, der Hauptstadt von Pannonia Secunda, später Aelrens. Die Stadt war groß und allgemach aus einer Kolonie entstanden, geschmückt mit Palästen und Tempeln, der Sitz der höchsten Behörden, einer Münze, von Waffenschmieden und Werkstätten für Schilde und Schutzharn, sowie für Bußmalgarnen. Sie hatte ihre Gladiatoren, ihre Bäder und ihr Forum. Sie wird von Humianus Martellinus mater urbium popalosa et celeberrima und von Hieronimus urbs maxima omnium ejus regionis genannt. In seiner Wüste stand der Ort unter

der Regierung des Kaisers Probus, der, wie Aurelian hier geboren, seine Macht benutzte nicht allein zur Fehung seiner Vaterstadt selbst, sondern auch zur Kultur des Landes. Er ließ die Sümpfe durch seine Soldaten trocken legen und blickte in Folge dessen durch die Nördhand eines der deshalb Unzufriedenen sein Leben ein. Sein Leichnam wurde in Sirmium beigesetzt.

Im fünften Jahrhundert kam die Stadt in die Hände der Hunnen, im sechsten in die des Ostgotenkönigs Theodorich; hernach beherrschte es Aemilian, der Gepidenfürst, worauf es die byzantinischen Kaiser an sich brachten. Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts belagerte es der Aarenführer Bajaz drei Jahre lang und bezwang es durch Hunger. Nach Untergang der Aaren besetzten es die Slaven, bis es dem türkischen Griechen Konstantin Diogenes gelang, den Kroatenschen Serno zu ermodern und durch den Kaiser Kasimir II. zum Fürstentum von ganz Sirmien erhoben zu werden (1019). Am Schlusse des ersten Jahrhunderts bemächtigten sich die Magyaren des Landes und seiner Hauptstadt, die schon in Trümmern und Schutt lag. Nur der Tempel des heiligen Dimitrija ragte aus der Zerstörung unversehrt hervor und wurde zum Mittelpunkt einer neuen Aufbebung, die nach ihm Dimitrovica, Mitrovica, endlich Mitrovica hieß, welches im 14. Jahrhundert wieder als Handelsstadt emporblühte. Nach der für die Türken siegreichen Schlacht bei Nikopolis (1396) fiel es unter der Brandfahle der Osmanen in ihre zusammen, ohne sich wieder zur früheren Höhe emporzuheben zu können. Seiner Lage nach eignet sich der Ort sehr gut zu einem Plage für den Handel mit dem Landstriche jenseits der Save am rechten Drina-Ufer.

Freilich steht gegenwärtig das wichtigste: eine Brücke hinder, wie sie 579 Bajaz und Constantius erbaut hatten, auf deren Erbauung ein im Jahre 1868 dort gefundener Meilenstein des Constantius anspielt.

Wie ich schon bemerkt, liegt man allenthalben auf Reste der ehemals von 300 000 Einwohnern bewohnten Römerstadt. Ich erwähne nur, daß im alten Park eine Anzahl Inschriften auf Steinen bemerkt, daß auf dem ebenen Plane vor dem Westlichen Reste von Wasserleitungen und Gebäuden erhalten und daß Grabdenkmäler in die Wände mehrerer Häuser eingemauert sind. Eins davon, das neben der Eingangstür in die ehemalige Regimentekommandanteneinmündung in der Wandmauer steht, zeigt in größeren Dimensionen zwei ruhende Wöden, in deren Mitte ein gestellter Genius, an eine Urne geklebt und das Haupt auf ein aufwärts gezogenes Knie stützend, schließt.

Originell fand ich zwei bodartige gemischte Thiere in der Wand eines Hauses beim Spital.

An Markttagen wird das sonst ziemlich ruhige Mitrovica zum Sammelplatze vielen Landvolkes und es bietet sich Gelegenheit an Trachten mehr zu sehen, als sonst möglich ist. Ein auffallend schönes blondes Bauerntöchterchen fiel durch die blendende Weiße der Stute auf; um den Oberleib schmiegte sich ein schwarzes Nieder, auf der Brust mit Silbergeschmücken wie ein Dolman verziert. Ihr zur Seite schritt eine Frau, die in ein ähnliches Nieder gekleidet, durch ihre mit Gold gefüllte Pocalica (Brautkranz), worüber eine bunte Samia (Tuch oder mit weißen Spitzen besetzte Band) schmal zusammengelegt und die Ränder der Pocalica umfassend, gebunden war. Man sagte mir, daß hier sich eine Pocalica jetzt eine große Seltenheit sei, indem sie, wenn sie überhaupt getragen wird, nur mit Wolle gefüllt ergeht. Beide hatten außerdem mit weißen Blumen die bestickte Aermel, das Mädchen eine bunte, die Frau eine schlabau



Seidenschürze und trugen beide Sammetkleidetten. Die Mode verdrängt den sandalenartigen Spanat immer mehr, wie ich hier sah, und hat diesen nur den Gebirgsgegenden belassen.

Ich hatte später einmal Gelegenheit ein Haus zu sehen, auf dem die Aermel mit Goldstickerei, Eichenlaub und Eichen darstellend, gezieret waren. Das Mädchen, dem sie angehörten, stammte aus reichem Hause. Um die Mitte des Leibes hatte es eine rothe Wollschürze, die in vielen Kugeln ähnlich denen der Katanenbäume endete, zum Halten der aus feinem, durchsichtigem Gewebe gezeigten Schürze gewunden. Auch letztere zeigte eingewebte Blumen und Blätter.

Ich erfahre nachher und überzeugte mich auch selbst, daß von Tien und Norden her immer weiter gegen Westen die dunklere Tracht einwandert. Noch vor 16 Jahren war viel mehr Nationaltracht in diesen Gegenden, geschweige denn vor 50, wo man ein dunkles Kleid nie zu Gesicht bekam. Ich erinnerte mich aus meiner Knabenzeit an die Gold- und Silbermützen, die an Schürzen um den Hals getragen wurden; jetzt sah ich eine große Silbermütze nur am Halse des oben erwähnten Mädchens. Rother Wollschürze, auch blaue in Welle an den Aermeln sieht man jedoch häufig über Worowic hinaus gegen Kintocci zu. Um einen Bettler, der mit entblößter Brust am Boden lag, hatte sich eine Gruppe gebildet. Der Mensch verstand kein Handwerk. Die offene Brust von Lederriemen ganz bunt und eine kleine Messingkloche, die er statt der Stämme fleißig erklingen ließ, weiden das Mitleid der Vorübergehenden in reichem Maße. Nur ein Aigunec betrachtete ihn lachend, und er wußte wohl, warum. In schmutzigen Säden, die er und sein Weib auf der Achsel hangen hatten, trugen sie die Eingeweide eines gefallenen Kindes. Die Aigunec sind Kaeffer, und es sind mit Kälte bekannt, wo diese Pariahs ein an der Wuth verurtheiltes Kind aufheben, indem sie nur den Kopf als schädlich abspalten, das Lebtrige halb brennen.

Es giebt hier viele in den Dörfern unterhalb Kintocci und dort werden sie überflüssig. Werthlos sind die Bemerkungen der Bauern, die einem Zeitläufer galten. Während der eine behauptete, der Mann sei ein Genosse des Teufels, erklärte der andere, daß er den Teufel nicht brande, indem er sich von Zeit zu Zeit etwas auf die Sohlen schmerte, um am Teile sterben zu bleiben. Als ich den Venten sagte, es sei Ströbe, um das Ausgleiten zu verhindern und er nur vermöge seiner Kunst das Gleichgewicht

halte, rief der erste: „Ich sagte es ja, er sei des Teufels Genosse!“

An einer Stelle des Marktplatzes vorübergehend, wo Weiber mit Eßig saßen, fand mein Begleiter an dem Weibsmuster der Schürze einer Bäuerin solches Wohlgefallen, daß er dieselbe dem Weibe abkaufen wollte. Sie weigerte sich aber dessen entschieden und gab endlich auf vieles Befragen als Grund an, daß sie in Gefahr komme dem Käufer nachfolgen und immer an ihn denken zu müssen. Als man ihr das Höchste ihres Abglaubens vorhielt, rief sie: „Ja zum, 20 zum, a vi, kako vam volja!“ (Ich will, was ich will, und Sie, nach Ihrem Belieben!) Es spielt bei sonstigen Käufen und Verkäufen, namentlich wenn es sich um Pferde oder Hornvieh handelt, wieder der Aberglaube seine Rolle.

Der Käufer übernimmt das Kof oder das Kind nicht anders, als daß er den Halfter oder den Strid mit verblühter Hand ergreift, indem er sie in den Saum des Fendes wickelt. Die bloße Hand würde Unglück bringen. Und in Streitigkeitenfällen, wenn der Käufer trotz gegebenen Aufgebels das erhandelte Stück nicht übernimmt, führt er als Beweis des nicht völlig abgeschlossenen Kaufes an, er habe das Thier noch nicht mit verblühter Hand übernommen und könne das Aufgelb zurückfordern. Bei Gericht gilt natürlich keine Anrede nicht, jedoch gehen solche Käufe ohne Anstehen der Weiber gewöhnlich auf Grund des obigen Arguments zurück. In dieser Gegend sind an Jahrmärkten die „Meane“, handartige Feinwandzeile, ebenfalls, wie im übrigen Sibirien, stark im Schwunge. Einige Tage zuvor schon erscheinen die Meanari mit ihren Belten. Wanke und Tische werden zusammengezimmert, ganze Kammern, Schafe oder Schweine am Spieße gebraten, Wein wird ausgekostet und dieses Uborado, dem immer ein eigener Ort angewiesen ist, erfreut sich eines lebhaften Zuspruchs. Bald kommt der Tanz dazu und gegen Abend bilden die Meanas für den Zuschauer ein schließendes Bild.

Unter den Varnasartikeln geben die Spigen, am besten, wenigstens noch jetzt und die Spigenhändler (Ciptari) erfreuen sich zahlreichen Aufspruchs. Die jungen Frauen und Mädchen tragen, namentlich in den Dörfern westlich und nordwestlich von Kintocci, breite Aermel, die am Handgelenk eng zusammengedrückt, über die Hand reichen Spigenbesatz fallen lassen. Auch an die weißen Schürzen kommen viel Spigen; häufig wird auch ein Spigenstück um den Kragen geschlungen. Die Bäuerinnen erzeugen auch selbst eine Gattung grober Spigen für den täglichen Gebrauch.



Bäuermädchen aus Kalma im Festkleide.

## Beitrag zur Beurtheilung der Ostindischen Kastenfrage.

Von Hugo Schanz, Nijf. a. D.

## II. (Schluß.)

8. Sencicobes (?), auch Kleinfüßler (Kaukale in Früchten?), treiben Handel, gehören zur Rechtehandkaste und theilen sich in nördliche, die den Titel Mutheliar, und in südliche, die den Titel Tschetty führen.

9. und 10. Rattamans (d. i. Dorfbewohner) und Kaleijamans (d. i. Bergbewohner) bilden jetzt zwei Kasten, erstere zur rechten Hand gehörig, sollen aber von zwei Schwestern abstammen, von denen die eine am Fuße eines Berges, die andere auf dem Berge wohnte. Nach den Brahminen gehören sie ursprünglich zu den Pallys (cf. unter 13.), seien aber durch Reichthum emporgestiegen, da viele von ihnen Besitzer mehrerer Dörfer, d. i. Polgars, geworden seien. Sie sind theils Vishnuiten, theils Sivaisten, auch zum Theil Christen, und führen den Titel Ubejer (d. i. Beschützer) oder auch Pallag.

11. Vänicer (verderbt aus Vämdischa d. i. Handel) sind besonders Desfabrikanten (das Del wird in sehr einfachen Drehmühlen aus Kokosnüssen gewonnen); da aber das Vishnubilden der Kokosnüsse in ihren Drehmühlen für eine Sünde galt, so wurden sie früher um dieses ihres „widerrätiglichen“ Handwerkes willen wie Tschandälas, d. h. Kastenlose, behandelt, haben sich aber durch ihren Reichthum gewisse Vorrechte erworben. Sie stehen auf der dritten Stufe der Einkasthandkaste, führen einen Brahminenvogel (eine Art Greis) in ihrem Banner und den Titel Chetty. Sie sind theils Vishnuiten, theils Sivaisten, machen einen unangenehmen Hochzeitsaufwand; zwei Abtheilungen derselben haben Essensgemeinschaft mit den übrigen Sudras (cf. Graul's Reise, Bd. 4, S. 168 ff.).

12. Die verschiedenen Weberkaste, eine der zahlreichsten und nützlichsten Sudrakaste, obwohl durch die europäische Maschinenarbeit vielfach in ihrem Gewerbe behindert. Die verschiedenen Abtheilungen derselben leben ganz getrennt von einander. Equeer führt die folgenden auf:

a) Kothkaler oder Kailakaler oder Singuram (?), gehören alle zur Sivaiste und vererben besonders Sivas zweiten Sohn Subrahmanya oder Kartikeya, den sie für ihren Urahnen halten. Sie nehmen den 7. Rang in der Rechtehandkaste ein, führen als die Angesehensten der Weberkaste den Titel Mutheliar und in ihrem Banner einen Fuchs, Hirsch und Hahn.

b) Söcher, machen feine Baumwollengewebe und nehmen den 6. Rang in der Einkasthandkaste ein.

c) Kartir (?), weben Seidenstoffe.

d) Söner und Kannada (Cannara) Söner, haben dieselbe Profession und gehören zur Rechtehandkaste, führen ein weißes Banner, die ersteren mit einer Schlange, die letzteren mit dem gewaltigen Adler Randapetranda.

e) Aliler, Padma-Zalier und Padu-Zalier (cf. Graul's Reise, Bd. 3, S. 235: Tschalier), machen feine und grobe Baumwollengewebe.

f) Pattanalkärer, Seidenwebler, sind neutral in Bezug auf rechte und linke Hand, Vishnuiten, führen ein feines Banner.

13. Pallys (nicht zu verwechseln mit den kastenlosen

Pallay), eine der zahlreichsten und verbreitetsten Kaste, die Dauerarbeit verrichten; von den Belläern sehr gering geachtet, halten sie sich selbst zum Theil für Nachkommen der Kshatryas aus dem Agni- oder Feuer-Geschlecht. Nach ihrem geringeren oder größeren Vermögen und Landbesitz führen sie den Titel Padejätshi, oder Gavounbin (?), oder Ubejer (cf. oben 9. und 10.), oder selbst Kaiser. In Pondichery sind sie in Bezug auf rechte und linke Hand neutral, sonst überall gehören die Männer zur rechten, ihre Frauen aber zur linken Hand; letztere tragen daher auch Halsbänder von kleinen schwarzen Muscheln und bekleiden ihre Männer mit der linken Hand. Einige Vornehme unter ihnen enthalten sich der Fleischspeisen, noch weniger der berauschenden Getränke. Sie führen ein rothes Banner mit einem Hahn und Fuchs, sind theils Sivaisten, meist aber Vishnuiten und vererben besonders Venkaba (d. i. Tripetty) Kämama, die Gottheit der Pagode in Tripetty zwischen Mayavaram und Combacorum, und die Heiden der Mahabharata-Sage. Sie haben ihre eigenen Priester, Paddjäs, deren Würde erblich ist. Equeer führt 8 Kaste der Pallys auf:

a) Bannier, nennen sich Ubejer oder auch Pallag, sind die gebildetsten Pallys, meist Sivaisten, führen ein silberfarbiges Banner mit einem Löwen und Tiger, und rufen wohl auch Kampen, den berühmten Dichter des tamilischen Ramayana, als Schutzgottheit an; sie verwerfen den Unterschied zwischen rechter und linker Hand.

b) Pabalätter (Beschützer der Arme) oder „Waffen-träger“, von Räuberhorben entsprungen, welche die alten Kshatryas nicht anders zu bändigen wußten, als daß sie ihnen die Polizeimacht übergaben mit dem Titel Taleiver oder Polgars (besonders im Tindigal- und Maduragebiet, cf. unter 32. Kaller).

c) Zemindär-Pallys, nicht zahlreich, Nachkommen großer Zemindäre oder Erbpächter.

d) Krijsha-Pallys (von arisi, d. i. Reis?), Landbauer, Gärtner, Feldarbeiter, sind sehr zahlreich.

e) Candessatti-Pallys (von candei, d. i. ein kriegerischer Kriegerling?), sind Korbmacher.

f) Vana-Pallys, Kauflente in Früchten.

g) Natta-Pallys, Muschelfischer und

h) Mina-Pallys, Fingerringe (NB. die eigentlichen Fischerkaste cf. unter 24. bis 27.).

14. Kammäler oder Pantshalamäler, Zinngewerke. Sie theilen sich in 1) Tattäns, Goldschmiede; 2) Tattischer, Zimmerleute; 3) Kacumär oder Koller, Schmiede; 4) Kammär, Kupferschmiede, Wollengießer rc. und 5) Kall-Tattischer oder Eiper, Maurer. — Ein Kammäl kann irgend eine dieser fünf Beschäftigungen sich wählen, und diese fünf Kaste haben Essensgemeinschaft und Zwischenheirath. Sie bekämpfen Nachkommen der fünf Söhne des Vöter-Architekten Sivamäma zu sein, tragen die arische Schur und nehmen den 2. Rang in der Einkasthandkaste ein. Sie sind Sivaisten und führen in ihrem rothen Banner das Bild des berühmten Affen Hanuman, einer Inkarnation des Siva, außerdem einen Papageri, Greis und

mehrere Abzeichen ihres Berufs. Die Goldschmiede führen den Titel *Vati* (d. i. Herr, Meister), die anderen den Titel *Atschakra* (d. i. Priester). Sie haben sich gänzlich von den Brahminen losgelöst; ihre Frauen kleiden sich wie Brahminenfrauen und haben vielfach Ehemänner (cf. Graul's Reise, Bd. 3, S. 237 ff.; Bd. 4, S. 184).

15. *Kall-Willi-Siddhas*, Steinbildner, jetzt nur noch wenig zahlreich (z. B. in Trichinopoly), aber geschickt in ihrer Kunst.

16. *Mutschis*, Maler, Vergolder, Tapezierer, Sattler etc., geschickt, aber verachtet, weil sie in Leder arbeiten; sie essen kein Fleisch, sind Vishnuiten, tragen die orange Schur und führen in ihrem Banner einen Walfish. Sie beanspruchen den Titel *Kao* (Kau, von Kälbsch), da sie sich für Nachkommen der Kälben halten; ihre hellere Gesichtsfarbe deutet auch auf nördlichen Ursprung. Unter ihnen sollen die berühmtesten Drogen der Einhandkassen (Salzdienst der linken Hand) besonders im Schwange gehen.

17. *Schänars*, auch *Suras* genannt (von *suri*, d. i. Palmfaß), zapfen den Saft der *Palmyra*- und *Kotos*-Palme ab, besonders zahlreich im südlichen Tinnevely-Gebiet (und in Ceylon, wo sie eine etwas höhere Stellung einnehmen). Sie bilden die 4. Klasse der Einhandkassen, sind Sivaisten, aber auch Trunksanbeter (*Phutas*) und führen eine Leiter im Banner (da sie eine solche zum Beheizen der Palmen brauchen). Ihr Titel ist *Grāmang*, d. i. Dorfbesitzer. Von ihnen sind sehr viele zum Christenthum bekehrt.

18. *Sattāns* oder *Raischnavas*, handeln mit Blumen, flechten Kränze etc., sind Vishnuiten, führen den stolzen Titel *Kyer*, wohl wegen ihrer Verbindung mit dem Tempeldienst.

19. *Dāsis* oder *Dēvadāsis* bilden die Klasse der Tempelbuben oder *Vajadern*, werden aber aus verschiedenen Kasten (besonders den Weberkassen, oben unter 12.) zu diesem abgewichen, aber bei den Hindus keineswegs verachteten Beruf genommen. Sie gelten eben als mit der betreffenden Gottheit Verlobte. In ihrem Banner führen sie das Bild des indischen Cupido, *Manmathen* oder *Kāmādēva*; ihre Kinder werden *Vagodenmusikanten* oder *Vajadern*.

20. *Melaker* heißen die *Vajadern* der Vishnu-Vagoden; sie führen in ihrem Banner ein musikalisches Instrument, *Amarom* (?) genannt (dem *Tambor* ähnlich).

21. *Rāttuders* oder *Rāttamuttulākers*, sind die Tanzlehrer der *Vajadern*, die mit Cybelen den Tanz schlagen; sie gehören ebenso wie ihre Schillerinnen entweder zur rechten oder zur linken Hand, je nachdem die Vagode, an der sie dienen, zur ersten oder letzteren gehört.

22. *Vog* oder *Kāvūdr*, *Palanträger*, haben ihre besonderen Kastenregeln und keinen Theil an der rechten und linken Hand; ursprünglich Zelgen mit erblicher Häuptlingswürde, sind Vishnuiten. Später haben auch Tamulen verschiedener Kasten diesen Beruf ergriffen, und jetzt bilden sie 13 Unterabtheilungen, deren bedeutendsten die *Zelgeparabods*, *Netthods*, *Kallbods*, *Schānarbods* und *Bamārābods* sind.

23. *Kusacer*, *Töpfer*, fast Alle Sivaisten, tragen den Ring (*Phallus* etc.) und gehören zur rechten Hand. Dergleichen verehren sie die *Mariammee*, d. i. die *Poden* (schwarzen Platten) Göttin. Sie fertigen außer den verschiedenartigsten Töpfervasen auch Gegenbilder, heilige Pferde etc. und führen den Titel *Pati* (cf. oben unter 14.).

24. bis 27. *Mucuas*, allgemeiner Name für die Fischerkassen, auch *Mugajer* oder *Mucumer* (vom tamu-

lischen Wort für „untertauchen“), theilen sich in folgende 4 verschiedene Kasten:

24. *Patanavas* (?), Schiffer und Fischer auf dem Meere (in den sogenannten *Kattumaram*-Häfen und Booten), sind Sivaisten, gehören zur linken Hand, und führen in ihrem rothen Banner eine Schildkröte.

25. *Karegar*, von derselben Profession, aber Vishnuiten.

26. *Sempadaver*, Fischer in Teichen und Flüssen, führen ein gemaltes Kieg im Banner.

27. *Paraver* oder *Parascher*, Fischer im Süßwasser, zugleich auch Viehzüchter und Perlensucher am *Manār-Golf*; sehr viele schon im 16. Jahrh. von dem Jesuiten Xavier gekauft, führten aber einen unmoralischen Lebenswandel, und ihre Frauen sind der Prostitution ergeben.

Die Fischerkassen sind in Folge ihres Berufs (sie tödten animalische Leben!) verachtet. Sie verehren eine (vielleicht chinesische) alte Gottheit, *Vaouth* oder *Singanniamen*, zu *Virampatnam* mit Opferriten, Reis und Früchten etc.

28. *Panisey-mager* sind die Diener der *Bellāler* und übrigen hohen Subtrakassen, etwas höher stehend als die Folgenden. Sie haben zu freudigen und traurigen Familienernissen die Gasse ein.

29. *Rapisas* oder *Amhaghāthier*, die Barbier der *Suras*, sind verachtet in Folge ihres Berufs, aber unentbehrlich, da kein Hindu sich selbst rasirt (*Rasphaar* und *Barthaar* werden — je nach den verschiedenen Kasten — verschiedenartig und oft recht wunderbar, ja nach unserem Geschmack häufig rasirt, nicht verschieden allein). Sie treiben auch — wie früher und wohl theilweise noch jetzt auch bei uns — Chirurgie, operiren Hüftkranke etc. und sind Musikanten bei den Vagoden und beim Publikum (bei Hochzeiten, Begräbnissen etc.). Ihre Frauen sind *Wahrlagerinnen* und leiden sehr geschickt im Gebrauche von Mitteln zur Abtreibung der Leibesfrucht etc. Sie sind Vishnuiten.

30. *Bannārs*, Wäscher, sind noch verachteter als die Barbier, obwohl ebenso unentbehrlich; sie dürfen nicht den — heilig gehaltenen — Oesen, sondern nur den Wüffel und Eiel zum Wasstragen für ihre oft großen Wäschebündel benutzen. Hauptpflicht verehren sie die *Mariammee* (die *Vodengöttin*), bei deren jährlichem Feste sie als Priester dienen und einen Hammel opfern. In ihrem Banner haben sie einen weißen Topf, *Bellei-pānei*, dem *Subrahmanya* geweiht.

N. B. Die beiden folgenden Kasten, *Maraver* und *Kallor*, stellt Esquer viel zu tief, vielleicht sind sie in Pondichery so verachtet; nach Graul rangiren sie oben vor den *Schänars* unter 17. und mit Recht. Derselbe erwähnt auch noch die von Esquer übergangenen *Ahampadier*, die früher in Tempeln und Palästen Kriegerdienste thaten (cf. Graul's Reise, Bd. 4, S. 177 f.), aber in seinem guten Aufse stehen, in Folge der sogenannten „*Gheim-Ehe*“ (cf. Graul, Indische Sittenpflanzen, S. 147 f.).

31. (eigentlich 17.) *Maraver*, deren Hauptpflicht ist und um *Kannad* im Süden von *Madura* ist, sind gleichfalls wie die *Ahampadier*, cf. das NB. zuvor ein kriegerisches Geschlecht und lebten früher meist vom Raube (cf. Graul's Reise, Bd. 4, S. 181 ff.). Ihr gemeinsamer Ehrentitel ist *Dēver* (sonst zur Bezeichnung der „Götter“ gebraucht), an einigen Orten *Serreitäre* (d. i. *Wiltäre*), *Wampasäre* (d. i. *Aufseher*), oder *Wudi-Tāngli* (d. i. *Kronenträger*). Sie zerfallen in mehrere Abtheilungen, von denen einige sich, sammt ihren Frauen, durch Tapferkeit auszeichneten. Die Ehe ist rar, die Kinder ihrer Rebweiber heißen

Parivarattar, d. i. Gefolge. Die Abappattarer sind eine entartete und in Höflichkeit lebende Abtheilung.

32. (eigentlich 18., cf. das XI. vor 31.) Kaller, d. i. Diebe oder Räuber, mit den Vorigen verwandt (cf. oben unter 13. h.), leben gleichfalls lange Zeit vom Raube, und werden noch jetzt, z. B. in Triflingpota, als Tag- und besonders Nachtwächter selbst von hohen englischen Beamten besetzt, um das und Gut vor ihren Kasten- genossen zu schützen, da sie sich als die eigentlichen Herren des Landes in dortiger Gegend ansehen. Unter den vornehmen Familien soll die Beschreibung *Satt* gemeint sein. Sie beanspruchen den Kshatriyatitel, einige Abtheilungen führen den Titel Bramudejān, d. i. Held, andere Sōm- nāden, d. i. Herr der Herdschaar. Das Hauptheiligtum der sogenannten Rattu-Kaller befindet sich auf einem Hügel Nalla-Kōtti, wo sie jährlich in kriegerischer Weise das sogenannte *Schen*-Fest feiern (cf. Graul's Reise, Bd. 4, S. 178 ff.). Die Ehe ist auch bei ihnen los, die Ehescheidung leicht. Die Frauen schützen ihre Kleider hinten und gehen meist mit unbedecktem Busen. Geheim- che ist auch bei ihnen, wie bei den Vorigen, im Gebrauch.

Zu diesen vielen Subkastan kommen noch einige Nomaden- und Berg-Stämme, die zum Theil ganz wild leben.

33. Kuraver, Jäger, treiben verschiedenes Ge- werbe. Die Uppu-Kuraver machen Salz und führen es auf Eseln von der Küste ins Innere. Die Tolein (?) Kuraver treiben Schmiedekunst und sind Wallgräber. Die eigentlichen Kuraver sind Korbschlechter. Die Ter-Kettians, aus dem Süden, treiben dieselbe Be- schäftigung, vermischen sich aber nicht mit den Vorigen. Die Rattu-Kuraver verkaufen Bannan und Bambus. — Die Kuraver essen alle möglichen Arten von Thierfleisch. Die Frauen wahren, talowiren und ergehen sich der Prostitution (Graul's Reise, Bd. 4, S. 185 f.). Die Kuraver sind, wie die Jäger, gestrichelte schmale Diebe, Bettler u.

34. Edder, graben Brunnen, Teiche, Kanäle, werfen Erdmauern auf, ziehen Schweine auf u. Sie sind eifrige Vishnuiten und sammeln aus Trissa, haben eine besondere Sprache (das Uripa) und Alphabet.

35. Senapper, in Madras sehr häufig, weben grobe Seide für das Getreide.

36. Tombur oder Kattādis, sind Tischenspieler, Athleten, Seiltänzer, ungemein gewandt, wie auch ihre Frauen.

37. Kōler, treiben dieselbe uneheliche Hantierung und führen halslose nackte Leben wie die Vorigen.

38. bis 41. Die Bergvölker der Nilagiri-Berge im S. W. Vorderindiens, über welche Missionar Neg ein besonderes Völkchen in englischer Sprache geschrieben: „The Tribes inhabiting the Neilgherry Hills; their Social Customs and Religious Rites“, bieten viel Inter- essantes für die Völkerkunde; hier nur einiges Wenige der Vollständigkeit halber (cf. auch Graul's Reise, Bd. 3, S. 288 bis 317.).

38. Todas, die Aristokratie unter den Nilagiri-Berg- völkern, etwa 100 Familien. Als Gottheit, Iriadeva, verehren sie die heilige Herdenglocke. Ihre Priester heißen Palāl. Sie leben von ihren Viehherden.

39. Badagas, etwa 15 000 Seelen, haben eine dem Sühnbad im 3. Buche Moses ähnliche Ceremonie, verehren den Kunga (Kshāns u.), und bilden 18 Unter- abtheilungen.

40. Kōtas, die Handwerker der Nilagiris, wo sie sieben Dörfer bewohnen, verehren Ziva und seine Gemahlin Parvati.

41. Kurumber, sind die Priester und Wushtanten, auch Häubter bei den Todas und Badagas. Früher mächtig, wurden sie im 3. Jahrh. n. Chr. von einem Kōla-Könige in die Berge vertrieben.

42. Edder, Jäger und Vogelfänger, leben an den Abhängen der Berge.

43. Truler, fast ganz wild, leben von Honig und Wurzel, sind Vishnuiten und dienen bei den wenigen Badagas, welche nicht Szwaiten sind, als Priester.

(Cf. oben das XI. vor 31. die Ahompadier, mit welchen 44 Hauptkasten der Sudras im Tamululande zu zählen sind.)

#### Die Kastenlosen,

d. h. die nicht zu den vier Hauptkasten Gehörigen, gewöhn- lich Pariah's genannt (von *pari*, einer großen Trommel), obwohl sie unter sich wieder in Kasten getheilt sind und auf ihre respective Kastennetze halten. Sie zerfallen gleich- falls in rechte und linke Hand zu fünf Klassen.

A. Rechte Hand. 1) Ballauer, Priester, Mergle, Häubter, Wöhräger u. der Pariah's, sind alle Szwaiten und führen ein weißes Panzer. Sie vermischen sich nicht mit den übrigen Pariah's. — 2) Balangamugattar, d. i. Rechte-Hand-Yente im speciellen Sinne, verrichten Selbstarbeit, Potendienste; viele von ihnen sind auch im Dienste der Europäer als Köche, Aufwärter u. — 3) Pet- tiāns, Wushtanten (auch bei Tramer oder Fremde der Zu- dras), verbrennen die Verstorbenen, Lebtengräber, Getreide- messer (in der Entgeiz), schaffen gefallene Räder bei Seite. — 4) Bannār, die Wälder der Pariah's. — 5) Ambhasschther, die Barbier der Pariah's.

B. Linke Hand. 1) Kaller, thun dieselben Ge- schäfte wie die Balangamugattar (unter A. 2.), und be- streiten diesen den Vorrang, da sie kein Kuchenschiff essen. — 2) Sakkilie, Schuhmacher (cf. oben Subkastan 5. Conuttge), und Kombulärer, Hornbläser, bilden eine Kaste und verrichten den Kallern manche Dienste. — 3) Tōttys, verrichten die niedrigsten Dienste, reinigen die Aborte u. und verbrennen auch (cf. A. 3.) die Todten. — 4) Baniffar, essen grüne Früchte, sind untergeordnete Diener. — 5) Ronamattai, den Tōttys ähnlich, suchen einen Erwerb, indem sie den Trichand durchstreifen, in welchen stehend die Tamulensianen sich haben, um von diesen beim Baden etwas verlorene Aewelen zu finden, sind auch Pferdebesitzer (und als solche verachtet, während mit Tschan auch vornehme Kasten umgehen), Grashauer u.

Nm. Von den angeführten Kasten (Sudras und Pariah's) werden 18 als dienende Kasten (Ksh-maffel) betrachtet (cf. Winslow's tamulisch-englisches Wörterbuch).

#### Anhang.

Ueber die Kasten in Bengalen, im Telugulande und auf der Malabar-Küste, soweit sie von obiger Darstellung Abweichendes bieten, vergleiche das Buch Esquer's selbst und Graul a. a. D. — Wir fügen hier als Anhang nur noch Einiges über die Beschäftigungen und den Unterricht bei den Indus binzu.

Die sechs Beschäftigungen, welche dem heiligen Kande, d. i. Indien, angemessen erachtet werden, sind: 1) Acker- bau; 2) Handwert; 3) Gerath mit den angemessenen Ceremonien und also Führung des Ehe- und Hausstandes; 4) Handel; 5) Kunst, Wissenschaften und Literatur, Schriftstellerei; und 6) Architektur.

Ebenso werden den vier Hauptkasten je sechs Beschäfti- gungen zugewiesen, in deren Aufzählung verschiedene

Autoren etwas von einander abweichend. Wir geben sie nach Winslow's taunisch-englischem Veriten wie folgt:

1. Den Brahminen eignet: 1) Studiren und Recitiren der Vêdas; 2) Unterricht ertheilen in den Vêdas; 3) tägliche Ceremonien verrichten; 4) die Ceremonien für Andere verrichten; 5) Aushäuten von Almosen, Unterstützung religiöser Bettler; und 6) Empfangen von Almosen und Geschenken von würdigen Personen.

2. Den Kshatryas eignet: 1) Studiren der Vêdas; 2) Verrichtung von Ceremonien; 3) Erwerb von Reichthum; 4) Beschützung und Regierung des Landes; 5) Disciplinirung von Truppen; und 6) Kriegsführen.

3. Den Vaishyas eignet: 1) Studiren der Vêdas; 2) Verrichtung von Ceremonien; 3) Erwerb von Reichthum; 4) Erhaltung von Almosen; 5) Halten von Viehherden, besonders Kühen; und 6) Ackerbau.

4. Den Sudras eignet: 1) Den ersten drei Kasten dienen (von geistlicher Arbeit ist nicht die Rede!); 2) Erwerb von Reichthum; 3) Ackerbau; 4) Halten von Viehherden; 5) Spielen auf Saiten- und Blas-Instrumenten; und 6) Weberi in Baumwolle und Seide, Tragen von Kosten und andere „Knechts“-Arbeit verrichten.

Ueber den Unterricht fügen wir hier nur hinzu, was von der Einweihung eines Schülers in die Saiva-Religion, — Siva-bischa genannt, — und von den drei Stufen des Saiva-Lebens gefordert wird.

Die Siva-bischa ist eine siebenfache: 1) Tschakshus — oder Napana-bischa, die geschieht durch das Auge des Guru (geistlichen Lehrers und Führers), der den Schüler anblickend, seine geistige Hinstrengung und sein moralisches Völk verschönt, und ihm geistliches Licht mittheilt; — 2) Sparsa-bischa durch Berührung, indem der Guru seine rechte Hand auf des Schülers Haupt legt und fünf Haupttheile seines Körpers berührt, und ihm so die

Kraft der Fünf-Buchstaben- (oder Sythen-) Zauber-Formel (Si va na ma ho) theilt; — 3) Vâtsch- oder Vâtschaka-bischa, durch mündliche Unterweisung und Erleuchtung; — 4) Vâna-bischa, durch das Gemüth, indem der Guru ein liebendes Interesse am Schüler gewinnt und so dessen Gemüth erleuchtet; — 5) Âstra-bischa, geistliche Erleuchtung durch Vermittelung der heiligen Vâgher und Wissenschaften; — 6) Yôga- oder Bhâvanâ-bischa, durch das vom Guru gegebene Beispiel oder Vorbild eines schweigamen, bewegungs- (leidenschafts-)losen Anekten oder Yogi (in den vorgeschriebenen acht Körperstellungen); — endlich 7) Kunttiri- (2.) bischa, durch symbolische Figuren, auf dem Erdboden gemacht; diese letztere Art ist zweifach: Kâna- (d. i. Weisheit-) Kunttiri und Kriya- (d. i. Werk-) Kunttiri.

Die drei Stufen endlich, welche der Siva durchzumachen hat und welche auch bischa (d. i. Einweihung) heißen, sind: 1) Samaya-bischa, die Ceremonien, durch welche er unter die Schülerzahl aufgenommen wird; — 2) Bischa-bischa, besondere Ceremonien zur Konfirmation des Schülers, die aber nur eigentlichen Saivas ertheilt wird, welche weder Fleisch noch Fisch essen; der Schüler speist hinfür im Geheimen und wird durch diese Konfirmation geschickt, in die Geheimnisse der Agama-Philosophie oder der 28 geheim gehaltenen Vâgher der Sivalette eingeweiht zu werden; — und 3) Nirvâna-bischa, d. i. die höchste Stufe und Ceremonie, durch welche der Schüler zur Vollkommenheit eines Sivaits gelangt und befähigt wird, das Opfer, pädachha genannt, samnt den heiligen Ceremonien selbst zu verrichten, mit dem Guru zusammen zu sitzen und zu essen und alle Vorrechte des Saiva-Systems zu genießen. Denn der bisherige Schüler ist nun selbst zum Guru (geistlichen Lehrer und Führer) geworden und kann Schüler oder Jünger in seine geistliche Pflege und Erziehung nehmen.

## Die Insel Basilan (Philippinen).

Die Mai-Kammern des „Diario de Manila“ und der „Oceania Española“ bringen einige Notizen über Basilan, denen ich folgendes entnehme:

Die Insel Basilan gewährt schon von der Ferne durch die reiche Vegetation, welche jedes Fleckchen Boden bedeckt, einen reizenden Anblick; trotzdem galt sie bei den Beamten und Soldaten der Philippinen als ein sehr unerwünschter Aufenthaltsort und jeder, der dahin versetzt wurde, trachtete sobald als möglich wieder nach einem anderen Orte, einer anderen Provinz versetzt zu werden und dies auch dem Grunde, weil jeder Europäer oder Missionar, welcher es wagte, einen Schritt aus den Thoren der spanischen Festungswerke zu machen, von den fanatischen Mohammedanern, welche die Insel bewohnen, niedergestochen wurde. Die Insel gehörte nämlich bis zum Jahre 1846 zum Sultanat Zulu; die Veranlassung zur Besitznahme Basilsan durch Spanien war die Angst, es könnten die Franzosen hier eine Niederlassung begründen. Guizot beauftragte nämlich den Hr. de la Grèze, welcher schon am 24. October 1844 zu Whampoa den Friedensvertrag mit China abgeschlossen hatte, einen zur Anlage einer Flottenstation geeigneten Hafen im Malajischen Archipel zu erwerben. In Folge dessen erhielt der französische Contre-Admiral Cecilie mit

den Schiffen „La Cléopâtre“, „La Sirene“, „La Victorieuse“, „L'Alcmène“ und „La Sabine“ in den Gewässern von Zulu und Basilan. Wegen Ermordung mehrerer Matrosen gerieth er mit den Eingeborenen der letztgenannten Insel in Konflikt, wobei er den Ort Malagu einnahm. Die Franzosen fanden indessen in dem Hafen des heutigen Iabala, damals Malamani oder Malawi genannt (nach dem vorgelagerten Inselchen), den gesuchten Punkt. Es gelang dem Herrn de la Grèze vom Sultan von Zulu die Stipulation eines Vertrages zu erwirken, nach welchem die Franzosen das Inselchen Melamani und den Ort Kapinigan auf Basilan erhalten sollten. Tags darauf (21. Februar 1846) weigerten sich aber der Sultan und die Dattos (Lebensfürsten) den Vertrag zu unterschreiben. Es war dies eine Folge der Bemühungen des spanischen Gouverneurs der Provinz Zamboanga. Die Unterhandlungen zerfielen sich und Frankreich unternahm um so weniger noch etwas in dieser Angelegenheit, als das Kabinett von Madrid in Paris Gegenvorstellungen erhob. Um aber nicht wieder ähnliche Störungen seiner Wadstphäre fürchten zu müssen, besetzte Spanien die Insel Basilan an jener Stelle, die von den Franzosen einst in Anspruch genommen worden war, und gründete dort ein Fort Namens Iabala.



Die eingeborene Bevölkerung verhielt sich von nun an feindselig gegen die Spanier, welche durch nahezu drei Jahrzehnte es nicht wagen konnten, die äußere Postenlinie zu verlassen, wollten sie sich nicht der Gefahr aussetzen, ermordet zu werden. Einen besondern Reizung gegen die durch eine üppige Vegetation bedeckten Felsen, welche jährlich, während die Festung unermüdetlich von der Landseite aus umröhrten, hielt man wegen der Kostspieligkeit und des vor- aussehenden Wuterlustes für unnützlich, da man durch die Mutation nur das aus zahlreichen Verträgen mit Salu datirende Besitzrecht sich wahren wollte. Nur wenn Eranan konstatirt wurde, dann schossen die in Isabela stationirten Kanonenboote das Peimathedorf der Piraten in Schutt und Asche. Unter solchen Verhältnissen machte die Ausbreitung der spanischen Herrschaft nur geringe Fortschritte: 1850 waren nur Isabela und das Dorf Paganhan spani- scher Besitz, der im Jahre 1870 außerdem noch die Dörfer Paniguan, Malamanai und Guibangan umfaßte, welche von 523 Seelen (3 Spaniern, 10 Negern, 345 malaischen Christen [siehe Missionen], 112 Mohammedanern und 53 Chinesen) bewohnt wurde, ganz abgesehen von der Be- satzung, welche aus Marine- und Landtruppen besteht, und den hier untergebrachten Sträflingen. Seit kurzer Zeit hat sich die Situation erheblich geändert, Isabela allein zählt jetzt nahezu 600 Bewohner, Paganhan 800 bis 1000, und während bisher die spanischen Unterthanen außerhalb des Festungsranges nie ihres Lebens sicher waren, beginnt sich jetzt ein reger Handel mit den Desertern der Mauren (b. h. der Mohammedaner) zu entwickeln, ja Ende April fuhr der Gouverneur der Insel in einem Kanonenboote un- terselbst herum, hielt vor jedem Küstendorf an und nahm dort die Aufnahme der Häuptlinge entgegen.

Diese Veränderung der Sachlage danken die Spanier dem Einflusse eines Deserters. Derselbe ist ein Tagale aus der Provinz Cavite, der zur Infanterie angehört wurde, in welcher er es bis zum Korporal brachte. Er geriet durch seine Unbotmäßigkeit bald mit den Militärs in Konflikt und zog es nun vor durch Flucht sich der Strafe zu entziehen, wurde aber wieder eingefangen und auf das Presidio von Zamboanga gebracht; doch gelang es ihm auch hier zu entkommen und zwar nach der Insel Basilan. Obgleich er ein kleiner unansehnlicher Mann war, so mußte er sich durch seinen Muth und seine fabelhafte Schußfertigkeit (er verfehlt nie sein Ziel) ein solches Ansehen zu erwerben, daß die Dattos (Fürsten) der Insel ihn bald als ihresgleichen anerkannten, obwohl er nur über eine Bande von 12 Desertern und entlaufenen Verbrechern gebot. Mit seiner Hölle durchstreichte der ge- fürchtete Pedro Cuevas — so ist sein Name — die ganze Insel, ohne daß die Mauren es wagten ihn anzugreifen.

Während er so die Mauren, welche ihn für den Träger eines unbesiegbaren machenden Zaubers hielten, in Schach hielt, war er zugleich ängstlich bemüht, die christlichen Niederlassungen vor Schaden zu bewahren, indem er die Spanier vor jedem geplanten maurischen Ueberfall warnte. Auf diese Weise hielt er sich jede Verfolgung von spanischer Seite fern. Da die Mauren durch ihn alle Raubausfälle vereitelt sahen und Cuevas überdies gegen jeden Datto, der seine Leute gegen die Spanier hetzte, den Krieg erklärte, so beschloß der mächtige Fürst der Insel, der Paulina Salong, ihn zu vereinen und zog mit 200 Kriegern gegen ihn zu Felde. Cuevas nahm mit seinen Genossen eine günstige Stellung ein und beschloß von dort mit seinem unsichtbaren Gewehre die Feinde, so daß deren Zahl sich immer mehr und mehr zu lichten begann. Der wuthen- brandte Paulina forderte nun durch Parlamentäre den Exzorporal zum Zweikampfe heraus, was dieser auch an- nahm. Cuevas war der glücklichere, er erlegte seinen Weger, dessen Krieger ihn nun als ihren Paulina anerkannten. Dieses Ereigniß vermehrte nun sein Ansehen in unglaublichem Grade, das er auch sofort zu Gunsten der Spanier ausnützte. Als nämlich im Jahre 1876 ein Theil der Garnison und sämmtliche vor Isabela stationirten Kriegsschiffe zu jenem Expeditionskorps stießen, welches Salu eroberte, da planten die maurischen Fürsten einen Hand- streich auf das Fort. Da erschien Cuevas — der jetzt von den Mauren Paulina Salong, von den Christen Pedro Salong genannt wird — mit seinen Kriegern vor dem Fort, benachrichtigte den Gouverneur von der drohenden Gefahr und bewirkte es, daß die feindseligen Scharen es nicht wagten, einen Angriff zu unternehmen. Da Cuevas über- dies christliche Gesangene befreite und entlassene Verbrecher den Spaniern auslieferte, so wurde endlich sein inständiges Bitten erhöht und ihm wie seinen Gefährten ein General- pardon bewilligt. In seinem Feuergefecht bewog er die meisten Häuptlinge der Insel, als deren Sulten er an- gesehen werden kann, der spanischen Regierung sich freiwillig zu unterwerfen. Kein Wunder, wenn der Name dieses tapferen Deserters jetzt in Manila im Munde aller Leute ist.

Die Festung Isabela ist durch vier Bastionen geschützt, nur die Kasernen, das Gefängniß und das Haus des Gouverneurs sind von Stein, die übrigen ärarischen und Civil- gebäude sind von Holz, Rohr und Nipaoblättern (von der Palme *Nipa fruticans*) hergestellt.

Zu bemerken ist noch, daß die Insel nur selten von jenen heftigen Orkanen heimgesucht wird, die in anderen Theilen des Archipels so häufig sich einstellen. Dagegen tritt das intermittirende Fieber in der Zeit von September bis Decem- ber ein, doch hat sich das Klima der Station in den letzten Jahren erheblich geändert. F. Klumentritt.

## Ein Tam-Tam der Batele.

Unter diesem Titel beschreibt Graf G. di Brazza Savorgnan in dem Juniheft des „Bollettino della Societa Geogr. Italiana“ den größten Fall der Eingeborenen, dem er bisher beigewohnt hatte, einen Fall, an dem mehr als 200 Personen theilnahmen. Man stellte sich einen großen, halb von Männern, halb von Frauen gebildeten Kreis vor, alle Theilnehmer aufrecht und in der Mitte etwa 50 Menschen, welche das Centrum des Kreises

wird durch den Tam-Tam eingenommen, einen großen Cy- linder von Combo-combo (einer Holzart), der an einem Ende ausgehöhlt ist, über die Höhlung ist ein Widderfell ausgespannt; das andere Ende läuft in vier kurze Füße aus. Ein Mann bearbeitet das Fell mit der Hand und, je nachdem die Schläge mehr in die Mitte oder nach dem Rande zu fallen, wird der Ton höher oder tiefer. Hieran reihen sich die Musikinstrumente in großer Anzahl und ver-

schiedenartiger Form; zunächst dem Tam-Tam-Schläger sitzen vier oder fünf Leute, die in einen großen Kürbis blasen, wodurch ein tiefer Ton, wie von einer Altvioline, entsteht; andere blasen in einen kleineren Kürbis, dem sie höhere Töne entlocken; daneben einige andere mit den allerfeinsten Stridlingen derselben Art, welche kaum die Größe einer Apfelsine haben, mit zwei Löchern; denselben werden mit leichtem Hauche zwei oder drei verschiedene Noten entlockt. Auch das gewöhnliche Saiteninstrument ist vertreten; es wird gebildet aus einem Zweige der Bambuspalm, einige Faser der Rinde sind losgelöst und stellen die vier Saiten vor. Ein halber Kürbis dient als Klangboden; bei dem Spielen setzt ihn der Künstler, der mit beiden Händen den Saiten angenehme Töne entlockt, auf seinen Unterleib. Mitten auf dem Bogen und an den beiden Enden desselben hängen die Vatele drei eiserne Anhängel in der Form von Spateln auf; rund um diese befinden sich Ringe, welche, wenn die Saiten berührt werden, in eigenthümlicher Klangfarbe ertönen. Die Länge des Bogens beträgt etwa 1,10 m. Dies Instrument ist bei den Fan, den Vatele und Apfuen gebräuchlich. Vor dem Gebrauch werden die Saiten gestimmt. Zu diesen Musikanten kommt noch in der Mitte des Kreises eine Anzahl Erwachsener und Knaben, welche mit zwei gekrümmten Holzrädern im Takte gegen einander schlagen, oder ihre Hände in ähnlichen Zwecken gebrauchen oder gar ihren Bauch als Trommelfell benützen. Dies ist der sitzende Theil der Theilnehmer, aber auch alle jungen Männer, welche die eine Hälfte des Kreises bilden, halten jeder einen kleinen, mit Samenförnern gefüllten Kürbis in der Hand; sie schütteln denselben im Takte, was diesen Instrumenten einen eigenthümlichen Ton entlockt, der sich mit allen anderen sonderbaren Tönen, mit dem unbefriediglichen Geräusch, was alle diese Tungen, alle diese eigenthümlichen Instrumente hervorbringen, zu einem wahren Tauselsalat vereintigt.

Uud doch besteht in allem diesem Lärm sicherlich eine gewisse Harmonie, und die Künstler haben gewiß feste Regeln des Tam-Tam, die sie auch zu befolgen scheinen; hoch ausgerichtet unter den zusammengelauerten Leuten steht mitten im Kreise der Kapellmeister, der die Musik mit dem in Streifen zerschnittenen Felle einer Tigertzunge als Taktstod in der Hand dirigirt (diese Kagenart nennen die Wahoneen bellet); außerdem bezeichnen er den Rhythmus durch die Bindungen seines Körpers, durch Rufen und Händeklatschen.

Nachdem wir so das ganze Orchester kennen gelernt haben, wollen wir die Theilnehmer der Tänzer betrachten. Wenn man sie sieht, glaubt man zu träumen oder mitten im Karneval zu sein und Leute zu erblicken, die über alles Maß betrunken sind. Bei einer derartigen Veranlassung pflegen Männer und Frauen sich die Hüften mit dem besten Schurz zu umgürten, sich mit allen Perlen zu schmücken, die sie besitzen, allen Schmuck von Gazellenhörnern, allerlei Streifen von Thierfellen, alle Feilsche, alle Grigris und Gott weiß was noch anzuhängen. Dann sieht man den seltsamsten Kopfsputz, den man sich auf einem Menschenhügel denken kann: Aechten, Ohignons, Kugeln von Haaren, alles geschmückt mit Hohnesfedern; die bunten Farben, mit denen sie sich bemalen, vervollständigen ein Bild, welches einzig in seiner Art ist. Die alten Frauen haben gewöhnlich das Gesicht mit einem weissen Streifen eingefasst, der auch über die ganze Brust läuft, so daß man

nur einen einzigen dunkeln Kreis sieht, in welchem sich Mund, Nase und Augen befinden. Bei den jungen Schönen spielt das Roth eine große Rolle; sie beschmieren sich damit den ganzen Kopf und auch die Haare, so daß letztere eine rothe Krone bilden; die Männer scheinen keiner bestimmten Mode zu folgen, sie glücken in allen Farben. Es hat einer einen weissen Kreis um seine Augen gezogen, ein anderer hat Roth oder Schwarz zu gleichem Zwecke verwendet, manche haben die Schläfen roth bemalt, einige sich die Arme in drei verschiedenen Farben zebraartig gezeichnet, andere sich ein farbiges V auf die Brust gezeichnet; kurz, jeder Geschmack ist vertreten.

Nach unseren Begriffen tanzen diese Leute nicht; sie thun nichts Anderes als sich schütteln, sich wenden, den Kopf umwenden, und alle diese Bewegungen erzeugen ein solches Gewirr von sich vermischenden Farben, wie es nur durch die schnelle Umdrehung einer buntemalenden Scheibe entsteht, und in diesem Chaos leuchtet die Schürze, die Stidereien und Perlen, aus denen sie Halsbänder machen, plötzlich auf.

Am merkwürdigsten ist es, daß es bei diesen Vällen auch Auszeichnungen wie bei uns im Götterfest gibt. Zu einem Tam-Tam nämlich werden auch die Bewohner der benachbarten Dörfer eingeladen und diese empfangen Geschenke als Belohnung für hervorragende Leistungen in Musik und Tanz in Gestalt von einheimischen Schurzen.

Von Zeit zu Zeit, mitten unter dieser gretelichen Musik, tritt irgend ein Jüngling aus der Reihe, nähert sich dem Tam-Tam, hält da eine Rede und bringt darauf einer jugendlichen Tänzerin, der Erwählten seines Herzens, entweder einen Schurz oder ein Tambu (große blaue Perle) oder ein Gori. Die älteren Männer bringen den veranmutheten älteren Frauen ebenfalls Geschenke.

Nach ein eigenthümlicher Zug: Ein Jüngling, welcher einen langen, mit aus Zweigen geflochtenen Ringen geschmückten Stab hält, macht der Musik ein Zeichen abzugeben, hält eine von langsamem Weisfall begleitete Rede, begiebt sich dann zum Halbkreis der tanzenden jungen Mädchen (deren Bewegung beim Tanzen aus nichts Anderem besteht als aus Wiegungen der Beine, Bewegungen der Hüften, Vorwärtswerten der Brust, Neigung des Kopfes zur Rechten und zur Linken, wobei die mit Samenförnern gefüllten Kürbisse geschüttelt werden, und alles dies mit einer überirdischen Schnelligkeit, ohne daß die geringste Unterbrechung eintrete) und reißt von dem Haupte einer der Tänzerinnen eine Haarenfeder nach dieser Handlung gilt als Zeichen der Anerkennung, daß seinem Geschmack nach die betreffende Schöne am besten tanzt. Während des Festes geht der Häuptling des Dorfes umher und nimmt die Donnens wahr, tanzt aber nicht mit. Ein Wahl für die ganze Gesellschaft bezieht die Herrlichkeit.

Nach 15 bis 20 Tagen wiederholt sich die Festlichkeit in dem Dorfe, dessen Bewohner heute eingeladen waren, und die jetzigen Wirthe werden dann ihrerseits mit Schurzen, Perlen und anderen Gegenständen belohnt.

Tiefe wenigen Worte mögen genügen, dem Leser eine Vorstellung von einem Tam-Tam bei den Vatele zu geben, wie er unter den dichten Palmen des Dorfes Kesseln unter einer brennenden Sonne und einem leuchtenden Himmel abgehalten wurde; ein wenig Geruch von Negerschwitz und Palmöl muß hinzugebracht werden um das Bild zu vervollständigen.

## Aus allen Erdtheilen.

## A f i e n.

Der Chan von Buchara hat den Russen neuerdings verschiedene Angelegenheiten gemacht, namentlich in Bezug auf den Schutz des Handels und die Errichtung einer Telegraphenlinie von Taschkent nach Chokand, welche bereits gegen Ende September in Thätigkeit treten soll.

Ein französisches Aufnahmeschiff, der „Henri Rivière“, der seinen Namen nach dem jüngst in Tongking gefallenen Marineofficier trägt, wird nach dem Oberlaufe des Songloi oder Kothen Flusses gesandt werden, nicht nur um dort unter den Piraten Ordnung zu halten, sondern auch um den Flußlauf und die angrenzenden Striche zu vermessen. Es läßt sich nicht leugnen, daß in letzter Zeit für die Geographie von Hinterindien von französischer Seite mehr gethan wird als von englischer.

Derjenige Ort, welcher am meisten durch die jüngsten Vorgänge in Tongking verloren hat, ist Kanton. Von dort kommt die überwiegende Mehrzahl der in Tongking wohnenden Chinesen und die meisten dortigen Kaufleute. Nun aber ruht augenblicklich der Handel am Oberlaufe des Songloi oder Kothen Flusses vollständig. Die dortigen Schwarzschlagger hatten früher fast ebenso viel Handelsverkehr in ihrem wilden Verglande, als die Franzosen in ihrem Hofen Pairpou; sie brachschafften zwar die Kaufleute, aber das ist im Osten ja nichts Ungewöhnliches. Die Franzosen dagegen sollen die Waaren derselben konfiskirt, sie selbst im Gefängnis geworfen oder erschossen haben, wenn man dem Times-Korrespondenten glauben will. Darum ist Kanton aufgeregt; aber noch unwilliger ist es über den Mai-Vertrag mit den Franzosen, der ihm den gewinnreichen Handel mit Tongking gänzlich abschneidet. Deshalb ist die Stimmung in Kanton sehr trügerisch; man laßt Flinten und Krupp'sche Kanonen, so viel man bekommen kann und wird die Piraten auf dem Wei-Hsinse unterstützen, damit sie den Franzosen im nördlichen Tongking nach Kräften einheizen. Die Tongking-Affaire ist noch lange nicht zu Ende.

## A f r i k a.

Der Spanier Ximenes hat in diesem Sommer das Gebiet des Malina-Stromes und das Gebirge der Beni-Senani (Roxoffo) bereist und es ist ihm gelungen, dort Handelsverbindungen anzuknüpfen.

Der durch seine Jambek-Expedition bekannte Kapitän Paisa d'Andrada hat sich in Gesellschaft eines Zoologen nach Ostafrika begeben, um das fast ganz unbekannte Gebiet zwischen Sofala und den Manilla-Flußgebieten zu erforschen. — Im Auftrage der Companhia Africana wird jetzt in England ein für den Dambeir bestimmter Dampfer erbaut.

Ueber die Viehe der Derrera zu ihrem Vieh macht G. B. Wiltner (das Journal von Wallfischbai und Maga Venema) folgende zum Theil sehr gute Mittheilungen. Die Derrera scheinen nicht höher zu stehen, als möglich viel Vieh um sich zu haben. Obwohl der Viehrichtum einzelner Flächen wie früher so noch jetzt bis an die tausende und zehntausende Stück von Rindern und unzählbare Schafe und Ziegen geht, so kennen sie doch nur wenig, was sonst nach ihrer Ueberzeugung das Menschen Herz erfreuen könnte. Wie ein richtiger Deutscher für den Wald schwärmt, so schwärmen sie für ihre Cäsen und für einen Flützen in Damaraland giebt es kein interessanteres Thema, als immer wieder die Gebräuche ihrer Cäsen, die Stammbäume ihrer

Kühe durchzusprechen. Ihres Herzens Sehnen ist erfüllt, wenn nur die Herde sich vermehrt. Daher wird auch kein Stück Ruttewiech und überhaupt kein Kalb, kein Lamm geschlachtet; ja auch von den Cäsen und Hammeln wird, außer bei außerordentlichen schließlichen Ereignissen, Begräbnissen und dergl. nichts angegriffen; sonst ist man zufrieden, von der Milch der Herden zu leben, von dem, was die Jagd bietet, von dem, was aus der Herde von selbst stirbt. Denn selbstverständlich läßt man nichts umkommen, und dem gemeinen Mann in Damaraland ist es schon recht, wenn die Herden der reichen Leute durch irgend eine Ursache decimirt werden. Noch heute wird der reiche heidnische Derrero, wenn in der dürreren Zeit die Milch knapp wird, lieber mit Weib und Kind Hunger leiden und den Reihgurt — welcher deshalb auch von ihnen der „Hungerhülfer“ genannt wird — alle paar Tage um ein Loch enger schnüren, als daß er einen seiner lieben Hammel oder Cäsen bloß aus dem Grunde schlächtele, um sich einmal wieder satt zu essen. . . . Ursprünglich war bei den Derrero fast gar kein Handel vorhanden, höchstens das beschränkte Familien ihr Vieh unter einander austauschten, aber nicht sowohl um Vortheil als diesem Handel zu haben als vielmehr um Stille, deren Farbe und Eigenthümlichkeiten der alte Glaube für die besterfessenen Familien für unglückbringend hielt, gegen andere glückbringende einzutauschen. Dabei kam es dann hauptsächlich darauf an Stück gegen Stück umzutauschen, nicht etwa nach europäischem Begriff Werth gegen Werth, so daß also auch der Tausch eines Hammels gegen einen Cäsen, eines Kalbes gegen eine Kuh nichts Unerhörtes war; ja, Wiltner möchte fast glauben, daß es in den alten patriarchalischen Zeiten als ein Unrecht angesehen wurde, wenn jemand auf solch einen Tausch nicht eingie, wie denn auch die Sitte nicht leicht erlangen mochte, daß ein Derrero dem andern eine Bitte völlig ablehnt. (Dabei werden allzu unverfälschte Bitten natürlich durch die Furcht, Repressalien hervorzurufen, zurückgehalten.) Noch jetzt scheint die Meinung, daß ein Stück Vieh eigentlich so viel werth ist wie das andere, bei den Eingeborenen vorhanden zu sein. Als Wiltner aus Damaraland fortzog, wollte er auch einige von den Hundgeräthen, den Kleidungsstücken und Schmuckstücken, welche von den Eingeborenen selbst hergestellt waren, mitnehmen, wurde aber im Anfang durch die fortwährende Freile abgelehrt, welche die Eingeborenen für ihre absolut genossen recht verächtlichen Dinge forderten. Endlich kam er nun an den Gedanken, ihnen dafür Vieh zu bieten, da er seinen Viehstand so wie so zu verkleinern mußte. Und nun machte er zunächst die Bemerkung, daß die Eingeborenen Vieh gerne für ihre Sachen annehmen, welches lebendiges geringeres Marktwert hat als die europäischen Tauschartikel, welche sie früher geriebt. Und als das Gedächtniß im Gange war, merkte er sehr bald, daß es den Eingeborenen ziemlich gleichgültig war, ob sie eine angemessene Kuh oder ein Kalbchen bekamen. So ließen sich die ursprünglichen Forderungen auf ein sehr bescheidenes Maß herabbringen, ohne daß die Verkäufer sich geschädigt fühlten und das steigende Angebot bewies, wie gerne sie das lebende Vieh, mochte es noch so jung sein, für ihre toten Sachen hinnehmen.

Die Kervälente im Ashanti-Reich, welche wir oben auf S. 142 schilderten, haben sich schnell gemehrt. Im Kumasi brachen die Boden an, denen auch der König Cusaco Nana erlag; während derselbe bei seinen Begehren die Menschenopfer abgelehnt hatte, wurden bei seiner Verdr-

gung nicht weniger als 300 Personen getödtet. Gleich darauf wurde der frühere König Rast Kallaki ermordet und als Nachfolger wird Mensch betrachtet, der bis vor langer Zeit König war, aber wegen seiner Grausamkeit abgesetzt wurde. Deshalb haben sich die Schwämme der Gegenpartei an den englischen Gouverneur der Goldküste gewandt mit der Bitte, das Aschanti-Land unter englisches Protektorat zu stellen. Sehr möglich, daß englischer Einfluß und englischer Handel bald, wie auf S. 142 angedeutet wurde, bis Kuntampoh vordringt!

### Südamerika.

— Mit den den Indianern abgenommenen Ländereien wird in der Argentinischen Republik im großartigen Umfange spekulirt. Die Regierung pflegt die Quadratzelle etwa für 400 Patacons oder 1000 Mark an Privatleute zu verlaufen, die dann in Jahresfrist den Preis, zu dem sie überliefert wieder loskaufen, auf 800 bis 1600 Mark hinaufstreichen. Nach unter solchen Umständen die ersten Voreire nicht immer das beste Land erhalten, wie das doch der Fall sein sollte, liegt auf der Hand. Aber auch in den älteren Provinzen hat der preiswürdige Erwerb von Grundbesitz seine Schwierigkeiten. Das Land befindet sich in den Händen großer Familien und wenn nicht gerade besondere Umstände die Veräußerung dieser oder jener Chancen mit sich bringen, sind übertrieben hohe Verkaufspreise die Regel. Im Durchschnitt würde in der Provinz Buenos Aires eine Cuerte (250 Schtaren) fastwieweil 60000 oder 24,8 Mark für ihren Heftar lohen, dochwieweil kommt sie dagegen bloß auf 2400 bis 4000 oder 1,20 bis 2,20 Mark für den Heftar zu stehen. (H. Jäger, „Pampas und Anden“).

— Ueber die nächste Zukunft Perus äußert sich Hugo Boller in seinen „Pampas und Anden“ (vergl. oben S. 176) folgendermaßen. In welchem finanziellen Zustande Peru demnach zu gegeweltem Leben zurückkehren wird, läßt sich heute kaum feststellen. Das Salzpetergeschäft ist ein für allemal in die Hände der Chilenen übergegangen und gerade die besten „huancas“ (von dem Quechuanwort huana gleich Wirt) scheinen erschöpft zu sein. Der Huano, der jetzt noch auf den Chircha-, Huachi- und Mawari-Inseln liegt, ist bloß ein kleiner Rest, derjenige aber von den Lobos-Inseln und dem Festlande (Quanillos, Punta Alta, Puerto Ingles, Pabellon de Vico und Chirpana-Wai, insgesammt etwa 180000 Tonnen) soll weniger reich an Ammoniak mit mit Sand vermischt sein. Der Absatz, der sich nach 1869 auf 574700 Tonnen belief (zu 200 bis 240 Mark die Tonne), stellte sich für 1876 bloß auf 378663, für 1877 auf 310042 und für 1878 auf 338000 Tonnen. Gegenwärtig schätzt das Guanogeschäft, das sich mehr und mehr auf den einzigen Hafen Quinillos beschränkt, gänzlich; die chilenische Regierung hat zu demselben noch nicht Stellung genommen. Früher pflegte die Guanoexport nach den verschiedenen Verbrauchsändern (England, Frankreich, Vereinigte Staaten, Italien, Mauritius, Dentsland, Indien, China, Cochinea, Australien, Barbados, Spanien, Cuba) verpackt zu werden. Die Fächer verlaufen den Huano für Rechnung der Regierung und erhielten dafür Kommissionsgebühren und Provi-

sion, deren Höhe je nach den verschiedenen Ländern wechselte. Nur Handelshäuser mit großem Kapitale konnten der stets verlangten Vorschüsse wegen solche Beträge abblenden und doch war des hohen Gewinnes halber der Andrang sehr groß. Alles dies wird sich für die Zukunft in beschreibeneren Grenzen bewegen müssen.

Betrachtet man nun die übrigen Reichthümer Perus. Da die alten Indas das viele Gold herbeisamen, welches die Guanahaberen vorhanden, weiß man noch immer nicht, vielleicht vom Oberlaufe des Amazonenstromes. Während der viceköniglichen Herrschaft beruhte der Reichthum Perus hauptsächlich auf seinen Silberbergwerken. An Metallen selbst hat Peru nicht, doch sind ihre Lagerstätten zu schwer zugänglich, die Schwierigkeiten der Gewinnung zu groß, als daß sie, mit Ausnahme des Silbers und etwas noch des Kupfers, in größerem Maße abbaubarig wären. Der Silberreichthum hat gegen früher sehr abgenommen, wenn auch die berühmten Minen von Cerro de Pasco noch immer recht ergiebig sind, und falls die Orosabaten einmal bis dorthin weitergeführt würde, ihre alte Bedeutung wiedergewinnen könnten. Die jährliche Gesamtproduktion an Silber stellte sich vor dem Kriege doch noch immer auf 20 bis 24 Millionen Mark, während das Kupfer etwa 8 Millionen Mark einbrachte. Man sieht, daß Peru sich für die Zukunft nothgedrungen wieder etwas mehr dem Silberbau widmen müssen. Ein Anfang ist mit jenen 40 oder 50 Zunderberg-Flächen (wozu davon sind in diesem Besitze) gemacht worden, die meist unter den Lima in der Nähe der wasserführenden Hüfalslässe und zwar ausschließlich von Europäern angelegt worden. Es fehlt aber an Arbeitern, denn zu geringem Akkord sind weder die heutigen Ghelos noch die Indianer verwendbar. Die Zahl der Ghelinos aber vermindert sich eher, als daß sie zunähme. Nimmt sich nicht europäische oder vornehmchilische Energie der halbverlorenen Silberbergwerken an, so ist es gar nicht abzusehen, wie die wohlgeheimten, aber übertrieben großartigen Werte jemals abgebaut werden sollen.\*

### Vermischtes.

— Immer reichlicher und prächtvoller werden die geographischen Hilfsmittel für den Unterricht. Von den übererhöhten Hüfalschen Geographischen Charakterbildern ist die 8. Lieferung erschienen, welche einen Theil des Riesengebirges mit der Schneekappe (Erklärung von Prof. Simons) und in einem interessanten Doppelbilde das Seltener Daff (Text von R. v. Haardt) enthält. Die Ausführung ist, wie immer, eine künstlerische und dabei naturgetreue. Fast noch besser zu Schulzwecken geeignet, weil um das Vierfache größer, erscheinen uns die „Charakterbilder zur Länderkunde“ von A. Kirchhoff und A. Supan (Kassel, Th. Fischer), wovon uns die erste Lieferung (Preis 18 Mk.) vorliegt. Dieselbe enthält 1) das Mittelbegründung, gemalt von C. Berninger und 2) einen südamerikanischen Tropenwald in der Kiebung, gemalt von H. Göring. Die Ausführung dieser großen Tafeln erscheint uns besonders schön und in den Farben prächtig. Die Namen der Künstler und Herausgeber bürgen für die Autentie der Darstellung.

Inhalt: Eine Reise in Griechenland. IV. (Schluß.) (Mit fünf Abbildungen.) — Ernst Kramberger: Reise von Siegen durch einen Theil Siens. VIII. (Mit einer Abbildung.) — Hugo Schanz: Beitrag zur Beurtheilung der Chinesischen Kaiserzeit. II. (Schluß.) — F. Blumentritt: Die Insel Ostasien. — Ein Tam-Tam der Bastei. — Aus allen Erdtheilen: Athen. — Afrika. — Südamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 1. September 1884.)

Verleger: Dr. H. Kiepert in Berlin, S. B. Lindenstraße 11, III Et.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.

www.libtool.com.cn

Nr. 13.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Dienlafon's Reise in Westpersien und Babylonien<sup>1)</sup>.

### XII.

(Die Abbildungen, sofern nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dienlafon.)

Am 8. September erhielt das Dienlafon'sche Ehepaar die lange ersehnte Erlaubniß, die Medschid-i-Schah oder wenigstens einzelne Theile derselben zu besuchen, denn es blieb ihnen untersagt, den Saal des Mirhab zu betreten. Am nächsten Tage war die Sonne denn auch noch nicht aufgegangen, als sie schon den im Jahre 1580 von Schah Abbas dem Großen erbauten Meidan betraten; es ist das ein gewaltiger Platz in Gestalt eines Parallelogramms von 386 m Länge und 140 m Breite, umgeben von Bautheilen, in welchen sich prächtige Bazare befinden. Namentlich derjenige, in welchem die Schneider hausen, ist einer der schönsten und elegantesten in ganz Persien; durch das Thor Kalkarab-Ghaneh steigt er in Verbindung mit dem Meidan. Zur Rechten und Linken desselben befinden sich Voggien, die inzwischen baulällig geworden sind; in denselben nahmen einst die beiden Russkanden, die türkische und die persische, des Schah Abbas Auffstellung. Von diesen Balkonen aus gesehen stellt sich der Meidan mit seiner Einfassung von marmorbefestigten Kanälen wahrhaft großartig dar. Seine Ausdehnung wie die vollkommene Symmetrie der ihn umgebenden Bauten sind um so bemerkenswerther, als diese Eigenschaften nicht nur mit den Gewohnheiten und Sitten des Orients, sondern auch des Occidents zur Zeit der Erbauung des Meidan in Widerspruch stehen. Die mächtigen Verhältnisse dieser Anlage lassen bei ihrem Erbauer Schah Abbas eine Einbildungskraft

und eine Geistesgröße erkennen, wie sie auch in den vierfachen Baumreihen des Ischaar-bagh und den Ruinen der längs desselben errichteten zwanzig Paläste zu Tage treten. Ist es nicht merkwürdig, daß man gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Persien, einem Lande, wo die Kunst stets einen wesentlich freien Charakter sich bewahrt hat, eine jener großen Anordnungen findet, wie sie für die französische Architektur des 17. Jahrhunderts und die verschwenderisch-phantastischen Bauten Ludwig's XIV. charakteristisch sind? Im ganzen civilisirten Europa giebt es keinen geschlossenen Platz, der an Größe, Symmetrie und selbst an Schönheit mit dem Meidan-i-Schah wetteifern kann; das ist schon die Ansicht jener wenigen Reisenden gewesen, welche im 18. Jahrhundert Persien besuchten.

Wenn man den Platz zum ersten Male betritt, wird man an den Marcussplatz in Venedig erinnert; beide sind von Arkaden umgeben, welche sich an dem einen Ende an ein prachtvolles Gotteshaus anlehnen; die Wölbung des Schahs auf Allah, welche zur Linken der Medschid-i-Schah sich erhebt, erinnert durch ihre Lage an den großen Uthrum in der Vaguenstadt, während rechts an Stelle des Campanils das unter dem Namen Ali Rapi bekannte fünfstöckige Thor steht. Sollte man aber den Vergleich weiter durchführen, so käme Venedig dabei entschieden zu kurz. Denn ihm fehlt jener wunderbar klare Himmel, von dessen fast dunkelblauen Hintergründe sich die türkisblauen Emaillen und die weißen oder gelben Schnörkel der Kuppeln und Minarets so wirkungsvoll abheben; ihm fehlt die

<sup>1)</sup> Vergl. „Globus“ Bd. 45, S. 17.

Globus XLVI. Nr. 13.





Der Weibharzi, Schah in Jipshan.

strahlende Sonne, welche über alle Gebäude einen feinen goldigen Glanz verbreitet; ihm fehlen die zahlreichen Karawanen von Kamelen, deren große Gestalten in dem riesigen Raume zusammenschrumpfen; ihm fehlen endlich jene Musikanten, die, wie in Erinnerung des Gottesdienstes ihrer Vorfahren, die Sonne, das Symbol der lebendigen Kräfte in der Natur, bei ihrem Erscheinen und Verschwinden begrüßen. Lange kupferne Trompeten mit sonorem Schalle und Trommeln von der Form kegelförmiger Oranaten bilden die lärmenden Elemente in dem maulerischen Orchester, welches Abends und Morgens auf einer der Terrassen vor dem (oben erwähnten) Kallarah-Chanah oder dem „Talar“ des Thores Ali Kapi, des höchsten Bauwerkes in ganz Ispahan, sich einstellt.

Unter demselben Talar, dessen mit Malerei und Vergoldung geschmückte Fassade von zwölf Säulen aus Cedernholz getragen wird, versammelte sich auch der Hofstaat der Soltan Könige, wenn der Herrscher Recht sprach oder einem der Räte beirathete, welche seit der Erbauung der Medschid-i-Dschuma stets auf dem Meidan gegeben wurden. Von dort aus zeigte sich die Moschee den Augen des Schahs in ihrem vollen Glanze, indem der Windel, unter welchem er sie sah, bis zu einem gewissen Grade die unregelmäßige Lage des Bauwerkes abschwächte; denn nur das ähnlere Thor der Moschee liegt in der Achse des Meidan, während die Masse ihres Schiffes nach rechts abweicht, um die Richtung nach Mekka einzuhalten. Diese schräge Stellung der Moschee zum Meidan beweist, daß schon vor der Zeit des



Musikanten, den Aufgang der Sonne begrüßend. (Nach einer Skizze Dieulafoff's.)

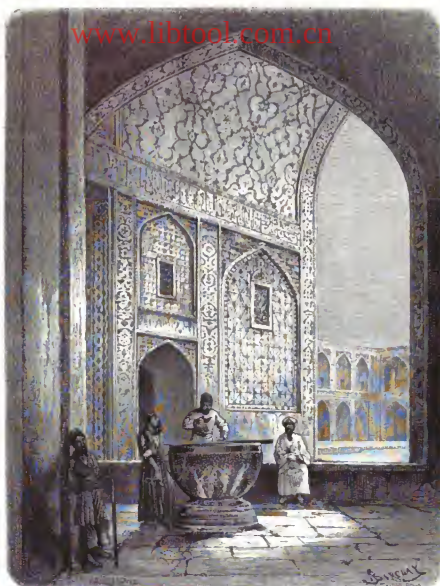
Schahs Abbas hier inmitten des Handelsquartiers ein großer, von Gebäuden freier Platz bestanden hat, an welchen der Schah seinen Meidan anpassen mußte, ohne die Pазare anzutasten, die zu wichtig waren, um beseitigt werden zu können. Die Moschee selbst wurde auf einem Melonenfelde erbaut, dem Besitztum einer alten Frau, die sich so lange gegen jeden Verkauf sträubte, bis ihr die Priester daraus eine Gewissensfrage machten. Nachdem diese Schwierigkeit überwunden war, wollte Schah Abbas sofort aus Welt gehen, und da die bestellten Marmorblöcke nicht ankamen, befahl er die Medschid-i-Dschuma niederzureißen und mit ihrem Materiale den Bau des neuen Gotteshauses zu beginnen. Aber die Priester hatten Muth genug, sich dem Fürsten zu Füßen zu werfen und um Schonung für

das gleichermassen durch seine Architektur wie durch sein Alter bemerkenswerthe Heiligtum zu bitten, welche ihnen auch zugesandt wurde. 1580 wurde der Grundstein zur Medschid-i-Schah gelegt und von da an wurden die Arbeiten mit fieberhaftem Eifer gefördert.

Das große, nach dem Meidan sich öffnende Thor besteht aus einem Spitzbogen, eingefast von einem dreifachen Laubkranz türkisblauen Emaille, dessen Enden auf alabasternen vaseförmigen Kragsteinen ruhen. Die Vorhalle hinter dem Thore ist mit einer Wölbung überdeckt, die aus kleinen, über einander gestellten Keilen besteht und wie Mauern, Giebelwände und Minaretts ganz mit Emailplatten belegt, auf denen in lebhaften Farben Arabesken und Blumen, umgeben von frommen Sprüchen, gemalt

sind. Diese Fayence-Platten an den Wänden der Sofi-Könige sind zwar weniger theuer und leichter herzustellen, aber nicht so dauerhaft, wie diejenigen der Seltschutiden und weniger künstlerisch, als die mongolischen Mosaiken, welche aus einzelnen, zu großen Füllungen zusammengefügt Enailen bestehen. Für die geringere Haltbarkeit der Fayence-Tafeln dient als Beweis die Existenz eines ehrwürdigen Holzgerüsts, welches sich vor dem Hauptthore erhebt und an-

scheinend dazu bestimmt ist, bei der Ersetzung der in Folge der winterlichen Kälte abgefallenen Platten verwendet zu werden. Allein seit Menschengedenken sind niemals an der Medschid-i-Schah Ausbesserungen vorgenommen worden; jenes Gerüst hat vielmehr, wie die Volksstimme meint, eine doppelte Bestimmung: erstlich soll es die Fremden glauben machen, daß sich die Regierung ernstlich bestrebt, die historischen Denkmäler des Landes zu erhalten,



Vorhalle der Medschid-i-Schah.

und zweitens den Architekten und Mollas, welchen die Ueberwachung der betreffenden Reparaturen übertragen ist, eine dauernde Rente seitens des Schahs sichern. Diese Erklärung ist durchaus charakteristisch für den in ganz Persien geübten „Mabachel“ (Unterthelt); jedenfalls mußte man, wenn man jemals daran denken sollte, das Thor der Moschee anzubessern, damit anfangen, das Holzgerüst sicher und tragfähig zu machen.

Hinter dem Thore befindet sich ein geräumiger Vor-

hof, von wo aus man den großen Hof der Moschee mit seinen zweistöckigen Gallerien überblickt. In der Mitte dieses Raumes ist eine Porphyrbule, ähnlich einem Taufbecken, aufgestellt; sie ist stets mit frischem Wasser gefüllt, damit die Gläubigen ihren Durst löschen können. Dort wurden die Reisenden von etwa zwanzig Mollas erwartet, welche ihnen als Führer und Aufpasser dienen sollten und nach dem dieselben nochmals einen natürlich vergeblichen Versuch gemacht hatten, sie von dem Besuche dieser und anderer

Moscheen abzuhalten, setzten sich ein Mollah und ein Sejid (Nachkomme Mohammeds, der sich als solcher eines dunkelblauen Turbans bedienen darf) an die Spitze des Zuges und führten denselben durch die Moschee selbst hindurch und dann über die Dächer von Bazarren und Häusern auf die Terrassen der Moschee. Von diesem Standpunkte aus kann man das Areal des Gebäudes ganz überschauen und die Bedeutung des Riesenwerkes würdigen; man er-

gebotes herannahte, die geländertlosen Festsch-bund (Terrassen) zu verlassen und in die Gallerien des ersten Stockwerkes hinaufzusteigen. Diejenigen, in welche man sie nun führte, sind zu Wohnungen für die Priester bestimmt; sie traten bei einem derselben ein, einem ehrwürdigen Greise, dessen bronzefarbiges Gesicht durch sein weißes Gewand und seinen weißen Turban prächtig gehoben wurde. Er ließ die Fremden höflich auf seinem Teppiche Platz nehmen, Bitten und Thre bringen,

damit sie sich damit die Zeit bis zur Verabreichung des Mittagsgebets vertrieben; denn erst nach Verabreichung desselben wollte er sie die Foggia vor seiner Zelle betreten lassen. Von dem Innern derselben aus vermochten übrigens dieselben der religiösen Cereemonie zu folgen.

Der Gläubige betritt die Moschee mit den Fingerringen in der Hand, begiebt sich nach dem für die Abwaschungen bestimmten Veden und nimmt die Kopfbedeckung ab. Wer einen Turban trägt, wäscht sich das ganze Haupt vom Vorderen; wer sich mit der hohen Kammfell- oder Stilmütze bedeckt, läßt zu beiden Seiten der Ohren eine dicke Fode stehen, damit die Wärme daran einen Halt hat. Diese Beobachtung kann man übrigens nur in der Moschee oder im Vorbierladen machen, da die Mohammedaner es für die allergößte Unhöflichkeit ansehen, wenn sich jemand öffentlich mit bloßem Haupte zeigt.

Nachdem also der Gläubige seine Kopfbedeckung auf seine Schuhe gelegt hat, räuspert er sich, spuckt aus, schmeißt sich, alles mit Zulassungnahme von viel frischem Wasser und kommt allen Vorschriften des religiösen Gesetzes gewissenhaft nach, wie dieselben in mehreren Acanomien enthalten sind. „Vetel nicht, wann ihr schmutzig seid;

wartet, bis ihr eure Abwaschungen verrichtet habt, es sei denn, daß ihr euch auf einer Reise befindet... Wenn ihr krank seid oder auf einer Reise, so reibt Gesicht und Hände mit Staub, in Ermangelung von Wasser. Alles ist mächtig und barmherzig!“

Nach Vollziehung der Abwaschungen bedeckt der Schia wieder sein Haupt, ergröbt seine Schuhe, begiebt sich in den Saal des Mirhab, wendet sich in der Richtung der Kaaba, hockt sich auf den Teppich nieder, betührt mit der



Ein Mollah aus der Medschid-i-Schah.

stehen, während das große Veden im Eingangehofe für jene frommen Leute reservirt ist, welche täglich in der Moschee ihre Gebete verrichten.

Die Anwesenheit der Fremden auf dem Dache, ihre Beobachtungen und ihre photographische Thätigkeit hatte inzwischen die Aufmerksamkeit der unten im Hofe befindlichen Gläubigen und eines gelinden Auebruch von Fanatismus erregt, so daß Dienlaffen's, in deren Begleitung sich Pater Paedel befand, es vorzogen, da die Zeit des Mittags-



Stirn den Boden, richtet sich wieder auf und beginnt, indem er die Arme am Körper herabhängend läßt, in aufsteigend tieferer Sammlung sein Gebet zu sprechen. Während die Haltung der Arme und Hände bei Sonnen- und Schritten eine veränderte ist, wird das Niederwerfen, durch welches die Gebete wiederholt unterbrochen werden, in genau derselben Weise ausgeführt. Da der Koran sagt, daß die Stirn des Gläubigen von der Verührung gerührt sein werde und es sehr schwierig ist, auf Matten oder Teppichen solche Eindrücke hervorzubringen, so sind sie mit runden oder edigen Topfscherben versehen, auf welche sie

die Stirn drücken; eben solche sind zum Besten der Reisen in allen Karawanenstraßen vorhanden. Nach Schluß des Gebetes nimmt jeder an der Thür des Mihsab-Saales seine Schutze und begibt sich nach dem Ausgange.

Die kurz vorher zahlreich in der Moschee anwesenden Franken verlassen dieselbe kurz vor Mittag; denn ein berühmter Gottesgelehrter hat gesagt: daß sie ihre regelmäßigen Gebete dabei verrichten sollen, weil ihre Anwesenheit im Tempel den Gläubigen Verleumdungen erregen würde, vor denen sie sich an einem der Anbetung Allahs geweihten Orte hüten müssen.

## Die Eskimos des Cumberland-Landes.

Ethnographische Skizze von H. Abbes.

### I.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen beruhen im Wesentlichen auf den Beobachtungen des Verfassers, welcher als Mitglied der deutschen Nordpolar-Expedition in den Jahren 1882—83 Gelegenheit hatte mit den Eingeborenen des Cumberland-Landes in vielfache Beziehungen zu treten.

Die heutigen Bewohner der Küsten und Inseln des Cumberland-Landes, die Eskimos oder „Inuit“, wie sie sich selber nennen, sind von kleiner unterlegener Statur und rothbrauner Hautfarbe. Die mittlere Größe des Mannes beträgt nach vorgenommenen Messungen 1,58 m. Ihre breiten Gesichter mit starken Backenknochen zeigen plumpe, selten hübsche Formen. Die Schneidezähne sind dadurch, daß sie die Zahnreihen auf einander legen, bei den älteren Personen horizontal glatt abgeschliffen, doch meistens gut erhalten. Ihre starken schwarzen Haare hängen in der Mitte gescheitelt glatt am Kopfe nieder. Die jungen Mädchen und Frauen tragen an jeder Seite des Gesichtes eine kurze Flechte. Der Bartwuchs der Männer ist sehr gering. Von Charakter sind die Eingeborenen phlegmatisch und daher friedfertig und gutmüthig, tren und zuverlässig im Verkehr mit Weißen.

Kumlien, welcher im Jahre 1877 im Cumberland-Land verweilte, schätzt die Zahl der Eingeborenen auf 400. Wal-fischgräger, mit denen die deutsche Expedition 1883 zusammenkam, gaben etwa 250 Köpfe als das Maximum an. Ob eine solche rapide Abnahme in der That stattgefunden hat, oder ob die Differenz in der Unflüchtigkeit der Schätzung beruht, lasse ich dahin gestellt.

Nach einer Sage, welche Kumlien (Contributions to the natural history of Arctic America, Washington 1879) erzählt, sind die Eskimos von Nordwesten kommend in ihre heutigen Wohnsitze eingewandert und haben sich nach glücklicher Verknüpfung der früheren Bevölkerung zu Herren des Landes gemacht.

Von ihren Vorgängern, den Tanuks, welche aus Grönland stammen sollen, wird berichtet, daß sie große, starke Leute gewesen seien, die in steinernen Häusern gewohnt hätten. Ähnliche Sagen existiren unter den Eingeborenen in Labrador und Grönland (Dr. Wink, Tales and traditions of the Eskimo, Edinburgh 1875).

Manertheile der Häuser lösen sich noch an manchen Stellen des Landes nachweisen lassen.

Den Vandalen nachweisen lassen.

Häuser kein Bedürfnis. Sie begnügen sich mit leicht transportablen Zelten und Schneehäusern. Das Gerüst des rechteckigen Zeltes besteht aus sechs bis acht durch Riemen fest verbundenen Stangen, über welche sich die aus zusammengeknüpften Sechsbündeln hergestellte Leitwand aufspannt.

Am Boden verbindend angelegte Zierne das Längen der Felleidung durch den Wind und das Eindringen der Kälte. Den Eingang schützen übergreifende Vorhänge. Der vordere Theil des Zeltes, welcher zur Aufbewahrung der Fleischvorräthe dient, wird häufig aus enthaarten, dünngeglachten Fellen gebildet, welche das Tageslicht durchlassen lassen. Amviren findet man statt dessen auch nur eingeflegte Fenster aus Seebären. Der hintere, etwas höhere Theil des Zeltes, der eigentliche Wohnraum der Familie, wird von den vorderen durch zwei rechte und linke stehende Lampen abgetheilt. Die Klänge dieser Lampen sind rechteckige Tröge aus Seefisch, etwa 40 cm lang bei 15 cm Breite; an je einer ihrer Längsseiten spielt eine große Anzahl kleiner Klammern, deren stetige Aufeinander- und Unterhaltung eine Hauptbeschäftigung der Frauen ist. Ueber der Lampe schwebt an einem Gerüst von Stäben gekloppter Seebundschiff, aus welchem ununterbrochen der durch die Wärme angetriebene Thran zur Spreizung in die Lampe tropft.

Daneben hängt ein Kessel, zur Verteilung des Essens bestimmt und gewöhnlich mit Seebärenfleisch gefüllt.

Der Boden des Wohnraumes ist bedeckt mit einer mehrfachen Lage von Seebund- und Reithierfellen zum Schutz gegen die Kälte des Bodens. Hieran lauern am Tage die Bewohner des Zeltes mit untergeschlagenen Beinen, bald in stumpfsinnigen Schwichen verbarren, bald in lebhaftester Unterhaltung begriffen oder schwärmend, je nach der Tageszeit und ihrem Bedürfnis. Die Hauptnahrung der Eingeborenen ist Seebundfleisch, roh oder in halbgelachtem Zustande, daneben, jedoch seltener, Waldfisch und Reithierfleisch, sowie Enten und Vögel im Sommer. Von der letzteren Speise, welche ebenfalls auch roh genossen wird, sollen sie ihren Spottnamen „Eskimantik“, d. h. „Leute, die rohe Fische essen“, durch ihre Nachbarn im amerikanischen Festlande erhalten haben. Eine Art Suppe, die besonders bei den Kindern beliebt ist, wird aus dem Blute des Seebundes bereitet.

Die Lampe dient außer zur Beleuchtung des Zeltes und zum Kochen der Speisen noch zur Erwärmung des kleinen



Raumes im Winter, und besorgt dieses mit solcher Gründlichkeit, daß man häufig 18 bis 20° R. im Innern antrifft bei einer Außentemperatur von — 20 bis 30°. Freilich verhindert auch der dicke Schnee, welcher die Außenwand

des Zeltes bis zur halben Höhe bedeckt, das schnelle Entweichen der Wärme. Zugleich sucht der Estimo durch Errichtung einer besonderen Vorhalle aus hartem Schnee den Eingang gegen den Wind zu schützen (Fig. 1).



Fig. 1. Zelt mit Vorhalle aus Schnee und Vorrathshaus der Estimos am Cumberland-Land.

Zum Bau dieser Vorhallen sowie der Schneehäuser, welche der Estimo in Ermangelung eines Zeltes und auf Reisen im Winter bewohnt, werden 10 bis 15 cm dicke und etwa 40 cm im Quadrat haltende Platten aus der durch die Stürme zusammengepreßten harten Schneedecke heraus-

geschnitten und zu einem Kuppelgewölbe derartig zusammengelagert, daß die Horizontalstangen eine Schneefauline bilden, die im Boden beginnend am Schlußstein der Fede endigt. Zum Schneiden des Schnees dienen Messer aus Renntiergeweih oder Knochen (Fig. 2). Die Platten werden durch



Fig. 2. Messer aus Renntiergeweih zum Schneiden des Schnees.

Schnee fest mit einander ver kittet. Zwei solche an einander schließende Kuppeln bilden eine Wohnung, aus welcher sich zur Aufbewahrung der Jagdgeräthschaften zc. häufig noch kleinere Anbauten aus demselben Material anheften. (Siehe Fig. 3 und 4 Ansicht, Querschnitt und Grundriß eines Schneehauses [iglu].)

Ein 50 cm tiefer, aus der Schneefläche angehobener, schmaler Canal (c) führt durch die Vorhalle (V) bis in die Mitte des Wohnraumes (W). Durch diesen Canal wird der Eingang unter das Niveau der Schlafstätte verlegt und das Eindringen der kalten Luft in dieselbe, sowie das Entweichen der inneren warmen Luft geschildet vermieden. Die

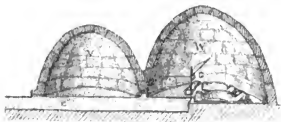


Fig. 3. Querschnitt eines iglu oder Schneehauses.

niedrige Thür der Hütte wird des Nachts durch eine Schneetafel geschlossen. Ebenso wie im Zelte stehen rechts und links vor der Schlafstätte die Vampsen (LL), denen die Bewohner beim Frieren die Füße zulehren. Die Vorhalle gewährt den Hund Schutz gegen Wind und Kälte. Bei den Vorrathshäusern (M), welche die Jagdgeräthe und Kleidungsstücke, die nicht im Gebrauch sind, aufzunehmen haben, sind die Öffnungen nicht am Boden, sondern etwas in Armhöhe angebracht, da sich sonst die Hunde zu leicht Eingang verschaffen können.

Die Kleidung der Estimos besteht aus einem Jacke

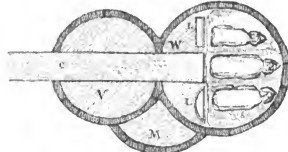


Fig. 4. Grundriß eines Schneehauses.

mit Kapuze, kurzen, bis zu den Knien reichenden Beinleidern, Strümpfen und Stiefeln. Sämmtliche Stücke sind aus Eechunds- und Renntierfellen sauber gearbeitet. Die Renntierfelle sind im Winter der dichteren und weichen Behaarung wegen vorzuziehen. Jacke und Beinleid werden doppelt getragen. Das Unterzeug aus den weichen Fellen der jungen Eechunde wendet die behaarte Seite dem Körper zu. Das Oberzeug zeigt die Haare nach außen. Beide Stücke haben gleichen Schnitt und passen genau über einander. Das Jacke ist vorn und hinten geschlossen und wird über den Kopf angezogen. Die Kleidung der

Frauen unterscheidet sich von der der Männer durch den Schnitt der Peinleider, die aus zwei getrennten Stücken bestehen, sowie durch einen bis auf die Harse reichenden Schutz an der Rückseite des Jockets.

Im Sommer pflegen die Frauen in der Kapuze die Säuglinge zu tragen. Für die Herstellung der Kleidung werden die Helle von den Frauen sorgfältig gereinigt, dann getrocknet und mit einem halbmondbörmigen Messer zugeschnitten. Die einzelnen Stücke wissen sie so auszuwählen, daß die Zeichnung der Helle auf Brust und Rücken symmetrische Figuren bildet, was der Kleidung ein gefälliges Aussehen verleiht. Diese Symmetrie ist bei der Zeichnung sowie breite Streifen dunkleren Fells an den Rändern des Jockets und der Peinleider bilden den einzigen Schmuck der Kleidung. Statt des Zwirnes benutzen die Eskimos Walzfisch- und Kenthierschnecken. Die früher gebräuchlichen Nadeln aus Knochen sind schon seit längerer Zeit ersetzt durch Stahladeln, die einen Tauchstift im Handel mit den Walzfischfängern bilden.

Wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich, ist dem Seehunde im Haushalte der Eskimos eine wichtige Rolle zuertheilt. Er liefert ihnen Wohnung, Kleidung, Nahrung, Feuerung und Licht. Auf den Fang dieser nützlichen Thiere ist daher auch fast das ganze Thun und Treiben der Männer gerichtet.

Im Winter halten die Seehunde zum Athemboten im Eise einige Köder frei oder ziehen sich nach schmalen Wasserstraßen zwischen Inseln und in den Ausläugern der Fjorde, wo starke Strömungen die Bildung einer Eisedecke verhindern. Hierher fährt der Eskimo auf seinem Schlitten, den adit bis zwölf Hunde ziehen, und wartet oft stundenlang geduldig abwartend auf das Erscheinen seiner Beute, die ihm ein sicherer Schutz Werthe liefern soll. Mittels Haken oder einer an einem Riemen befestigten Harpune, welche weiter unten beschreiben werden soll, wird der Körper des getödteten, an den Eiskrand treibenden Thieres gefaßt und aus dem Wasser gezogen. Anders gestaltet sich der Fang der jungen Seehunde, welche in Höhlungen unter der Schneedecke des Eises zur Welt kommen. Von diesen Höhlen führen verschiedene Gänge nach dem Vorge, durch welches die Mutter die Verbindung mit dem Wasser unterhält. Die Hunde wittern diese Vögel und jagen in rasendem Laufe darauf zu. Schnell springt der Jäger hinauf und sucht durch Eintreten der Schneedecke dem fliehenden Thiere den Ausweg ins Wasser zu versperren. Ein kräftiger Schlag mit dem Schale der Harpune genügt meist den Seehund zu tödten. Die Beute wird aus den Schlitten geladen und nach Hause gebracht.

Die Schlitten bestehen aus zwei hölzernen Kufen, die durch Querbögel mit Riemen verbunden sind. Diese elastische Verbindung gestattet ein Verschieben der Kufen gegen einander, welches auf unebenem Terrain und beim Ansteigen gegen Eisgipfeln der Nothbarkeit zu gute kommt. Die Kufen sind unterhalb mit Walzfischschuppen belegt; vor dem Gebrauch werden diese mit Wasser besprüht. Der dadurch erzielte dünne Eisüberzug gewährt eine wesentliche Erleichterung beim Fortkommen. Jeder Hund zieht an einem besondern Strang; der vordere, der Führlund, ist etwa 6 bis 8 m von dem Schlitten entfernt; er wird einzig durch Jureuse gelenkt. Die Peitsche, ein langer Sechsböckchen an hölzernem Stiele, ermuntert die Sämmigen in unarmberzigter Weise. Nicht selten findet man unter den Hunden solche, welche durch einen Schlag mit der Peitsche im Auge verloren haben, wie überhaupt der Eskimo diesem, seinem einzigen Haushiere die denkbar schlechteste Behandlung zu Theil werden läßt; Schläge und Fußtritte sind ihr Lohn für übermäßige Anstrengungen, bei höchstens ein- oder zweimaliger Fütterung in der Woche mit fauligem Sechsböckchen. Dem Eskimo der deutschen Polarstation im Kingana Fjord starben im Frühjahr zehn Hunde an den Folgen der Anstrengungen und Entbehrungen des Winters. Während der Dauer ihrer Zweiteilung im Sommer bringen die Eingeborenen ihre Hunde auf kleine Inseln im Sund und überlassen es ihnen, sich hier durch Walfisch und andere Seethiere, die sie zur Erbeizt am Strande unter den Steinen hervorsuchen, zu nähren.

Die Hunde sind nicht groß; sie ähneln unserem Esch durch die Bildung des Kopfes, die aufrecht stehenden Ohren und den besägigen Schwanz. Sie bellen nicht, sondern lassen nur ein langgedehntes Gheul hören. Nach einigen sollen sie von Wölfen abstammen. Daß sich Wölfe des Nachts unter die Hunde gemischt und mit den Hündinnen gepaart haben, ist mir von einem Eingeborenen als Thatfache erzählt worden.

Den Vachjen, welche im Frühjahr zum Laichen die Wasserläufe hinaufgehen, lauert der Eskimo an den schmalen Stellen der Flüsse auf. Mit gesprühten Reinen ruhig im Wasser stehend, laßt er die Thiere herbei durch künstlichen Räder, kleine aus Walroßzahn geschnitzte Fische und Kenthierhäute, die er an langen dünnen Räden im Wasser spielen läßt. Mit schnellem, kräftigem Stöße führt der Uadlunung hinunter und speist den Vachd im Rücken auf die mittlere Spitze dieser dreijährigen Harpune (Fig. 5).

Auf die Kenthierjagd ziehen die Eingeborenen in den Sommermonaten mit Weib und Kind an den Flüssen und



Fig. 5. Uadlunung, Harpune zum Speichen der Vachje.

Fjorden weit in das Land hinein, da die Kenthiere sich nur in großer Entfernung von der Küste aufhalten. Die Zelte an den Küsten und auf den Inseln des Cumberland-Sundes werden abgebrochen und zusammen mit den übrigen Habseligkeiten in den „Umiat“ geladen (Fig. 6). Der Umiat ist ein großes offenes Boot aus Seehundbellen mit einem hölzernen Gerippe. Zur Fortbewegung dienen 3 bis 5 lange schaufelförmige Räder, welche von den Frauen so geführt wie von den Männern gehandhabt werden.

Neuerdings ist der Umiat vielfach durch alte Walzfischfängerboote ersetzt, die den Eskimo von schottischen und amerikanischen Whalern für gelästete Dienste geschenkt wurden.

Die besten Gründe für die Kenthierjagd sind die Umgebung des Kennedy-Sees und das Vorhandensein des Kingana-Fjordes. Der Kennedy-See zwischen Cumberland-Sund und Fox-Kanal besitzt Küstflüsse nach beiden Meerestheilen. Er hat süßes Wasser, in welchem zahlreiche Seehunde leben, deren schöngezeichnetes weißes Fell für die Kleidung

sehr geschädigt wird. Die Umgebung des Sees ist nach Auslage der Eingeborenen flach und stellenweise morastig. Die Reithiere sollen sich hier in großer Anzahl aufhalten

und wenig scheu sein. Schon im Mai und Juni brechen einige Familien dahin auf und kehren erst zurück, wenn die Stürme eine für die Schilfen passbare feste Schne-

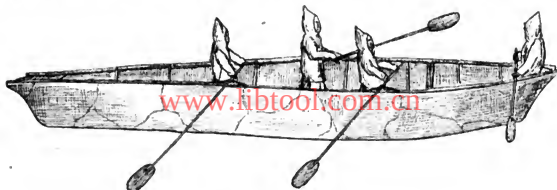


Fig. 6. Umal.

bede gebildet haben, was selten vor Mitte December der Fall ist.

Der Ringawa-Fjord theilt sich an seinem nördlichen Ende in zwei schmalere Arme. In den östlichen mündet

ein fischreicher Fluß, dessen weites ebenes Gebiet von den Anwohnern aus Ananaut und Kistertat, zwei kleinen Inseln des Cumberland-Landes, gegen Ende August aufgesucht zu werden pflegt. Hier schlagen die Familien für kurze Zeit



Fig. 7. Bogen aus Reithiergeweih und tüdsherner Pfeil.

ihre Wohnsitze auf. Die Männer fischen und machen mehrtägige Jagdausflüge in das Innere des Landes, die Frauen reinigen die erbeuteten Felle, spannen sie zum Trocknen aus und verfertigen die Kleidung für den kom-

men den Winter. An die Stelle der Bogen (Fig. 7) aus Reithiergeweihen und Sehnen mit tüdshernen spitzen Pfeilen ist jetzt fast allgemein die Feuerwaffe des Weizen getreten.

## Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens.

Von Ernst Kramberger.

### IX. (Schluß.)

Der Weg von Mitrovica nach Morović ist, obgleich anfangs gemachte Straße, nach einer Stunde Weges, wo man abbiegt, bei Regenwetter schlecht und wird desto kothiger und böser, je näher man Morović kommt. Nach drei Stunden Weges hat man noch eine weitere durch Gebüsch zurückzulegen, das jede Aussicht nach irgend einer Seite raubt. Morović ist ein kleineres, aber sehr ausgedehntes Dorf am Zusammenflusse des Bosut (Baentius) und der Studva, über welche beide sehr hohe Holzbrücken führen, um die kleineren Dampfer durchzulassen, die bei günstigem Wasserstande aus der Save zur Verfrachtung des in den großen und herrlichen Forsten geschlagenen Eichenholzes hereinfahren. Hier beginnen die weiten, der ehemaligen slawonischen Militärgrenze gehörigen Wälder.

Stobus XLVI. Nr. 13.

Morović war nach dem heftigen Regen in ein Rothmeer versunken, und ich mußte tüchtig im Schlamm waten, um das alte Schloß der einstigen Banen de Maroth auf der Zunge am Zusammenflusse der beiden Flüsse zu besichtigen. Ein Grenzverwaltungshauptmann hatte den wenig geschichtlichen Sinn bekundenden Einfall gehabt, das noch in gutem Zustande befindliche Denkmal größtentheils niederzureißen und im Hofe ein ganz gewöhnliches, nichts sagendes Gebäude aufzuführen zu lassen. Die Ringmauern stehen noch und am linken Studva-Ufer sieht man die schön gelegte Ziegelpflasterung des Schloßhofes. Der samose Neubau, 11 Jahre alt, droht bereits einzustürzen.

Ein interessantes Baudenkmal ist die eine kleine halbe Stunde entfernt am linken Bosut-Ufer gelegene Kirche,

ein Bau von hartgebrannten Ziegeln inmitten einer Baumgruppe uralter Eichen, umgeben von einem seichten Graben und Erdwall und mit niedrigem Zaune umfriedet. Das Schiff der Kirche hat Strebepfeiler, gothische Fenster und der ebenfalls an den Ecken von Strebepfeilern gestützte Thurm zeigt nebst gothisch verzierten, doch oben abgerundeten Fenstern auch solche in Kreuzform. Das Innere konnte ich, da sich der Schlüssel nicht fand, nur durch ein quadratisches Loch in der Thür betrachten. Es ist der kleinen Fenster wegen sehr düster, doch bemerkte ich Male rien.

Die Leute hießen den **Verwahrer des Hauses** an den Namen Maria Theresia's, erzählten mir aber auch eine sagenartige Geschichte, mit der die Entstehung des Kirchleins seines hohen Alters wegen viel besser in Beziehung gebracht werden kann.

Graf Stephan (wahrscheinlich ist Steph. Žitjanović gemeint, der 1506 nach der Familie Branković das Schloß bekam) ging in die Welt hinaus und blieb 30 Jahre auf Kriegerzügen fern. Seine Gemahlin Marie herrschte allein und wollte, überzengt, ihr Ehemann sei gestorben, den Mordgehehen nicht anerkennen. Mit Sturme mußte er sein Schloß nehmen, worauf sie auszog, ein Kloster nebst Kirche baute und in jenem wohnte. Nach der später erfolgten Verführung lebten sie vereint. Der um das Kirchlein befindliche freie Raum mit Ziegelsteinen und dem herumlaufenden Graben deuten auf ein befestigtes Kloster. Im Vorkammergebiet hat sich die alte Erzählung erhalten und der Name Maria ist, wie natürlich, in den jüngsten Generationen mit der Kaiserin in Zusammenhang gebracht worden.

Der berühmteste der Schloßherren von Morović ist der Banas Ivan Morović (Maroth), der im Aufstande gegen Kaiser Sigismund ihm treu zur Seite stand und die Rebellen niederkniet (1397). Dafür bekam er die firmste und zuverlässigste Verpfändung. Als er dann 1415 gegen den Herzog Đorđeja Krieg führte, gerieth er in vierjährige Gefangenenschaft und mußte sich mit 40000 Gulden loskaufen.

Die Stadoa und der Vofatufuß führten zu der Zeit, als ich dort war, mehr Schlamm als Wasser und der Hofbeamte, welcher dort zu leben die Aufgabe hat, seufzte nach hohem Wasserstande, daß den Schiffen die Durchfahrt möglich würde. Im Schlamm haben nuzählige Fische, ein mükommener Schwarm für die Leute. Mit Ispig zu laufenden Körben bis an die Knie im Wasser wadend fischen die Fischer mit den Gesehten lustig in die schlammige Tiefe und zogen die im Korbe gefangenen Fische durch die schmale Oeffnung oben heraus. Die Ufer des Vofat sind fast überall von Wald befeanden. Es wüchft auch viel Laustan an dem Ufer, namentlich Eichelring, der zur Blüthezeit dumpfriechende üble Ele verflüchtigt. Allenthalben liegen die Schweine scharweise im Vette des Gewässers, das träge und dunkelfarbig dahinschleift, selbst am Grunde mit einer üßigen Wasserpflanze dicht bewachsen, die sich Badenben zähe an die Fische flammert und gefährlich wüchft. Von dem Vofat nicht viel verschieden ist die Stadoa, die Spadoa und der Vigi. Weiterer hat flachere Ufer und verläuft mehr im Sumpfe. Namentlich der Vofat wüchft und flüßt mit der wachsenden oder kleiner werdenden Zate.

Die Orte Patrovi, Pipovac, Aböveci, Podgradje am Wege nach Vinodol werden von großen Wäldern eingeschlossen. In Pipovac gerathe am Einflusse der Spadoa in den Vofat liegen in einem Zwischengarten die Reste einer Klosteranlage. Hier sagt man mittels Ährer über die Spacvamlung (über den Vofat an verschiedenen Orten,

bei Niemi allein viermal). Niemi und Drolit, die etwas hüßlicher sind, liegen schon im Bezirke des ehemaligen Proderiments. In einigen dieser Dörfer sind noch geschmückte Häuser erhalten, wie sie ehemals Sirmien überall besaß. Sie sind kunstvoll mit Schnitzereien verziert und es ist recht schade, daß die im Zusammenstehen solcher Holzbauten erfahrenen Leute immer seltener werden. Das schönste, mit Schnitzereien geschmückte Haus steht in Drolit und kann als Muster dienen.

Häuser, in denen die Theilung der Familie in selbstständige Parteien noch nicht durchgeführt ist, sind groß. **Einelei haben** noch wie zuvor ringum im ansagebenten Hofe eine die gründertheine, die Ställe für das Hornvieh, die Schafe, die Schweine und Pferde, eine Brauntweinbrennerei, den Brunnen und hinter dem Hofe den Ofen oder Auzelchongarten und darin den großen Backofen. Da diese Ortschaften von den größten Verfehrströgen abseits liegen, hat sich in ihnen auch noch viel mehr von alten Gebräuchen erhalten.

Beispielweise sei angeführt, daß zur Brautwerbung der hierzu Beauftragte mit der „Vuklija“, d. i. mit einer Čutura) Wein oder mit der Titva (Klaffenkräuter) voll Ešivooica, erscheint, Geld nicht zu verfeffen. Nachdem er sich aus dem Nachbathause der Braut einen Kalauz (Hochzeitsführer) erbeten, betritt er in dessen Gesellschaft das beglückte Haus. Der Kalauz trägt, ob man im Hause gewillt sei, Waße, Reisende aus der Ferne zu empfangen, und die von den Abichten der Waße unterrichteten Hausherren antworten: „Gute Leute empfangen wir gerne.“ Hat darauf das Mädchen nach vorgedachter Werbung auf Befragen der Eltern zugefagt, so öffnet es die Vuklija und bindet auf den Gefäßhals ein mit blauer oder rother Seiderei gezierter Tüchlein oder Hemdtuch, worauf das Mädchen folgt. Es ist Aufgabe des Kalauz aus voller Reize zu fingen, des Mädchens aber die Waße dem Abfchiede die Braut mit feibengefickten Tüchern zu schmücken.

Zum Ringwechsel (Kestovavaj) führt wieder der Kalauz die Aukömmlinge mit dem Bräutigam ins Haus der Braut. Die mitgebrachten Gefchenke werden auf den Tisch gelegt, der Stari fast (Peißand) wirft seinen Mantel ausgebreitet von der Schulter auf den Boden und schüdt nach der Braut. Diese wird barfuß heringeführt, auf den Mantel gestellt und von den zukünftigen Schwiegereltern mit rothen Strümpfen und neuen Stiefeln oder Schuhen beschnitten, welche sie angezogen der Anwesenden anzeigt. Häufig gegeben und getragen werden Strümpfe aus schwarzer, mit Goldfaden durchzogener Wolle. Darauf küßt sie den Schwiegereltern die Hand, bekommt von ihnen neue Gefchenke, ein Seidentuch nebst schöner Schürze von Hausgewebe, eine gestickte Poutica oder Frauenhaube (sieht wohl selten eine goldgeflickt). Als Gegengeschenke spendet sie ihnen je ein Hemd, Seerietzen und je ein Vestet mit buntem Ueberzuge von Hausgewebe oder mit schönen farbigen, gechlungenen oder gestickten Einfäßen. Der Schwiegerjohn bekommt von den Eltern der Braut ein durchgeschwebtes Hemd und eine Hose, wofür er Sandalen und Stiefel giebt. Verwandte vererben der Braut häufig Hemden mit Prunkgefäßen aus farbigem, rother, grüner und dergleichen Seide und Goldstickerei.

Nach desselben Tages machi sich der Bräutigam mit der von der Braut geschmückten Vuklija von Haus zu Haus auf, giebt dem, welchen er eben einladen will, zuerst

1) Ein kreisrundes, flaches Holzgefäß, s. „Glossar“ Bd. 39, S. 312.

zu trinken und ladet ihn ein. Vor Jahren gab es Hochzeiten, zu denen über hundert Gäste gebeten wurden. Wichtig wie in der Fobravina ist auch hier die Rolle des Spasmachers (hier Kapetan, sonst Gans genannt), doch nimmt sich dieser hier einen Assistenten, den Vabujar (Trommler), dessen Name seine Aufgabe anzeigt.

Am Hochzeitstage versammeln sich die Gäste im Hause des Bräutigams in früher Morgenröthe zum Frühstück (Podkoze so = sie stoßen sich die Haut aus). Der Kapetan gürtet sich einen alten Säbel um, steckt einen Fuchschwanz auf den Hut, ergreift einen Vudovan (Morgenstern) oder auch nur eine Keule und beschlägt dem Trommler zu raffen. Unterdessen haben sich die Pustosovics, Mädchen, denen eine lebhaftere Rolle obliegt, an die Strumpfbänder Schellen oder kleine Mädchen gebunden, und nun beginnt ein furchtbarer Lärm. Der Kapetan voran, der mit der Keule drohende Schläge gegen Thüren und Wände, ja gegen das Dach führt, umkreist die Schaar das Haus. Hierauf wird der Kapetan von den Pustosovics geschmückt; an den Hals legen sie ihm eine Ehrenkette: einen Faß Kase an einer Schnur getrauerter Axtschnecken oder Birnen, an den Säbel statt des Säbelsgehänges einen kleinen Flaschenkrübis voll Brantwein.

Der Bräutigam wird von den Schwestern oder Schwägerinnen mit Blumen, einer Feder und einem Seidentuche um den Hut geschmückt, den Koffelentern ein buntgewebtes Tüchlein an die Fesseln gebunden. Jeder Wagen bekommt eine Fahne aus Luchsen, an den Stangenenden hängen Äpfel. Unter Gesängen der Mädchen, dem Geltingel der Schellen und Glöckchen, dem Rauschen des Vabujars besteigt man dann die Wagen und rollt nun im Galop zum Thore hinaus, um auf vielen Umwegen wieder am Hause der Braut in jauchendem Schwunge vorzufahren. Doch das Thor ist geschlossen. Der Kapetan steigt mit dem Trommler ab und unter heftigen Stößen gegen das Thor und Schlägen auf die umschlingende Korbhülle geht das Thor auf. Die Wagen fahren ein. Neue Hühnerhufe! Die Braut ist in ihrem Kijler (Zimmer) fest eingeschlossen, vor allen Thüren liegen Mulden voll Wasser, in jeder ein Schürzeisen. Wachen, nämlich mit Kochlöffeln bewaffnete Frauen, stehen davor und jedermann, der eintreten will, muß einen „Tufata“ zahlen: einen neuen Klotzfeuer. Endlich öffnet auch die Braut die Thür, da der Krum (Verstand) ein Verdict! in Aussicht stellt und auch giebt, gewöhnlich

ein Kleidungsstück, Geld oder als Ehrengabe mit Goldsäden und Seidenklitterei gezierte Kniebänder. Vor der Fahrt zur Kirche muß nun, freilich nicht überall, wieder die liebe Zauberei herhalten. Manches Mädchen nimmt vor der Trimmung einen winzigen Spiegel und eine kleine Münze, bindet ein Tüchchen Brot und Salz in ein Tüchlein und steckt alles nebst einem kleinen Schloß in den Bufen. Der Spiegel bedeutet hübsche Kinder, das Brot und Salz, daß es ihr nie an solchen gebrächen möge; das Schloß hat den Zweck zu verhindern, daß ihr der Mann je ein beleidigendes Wort sage. Die Silbermünze endlich, die sie den ganzen Tag über im Munde trägt, ist die symbolische Darstellung des Bunsches, daß sie ihren neuen Ehegenossen lieb wie Silber sein möge.

Nach der Rückkunft aus der Kirche wird jeder einsehende Wagen mit Fruchtkörnern bestreut, die Braut vom Stari faßt aus dem Wagen gehoben und auf den Armen ins Haus getragen. An der Küchenschwelle reicht man ihr einen Feuerstein und Stahl, womit sie nebst Zündschwamm Feuer aus Erde anzündet. Die Umstehenden rufen dazu: „Es mögen die Küchner legen, die Wänsel, Enten und Truthühner ebenso, die Kühe, Schafe, Schweine und Pferde Nachwuchs bekommen.“ Dann reicht man ihr ein männliches Kind, das sie in den Schoß legt; das soll einen männlichen Erstgeborenen bedeuten. Salz und Brot, das man ihr reicht, giebt sie dem Schwiegervater, der sie reich beschenkt. Vieder erschallen, das Kolo hebt an und der junge Ehemann tritt mitten hinein, um jedem Mädchen einen Apfel zu reichen. Abends, wenn tagüber die Thür im Kijler der jungen Eheleute nicht gut und vorsichtig verschlossen gehalten wurde und der verbliebene Krum kommt um zu sehen ob alles vorhanden und die Möbel des Ehepaars alle in gutem Stande sind, um im entgegengekehrten Falle seine Großmuth glänzen zu lassen, findet er oft im Bette eine der Pustosovics mit einer Kasse im Arme, die er nur durch Aufstehende (Kreuzer) zum Verlassen der Kammer bewegen kann. Natürlich giebt dies Veranlassung zu neuem Lärm und namentlich zu Jarstischen und drohigen Späßen des Kapetan, der seine Bemerkungen mit Schwellen beim Fuchschwanz und seiner Ordenskette beträufelt. In diesen Gebräuchen steckt viel Witz und Humor, und es ist nur zu fürchten, daß die Zeit, die an die Nationaltradits greift, auch diese Gebräuche, wenn nicht ganz, so doch stark umgestaltet wird.

## Die Grundlagen des Rechts.

Von Richard Andree.

Während die Erkenntniß sich Bahn gebrochen hat, daß selbst eine so vornehme Wissenschaft wie die Philosophie nur auf Grundlage naturwissenschaftlicher Principien zu gedeihlichen Resultaten gelangen könne, weisen unsere Juristen alles als „unwissenschaftlich“ zurück, was nicht in den Rahmen der heute akademisch gelehrteten Jurisprudenz fällt. Wir sind indessen sicher, daß über kurz oder lang solch einseitiger Standpunkt fallen wird, und daß die Richtung, welche Albert Hermann Post mit Eifer und Geduld verfolgt, sich Bahn brechen wird. „Ich kam zu der Ueberzeugung, daß die einzige haltbare Basis für die Rechtswissenschaft der Zukunft in einer allgemeinen ausschließlich auf Erfahrungs-

thatfachen gestützten Sociologie zu finden sei, und begann so an der Hand der Ethnologie die Thatfachen des Rechtslebens bei allen Völkern der Erde zu sammeln und ihren Ursachen nachzugehen.“ Unter solchen Gesichtspunkten entstanden dann die früheren, auch im „Monat“ erwähnten trefflichen Schriften des Verfassers über die Geschlechts-gesellschaft der Urrzeit, über den Ursprung des Rechts und die Anfänge des Staats- und Rechtslebens. Eine neue Arbeit reißt sich ebenfalls diesen an: Die Grundlagen des Rechts und die Grundzüge seiner Entwicklungsgeschichte (Eidenburg, Schulze, 1884). Es ist ein neuer Schritt in der großen Arbeit, auf induktivem Wege eine



allgemeine Rechtswissenschaft aufzubauen, ein Werk, dem wir unter den Juristen ebenso viel Beachtung und Würdigung wünschen, wie es ungewißheit unter den Ethnologen finden wird. Es hat ja immer etwas Schwieriges, wenn zwei Wissenschaften von einem Manne beherrscht und zu einem Zwecke verschmolzen werden sollen. Aber das Geringste wollen wir Post nicht versagen, daß er, der Jurist, sich redlich in der ethnographischen Literatur umgesehen und die gefundenen Thatfachen unter juristischen Gesichtspunkten gewinnbringend eingeordnet hat. Wir sehen ihn so die Grundlagen der Sitte und des Rechts, die Grundzüge der Entwicklungsgeichte der Rechtssysteme, und der social-morphologischen Entwicklungsgeichte, der Ehe, des Erbrechts, des Sachen- und Obligationenrechts, der Rechtsbrüche, des Proceßrechts durchgehen. Und fehlt die nötige juristische Kenntniß, um hier ein Urtheil abgeben zu können; soweit wir aber die klare und für jeden verständliche Arbeit vom ethnographischen Standpunkte prüfen, verdient sie alles Lob.

Um Dank für die Belehrung, welche wir durch Post's Werk empfangen haben, wollen wir ihm hier einiges auf das Erbrecht bezügliche Material zur Verfügung stellen, das wir gerade zur Verfügung haben, ohne dasselbe jedoch nach juristischen Gesichtspunkten ordnen zu wollen.

Nach A. de Koepstorff wird alles, was ein Verstorbener auf den Nicobarn an Sachen hinterläßt, zerstört; it is not considered loyal to take any inheritance from relatives, anagennommen Boote, Bäume, Häuser. Dabei wirkt wohl Aberglauben (Geograph. Magazine II, 45, 1875). Appun führt an, daß in Britisch-Ghana die Stammangehörigkeit bei den Indianern nie vom Vater, sondern stets nur von der Mutter hergeleitet wird. Das Kind einer Malaschi-Indianerin und einer Wapishiana wird zu dem Malaschi gezählt. Nach diesem Rechte der Stammanfprüche richtet sich auch das Erbrecht. Die Söhne der Töchter des Häuptlings haben das Erbfolgeerrecht auf die Würde des Großvaters, nicht die Söhne des Häuptlings, obgleich keineswegs streng auf eine solche Erbfolge gehalten wird, da bei dem Tode des Häuptlings jeder der Kräfte und Fähigkeit zu dieser Würde in sich fähig, als Präsident auftreten kann, ohne daß sich dadurch die Familie des früheren Herrschers in ihren Rechten gekränkt fühlt (Ausland 1872, 683). Bei den wilden Bergstämmen in Arakan, die Andrew St. John Sudriat, finden wir sehr ausgebildete Rechtegebräuche. Stirbt ein Mann ohne männliche Nachkommen, so wird sein Eigenthum vom nächsten männlichen Verwandten reklamirt; er ist auch für die Schulden des Verstorbenen verantwortlich, gleichwie ob letzterer Eigenthum hinterläßt oder nicht. Ein Weib kann nicht erben und ist daher auch für Schulden nicht verantwortlich. Hinterläßt ein Mann zwei Söhne, so wird sein Nachlaß unter sie zu gleichen Theilen getheilt. Sind mehr als zwei Söhne vorhanden, so erben der älteste und jüngste doppelt so viel als die anderen (also jene je zwei Theile, die anderen nur einen Theil). Thälven können nicht erben. (Journ. Anthropol. Institute II, 241). Maklak santan heißt in Malabar der Brauch, daß Eigenthum nur durch die Weiber vererbt wird. Der Schwagererbe erbt das Familiengut; polgawirische Sitten sind hier als Quelle anzusehen. (Nach Sir W. Elliot im Journ. Ethnol. Soc. New Series I, 119.) Wang und Eigenthum sind auf den King'smill-Inseln erblich. Dal ein Häuptling verschiedene Kinder von mehreren Weibern, so erbt der Sohn des vornehmsten Weibes sein Nachfolge. Wenn alle Kinder gleichen Ranges sind, so erhält das älteste zweimal soviel von der Erbschaft als

die übrigen. Will der Vater aber sein Gut nicht theilen, so erhält der älteste Sohn alles, auch dann aber die Geschwister unterhalten. Diese aber müssen für ihn dann arbeiten und dürfen ohne seine Einwilligung nicht heirathen. (Wilkes, II. St. Exploring Expedition. Ausgabe in einem Bande. New York 1851, 556.) Stirbt bei den westafrikanischen Iossé ein Familienvater, so wird sein Nachlaß in acht gleiche Theile getheilt, wovon seine Kinder sieben und seine Witwen einen erhalten. Hinterläßt der Verstorbene keine Kinder, so macht man vier Theile, wovon drei für die Stiefernverwandten und einer für die Witwen. Wenn Absterben einer Frau theilen die Kinder oder die Seitenverwandten mit dem Ehemann zur Hälfte (Mollien, Reise in das Innere von Afrika. Deutsch. Weimar 1820, 82). Die niedere Stellung, welche das Weib bei den Ofsaken und anderen sibirischen Völkern einnimmt, zeigt sich auch darin, daß es niemals erbt. Folglich erbt auch der Mann nichts mit seiner Frau und ebenso erhält auch die Witwe keinen Theil von dem Vermögen nach dem Tode ihres Mannes. Das ganze Eigenthum des Verstorbenen wird zu gleichen Theilen unter die Söhne getheilt, welche verpflichtet sind die Mutter, Schwägerin und andere weibliche Familienglieder zu unterhalten. Hinterläßt der Verstorbene keinen Sohn, so theilen die mündlichen Aemverwandten das Vermögen unter sich, haben dann aber die Witwe, Witwen und Töchter zu unterhalten. (Castén, Ethnologische Vorträge. St. Petersburg 1857, 120.) Von Delawaren und Irotesen sprechen sagt Voeltel (Vestf. d. Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern, Barth 1789, 82), daß eine Witwe nichts erbt, da die Verwandten des verstorbenen Mannes alles wegmehmen, was diesem gehörte, und es an fremde Leute vertheilen. Das geschieht, um nicht an den Todten durch dessen Nachlaß erinnert zu werden. Kinder, Witwen und Verwandte erben daher nichts. Speziell Vermächtnisse aber werden gemacht. — Bei den Penang Niat in Kambochia wird nach dem Tode der Eltern das Erbe gleichmäßig unter die Töchter getheilt, die Söhne erhalten nichts (Dumy in Bull. Soc. d'Anthropol. 1877, 535).

Auf den Palau-Inseln giebt es zwei Erbrechte, indem im öffentlichen Leben der jüngere Bruder den älteren, im Familienleben der älteste Sohn den Vater beerbt. Zu der öffentlichen Erbschaft gehört der Name und Titel der Familie, die andere besteht in einem Theile des Privatvermögens, das durch die Mutter vererbt wird. Krabang schildert des Näheren die oft verwinkelten Verhältnisse bezüglich der Erbschaft der Häuptlingswürde. Die Kinder erben den Stand nach der Mutter (Journal des Muséum Godeffroy. Heft 4. S. 38, 54). Die Gebräuche bei Erbtheilungen im asiatischen Hochlande theilt mit Bidulph geschildert. Nach dem Tode des Mannes wird Grund und Boden zu gleichen Theilen unter die Söhne seiner Frauen vertheilt. Sollte j. V. ein Mann einen Sohn von einer Frau und drei von einer anderen hinterlassen, so erbt der eine die Hälfte des Grundes und die drei anderen die andere Hälfte, welche dieselben wieder unter sich vertheilen. Töchter sind von der Erbschaft ausgeschlossen und haben nur eine Mäßigkeit zu beanspruchen. Sollte jemand nur Töchter hinterlassen, so gehen Grund und Boden an die nächsten mündlichen Verwandten des Verstorbenen über. Eine seltsame Ausnahme wird jedoch gemacht, im Falle ein Mann nur eine Tochter hinterläßt, welche dann den ganzen Besitz als Mäßigkeit beanspruchen kann, doch gilt dieses mehr als Begünstigung denn als Recht (v. Lijafay, Aus dem westlichen Himalaya, 301).

## Die Kohlenlager auf den Färöern.

Es ist wohl hinlänglich bekannt, daß auf Enderb sich bedeutende Kohlenlager befinden. Genauer über Lage und Beschaffenheit dieser Lager zu erfahren dürfte um so mehr von Interesse sein, als neuere Mittheilungen darüber nicht in die Öffentlichkeit gedrungen sind. Auf Enderb die südlichste Insel in der färöischen Inselgruppe, hat von NW nach SO eine Ausdehnung von 35 km, die Breite variiert von 1 bis 8 km. Während die Westküste der Insel aus steilen, wilden und auf den meisten Stellen unzugänglichen Klippenwänden besteht, ist der Charakter der Küste ein wesentlich anderer, indem das Meer hier drei tiefe Fjorde gebildet hat, die sich von O nach W in das Land hinein erstrecken und ihre Fortsetzung in Thaleinsenkungen finden, welche bis zur Westküste gehen, so daß also hierdurch die Gebirgsparthien in vier Theile getheilt werden. Im den mittleren dieser Fjorde, den Trangiovaagfjord, der einen vorzüglichen Hafen bildet, finden sich die hauptsächlichsten Kohlenformationen, jedoch so, daß die bedeutendsten Kohlenflöze in der Gebirgsparthie enthalten sind, welche nördlich vom Trangiovaagfjord und dem Trangiovaagthal liegt und die gegen Norden von dem nördlichsten Fjord, Kvalbøfjord, und dem zu denselben gehörigen Thale begrenzt wird. In den südlich vom Trangiovaagthal liegenden Gebirgsparthien, welche die Mitte der Enderb bilden, werden gleichfalls Kohlenflöze gefunden; die weiter südwärts gelegenen Kohlenformationen sind jedoch, soweit man bis jetzt weiß, ohne Bedeutung. Während auf anderen Stellen die Kohlenflöze tief unter der Oberfläche der Erde gefunden werden, sind dagegen auf den Färöern diese Schichten hoch oben im Gebirge bis 1700 Fuß über der Oberfläche des Meeres gelagert. Die bisher vorgenommenen Untersuchungen haben dargelegt, daß die Kohlenflöze auf Enderb ein zusammenhängendes Lager bilden, das sich überall gegen N neigt, so daß die Kohlenflöze nach dem Kvalbøfjord zu bis zum Meere hinabgehen, während sie hingegen sich höher und höher erheben, je weiter man gegen S und W kommt. Diese Verhältnisse haben selbstverständlich bezüglich der Nützlichkeit, diese Kohlenflöze auszunutzen, die größte Bedeutung, denn hier bedarf es keiner kostspieligen Schächte, um die Kohlen zu finden, und seiner Pumpwerke, um sich des Grubenwassers zu entledigen. Um zu den südlichen Kohlen zu gelangen, braucht man nur an der Außenseite des Gebirges horizontale, der Richtung der Kohlenflöze entgegengesetzte Strecken anzulegen. Die Kohlenformation auf Enderb nimmt ungefähr ein Areal von  $\frac{1}{2}$  Quadratmeilen (ca. 37 qkm) ein, aber die Mächtigkeit der Schichten, sowie auch die Qualität der Kohlen ist höchst verschieden; auf vielen Stellen beträgt die Stärke der Schicht ca. drei Fuß oder sogar noch mehr. Die bedeutendsten Schichten finden sich in zwischen 400 und 1000 Fuß variirenden Höhenlagen an, je weiter man nach W und dem Meere zu

kommt, desto mächtiger werden dieselben und desto besser die Qualität der Kohle.

Bereits vor mehr als 200 Jahren waren die färöischen Kohlen Gegenstand der Erwähnung, und jetzt sind ungefähr 150 Jahre verflossen, seit sich die erste Gesellschaft zum Abbau derselben bildete; diese Gesellschaft begann in den Gebirgen südlich von Trangiovaag mit dem Kohlenbrechen, gab diese Berthde aber bald wieder auf. Erst im Jahre 1777 beschloß die dänische Regierung, umfassendere Untersuchungen vornehmen zu lassen. Von diesem Jahre an bis zum Jahre 1839, jedoch mit einer längeren Unterbrechung von 1804 bis 1827, wurde der Kohlenabbau für Rechnung der Staatskasse betrieben. Sowohl südlich als nördlich vom Trangiovaagfjord wurden Kohlen gebrochen, doch war die angewandte Methode eine höchst primitive, indem die Kohlen auf dem Rücken von Pferden von den Gruben bis zum Strande transportiert wurden, und wenn dieselben endlich hier angekommen waren, dann handelte es sich natürlich noch um den Abzug in solcher Menge, daß die Betriebskosten gedeckt werden konnten. Im Jahre 1839 wurde der Staatbetrieb eingestellt und auf dem Strande bei Kvalbø blieben 8000 Tonnen Kohlen als werthlos liegen. In dem folgenden Jahre suchte eine englische Gesellschaft die Koncession zum Kohlenabbau zu erwerben, wurde aber von der Regierung abschlägig befriedigt, da sie mit den von der Gesellschaft gestellten Bedingungen nicht zufrieden war. Abgesehen davon, daß die Bewohner von Kvalbø beständig Kohlen zu eigenem Bedarfe brachten, weil in dieser Gegend Torf nicht vorhanden ist, lagen die südlichen Kohlenminen bis zum Jahre 1872 ganz unbenutzt. In diesem Jahre wurde die Aufmerksamkeit abermals auf die Kohlenminen hingelenkt, indem bei der dänischen Regierung Koncessionsgesuche zum Kohlenabbau eingingen, hauptsächlich wohl veranlaßt durch die beständig steigenden Kohlenpreise in England. Die dänische Regierung veranlaßte nun Prof. Johnstrup nach Enderb zu reisen, um nähere Untersuchungen über die dortigen Verhältnisse anzustellen; die Resultate dieser Untersuchungen hat er in seinem Werke: „Om Kullagene paa Færøerne“ niedergelegt.

Im Jahre 1873 erhielt eine größtentheils aus schwedischen und französischen Kapitalisten bestehende Gesellschaft die Koncession zum Kohlenabbau auf Enderb; nähere Untersuchungen wurden demnach von ihr vorgenommen und Proben südlicher Kohlen in Paris ausgestellt. Den Grundbesitzern zahlte die Gesellschaft einen Theil der Summen aus, welche jene zu Folge der Koncession erhalten sollten, große Pläne wurden gemacht — aber hierbei blieb es! Gegenwärtig weiß man auf Enderb nicht mit Bestimmtheit, ob die Gesellschaft noch existirt. Die der Gesellschaft ertheilte Koncession geht aber verloren, wenn der Kohlenabbau nicht im Laufe dieses Jahres begonnen hat.

## Wie man in Siam die Armen begräbt.

Nach E. Bod<sup>1)</sup>.

Die Sonne neigte sich immer mehr dem Westen zu; die glänzende Szenerie war schon hinter den Gipfeln der Bäume verschwunden: sie zeichnete goldene Ränder um das feine Laubwerk und hier und da fiel ein letzter Lichtstrahl durch die Blätter und zitterte in der Luft, um bald zu erlöschen. Die Erde trug schon jene blaßgraue Farbe, welche uns so traurig stimmt und daran erinnert, wie schnell die Gegenwart flieht. Plötzlich wurde die Stille durch das Kreischen von Vögeln unterbrochen, welche sich mit schnellem Flügelschlag näherten; dazwischen mengte sich das Geschrei der Hunde, welche von allen Seiten herbeieilten und sich stritten und bissen um die ersten zu sein.

Ein Trauerzug näherte sich dem Begräbnißplatze; zwei schwermere, zerlumpte Kulis gingen an der Spitze, zwischen sich trugen sie eine einfache, von Bambus gefletzte Pähre, auf der ein Armer seinen letzten Schlaf schlief; ein paar Siamesen, worunter einige Priester, folgten. Wiewohl einige der Begleiter das offizielle Trauerkostüm trugen — eine Hülle von weißem Kattun umgab die Körper und die Köpfe waren ganz laß gelassen — so waren doch nur gewöhnliche Knechte oder Menschen, die aus Anstandbegierde der Leiche eines Verstorbenen das Geleite gaben; nur die Träger und der dienstthuende Priester gehörten auswendigerweise zu dem Abßluß eines Lebens, welches, wie der Augenchein lehrte, äußerst wenigstens nicht zu den glücklichen und mit Schönen begnadeten gehört hatte.

Unterdessen hatte sich hoch oben in der Luft eine dunkle Gruppe gesammelt, welche dem Zuge aufmerksam folgte und an dem, was da kommen sollte, einen thätigen Antheil zu nehmen gedachte. Es waren Raubvögel, die in engeren und weiteren Kreisen über den Trägern hinzogen und den Kopf nicht von der traurigen Last abwendeten, die da auf der ärmlichen Pähre dahingetragen wurde; neben und vor ihnen, aber in gemessenem Abstände flatterte unter heilerem Geschrei eine Anzahl Krähen; wo dieselben einen Raum fanden, ließen sie sich nieder wie um Athem zu schöpfen für das Heiß, dessen Anfang sie kaum erwarten konnten. Auch die Hunde wurden unruhiger, immer mehr drängten sich einzelne von ihnen vor zu den Menschen, welche die Leiche begleiteten, bis ein Fußtritt, ein Schlag mit dem Stod sie wieder zurücktrieb; dann versuchte der Verstoffene wohl einen seiner Genossen mit den Klauen zu fassen und ihn zu schütteln, um sich für die Unbill, die er erlitten hatte, zu rächen.

So erreichte der Zug Wat Sitteth, die Stätte des Todes; die Träger warfen ihre Last auf die Erde; der dumpfe Ton, den der starre Körper bei dem Aufschlagen auf dieselbe hervorbrachte, wurde beinahe überhört von dem Geklärr der Vögel, die mit ihren stittigen die Luft verdunkelten und sich unter kräftigen Flügelschlägen auf die Erde niederließen; um die Leiche hin bildeten sie einen Halbkreis, dessen andere Hälfte die halbschalen, die Träger und die Priester schlossen. Dahinter in weitem Kreise schritten die Krähen unruhig hin und her, die Hunde rannten zu zweien und dreien und schnappten nach einander und nach jedem Schatten, der sich zwischen ihnen und dem Todten erhob; der aber lag bleich

und starr, seine offenen Augen, die auf den Himmel gerichtet zu sein schienen, erhöhten noch das Traurige des Anbids.

Der Priester, welcher ein großes Messer, welches er mit sich führte, die Vögel verwies beinahe die Geduld, sie wurden immer zudringlicher und unverschämter; unter tüchtigen Schnabelstichen und mit ausgebreiteten Flügeln machten sie sich die Plätze in den vordersten Reihen streitig und drängten sich so rüchloslos an die Umstehenden, daß diese Mähe hatten, sich ihrer durch Stodschläge zu erwehren.

So hatte sich ein dicht geschlossener Kreis um die Leiche gebildet und der Priester trat in demselben nun auf den Todten zu und schlug ihm mit einem einzigen Zug des Leib vom Magen abwärts auf. Der Anblick der blutenden Eingeweide schien die Vögel, welche es nicht erwarten konnten, daß ihnen die Leiche überliefert werde, zu veranlassen. Sie begannen mit den Flügeln zu schlagen und die wohlbekannte Tobenlage auszuheben, wobei sie mit ruckeloser Festigkeit umherstapften und den Priester, der die Leiche zerschneid, so bedrängten, daß es zweier Menschen bedurfte, sie von ihm abzuhalten. Dann wurde das Fleisch von den Knochen, den Armen und Beinen gelöst und die Brusthöhle geöffnet. Hierauf näherte sich ein Priester und sang eine kurze Vitanei ab; dabei hielt er einen Räucher und eine Fische in der linken Hand und in der rechten ein Stüd Bambus, womit er die Leiche berührte. Aufmerksam schienen die Vögel seinem Gesange zu lauschen, und kaum waren die letzten Töne verklungen, als sie auch erkannt hatten, daß jetzt ihr Reich gekommen sei; mit einem wahren Tode stürzten sie sich unter einem fürchterlichen Geschrei vorwärts und stießen einander; der eine suchte den andern zur Seite zu drängen. Es war ein sonderbarer wilder Tobenreigen, der da um den zerstückelten Körper ausgeführt wurde; jeder Witwende suchte seinen vollen Antheil an diesem schauerlichen Festmahl zu bekommen.

Die Augen des Todten waren, wie schon gesagt, offen und starr gegen den Himmel gerichtet. War es fürcht vor diesem bedrohlichen Bild oder fanden sie an den Augen einen besonderen Vederbiss; genug, zwei Vögel machten sich gleich auf dieselben und hatten sie an. Nun begann ein schauriges Ringen: die Vögel zerrten den Körper fortwährend hin und her, zuweilen wenn gerade ein paar in derselben Richtung flogen, wurde derselbe beinahe vom Boden aufgehoben. Wenn einer ein Stüd Fleisch ergreifen hatte und es ihm geglikt war, bosse los zu zerren, entstand ein lebhafter Streit um den Beig, der manchmal so heftig wurde, daß die Vögel auf Augenblicke die Beute aber dem durch dieselbe hervorgerufenen Kampf vergessen zu haben schienen. Wenn derselbe recht heftig tobte, machte wohl ein Hund den Versuch, sich lautlos dazwischen, um auch seinen Theil an der Beute zu ergaffen; war es aber ihm geglikt, so errödete ihn die Strafe bald; zwei Vögel, die ihn beobachtet hatten, stürzten sich auf ihn, während der eine ihn seine Beute vor dem Maul wegriß, gab der andere dem frechen Räuber einen kräftigen Schnabelstich, daß er heulen daonieß.

Kaum zehn Minuten hatte dieses schauerhafte Mahl gedauert, da war schon nichts mehr von demselben übrig,

<sup>1)</sup> E. Bod, Temples and Elephants, London 1884.

die Orier zogen sich ein paar Fuß weit zurück und der priesterliche Schlichter näherte sich dem zersehten Körper, drehte ihn um und schnitt den Rücken auf; hierauf wiederholte der Priester die feierliche Ceremonie und dann folgte eine zweite Mahlzeit für die Thiere. Die Orier schienen schon ganz vollgeköpft zu sein; wenigstens wiesen sie die eindringenden Krähnen und Gänse nicht mehr so kräftig wie früher zurück und diese belamen einen reichlichen Antheil. Acht Minuten später war außer dem Kopf und den Knochen beinahe alles spurlos verschwunden; das Verdigensolgele erwiderte den Leberreste die letzte Ehre und sammelte sie, dann wurde ein wenig Holz herbeigebracht, um es zu verbrennen. — Ich ging ein wenig weiter und kam zu einem anderen Theile des geweihten Bodens, einer Art Hof, in dem ein kreisförmiger Altar stand, von Ziegeln aufgemauert und weiß angestrichen; in der Mitte befand sich ein eiserner, etwa vier Fuß hoher Pfosten mit ein paar eisernen Haken am oberen Ende, welche zum Aufhängen von Lampen ge-

braucht wurden. Auf diesem Altar lag eine Menge menschlicher Gebeine, vom Wibel bis zum Schulterblatt, einige Schädel, die Leberreste von ein paar kleinen Kindern, die erst vor Kurzem gestorben waren, deren Leiden sich jedoch bereits in einem fortgeschrittenen Stadium der Verwesung befanden und um welche Horden von Fliegen, wie Wien summend herumswirrten. Gegenüber diesem Altar erhob sich eine Mauer, an deren vorderer Seite ich die Leberreste eines menschlichen Skelets bemerkte, die da befestigt waren. Vergewiss fragte ich mich, was dieser abschreckende Anblick zu bedeuten habe. Später hörte ich von einem Bekannten, daß es das Skelett eines Priesters, der während der Zeit seines Priesterthums an seinem Gelübde der Keuschheit gescheitert hatte, eine Sünde, die mit dem Tode bestraft wird. Daher hatte dieser Mann die höchste Strafe erlitten und sein Skelett wurde den Blicken der Menschen, „ihm selbst zur wohlverdienten Strafe, Anderen zum warnenden Beispiel“ preisgegeben.

## Kürzere Mittheilungen.

### Die Qualla-Regen am Cameroen-Flusse.

Der „Klobus“ hat bereits oben S. 157, wo er über eine der neuen deutschen Besetzungen in Westafrika, Bimbia, einige Notizen gab, auf das von C. Feinerebors herausgegebenen Buch „Reinhold Bucholz's Reisen in Westafrika“ (Leipzig: F. A. Brockhaus, 1880) aufmerksam gemacht, welches in Bd. 37, S. 155 ff. ausführlich beschrieben worden ist. Wir wissen in der That außerordentlich viel zweites Wert zu nennen, welches so geeignet wäre wie dieses, eine richtige Anschauung von Natur, Bevölkerung und Handelsverhältnissen der Küstländer von Guinea zu vermitteln und empfehlen es unseren Lesern, wie auch schon früher, angelegentlich zum Studium.

Natur allein hat jetzt von Deutschland dort befehlten Punkten — Gabella an der Küste des Tabome-Landes, Bimbia, Cameroen, die Insel Malimba im Delta des Oden-Flusses und Groß- und Klein-Batonga südlich davon — ist uns Cameroen am besten bekannt: über die meisten anderen Punkte ist in der geographischen Literatur wenig oder nicht enthalten und man muß deshalb die Mittheilungen abwarten, welche nur die dort ansässigen hantelnden Handelsbörsen oder das andauernde Amt zu geben im Stande sind. Inzwischen theilen wir nach Feinerebors mit, was R. Bucholz über die jetzt deutschen Protektorate unterworfenen Bewohner von Cameroen, d. h. von King Bell's, King Kana's, Tibo's Tona etc. berichtet.

Die Männer sind durchschnittlich groß und kräftig gebaut, haben aber wenig Bartwuchs, welcher als große Fiedel gilt. Ihre Farbe ist meistens dunkelbraun, wie gebrannter Kaffee, doch giebt es nicht selten auch hellere Leute, ja völlige Albinos mit ganz zartem Teint und hübschtem Vollhaar. Döhl wunderbar leben die meisten und bei welchen der Albinismus nur stellenweise am Körper auftritt, und welche daher geschätzt erscheinen. Wie es T. Falkenstein von den Loango-Regen that, so beschreitet auch Bucholz von den Quallas, daß sie geringe Bodentheiligung haben. Die Frauen sind viel kleiner und häßlicher als die Männer, was wohl seinen Grund in der außerordentlich frühen Verheirathung derselben hat; auch entstellen sie sich dadurch, daß sie ihr Haar ganz kurz abschneiden. Beide Geschlechter gehen bis auf einen Streifen Zeug um die Hüften,

der ober möglichst kahl sein muß und oft gewaschen wird, ganz nackt. Bei Tänzen und Festlichkeiten bedecken sie sich mit Perlen, Glöckchen, Ringen, Hals- und Armbändern, welche bei heftigen Bewegungen laut klappern, gießen auch gern ihre weißen Baumwollstrümpfe an, die sie aus Europa erhalten. Bucholz sah eine Frau dergestalt mit Perlen bedeckt, daß sie sich kaum fortbewegen konnte. Alle Quallas und Kru-Regen tätieren sich im Geschäft und auf der Wurst in verschiedenster Weise, doch sind die Cameroen-Leute sofort daran zu erkennen, daß sie sich die Augenwimpern ausdrücken, was die Kru-Regen nicht thun. Als Grund dafür geben sie an, daß die Wimpern die Augen zu sehr beschatteten und das scharfe Sehen verminderten; auch gerietten dieselben ja oft ins Auge und verursachten Entzündungen derselben.

Besonders charakteristisch für die Qualla ist die ständige Wuth, mit der sie Handel treiben, während ihre Induprie sich auf wenige Sachen, wie Eisenbeiringe, Ebenholzstäbe, Messer und Schwerterbescheiden, beschränkt; alles Uebrige, was sie besitzen, haben sie im Handel von den Europäern eingetauscht, der die Mehrzahl von ihnen zu wohlhabenden Leuten gemacht hat. In Folge dessen will jeder, vom Dampstug bis herab zum Halbbrun, im Handel treiben, nicht produciert oder gar Irabarbeit verrichten. Nur das Köstliche an Tams und Bananen läßt ein jeder durch seine Frauen und Sklaven pflanzen und bezieht alles Uebrige durch den Handel. Nach der Anzahl der Weiber, die ein Regier besitzt, wird sein Reichthum geschätzt. Die Weiber werden von ihren Vätern verkauft und kosten durchschnittlich 900 bis 1000 Mark, oft aber, wenn die Tater angehörende Leute sind, viel mehr. Daher müssen arme Qualla oft lange dienen, ehe sie heirathen können; nachher aber disponieren sie völlig frei über ihre Frauen, behandeln sie wie Leihthiere und können sie weiter verschicken, verkaufen oder verlassen. Viel Kinder gelten als ein großes Glück; selten aber bringt eine Frau deren mehr als zwei zur Welt. Bei gänzlicher Unfruchtbarkeit fordert der Mann seine Kaufsumme zurück.

Noch reichlicher sind die Sklaven daran, welche gekauft (das Stück etwa zu zwanzig Mark) oder auf Kriegszügen geraubt werden. Derselben, welche nebst ihren etwas besser gehaltenen Nachkommen an Zahl die freien Regier bei weitem übertreffen, wohnen in besondern großen Dörfern und werden

nicht gerade immer schlecht behandelt, schwaben aber stets in Gefahr, beim Abziehen eines Hänglings an einen andern Stamm verkauft, dort als Todtenopfer geschlachtet und wahrscheinlich auch aufgefressen zu werden. Es kommt sogar vor, daß Hänglinge, denen es nicht gelingt, solche Opfer durch Ueberfall eines feindlichen Stammes zu erlangen, heimlich einigen ihrer eigenen Sklaven die Köpfe ab schlagen lassen, um dieselben als Trophäen heimzubringen. Die Sklaven

werden von den freien Regern „Nigger“ genannt, ein Ausdruck, welcher auf einen Freien angewendet als die größte Beleidigung gilt. Etwas besser gestellt sind, wie gesagt, die Nachkommen solcher Sklaven, denn obgleich auch sie als weiße angesehen werden, so dürfen sie doch Handel auf eigene Rechnung treiben, Vermögen erwerben u. s. w., haben aber bei allen Verordnungen des Stammes keine Stimme.

## www.libtool.com.cn

### Aus allen Erdtheilen.

#### Europa.

— An allen Buchhandlungen, auf Bahnhöfen und Dampfen steht man jetzt in Frankreich eine illustrierte Schilderung des Deutschen Reiches von Walte Brun angeknüpft, die sich vielen Erfolges zu erfreuen scheint — wohl weil das Studium der Geographie und namentlich derjenigen des Nachbarlandes als patriotische Thot erscheint. Wenn wir einem ähnlichen Unternehmen, F. von Hellwald's „Frankreich in Wort und Bild“ (Leipzig, H. Schmidt und G. Günther, circa 50 Hefte à 75 Pf.), unser Interesse zuwenden, so wird denselben jene pikante Bemischung fehlen. Aber wenn es dem febergewandten Verfasser gelingt, uns in großen Zügen, wie er versteht, die Geschichte und Geographie, Handel, Industrie und Produktion des schönen und hochinteressanten, bei uns aber wenig genug gekannten Landes vorzuführen, so wird es ihm an unterhaltenden und dankbaren Lesern nicht mangeln. Obwohl reich mit 455 Illustrationen ausgestattet, soll dieses Werk doch kein Prachtwerk im gewöhnlichen Sinne sein, das nur der Bilder wegen gekauft wird, sondern es soll durch seinen reichen belehrenden Textinhalt einen praktischen Werth erhalten. Die erste und vorliegende Lieferung beginnt mit der Schilderung von Paris.

— Das französische Unterrichtsministerium hat jüngst folgende Herren mit wissenschaftlichen Missionen betraut: Frau de Saint-Pol-Eass soll in Malakka und Sumatra Sammlungen machen, Prof. Dr. Guorbia den balcarischen Dialekt studiren, Etienne Gautier in der osmanischen Türkei und Verrien naturwissenschaftliche und anthropologische Untersuchungen anstellen und Prof. Henri Renouir den Ausfluß in Norwegen studiren.

#### Asien.

— Generalmajor Sir Peter Luméden, der Chef der britischen Kommission für die Feststellung der Nordgrenze Afghanistans hat am 4. September in Begleitung von Oberst Stewart, Major Napier und Anderen London verlassen, um sich über Poot und Teheran nach Melchod in Persien zu begeben, wo die aus Indien kommenden Mitglieder der Kommission zu ihm stoßen sollen. Die russischen Kommissäre werden sich Ende October oder Anfangs November in Herads einfinden. Zu wissenschaftlichen Zwecken begleiten die Expedition drei Topographien beßer kartographischer Aufnahmen, der Geologe Griesbach und der Botaniker Dr.

Alkison, welcher speciell beauftragt ist, die Soma-Pflanze zu studiren, deren ausgepressten Saft die alten Indier und Iranier den Göttern opfereten und die sie dann selbst als Gott verehrten. Die Expedition wird wahrscheinlich auch nach Balk, das alte Bactra, besuchen, wo seit Alexander dem Großen bis 165 v. Chr. erst griechische Statthalter und dann Könige herrschten.

#### Afrika.

— Von der Guineaküste ist eine Nachricht vom 14. August nach London gelangt, die uns sehr interessiren wird, als alle bisher von dort gemeldeten Völkerverkehrungen seitens deutscher Schiffe. Der englische Konsul Bennett hat in der großen Stadt Bori und an den Flüssen Escarabos, Forcados und Ramos, westlichen Mündungsarmen des Niger, die englische Flotte aufgestellt. „Die in solcher Weise unter britische Kontrolle gestellten Territorien sind werthvolle, blüthende Länder und haben eine große eingeborene Bevölkerung. Das englische Kanonenboot „Goshawk“ besuchte später die drei Flüsse; in gleicher Zeit wurde die Topographie der Territorien aufgenommen.“ Um die Tragweite dieses Vorganges zu verstehen, sei darauf hingewiesen, daß der Niger der einzige Strom Westafrikas ist, der bis weit in das Festland hinein schiffbar und einen ausgedehnten Handel zu vermitteln im Stande ist, wie dies unter Niger-Reitender G. R. Fiegel wiederholt nachgewiesen hat. Wenn England sich definitiv an den Niger-Mündungen festsetzt und diesen wichtigen Strom anderen Nationen durch Abße verschließt, so ist doch keine Stück Westafrikas dahin, denn weder Bageba, noch Simbia, weder Cameru, noch Wolimba und Volongo sind auch nur von amüßend so großer Wichtigkeit, wie der den Sudan erscheinende Niger. Nachrichten von dort muß man mit dem gespanntesten Interesse entgegennehmen.

#### Polargebiete.

— Aus New York kommt die Nachricht, daß Mr. Melville, der Oberingenieur der Jeannette-Expedition, eine neue Polarexpedition beschließen wird, welche im nächsten Herbst über Franz Joseph-Land den Nordpol zu erreichen suchen soll. Mr. Cuvus Field und der New York Post Klub werden je die Hälfte der Kosten tragen. Ein ganz ähnliches Projekt soll Lieutenant Douglass mit der „Tumblina“ verfolgen.

**Inhalt:** Tivulalen's Reise in Westpersien und Bobolonia. XII. (Mit vier Abbildungen.) — S. Abbes: Die Götzen des Gumbelands Sambo. I. (Mit sieben Abbildungen.) — Ernst Kromberger: Reise von Utes durch einen Theil Simiens. IX. (Schluß.) — Richard Andree: Die Grundlagen des Rechts. — Die Koloniallager auf den Färöern. — G. B. d. Wie man in Siam die Armen begräbt. — Kürzere Mittheilungen: Die Dualla-Regen am Cameru-Flusse. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 6. September 1881.)

Verlag: Dr. R. Siepert in Berlin, S. W. Finkenstraße 11, III Tr.  
Text und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



# Musirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.



N<sup>o</sup> 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Poshaltsten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Dieuclafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

### XIII.

(Die Abbildungen, wenn nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieuclafoy.)

Der 10. September war von Dieuclafoy bestimmt, die Medschid-i-Tschuma zu besuchen, jene berühmte Moschee, welche Schah Abbas anfangs niederreißen lassen wollte, um ihr Baumaterial zur Errichtung der Medschid-i-Schah zu verwenden. Wie am vorhergehenden Tage, so war es auch diesmal Bedingung, daß die Christen nicht das eigentliche Heiligtum betreten durften; nur von den Dachterassen und Nebenzäumen aus sollte es ihnen gestattet sein, einen Blick auf die ganze Anlage zu werfen oder in einem stillen Augenblicke eine photographische Ansicht aufzunehmen. Auch diesmal wurde der Versuch gemacht, sie noch im letzten Augenblicke auf die zweite Treppe herabgedrückt worden. Nichtsdestoweniger steht es in Isfahan in großem Rufe und hat seinen alten Titel und seine Vorrechte sich bewahrt. In seinen Räumen findet an jedem Freitage der Gottesdienst für den Schah statt. Nach dem religiösen Gesänge mäßte derselbe zum Gedächtnisse dessen, daß sich der Prophet an diesem Tage nach Medina begeben, sich in der Moschee einfinden und mit lauter Stimme das feierliche Gebet sprechen. Da er aber unter seinen zahlreichen Privilegien nicht auch das der Allgegenwärtigkeit besitzt, so erneuert er Vertreter, die den Titel Imam Tschuma führen, damit sie in seinem Namen in den hauptsächlichsten Städten des Reiches diese fromme Pflicht wahrnehmen. Nach dem Gebete lesen oder erklären die Mollahs den Koran, und der ganze Tag wird mit frommen Übungen hingbracht, obgleich den Gläubigen keine besonderen Verpflichtungen obliegen.

aus sie den gesammten Hof der Moschee zu übersehen vermochten.

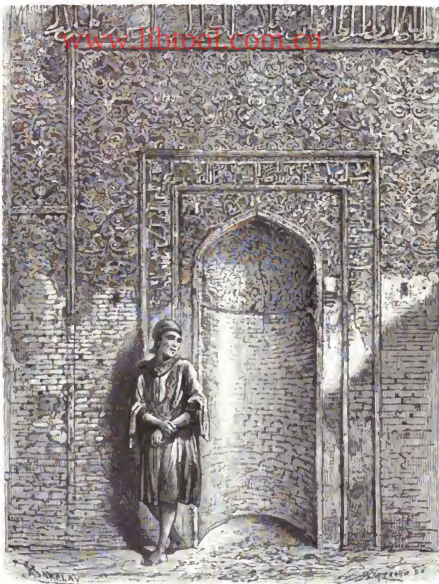
Die verschiedenen Anbauten und Ausbesserungen, welche an derselben zur Zeit des Zeidschahenfürsten Nader Schah, des Schah Tamasch, dessen frommer Eifer den Verfall aller Gotteshäuser im Reiche herbeigeführt hat, und endlich unter der Herrschaft Abbas' II. ausgeführt worden sind, haben diesem alten Heiligtume jeden künstlerischen Werth geraubt; durch die Erbauung der Medschid-i-Schah ist dasselbe ohnedies auf die zweite Treppe herabgedrückt worden. Nichtsdestoweniger steht es in Isfahan in großem Rufe und hat seinen alten Titel und seine Vorrechte sich bewahrt. In seinen Räumen findet an jedem Freitage der Gottesdienst für den Schah statt. Nach dem religiösen Gesänge mäßte derselbe zum Gedächtnisse dessen, daß sich der Prophet an diesem Tage nach Medina begeben, sich in der Moschee einfinden und mit lauter Stimme das feierliche Gebet sprechen. Da er aber unter seinen zahlreichen Privilegien nicht auch das der Allgegenwärtigkeit besitzt, so erneuert er Vertreter, die den Titel Imam Tschuma führen, damit sie in seinem Namen in den hauptsächlichsten Städten des Reiches diese fromme Pflicht wahrnehmen. Nach dem Gebete lesen oder erklären die Mollahs den Koran, und der ganze Tag wird mit frommen Übungen hingbracht, obgleich den Gläubigen keine besonderen Verpflichtungen obliegen.

Beim Verlassen der Moschee hatte Pater Pascal das

Mißgeschick, daß eine Reiterspörre unter ihm zerbrach und er sich an einem Beine etwas verletzte, natürlich zum größten Vergnügen der Mollahs, die darin eine Strafe Allahs sahen und ihre Freude kaum hinter ihren Beileidsbezeugungen zu verbergen wußten; sie gaben sofort Befehl, den Eigenthümer der gebrechlichen Leiter zu suchen, um ihn mit Stockschlägen zu bestrafen, aber der Eigenthümer

war nicht zu finden und so bestiegen die Franzosen ihre Pferde, um nach Tschulfa zurückzukehren.

Da aber der Vater eine größere Verletzung davon getragen hatte, als er anfangs eingestehen wollte, so machte er den Vorschlag, bei einem seiner Freunde in der Nähe der Moschee einzukehren, um dort die Wunde zu kühlen. Das Haus, welches sie betreten, zieht sich um die vier

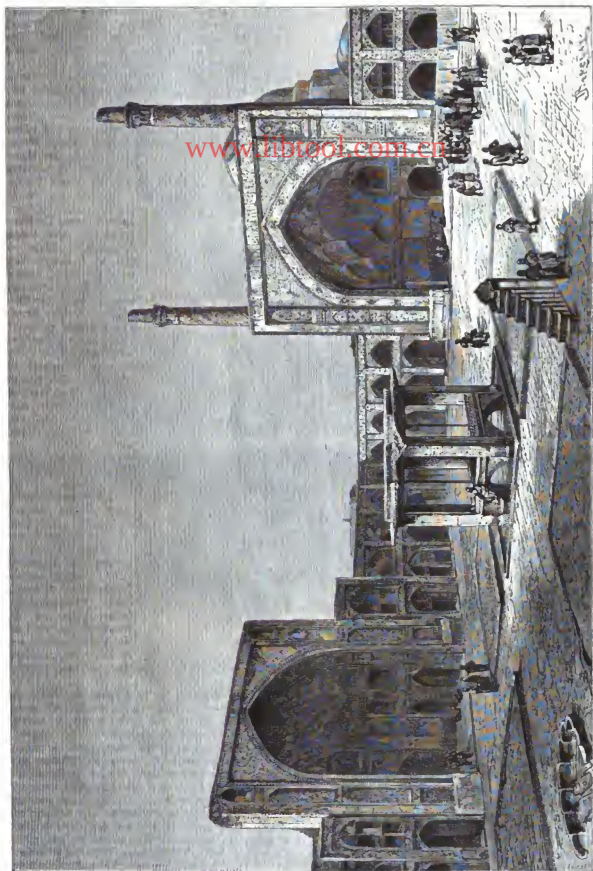


Der Riktab in dem vom Chafsen Almanur erbauten ältesten Theile der Meschid-i: Tschuma.

Seiten eines geräumigen Hofes hin; in der Mitte jedes Flügels erhob sich ein Talar, zu dessen beiden Seiten eine mit Kalk geweißte Vorhalle lag. Der Empfangsraum war mit einer Kuppel überdeckt, die mit seinen Zellen aus Gyps geschmückt war; eine Thür aus farbigem Glas ließ in das sonst dunkle Zimmer einen Schein von Licht eindringen. Darin saß auf Kissen zwischen umherliegenden Büchern der Hausherr, ein Mann von sehr angenehmen Gesichtszügen; doch trug derselbe zur unangenehmen Ueberaschung für die Reisenden den blauen Turban eines Schib,

eines jener Nachkommen des Propheten, die ihnen bei ihren Besuchen der Moscheen stets hindernd in den Weg getreten waren. Zuwartend erhob sich der Schib Mohammed Hussein, hörte aufmerksam der Erzählung von dem Unfalle des Vaters zu und gab dann rasch den Befehl, Waschbecken, Wascherinne und einige Arzneipflanzen herbeizubringen. Während er dann selbst die Wundeverband, ließ er Mme. Dieulafoy durch seine kleinen Kinder zu ihrer Mutter, seiner ersten Gemahlin führen.

Das Innere des Aderum (Harem), der sein Licht vom



Die Masjid-i-Diguma in Isfahan.

Hose aus empfängt, wird neugierigen Blicken durch seidene Vorhänge verborgen, die glatt vor alle Oeffnungen gespannt sind. Die Dame, Schirin Chanum, rauhete beim Eintritt der Franzosen gerade ihren Kaljan (Wasserpfeife); höflich lud sie den Besuch zum Niedersetzen ein und bot ihm das Rundbrot ihrer Küche an. Ebenso höflich wurde dasselbe abgelehnt; denn es war Mme. Deulafoß wohl bekannt, daß die Mohammedaner sich ebenso eiteln, einen Gegenstand zu berühren, den ein Christ gebraucht hat, wie wir uns vor dem orientalischen Brauche emstehen, daß eine Weise zwischen Glaubensgenossen: händelich den Mund zu Mund wandert, gleichviel ob der eine Theilnehmer eine hochgestellte Person ist und die andere ein zahloser, schmutziger Kerl, der in gleicher Weise um eine Randvoll Tabakrauch wie um ein Stück Brot bettelt.

Schirin Chanum schien die Bedeutung der Ablehnung zu begreifen und sagte, ohne weiter in ihren Besuch zu dringen: „Sie sind hier in einem befreundeten Lande.“ Nach kurzer Unterhaltung benutzte die Französin die Ankunft einer andern Besucherin, um sich zu verabschieden und zu ihren Begleitern zurückzukehren.

Auf dem Heimritte erzählte sie auch, warum der Vater Pascal gerade unter den Seids, diesen unverbesserlichen Kanakalern einen seiner besten Freunde zählte. Vor einigen Jahren war ein Franzose, Eugène Pourcée mit Namen, nach Ispahan gekommen, der, ohne die priesterlichen Weihen erhalten zu haben, in seinem Glaubensdurst ganz Persien zu bekehren drabsichtigte. Sehr bald aber merkte er, daß seine Anstrengungen bei den Mohammedanern durchaus erfolglos blieben, wandte sich deshalb den schismatischen Armeniern von Tschulfa zu und suchte diese in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen. Als der Vorgänger des jetzigen Bischofs merkte, daß einige seiner Armenier in Folge der Predigten Pourcée's in ihrem Glauben zu wanken anfingen, hegte er seine Anhänger gegen den Franzosen auf und dieser wäre gesteinigt worden, wenn sich nicht der Seid Mohammed Houssein seiner angenommen und ihm, der sich als Mohammedaner verkleidet hatte, in seinem Hause eine Zufluchtsstätte eingeräumt hätte. Länger als einen Monat brachte er dort zu, während die Armenier aus den Karawanenwegen nach Schiraz und Kaschan ihm anflauern ließen und erst, als die Wachsamkeit der Armenier etwas nachgelassen hatte, geleitete ihn der Seid selbst nach Kaschan, von wo aus er einen Hafen am Kaspijschen Meere zu erreichen und Persien zu verlassen vermochte.

Durch diese That hatte sich der Seid das Herz des katholischen Priesters gewonnen. Er ist aber auch eine

Annahme unter der unendlichen Schar seiner angeblichen Verwandten, der Träger eines blauen Turbans. Besonders zahlreich und mächtig sind sie in der Provinz Isfah. Obwohl Mohammed nur die einzige Tochter hat, die an seinen Reisen Ali verheiratet war, hinterlassen hat, so hat sich doch seine Nachkommenchaft in Folge einer besonderen Gnade des Himmels mit erstaunlicher Schnelligkeit vermehrt, wenigstens nach der unzähligen Menge von blauen und grünen Turbanen zu schließen, die im Orient getragen werden. Uebrigens ist die innere Beschaffenheit über solchen alten und vornehmen Ursprung nicht der einzige Grund für diese Mohammedaner, sich ein grünes oder blaues Stück Zeug um Kopf und Leib zu wickeln; sie verfolgen vielmehr einen praktischen Zweck. Als ferner Prophet ließ sich Mohammed durch göttlichen Befehl auch irdische Güter anweisen. „Wenn sie dich über die Leute befragen,

antworte ihnen: Die Leute gehört Gott und seinem Geliebten.“ „Wissel, — sagt der Koran — daß, wenn ihr Leute gemacht habt, ein Häufel Gott oder dem Propheten, den Verwandten, Waisen, Armen und Reisenden zukommt“ und weiterhin: „Was Gott dem Propheten an Befehlthum der Einwohner der verschiedenen Orte gesendet hat, gehört Gott, dem Propheten und seinen Verwandten. Nicht das, was der Prophet euch giebt und entkaltet euch dessen, was er euch verweigert; fürchtet Gott, er ist schiedlich in seinen Strafen.“

Nach Mohammed's Tode forderten seine Nachkommen, gestützt auf die Autorität des heiligen Buches, ein Häufel von allen Einnahmen der Mohammedaner, legten mehrere Jahrhunderte hindurch ihren Glaubensgenossen schwere Lasten auf und vermehrten sich im Laufe der Zeiten namentlich auch in Folge der materiellen

Vorteile, welche mit ihrem geistlichen Ursprunge verknüpft waren.

Heutigen Tages ist die Gewohnheit, den Seids eine regelmäßige Steuer zu entrichten, fast gänzlich abgekommen; aber in großen Städten, wie z. B. Ispahan, wo die sogenannten Nachkommen Mohammed's sich zu zahlreichen Körperschaften zusammengelhan haben, haben sie sich auch einen überwiegenden Einfluß bewahrt und plündern ungekrast die kleinen Händler, weil dieselben zu schwach sind, um ihnen ihre Waaren oder Dienstleistungen geradezu zu verweigern. Außerdem werden die Seids, und zwar noch vor den Mollahs, mit der Verwaltung aller heimgesunkenen Waksus, Güter betraut und ziehen aus diesen geistlichen Benefizien so ansehnlichen Nutzen, daß sie zum größten Theil ohne jede Arbeit leben können. Natürlich verabscheuen sie die Europäer; aber trotzdem mußten Deulafoß's dem



Porträt eines Seid von Ispahan.

Imam Tschuma und dem Aufsteid dafür dankbar sein, daß diese höchsten Christlichen ihnen einige Sejds zur Begleitung beigegeben hatten. Denn ohne deren Anwesen-

heit hätte es die Volkmenge nie gestattet, daß Christen auf Leitern das Dach einer Moschee erschiegen.

Aber trotz der Anwesenheit einiger Sejds hatten die



Schirin-Chanum, erste Frau des Sejid Mohammed Hussein.

Franzosen doch wiederholt so unangenehme Auftritte mit fanatischen Volksheuten gehabt, daß sie erstent waren, noch an demselben Tage, dem 10. September, das letzte kirchliche Gebäude in Isfahan, das Mausoleum des Imam

zadeh Schaffari, zu besuchen und zu photographiren. Auch hier blieb ihnen ein lästiger Zusammenstoß mit einigen Kaufleuten, die ein Sejid aufgehebt hatte, nicht erspart; aber schließlich erreichten sie doch ihren Zweck.

## Die Eskimos des Cumberland-Gebirges.

Ethnographische Skizze von H. Abbes.

### II.

Zum Range der Seehunde und Wale im Sommer und Herbst besitzt der Eskimo ein besonderes Jagdboot, den „Kajak“ (Fig. 8).

Das fischförmige Holzgestell (Fig. 9) dieses leichten Bootes besitzt aus Seehundessellen einen wasserdichten Ueberzug, welcher oben in der Mitte nur eine Oeffnung enthält, die so groß ist, daß der Jäger, seine Beine unter das Deck vorausstreckend, sich darin niederlassen kann. Von hier aus bewegt er mit einem Doppelruder das gefällige Fahrzeug schnell und gewandt nach jeder beliebigen Richtung. Auf

dem Verdeck liegen die Jagdgeräthschaften durch Riemen und Seileisen gehalten, vor ihm zu seiner Rechten der „Ihimal“ oder „Tulak“<sup>1)</sup> (Fig. 10 und 11), der große Wurfspieß für Seehunde und Wale, dessen Spitze ein Walroßzahn oder das Horn des Narwals bildet.

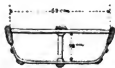
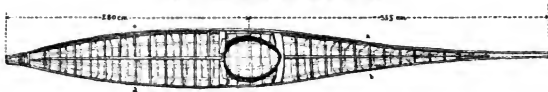
<sup>1)</sup> Nach Angabe eines Missionärs, der lange Zeit in Labrador unter den Eskimos gelebt hat, heißt der große Wurfspieß „Ihimal“ in seiner Eigenschaft als Jagdgeräth; er wird „Tulak“, wenn er dem Eskimo beim Wurf über das Eis als Stütze und zum Erproben der Tragfähigkeit desselben dient.



Die eigentliche Harpune, „Naulak“ (Fig. 12), aus | edigen Spitze aus Eisen, ruht für gewöhnlich in einem  
Walroßzahn geschnitten und mit einer eingelepten drei | hölzernen Futteral, Kinailissanga (wörtlich: Das Mittel es



Fig. 8. Kayak mit Jagdanerüstung und Ruder.



Durchschnitt bei c d.



Durchschnitt bei a b.

Fig. 9. Gerippe eines Kayak ( $\frac{1}{20}$  der natürlichen Größe).

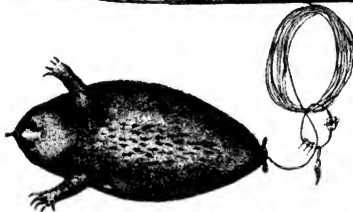


Fig. 10. Thimäl oder Tufal, großer Wurfspieß für Seehunde und Walfische.

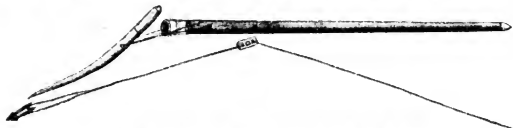


Fig. 11. Thimäl oder Tufal, Wurfspieß für Seehunde und Walfische.

nicht ohne Schneide zu machen). Zum Gebrauche wird | einen Riemen fest angezogen (Fig. 10). Die Fortsetzung  
die Harpune auf das Ende des Zahnes gelegt und durch | des Riemens liegt aufgerollt in einem hölzernen, teller-



Fig. 12. Harpune Kaulak (Spitze des Iqimalk). — Fig. 13. Lebernes Etui mit beinernen Nadeln zum Verschließen von Harpunenwunden.

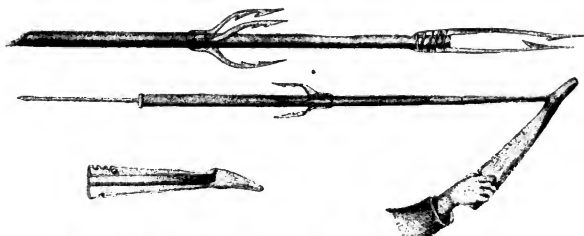


Fig. 14 u. 15. Wurfspeie für Enten (Kuing). — Fig. 16. Handholz zum Schleudern derselben.

stümigen Vorlag (a in Fig. 8) in der Mitte des Vorder- | zu einer Boje aufgeblasenen Seehundsfell (b in Fig. 8) auf  
theiles des Kajaks, während das andere Ende mit einem | dem Hintertheil des Schiffes verbunden ist. Ist ein Wurf

geglüht, so löst sich vom Schaft der mit Riemen gefestigte eingelegte Zahn und in Folge dessen die Harpunenspitze von letzterem (Fig. 11) und bleibt im Rande des Thieres liegen. Der Riemen läuft ab und zieht die Bege mit sich fort. Letztere zeigt den Weg, den das verwundete Thier nimmt, hindert es am Tanzen und schnellen Entweichen. Ist es schließlich mit den übrigen Harpunen vollends getödtet, so wird es ins Schlepptau genommen und schwimmend ans Land gebracht. Vorher schließt man jedoch die von der Harpune verurteilte Wunde mit beinernen Nadeln, welche durch die Wundränder gezogen werden, um das Ausfließen des Blutes zu verhindern. Ein lebernes Etui mit solchen Nadeln zeigt Fig. 13.

Zum Fangen der großen Wale umringen mehrere Kanaks mit feinem Netze das gefährliche Thier und beseitigen so schnell als möglich ihre sämtlichen Bojen in der oben bezeichneten Weise an demselben.

Der Wurfspeer für Enten, Rosing (Fig. 14 und 15), besitzt außer einer beinernen Spitze am Ende drei mit Widerhaken versehene Ansläufer in der Mitte des Schaftes. Ist die Vorderspitze unschädlich vorbeigekommen, so bieten die hinteren noch die Möglichkeit, daß sich das Thier mit Hals oder Flügel zwischen sie und den Schaft klemmt. Um den Speer mit solcher Gewalt schleudern zu können, daß er bis zur Mitte in das Wasser taucht, wird er mit dem hinteren Ende in ein eigentümliches Handholz (Fig. 15 und 16) von 45 cm Länge eingelegt, wodurch der Hebelarm der Kraft um dieses Stüd vergrößert wird.

Eine alte Lanzenspitze aus Knochen zeigen Fig. 17 und 18 in der Vorder- und Rückansicht, Fig. 19 eine solche mit eingesehter eiserner Schneide. Analog ist in dieser Figur die Art der Befestigung der Spitze mittels Riemen an dem ebenfalls beinernen Schaft zu erkennen. Beide Lanzen sind heute nicht mehr im Gebrauch. Die Spitze der ersteren stammt augenscheinlich aus einer Zeit, in welcher eiserne Schneidewerkzeuge noch unbekannt waren.

Man sieht an dem Original, daß die Riemen auf der Rückseite (Fig. 8), in welche die Befestigungsrinnen eingelassen wurden, durch eine Reihe neben einander liegender Löcher hergestellt sind. Diese Löcher sind wahrscheinlich mit einem spitzen Feuerstein oder dergleichen eingebohrt. In Fig. 20 ist eine Harpune mit langer feuerharter Spitze dargestellt; zwei solcher liegen gewöhnlich auf dem Hintertheile des Kanaks.

Die sichere Handhabung dieser Waffen erfordert große Gewandtheit, die nur durch langjährige Übung erworben werden kann; schon frühe muß deshalb der Knabe dahin streben, sich mit ihrem Gebrauch vertraut zu machen.

Erst wenn der Jüngling die nöthige Fertigkeit erlangt und durch seine Geschicklichkeit auf der Jagd gezeigt hat, daß er wohl im Stande ist, eine Familie zu erhalten, ist er berechtigt, sich einen eigenen Hanebalt zu gründen.

Reisenden werden Knaben und Mädchen schon in früher Kindheit von den Eltern für einander bestimmt. Die Knaben heirathen ungefähr mit dem 17, die Mädchen vom 14. Jahre an. Das neue Ehepaar bezieht nach der Hochzeit ein eigenes Zell. Dem Mann ist es erlaubt, eine Frau, die ihm nicht zugeht, ihren Eltern zuzuschicken und sich eine Ehegattin zu wählen. Da aber kein Ueberfluß an Frauen vorhanden ist, so wird von diesem Rechte selten Gebrauch gemacht. Trotzdem dem Eskimo der Besitz mehrerer Frauen gestattet ist, pflegt er sich doch in der Regel mit einer zu begnügen. Die Schwierigkeiten, die mit der Verheirathung der nöthigen Kleider und Nahrung verbunden sind, verbieten die Polygamie von selber. Die Eltern der Eingeborenen eifern sich keines großen Kindersegens, selten trifft man in der Familie mehr als zwei Kinder; die Ursache mag zum Theil darin liegen, daß der Mangel an passendem Ersatz für die Muttermilch die Frauen zwingt, ihre Kinder möglichst lange an der Brust zu halten; sodann ist auch die Sterblichkeit unter den

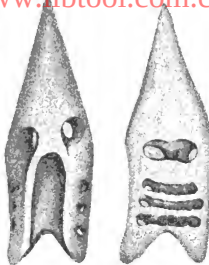


Fig. 17 u. 18. Vorder- und Rückseite einer alten Lanzenspitze aus Knochen.



Fig. 19. Alte Lanze aus Knochen mit eingesehter eiserner Schneide.



Fig. 20. Harpune mit langer feuerharter Spitze.

Kindern naturgemäß außerordentlich groß. Kinderlose Ehepaare suchen häufig durch Uebernahme fremder Kinder die Lücke in ihrem Haushalt auszufüllen. Den Eltern der Kinder wird dafür eine Entschädigung gezahlt.

Bei dem regen Verkehr, welcher in den letzten dreißig Jahren zwischen den Eskimos und Walfischfängern, von denen in früheren Jahren viele im Cumberland-Sunde zu

überwintern pflegten, stattgefunden, ist es nicht zu verwundern, wenn sich heute viele Walfische unter den Eingeborenen befinden. Manche Weiber sind auf dauernde Verbindungen mit Mädchen aus den Eskimofamilien eingegangen; so besitzt der Kapitän eines amerikanischen Walfischfängers, der seit 27 Jahren im Sund verkehrt und 22mal dort überwintert hat, bereits seine zweite Frau von den Ein-

geboren; eine Tochter von ihm ist wieder an einen Eskimo verheiratet, einen 14jährigen Sohn läßt er in Canada erziehen.

Die Familien der Eskimos leben unter sich getrennt, ohne jeglichen gesellschaftlichen Verband und ohne ein anerkanntes Stammesoberhaupt. Ein gewisses Ansehen genießt allein der „Angelos“ oder Arzt. Näheres über das Wesen und die Bedeutung des Angelos bei den Eskimos findet man in dem interessanten Werke von Dr. Nink Tales and Traditions of the Eskimo (Esbjerg 1875). Durch Zauberer, die mit dem „Angelos“ mehrtoner Gesänge verbunden ist, sucht er den bösen Geist der Krankheit zu bannen; adoban giebt er sein Leben ab, ob der Kranke leben oder sterben wird; im glänzigen Halle beschwört ihn reichliche Geschenke, vorzugsweise aus Fanden bestehend, die er aber, falls sich sein Ausspruch als irrig erweist, zurückzulegen muß. Der dem Tode zugespochene Kranke wird aus der Wohnung der Familie entfernt und in einem besonders für ihn hergerichteten kleinen Zelte oder Schutzhütte untergebracht, das ihm nothdürftigen Schutz gegen die Unbilden der Witterung und gegen wilde Thiere gewährt. Im allgemeinen bleibt der Kranke hier sich selber überlassen, doch wird ab und an nach seinem Befinden gesehen und ihm Nahrung verabfolgt. Erlangte ein auf diese Weise Ausgeheilter wider Erwarten seine Gesundheit zurück, so kann er zwar zu seinem Stamme und seiner Familie zurückkehren, wird jedoch als ein völlig neues Mitglied derselben betrachtet und muß seine Wiedergeburt auch äußerlich durch die Annahme eines neuen Namens hervorheben. Diese grausame Sitte, welche früher auch bei den Eingeborenen in Labrador heimisch war, ist dort längst unter dem nothdürftigen Einflusse der Missionare verschwunden.

Ein großes Unglück ist es stets für die Familie eines Eskimos, wenn trotz aller Vorsicht ein Mitglied derselben in der Wohnung stirbt. Der Verlust des Zelte mit seinem Inhalte ist die unermittelliche Folge. Eine strenge Vorschrift zwingt den Eskimo, das Zelt und alles, was sich darin zur Zeit des Sterbefalles befand, wie Schlafdecken, Kleider der Familienmitglieder, sowie die sämmtlichen Haushaltungsgegenstände, welche als unrein betrachtet werden, zu verlassen; ausgenommen hiervon sind die Zelthängen und solche Sachen, welche von den Weibern herühren. Die Zelthängen werden später von außen aus der verödeten Hütte herausgehoben, denn das Betreten des Zeltes ist selbstverständlich ebenfalls untersagt. Möglicherweise liegt diesem Gebrauche, der stets auf das strengste innegehalten wird, die Erfahrung zu Grunde, daß manche Krankheiten durch Sachen, die mit dem Kranken in Berührung waren, auf andere übertragen werden können.

Die Weichen der im Winter Verstorbenen werden zunächst mit Eis und Schnee und erst im folgenden Frühjahr mit Gräben bedeckt. Die Erwachsenen legt man mit dem Kopfe nach Sonnenanfang, die Kinder mit dem Kopfe nach Sonnenuntergang.

Ein hohes Alter haben den Eskimos im allgemeinen nicht befehlen; das rauhe Klima, die vielen Entbehrungen und Anstrengungen, mit denen sie von Jugend auf für die Erhaltung ihres Lebens kämpfen, müssen ihre Kräfte frühzeitig aufheben. Bestimmte Angaben über das Alter der einzelnen Personen kann man von ihnen nicht erhalten, da sie die Jahre nicht zählen. Der Begriff eines Jahres scheint ihnen erst im Verkehr mit den Weichen klar geworden zu sein. Im Uebrigen fehlt ihnen aber jede Zeitrechnung. Ihre Zahlbegriffe reichen nur bis zehn; darüber hinaus ist „viel“. Eigene Bezeichnungen existiren

nur für die Zahlen von Eins bis Sieben und die Zehn. Acht und Neun werden wieder aus Drei und Vier gebildet.

Der Eskimo liebt die Gesellschaft. Er ist gastfrei gegen seine Stammesgenossen und gegen die Weichen, deren Besuch er gern in seiner Wohnung empfängt. Bei solchen Besuchen fanden wir die Eingeborenen stets freundlich und gesprächig. Sie erzählen gern und viel von ihren Jagden und den Gefahren, die sie dabei ausgehten. Allen Fragen, nach ihren religiösen Glauben und Ceremonien wählten sie ausweichend zu antworten.

Nur das Leben und Treiben der Weichen belebten sie lebhaftes Interesse. Mit stichlichem Vergnügen durchblätterten sie einige Jahrgänge der Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ und bewiesen häufig durch ihre Fragen, daß ihnen das Verständnis für den Inhalt der Illustrationen nicht abging. Der Unterschied zwischen dem inhaltreichen und lippigen Leben der fremden Stationen und dem kümmerlichen mühseligen Dasein der Eskimos ist auch ihnen längst zum Bewußtsein gekommen und hat ihr Nachdenken angelegt. Gelegentlich eines Vergleiches des großen Reichthums der deutschen Station mit den eingeborenen Hunden ärgerte ein Eskimo, die Ursache des geringeren Wohlstandes der Menschen, Thiere und Pflanzen in seiner Heimath müsse in dem kalten und widrigen Klima liegen. Er sagte dieses in so resignirter wehmüthiger Weise, daß wir das Gespräch hierüber abbrechen und auch später vermieden auf dies Thema zurückzukommen.

Der Aufforderung zu singen kamen sie fast immer bereitwillig nach, besonders wenn sie erwarten durften, daß diese Geselligkeit durch ein Geschenk an Tabak belohnt werden würde. Ich habe aber niemals vorher von alten noch von jungen Männern oder Frauen etwas Anderes gehört als denselben monotonen Gesang, aus dem ich nur die Worte verstehen konnte: „Aga, Aga, Aga, moanga, Aga, Aga!“, die sich in infinitum wiederholten. Doch scheinen die Eskimos nicht unzufrieden zu sein. Es fanden sich immer einige, die auf der Handharmonika oder auf der Flöte leichte schottische und amerikanische Melodien vorzutragen verstanden. Einen Nationalstanz hatten wir nur einmal das Vergnügen von zwei jungen Männern tanzen zu sehen. Der Tanz bestand in einem sprunghaften Vorwärtsschreiten und Rückwärtsschreiten der einander gegenüberstehenden. Dabei wurde der Oberkörper weit vorgebeugt, während die Knie bei den einzelnen Sprüngen heftig zur Brust emporgehoben wurden. Nach mehrmaligem Vorwärtsschreiten und Rückwärtsschreiten in regelmäßigen Paaren eine Drehung der einzelnen um sich selbst, die von langsamem Geschehen und heftigen Prestidigitationen der Arme begleitet war. Im allgemeinen geben sie sich nicht gern zu solchen Produktionen vor den Weichen her. Als ein auf unserm Schiffe ein alter Eskimo die Gesellschaft durch Vorführung eines amerikanischen Matrosentanzes unterhielt, ging ein jüngerer seiner Stammesgenossen argwöhnisch an Deck auf und ab und gab durch Nienen und Gebahren in deutlicher Weise zu verstehen, daß ihn das Benehmen seines Landsmannes verdroß.

Die Sprache der Eskimos ist sehr schwierig zu erlernen. Im Verkehr mit den Weichen pflegen sie vielfach sich anderer Worte und Redewendungen zu bedienen, als unter sich; anfangs im Scherze die falsche Aussprache und Zählweise der Fremden nachahmend, ist ihnen dieselbe später zur Gewohnheit geworden, zumal sie sich dadurch den Weichen besser verständlich machen konnten. Diese Verkehrssprache unterscheidet sich von der eigentlichen Landessprache durch konsequente Verleugnung aller Declination und Konjugation, sowie das Anlassen der Hülfsverben; die Substantive

erscheinen stets im Nominativ Singularis, die Verben in der dritten Person Singularis des Präsens Indicativi, so heißt z. B. uwanga einipuk wörtlich: „ich er schläft“; würde aber einem Einipuk gegenüber je nach den Umständen zu bedeuten haben: „ich habe geschlafen“ oder „ich will schlafen“. In Folge dieser veränderten Ausdrucksweise kann man bei einiger Wortkenntnis sich sehr wohl mit den Eingeborenen in ihrer Sprache verständigen, ohne deshalb von den Gesprochenen, die sie unter sich führen, auch nur das Geringste zu verstehen.

Von der Grammatik sei folgendes erwähnt. Das aktive Substantiv ist der maßgebende Theil des Satzes, die Declination des Substantivs ist sehr weitgehend, weil alle Pronomina angeschlossen und mit declinirt werden, z. B.:

|                       |                    |
|-----------------------|--------------------|
| Nom. atatak der Vater | atafaga mein Vater |
| Gen. atatab           | atafama            |
| Dat. atatanut         | atatanut           |
| Vinl. atatakut        | atatakut           |
| Acc. atatanmik        | atatanmik          |
| Abl. atatanmit        | atatanmit          |

Der Vocativ wird nur durch Betonung der letzten Silbe des Nominativs ausgedrückt.

Dualis atatatup unter beider Vater  
atatapkit erer beider Vater.

Der Plural verschwindet vielfach und wird durch die Endung des Verbs ausgedrückt.

Adverbien: atatab, Nominativus constructus.

Das Verb ist häufig das Stammwort eines Redesatzes und wird auch in vielen Fällen aus dem Hauptworte gebildet, z. B. tokko der Tod, lokkowok er stirbt.

Bei Conjugation des Verbs sind gegen 700 Endungen erforderlich; jede Form besigt außer ihrem Affirmativ ein selbstständiges Negativ und Interrogativ, letzteres wieder mit affirmativer und negativer Endung, z. B.:

Indicativ Präsens: sennawok er arbeitet,  
sennanik arbeitet er nicht?

Die einfache Satzstellung ist altes Substantiv — passives Substantiv - Verb, z. B.:

atatab puje naulaupa Der Vater Seefund harpunirt.

Einige der gebräuchlichsten Wörter aus dem reichen Wortschatze der Estimos folgen nachstehend:

| Inuit    | Bezeichnung der Eingeborenen. | Inuit   | Bezeichnung der Eingeborenen. | Inuit     | Bezeichnung der Eingeborenen. | Inuit     | Bezeichnung der Eingeborenen.    |
|----------|-------------------------------|---------|-------------------------------|-----------|-------------------------------|-----------|----------------------------------|
| Kadlunak | Nichtkammerle                 | Koak    | Ockoytu                       | Inuaktu   | Naukchua                      | Iktuungan | (Zammlich männliche Eigennamen.) |
| Avinga   | Maus (weiblicher Eigennamen). | naukuk  | Kopf.                         | nuya      | Ooar.                         | echiu     | Chr.                             |
| aggeid   | Oend.                         | kuddla  | Toumen.                       | tikkia    | Zeigefinger.                  | katakuk   | Mittelfinger.                    |
| mikkilua | Ringfinger.                   | ikkalu  | kleiner Finger.               | kings     | Kale.                         | ijo       | Auge.                            |
| negie    | Seehund.                      | tuktuk  | Kentbir.                      | amarak    | Geweiz vom Kentbir.           | nauk      | Wolt.                            |
| kissang  | Pär.                          | ikkak   | Ähre.                         | iwikina   | aus Eitof geflochtenes.       | kakko     | Ähren.                           |
| kerla    | klein, dürrig.                | pukituk | niedrig.                      | pukihuk   | hoch.                         | ikke      | sch.                             |
| kujo     | wie bauchsternförmig.         | komming | Sommerfischel.                | naukuking | Ähre.                         | nullea    | Wollen.                          |
| ihimak   | Seefund.                      | nuing   | Seefund für Waldfisch.        | tukak     | Wurfspeiß.                    |           |                                  |



## Die Resultate der Greely-Expedition.

Am 2. September hat Lieutenant Greely in der Sitzung der geographischen Section der British Association, die in Montreal tagte, einen Vortrag über die Ergebnisse seiner Expedition gehalten, dessen wesentlichen Inhalt wir hier folgen lassen.

Die geographische Arbeit der Expedition erstreckt sich beinahe über drei Breitengrade und mehr als vierzig Längengrade. Lieutenant Foxwood brach am 81° 44' nördl. Br. und 84° 45' westl. L. Gr. auf und erreichte am 18. Mai 1882 auf der Nordküste Grönlands 83° 24' nördl. Br. und 40° 46' westl. L. Gr. Von demselben Punkte ausgehend, erreichte er in südwestlicher Richtung im Mai 1883 in Greelyfjord, einer Bucht des westlichen Polarcceans in 78° 26' westl. L. eine Breite von 80° 48' nördl. Br. Das Ergebnis der nach Norden unternommenen Expedition war eine Verichtigung unserer Karten um eine Küstenlinie, welche sich beinahe 100 Meilen über den nördlichsten von Lieutenant Beaumont (von der englischen Marine) gesehenen Punkt ausdehnt. Hierdurch wurde auch Grönland um mehr als 40 Meilen nach Norden verlängert und dieses Land erhält hierdurch eine viel größere Ausdehnung in dieser Richtung, als ihm im allgemeinen beigegeben wird. Die Lage des entferntesten auf der Grönlandküste gesehenen Punktes wurde auf 83° 35' nördl. Br., 38° westl. L. Gr. geschätzt; übrigens ist durch nichts erwiesen, daß der entfernteste Punkt, den man gesehen hat, wirklich auch die nördlichste Grenze von Grönland ist.

Die neu entdeckte Küste gliedert in verschiedener Hinsicht der des südlichen Grönlands; in das Festland schneiden verschiedene tiefe Fjorde ein, vor denen zahlreiche Inseln liegen. Das Innere des Landes erscheint von einer Höhe von etwa 2000 Fuß gesehen als eine verworrene Masse von Bergen, die entweder in ewigem Schnee oder in eine Eisedecke eingehüllt sind. Die Fjorde bieten dem Auge nichts als eine breite, ebene Fläche von Schnee und Eis, frei von jedem „Gefüß“, Bergen von Treibeis oder auf einander gethürmten Schollen und ohne irgend welche andere Zeichen für das Bestehen einer direkten Verbindung mit dem Meere von Spitzbergen. Im allgemeinen ist die eigentliche Küste hoch, steil und steil, die Formation der in der Nähe des Eisocerschnitts beobachteten sehr ähnlich: Schiefergestein mit eingestreutem Quarz. Die Vegetation gleicht sehr der von Grinnell-Land; unter den mitgebrachten Proben befindet sich der arktische Moos, auch einige Streichholz-Arten worden noch über den 83. Grad hinaus gefunden. Spuren von Polarbären, Lemmings und Polarschnecken wurden gesehen; ein Hase und ein Schneehuhn wurden im äußersten Norden getödtet und eine Schneeammer wurde gehört.

Eine auffällige Erscheinung wurde bemerkt, nämlich das Bestehen eines Aftschraße (tidal crack), den wir aus Mangel eines anderen Namens so nennen wollen, welcher sich vom Kap Vrant längs der ganzen Küste hinzieht, quer über verschiedene Fjorde hin von Vorgebirge zu Vorgebirge in großer Tiefe hinlaufend, dessen Breite von einem bis zu einigen hundert Faden wechselt. Auf der inneren Seite des Sprunges sah man nur selten rauhes auf einander geschobenenes Eis, während auf der äußeren Seite paläolithisches Eis vorherrschte, wie das, über welches hin Commandeur Mart-

ham sich im Jahre 1875 so tapfer und mit so viel Erfolg seinen mühevollen und wunderbaren Weg zwischen Kap May und Kap Britannia bahnte.

Eine Vorführung ergab bei 800 Fuß keinen Grund; scheinbar bestand keine Eisdicke.

Die Breite des nördlichsten Punktes der Foxwood-Insel wurde durch eine Reihe Circummeridianbeobachtungen und Beobachtungen des Polarsterns nach der Methode von Gauss berechnet. Die Breite von Kap Britannia und einigen anderen Punkten wurde durch Circummeridianbeobachtungen bestimmt. Die Genauigkeit der Karten Lieutenant Beaumont's erkannte Greely an; die einzigen Korrekturen, welche gemacht werden mußten, bestanden darin, daß Kap Britannia einige Meilen südlicher und Kap May einige Meilen westlicher zu liegen kommen, als in der Karte angegeben ist. Diese Punkte waren von Lieutenant Beaumont nur durch Richtungsebeobachtungen bestimmt. Die von ihm erreichte Genauigkeit war, wenn man die ungünstigen Umstände im Auge faßt, überraschend.

Die Bäche, die Lieutenant Foxwood und Greely nach dem Innern von Grinnell-Land gemacht haben, enthielten überraschende und besondere natürliche Zustände, die man bis jetzt nicht vermutet hatte. Zwischen den vorspringenden Spitzen von Archer und Greely-Fjord, in einem Abstände von ungefähr fünfzig Meilen erstreckt sich von Ost nach West längs des 81. Parallels die feinstreichte Wand einer ungeheuren Eisedecke; die durchschnittliche Höhe derselben beträgt nicht weniger als 150 Fuß. Die Formen der Eisoberfläche schließen sich der Gestaltung des Landes so eng an, daß die Eisedecke auf 60 Meilen Länge nur ganz unbedeutend in Dicke wechselt. Nur zwei Stellen wurden gefunden, wo die Auflösung und die Form der Eismasse deartig waren, um die Erstimmung derselben möglich zu machen. Diese Eismasse, die sich nach Süden ausdehnt, bedeckt Grinnell-Land beinahe ganz und gar vom 81. Breitengrade bis Hayesfjord und vom Kennedykanal nach Westen bis zum Greely-Fjord am Polarccean. Der Gletscher, welcher in die Dobbinbai mündet, ist nur ein Zweig dieser Eismasse; zweifellos kann man am Ende jedes bedeutenden Thales, welches in die Richardson-, Scoresby- und andere Baien mündet, Gletscher finden. Verschiedene Thäler, die auf dem Rückwege nach Süden besucht wurden, zeigten an ihrer Mündung deutlich, daß dort früher Gletscher bestanden hätten. Im Juli glückte es Lieutenant Greely Mount Arthur zu besteigen, dessen Gipfel 4500 Fuß über dem Meere liegt. Der Tag war sehr hell; im Norden der Garfield-Kette zeigte sich eine ähnliche Eisedecke, aus der langgestreckte Gletscher hervortraten, welche dem Auge durch jede Klüfte in den Bergen sichtbar wurden. Einer derselben, der Henrietta Resmuth-Gletscher war von Greely im vorhergehenden April besucht worden, wobei er gefunden hatte, daß der vordere feinstreichte Abstieg 200 Fuß betrug. Er mündete in eine kleine Bai, einen Theil des Hayes-Sees. Der Gilmar-, Albo- und andere Gletscher speisen die Flüsse, welche sich in diesen See ergießen. Ähnliche Gletscher werden an dem Ursprung der Flüsse gefunden, welche in das St. Patrick- und Vincelubeden, Norrieabai und Discoveryhafen münden. Nach diesen Angaben schätzte Greely

die Oberfläche des nördlichen Eisefeldes von Grinnell-Land auf nicht viel weniger als 6000 Quadratmeilen. Die südliche Grenze fällt ziemlich genau mit dem 82. Breitengrade zusammen.

Das Land, welches sich zwischen dem 81. und 82. Breitengrade vom Kennedy- und Robeson-Kanal nach dem westlichen Polargebiet erstreckt, fand man im Juli mit Ausnahme des höchsten Küdens ganz frei von Schnee; bei einer über 150 Meilen langen Reise im Innern hat Greely's Fuß niemals Schnee betreten. Die Vegetation war reich, wenn mit der von Kap Hawkes, Kap Sabine oder anderen weiter südlich gelegenen, von Greely besuchten Punkten verglichen, selbst äppig zu nennen. Abgestorbenes Weidenholz wurde in solcher Menge gefunden, daß es mehr als einmal als Brennstoff dienen konnte. Weiden, Steinbrechen, Gräser und andere Pflanzen wuchsen in solchem Ueberflusse, daß sie große Flächen vollständig bedeckten. Diese Thäler bieten ausgezeichneten Weideland für Rosenschweine, welche gegen den Sommer nach der Zerkühlung hin ihre Nahrung suchen, mit dem Vortheile des Winters aber sich nach dem Innern zurückziehen. Häufig bemerkt Greely Spuren, daß die Gegend, welche jetzt von seiner Eishülle bedeckt ist, sich neuerdings über das Meer gehoben hat. Solche Anzeichen bestanden in gehobenen Strandlinien, Sereusfelsen und Treibholz. An einer Stelle fand man die Stämme zweier großer Kaurifischer in so gutem

Zustande, daß sie als Brennholz gebrannt werden konnten.

Es scheint wahrscheinlich, daß jene Eisbeden ursprünglich vereinigt waren; gewiß ist es, daß beide Felsen, die südliche sowohl als die nördliche, in neuerer Zeit zurückgewichen sind, wenn dies nicht etwa fortgesetzt noch stattfindet. Längs der Grenze des südlichen Eises fand man viele kleine Giefen und Moränen. Im Norden grenzt der Hazen-See fünfzig Meilen weit an die Eishülle. Gegenüber dem Henrietta Meisith-Gletscher fanden sich drei parallele Moränen. Zwischen der vorderen Seite des Gletschers und dem Dampf-See, wo Hazen-See und Raggles-Fluß sich vereinigen, fand Greely die Ueberreste von permanenten Gletscherhöhlen. Viele Ueberreste wurden hier und an verschiedenen Stellen an der Südlüste des Hazen-Sees gesammelt, aber auf der Nordseite dieses Sees fand man nichts dergleichen. Vielleicht verdient es bemerkt zu werden, daß die Reithiere, die in großer Zahl in dem Lande vorgekommen sein müssen, ganz und gar verschwunden, also entweder ausgestorben oder ausgewandert sind. Mit Bezug auf die Grenze des ewigen Schnees ist anzuführen, daß sie auf Mount Arthur etwa 3500 Fuß über der Meeressfläche lag. Aus barometrischen Messungen ergab sich, daß die Wasserfläche von Grinnell-Land gegenüber der südlichen Eisbede etwa 2500 und in der Nähe von Mount Arthur etwa 3000 Fuß hoch ist.

## Großgriechenland.

Von W. Robert.

### I.

Von allen Küstenländern des Mittelmeeres ist kaum eines, das so selten einmal von einem Reisenden aufgesucht wird, wie das ängstliche Elbende der apenninischen Halbinsel. Einst nannten es selbst die stolzen Griechen Großgriechenland, und in ununterbrochener Reihe lagen an seinem Ufer die Städte ersten Ranges, Tarent, Metapont, Sybaris, Kroton. Heute ist das Gestade verödet; flimmernd flühen Taranto und Crotone ihre Erben, sonst ist das Leben überall ins Gebirge entwichen und hat das Küstenland der Malaria und den himmlaren überlassen. Der Tourist scheute den großen Umweg über Reggio und Bari, der erst neuerdings durch die Eröffnung der direkten Bahn von Neapel nach Metapont weggefallen ist, sowie das Fieber und die halbilden Calabrien, die ja selbst der Sicilianer mit einem Gemisch von Scheu und Verachtung betrachtet; aber auch Alterthums- und Naturforscher betreten das Land nur selten, und das Waldgebirge der Sila, die Granitmaße des Aspronos zählen heute noch zu den am wenigsten erforschten Gegenden Europas. Die Literatur ist darum noch äußerst spärlich und beschränkt sich meist auf die Schilderung flüchtiger Durchwanderungen und kurzen Besuchs der historisch wichtigsten Stätten<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Trogien ist hervorzuheben die rühmliche Thätigkeit des italienischen Generalstabes, durch die uns seit Jahr und Tag ein zahlreiches Material an der Hand liegt, welches aus dem vorigen Jahrhundert betrübenden Karten, mit denen sich das bourbonische Regiment begnügt hatte, eine zuverlässige neue Specialvermessung ganz Unteritaliens vor Augen liegt, die mit ansehnlicher Schnelligkeit, wenn auch ohne Anspruch auf Eleganz,

um so freudiger müssen wir ein Werk begrüßen, das, von berufener Hand geschrieben, uns nicht nur eine eingehende Schilderung des Landes bietet, sondern sich auch befreit, und darüber anzuführen, warum diese Länder im Alterthume einen so wunderbar raschen Aufschwung nahmen und warum sie schon so früh und so tief wieder gesunken sind. Der leider so früh der Wissenschaft entzogene Bibliotheksrath der Bibliothèque nationale in Paris, François Lenormant, hat das Land von Taranto bis Reggio bereist und giebt in einem prachtvoll geschriebenen Werke, von dessen ersten Bänden bald nach dem Erscheinen eine zweite Auflage nöthig wurde<sup>2)</sup>, seine Beobachtungen und die Resultate seiner langjährigen Studien, ganz besonders über die Annäherung der griechischen Völker, welche beim großen Wandel an Geschichtswerten wie an Ansprüchen fast allein die Daten zu einer speziellen Geschichte des Griechenthums in Italien liefern müssen. Das Werk scheint in Deutschland noch wenig verbreitet zu sein, eine Uebersetzung ist meines Wissens noch nicht erschienen, eine Analyse an dieser Stelle wird darum nicht unwillkommen sein,

auf photolithographischem Wege gleich nach Vollendung der jetzmaligen Heftarbeit im Maßstabe von 1:50000 (theilweise auch schon in der photolithographischen Redaction auf 1:100000 und 1:500000) ausgeführt ist und die Möglichkeit der Herstellung einer weiteren Verkleinerung, als erste die miltären Formen und Erklärungen wichtigerer Generalkarte Unteritaliens gewährt hat. (Ehr. Kiepert, Nuova Carta dell'Italia meridionale, 1:800000, 2. Aufl., Berlin, D. Reimer, 1881.) (Red.)

<sup>2)</sup> La Grande Grèce. Paysages et Histoire, par François Lenormant. Paris, Levy, 1881—84.

Der Autor betrachtet die griechische Kolonisation nicht als eine zufällige Erscheinung, nicht als die bloße Folge innerer Spaltungen und Kämpfe, welche die unterliegende Partei zwangen, sich eine neue Heimat zu suchen, sondern er bringt sie in Verbindung mit der Handelsbewegung des Alterthums und mit der Sehnsucht nach den Metallschätzen einerseits Sardinien, andererseits Etruriens, und mit den Bestrebungen, das Monopol der Phönicië und Karthager zu brechen. Schon in einer Zeit, welche weit vor die Anfänge der Geschichte hinausreicht, waren die zähen flugen Semiten mit ihren kleinen Schiffen nach Cypern hinübergegangen, dann nach der kleinasiatischen Küste, sie hatten sich hier entlang weiter gesehrt bis zu den Gestaden von Krete, hatten von dort aus den barbarischen Bewohnern von Griechenland die ersten Anfänge der Civilisation gebracht und schließlich sich über die Adria hinüber nach Italien, nach Nordafrika und bis zu den Säulen des Hercules gewagt. Wo eine süßemake Insel, eine leicht zu vertheidigende Halbinsel die Gelegenheit bot, legten sie ihre verhängten Hatterien an und tauchten Wein, Feigen und künstlich gearbeitete Waaren gegen die Landesprodukte. Als die Israeliten einen großen Theil ihres Landes eroberten, erhielten die phöniciëischen Handelsposten eine erhöhte Bedeutung: flüchtige Ansiedler siedelten sich dort an und da, wo die beiden Häfen des Mittelmeeres sich berühren, entstand Karthago, das dem Väterlande bald über den Kopf wuchs, den Handel mit dem reichen Tarshisch monopolisirte und ganz Nordafrika seinem Einflusse unterwarf.

Geizigzeit traten aber gefährliche Konkurrenten und Nebenbuhler auf. An Stelle der Phäaiger kamen nach und nach die Hellenen getreten; sie hatten die Phönicië aus dem Archipel verdrängt, waren selbst tüchtige Seefahrer geworden und ließen sich nicht länger durch die Kammern der phöniciëischen Schiffe von Fahrten nach den reichen Ländern des Westens abhalten. Von der anderen Seite her suchten aber auch die Etrusker sich einen Handelsweg nach dem Orient zu schaffen und so begannen die Kämpfe zwischen den verschiedenen Haupthandelsvölkern, die erst mit dem Untergange Karthagos und der Alleinherrschaft Roms ihr Ende fanden. Die flugen Phönicië hatten sich nicht nur in Karthago und Utica festgesetzt, sondern auch auf der europäischen Seite in Molyte; sie hielten Malta, Gozzo und Pantellaria besetzt und kein Schiff konnte wagen, sich ohne ihre Einwilligung in den südländischen Gewässern zwischen Afrika und Sicilien zu zeigen. Die Griechen mußten es an einer andern Stelle versuchen. Schon um 1050 v. Chr., kaum ein Jahrhundert nach dem trojanischen Kriege, finden wir sie in Kyme, und die Kolonisten von dort gründeten im Verein mit den Chalkidern auf der südeligen Landung in der Straße von Messina 740 die Städte Zante und gegenüber Rhégion, um sich die Alleinherrschaft über den Weg nach Etrurien zu sichern. Als Eubda in die Gewalt Athens fiel, gelang es den Phöläern sich an die Stelle der Chalkidier zu setzen, und sie sperrten den anderen Griechen ebenso eifriglich den Weg. Schließlich ging das nicht ohne Kampf mit den anderen Handelsmächten ab; zeitweise vereinigten sich sogar Karthager und Etrusker zum Kampfe gegen die Hellenen, und 640 vernichteten sie die ganze phöläische Flotte bei Talaria; das malte Kyme enlig nur durch die Intervention des mittlerweile mächtig gewordenen Syrakus der Zerstörung, gerade wie Tassalia durch seine Freundschaft mit den Figurern. Aber trotz alledem waren die Städte an der Straße von Messina stark genug, um alle Konkurrenten abzuhalten und sie zu zwingen, andere Handelswege aufzusuchen. Es blieb nur der Landweg offen, über die lange Halbinsel des heutigen

Calabriens hinüber mit Höfen auf beiden Seiten, und wir sehen die Griechen das ganz auf einmal begreifen. Es war die große Zeit des Hellenenthums; das Land vermochte die Menge des Volkes nicht mehr zu fassen, nach allen Seiten drängte sie hinaus, erst nach dem nördlichen Theile des Archipels, zur Chalkide und dem Eingange des anagallischen Pontus, dann in diesen selbst hinein, immer den festbaren Baaren nach, welche Zwischenhäbler aus dem Inneren Asiens herbeibrachten. Dann auch nach Süden und Westen hin zur Gyrénais, nach Sicilien und nach den Küstländern der Adria. Innerhalb 13 Jahren sehen wir Syrakus, Kroton und Tarent gegründet. Die Hellenen treffen dort überall stammesverwandte Stämme („Peläger“ nennt sie Xenomant<sup>1)</sup>), die sich ihnen ohne großen Widerstand unterordnen und zum Theil griechische Kultur annehmen; das fruchtbare Land liefert alle Lebensbedürfnisse in überreichem Maße, aber die Hauptbedingung des Aufstiehs war hoch der Handel mit den Etruskern, den Tarent zu Lande, Kroton und das mit den Märsiern eng verbundene Syrakus zur See von Höfen an der Westküste aus trieben. Die Griechen begnügten sich hier nicht mit der Gründung von Kolonien, sie eroberten das ganze Land und machten die untergriechischen Bewohner zu Leibeigenen. Ihr Reichthum und ihr Wohlleben wurden bald sprichwörtlich und sie konnten es, nachdem ihre Kämpfer so oft die Preise bei den olympischen Spielen davon getragen, schließlich wagen, in ihrem eigenen Gebiete Spiele einzurichten, welche die heimischen verdunkeln sollten.

Der unheilvolle Gegensatz zwischen den verschiedenen griechischen Stämmen sollte aber auch den aufstehenden Kolonien verberblich werden. Gerade zu einer Zeit, wo Einigkeit am nöthigsten gewesen wäre, wo die Etrusker zu Lande mit aller Macht vordrangen, eine der campanischen Kolonien nach der andern zerstörten und sich dort einen Hauptwohnsitz in Capua gründeten, wo die samnischen Lucaner im Gebirge immer weiter nach Süden rückten, sehen wir Dorier und Achäer sich aufs erbitterteste beschden und endlich das reiche Syrakus von Kroton vollständig vernichtet. Vom Tage der Schlacht am Traeis an, 610 v. Chr., datirt der Niedergang des Hellenenthums in Italien. In die durch die Zerstörung von Syrakus entstandene Lücke drangen die Lucaner herein und schon zu Beginn des vierten Jahrhunderts nennt Syrakus das Land nicht mehr Denotria, sondern Lucania. Umfloss suchten die Griechen, die Gefahr erkennend, sich in Thurii ein neues Bollwerk zu schaffen; schon 432 v. Chr. finden wir die Lucaner bis zum tarentinischen Meerbusen vorgebrungen, und ein neuer Feind entstieg den Hellenen in den Bruttern, lucanischen Abenteurern, die sich mit den Resten der Ureinwohner Unteritaliens zu einem neuen kriegerischen Stamme vereinigten hatten. Aber den Todesstoß empfing Großgriechenland nicht von den Barbaren, sondern von einem Hellenen, dem gewissenlosen Dionys von Syrakus, der mit den Lucanern verbündet, zuerst Thurii, dann Kroton niederwarf und die Städte des inneren Landes den Lucanern überließ. Nur Tarent bewachte seine Abtheilung, bis es den Römern erlag; die übrigen Griechenstädte konnten gar nicht einmal mehr daran denken, der neuen Großmacht Widerstand zu leisten. Noch einmal spielten sie eine Rolle in der Geschichte, als in den letzten Jahren des zweiten punischen Krieges Hannibal dort sein

<sup>1)</sup> Allerdings nur mit einer jetzt ziemlich ausgegebenen Doppeldeutigkeit. Hier soll wahrscheinlich darauf die Verwandtschaft jener Urvölkerung mit den Figurern gelten.

Standquartier nahm; die Nachb. der Römer zerstörte den letzten Rest ihres Wohlstandes.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit hat Penormant einer Epoche zugewendet, welche von den meisten Geschichtsschreibern mit Stillschweigen übergegangen wird, der Zeit zwischen dem Untergange der Golgubtherrschaft und der Einwanderung der Normannen. Hier sehen wir das byzantinische Kaiserreich, das man sich gewöhnlich als in ständiger Niedergang begriffen vorstellt, auf einmal wieder einen gewaltigen Aufschwung nehmen, und Jahrhunderte hindurch sind Apulien und Kleu-Calabrien wieder fast rein griechisch in Sprache, Manieren und Sitten, obwohl in der römischen Kaiserzeit das Hellenenthum fast ausgegiltet worden war. Ja selbst unter den Normannen hielt sich das Griechenthum noch lange genug, und die endliche Völkung des Landes von der griechischen Kirche erfolgte nicht ohne Schwierigkeit. Erst allerdings dürfte es schwer halten, im Charakter des Calabresen noch einen Zug griechischen Wesens zu entdecken; die wilden Brutalität wird völlig Herr geworden über die faustesten hellenischen Elemente.

Auch eine andere äußerst interessante Episode, allerdings aus älterer Zeit, ist von dem Verfasser eingehend studirt worden, das Aufstehen des Vothagorae; doch gehört dieses Kapitel nicht mehr in den Rahmen einer geographischen Zeitschrift.

## II.

Penormant hat, wie die meisten Reisenden, das Gebiet von Großgriechenland von Apulien aus betreten, mit der Bahn, die von Bari nach Taranto führt. Er, wie jeder beobachtende Reisende, ist überrascht von dem ganz andern Bilde, das das Land am Tarantinsischen Meerbusen gegenüber dem nordöstlichen Abhange des Apennin bietet; auch das Meer erscheint ihm nicht mehr wie das italienische, es zeigt die wälsche Färbung, welche auch dem Archipel eigen ist, die *galyx* der Alten. Kängs der Zimmern geht es hinunter und der Archäolog begreift mit einem Male, warum die Griechen den Gott des Flusses, der ihr Gebiet bald beschränkte, bald verheerte, so hoch verehrten und warum sie ihn so gern als wüthenden Stier, der die Erde mit seinen Hörnern aufwühlte, bildeten. Er sieht die elenden Freglobytenkiste an den Klüften der tiefen Schluchten und die gewaltigen Selbäume in der Ebene, die schon den normannischen Rittern ihren Schatten spendeten; er ist entsetzt von dem wunderbaren Bilde nach der einen Seite auf den großen Golf mit den flachen Inseln und den calabrischen Bergen dahinter, und nach der andern Seite auf das Mar piccolo mit seinen lieblichen, nun so idyllischen Ufern, und wieh, wie jeder, den der große Meer Tarantum angezogen, bitter enttäuscht beim Eintritt in eine der schmutzigsten Städte Süditaliens, in deren erstem Wirthshaus er — wie ich selber auch einmal — Gelegenheit zu ausgiebigen entomologischen Studien findet. Den Kanal, welcher die Stadt von dem Festlande offenkundig trennt, hält der Autor für von der Natur vorgebildet, später verlandet und erst in der byzantinischen Zeit eröffnet. Im Uebrigen findet er die topographischen Verhältnisse mit dem, was wir aus dem Alterthum wissen, noch ganz übereinstimmend, es scheinen also Niveauveränderungen in historischer Zeit nicht stattgefunden zu haben. Die Fischer in der Strada Varibaldi sprechen noch ihren eigenen, ganz mit Griechisch verlegten Dialect, den die übrigen Tarantiner kaum verstehen. (Mir wurde, als ich 1872 einen Monat in Tarent zubrachte, versichert, daß in der Stadt vier verschiedene Dialecte gesprochen würden, von denen viele Leute nur einen verständen.) Leider findet er aber auch den Hafen noch genau so, wie ich vor zwölf Jahren; das Project, an dem Mar

piccolo einen großartigen Kriegshafen zu schaffen, ist eben noch Project geblieben.

Mathematisch läßt der Reisende auch die Fauna des Mar piccolo nicht unberücksichtigt und wird erfahren dabei, daß sehr viele seiner Fische und Muscheln auf den Tarantiner Münzen erscheinen, als persönliche Zeichen des jeweilig mit der Prägung betrauten Magistratsmitgliedes. Auch die Auster- und Muschelschale wird eingehend besprochen.

Tarent, zuerst von spanischen Partheimen kolonisiert, stand den anderen griechischen Colonien immer etwas fremd gegenüber, aber seine Münzen beweisen, daß es mit ihnen doch in einem Vertragverhältniß stand und eine Münzconvention abgeschlossen hatte; auch an den Kämpfen der Hellenen gegen die Perser und Karthager nahm es keinen Antheil. Dagegen breitete es in Italien seine Macht immer weiter aus über die ganze Terra d'Eranto, gründete Kallipolis und Hydruntum und brachte nach schwerem Kampfe mit den Messapiern und den apulischen Peucetern auch Apulien unter seinen Einfluß. Es verstand, die Eingeborenen, denen es ihre ganz munitivale Selbständigkeit ließ, so für sich zu gewinnen, daß diese selbst noch im Nothfalle treu an ihm festhielten. Aber die Vancaner wurden bald fürchtbare Feinde, und die Tarantiner suchten fremde Hilfe gegen sie zuerst in Sparta, dann bei Alexander von Epirus, jenem ersten Albanenstammes, der zwar die Vancaner schlug, aber bald versuchte, sich in Italien eine eben solche Herrschaft zu gründen, wie sein macedonischer Vetter in Aegypten. Sein Tod am Eilwald befreite die Hellenen von einem gefährlichen Feinde, aber nun trat eine andere Macht in den Kampf, Rom, welcher Tarent trotz Pyrrhus und seines Cleopatra erlag.

Auf tarantiner Münzen erscheint nicht selten die Hauslage, die den Griechen wohl unbekannt war. Penormant ist im Gegentheil zu den meisten Forschern der Ansicht, daß die altägyptische Kage, die von der nubischen Felis maniculata abstammt, specifisch verschieden ist von der gelblichen Hauslage, die er von der europäischen Wildkage abstammt, deren Reste man ja schon in den Pfahlbauten findet; erstere wurde zuerst als Haisa eingeführt, aber man erkannte die Ähnlichkeit mit der heimischen Wildkage und begann nun auch diese zu zähmen. Ebenso zähmte man in Vorderasien die Angoralage, welche jedenfalls einer dritten wilden Stammart angehört. Die *galyx* der Griechen, wie der Fels der Römer waren keine Kagen, sondern Wiesel, die man halbgezähmt im Hause hielt, um die Mäuse zu vertilgen; erst als die Kage überall an deren Stelle getreten war, ging auch der Name auf sie über. Die Kage ist aber nach Italien nicht aus Aegypten gekommen, sondern über Syrien, denn ihr Name war bei den Aegyptern man; in Syrien dagegen heißt sie qatō und in Innerasien gadā.

Ein interessantes Kapitel endlich widmet der Autor der Tarantel. Die Alten wußten nichts vom Biss dieser Spinne, die ihnen jedenfalls wohlbekannt war; zum ersten Male hören wir von ihr im Mittelalter im elften und zwölften Jahrhundert. Die Franken merkten, daß die Armeen, welche Ludwig II. gegen den Sultan von Bari führte, durch die Tarantel schwere Verluste erlitten habe, aber ihre Beschreibung läßt keinen Zweifel, daß sie unter Tarantola den Gesto verstanden, den die Südländer trotz seiner Harmlosigkeit so fürchteten; ihm wurden die Folgen des apulischen Fiebers zugeschrieben. Die Sage vom Tarantelmiasis entspringt derselben Zeit, wo auch in Mittel-europa die Tanzepidemien auftraten, dem vierzehnten Jahrhundert, und hatte jedenfalls dieselbe Ursache, wie der Weichtanz in Deutschland. Sie dauerte fast drei Jahrhunderte, noch 1599 beschreibt sie Ferrante Imperatore

in ihrer ganzen Intensität, aber seit dem siebzehnten Jahrhundert ist sie zur Sage geworden und nichts übrig geblieben, als der Name für einen Vieblingstanz der Neapolitaner. Die Tarantelpinne ist am ganzen Mittelmeere einheimisch, aber nirgend außer in Süditalien weiß man von dieser eigenthümlichen Wirkung ihres Bisses, der allerdings schmerzhaft, aber nicht entfernt so unangenehm ist, wie z. B. der des Taifenspißes.

Veronmont hat der Purpurfabrikation bei den Alten

schon früher seine Aufmerksamkeit zugewendet und die beiden Hauptfabrikationsstätten, Phönicien und Vaulonien besucht. In Phönicien fand er nur Murex trunculus verwendet, in Vaulonien nur Murex brandaris; in dem großen Muschelhaufen am Abhange des Mar piccolo findet er aber beide Arten gemengt und stets in derselben charakteristischen Weise zerbrochen; der Mischung dankte wahrscheinlich der tarantiner Purpur die eigenthümliche Ränne, die ihn so beliebt machte.

www.libtool.com.cn

## Kürzere Mittheilungen.

### Die Raiping-Kohlengrube und die erste Eisenbahn in China.

Als wir kürzlich (s. oben S. 126) unsern Unglauben, den Eisenbahnbau in China betreffend, äußerten, war es und nicht bekannt, daß in der Provinz Tschili allerdings eine Eisenbahn existirt, allerdings nur heimlich, nur in einer Länge von 7 englischen Meilen und nur zum Zwecke des Kohlentransports, und zwar bei dem Kohlenwerke von Raiping, welches circa 115 km nördlich von Tientsin und (auf der großen Straße) etwa 170 km östlich von Peking gelegen ist. Die dort ansiehenden Kohlen sollten auf Wunsch des kaiserlichen Li-hung-tschang für die kaiserliche Flotte, die Arsenalen seiner Provinz Tschili und für die Schiffe der kaiserlich errichteten Chinese-Merchant-Ship-Compagny Verwendung finden, auf daß der bisher aus Japan eingeführten Kohle, und der nächste wichtige Markt für dieselben war natürlich Tientsin. Es wäre nun am einfachsten gewesen, Tientsin und Raiping durch eine Bahn zu verbinden; das aber verrieth gegen chinesische Vorurtheile und so wurde denn mit großen Kosten ein Kanal gegraben, welcher allerdings nur für kleine Schiffe befahrbar ist, aber das eine unerwartete Gute gehabt hat, daß durch ihn eine weite Strecke sumpfigen Landes, das früher meist die Hälfte des Jahres unter Wasser stand, trocken gelegt und für Ackerbauzwecke geeignet gemacht worden ist. Doch konnte man diesen Kanal nur bis auf circa 7 englische Meilen an die Kohlengrube heranzuführen; deshalb setzten die dabei beschäftigten englischen Ingenieure es mit Mühe bei ihrem chinesischen Auftraggeber durch, daß auf dieser noch fehlenden Strecke eine Kaultierbahn gebaut werden sollte; als sie die Genehmigung dazu erhalten hatten, hielten sie die Bahn in sehr solider Weise und mit der normalen englischen Spurweite. Dann richteten sie nach und nach in heimlicher Weise einiges alte Material an Rädern, Dampfessel u. zu einer Lokomotive her und benutzten dieselbe zum Waggonschieben, aber nur innerhalb des Grubenbezirkes; denn es war ihnen streng verboten, sie weiter irgend welchem Vorwande auf der Eisenbahn zu benutzen, welche immer noch in sehr mäßiger Weise von Kaultiertieren bedient wurde. Endlich beschloß eines Tages einige Beamte und andere Leute die Gruben und wünschten auch den Kanal zu sehen. Da es regnete, und keine anderen Beförderungsmittel vorhanden waren, ließen die Chinesen in die Waggons und die Ingenieure holten ruhig ihre Lokomotiven heraus, indem sie ihren Besuchern versicherten, daß bei dem nassem Wetter kein Mensch es sähe. Die Chinesen schrien protestirend natürlich in formaler Weise, aber ließen es sich gefallen; schließlich gefiel ihnen die neue Fortbewegung sehr und so war die Eisenbahn ein fait accompli geworden.

Der kaiserliche Li-hung-tschang war im Stillen entsetzt darüber, daß die Sache so weit gediehen, ohne daß der Himmel eingegriffen war oder die Erde gehbt hätte und gab die Erlaubnis, daß die Lokomotive regelmäßig verkehren dürfe; seitdem wurden zwei weitere Lokomotiven und eine Anzahl Waggons aus England bezogen.

Die Raiping-Grube selbst wird in durchaus wissenschaftlicher und sachmännischer Weise bearbeitet und bezieht alle modernen Verbesserungen. Bereits sind 20 englische Meilen Stellen durch Kohle und Kalkstein getrieben und 7 davon mit Schienen belegt, auf welchen Kaultiertiere die Wagen ziehen. Kohlen sind genug vorhanden, um die Gruben auf unbeherrschbare Zeit hinaus ohne besondere Mehrkosten in Betrieb zu erhalten. Die Höhle sind von verschiedener Beschaffenheit und ihr Produkt versorgt die verschiedenen Märkte; nur die Dampf in Tientsin müssen noch immer ihre Kohlen aus Japan beziehen. Denn in demjenigen Höhle, welches die dazu geeignete Kohle enthält, hat eine Explosion stattgefunden; es war also nöthig, dort in Zukunft nur noch mit Sicherheitslampen zu arbeiten. Nun aber läßt sich ein Chinese ohne beständige Beaufsichtigung durch einen Europäer nimmermehr dahin bringen, daß er nicht das Glas solcher Lampe zerbricht, um sich an dem Lichte seine Pfeife anzuzünden, und deshalb hat man die Arbeit in jenem Höhle einstellen müssen, bis neue Ausseher aus England anlangen.

Augenblicklich liefert die Grube den Bedarf für das Haus und für die Industrien der nächsten Umgegend, die Tonne zu 9 Mark an Ort und Stelle und es sind in Folge dessen eine ganze Anzahl von Kalköfen, Töpferien, Brennerien u. entstanden. Leider verhindert die schlechte Beschaffenheit der Wege einen weiteren Transport der Kohle; aber auch so schon ist der Verein geliefert, wie sehr dergleichen Anlagen dem Lande zu Gute kommen. Hat doch selbst der kurze Kanal ganz selbständig für sich einen ziemlich lebhaften Verkehr hervorgerufen, und weder die Grube noch die Eisenbahn verlohnt gegen die Verurtheile des Volkes, sondern beide sind sehr populär. Die Grube beschäftigt über 1000 Mann, davon 900 unter der Erde, und giebt wohl der gleichen Anzahl noch indirect Beschäftigung. Auf die Bauern der Umgegend hat es großen Eindruck gemacht, daß der „Dampfswagen“ auch bei Regen verkehrt — denn bei solchem sind chinesische Landwege unpassierbar — und sie haben deshalb in wälder Weise bei dem englischen Ingenieur petitionirt, daß er ihre Straßen mit Eisenbahnen belegen möchte.

Als finanzielle Spekulation ist die Raiping-Grube einseitig verfehlt; aber vom Standpunkte einer zukünftigen Entwicklung Chinas aus ist diese Unternehmung entschieden hoffnungsvoll und vielversprechend.



## Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Die fünfte Lieferung des von Dr. J. Chovanne herausgegebenen *Physikalisch-mathematischen Handatlas von Oesterreich-Ungarn* (Wien, G. Hölzel, 1844) enthält: 1) die Karte der Verteilung der Niederschlagsmengen in den vier Jahreszeiten und 2) Karte der Verteilung der Tage mit Gewitter, beide mit Erläuterungen von dem jetzt am Congo weisenden Herausgeber, und 3) eine Bodenkarte der Monarchie nebst Böhmen und Herzegowina, von Franz Toula.

— Aus Neufavil auf Island wird vom 3. September geschrieben, daß gegen Ende Juli im Meere vor Kap Neufanes, der südwestlichen Spitze Islands, vulkanische Störungen sich zeigten und schließlich eine neue Insel über dem Meeresspiegel erschien. Bis auf Erbbebenhöhe, welche dort keineswegs selten sind, wurden wenig Anzeichen bemerkt, bis am 26. Juli der Rauchthurm wüthender auf Kap Neufanes etwa 20 Meilen von der Küste entfernt die neue Insel erblühte. Dieselbe liegt etwa 14 Meilen nordwestlich von Ude ober dem „Mehlsad“ einem dort wohlbekannten, hohen vulkanischen Felsen von colindritischer Form, dessen Spitze von dem Tunge der Seewogel weiß gefärbt ist (daher sein Name Mehlsad). Anfangs hatte die neue Insel die Gestalt eines oben abgerundeten Kegels; aber seitdem ist ein großer Theil der einen Seite eingestürzt. Bis jetzt hat noch niemand gewagt, auf ihr zu landen, weil die starken Strömungen und das unruhige Meer am Kap Neufanes die Fahrt in den dort üblichen offenen Booten gefährlich machen. Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hat sich noch derselben Stelle eine ähnliche Insel erhoben, ist aber nach kurzer Zeit wieder unter den Wellen verschwunden; solche vulkanische Inseln, welche meist aus weissem Schlamme und zerreiblichem Bindstein aus Kie bestehen, bieten einer stürmischen See wenig Widerstand dar und werden deshalb rasch fortgeführt.

## Asien.

— Die russische Regierung hat jetzt beschlossen, die bis Kizil-Armat reichende transkaspiische Eisenbahn um 137 englische Meilen bis Kasabad zu verlängern und hat bereits Befehl gegeben, die nöthigen Schienen sofort die Wolga abwärts und über das Kaspiische Meer zu verschifften.

## Afrika.

— D. H. Johnson, welcher mit der nördlichen Durchforschung des Kilimandscharo-Gebirges beauftragt ist, schreibt unter dem 18. Juni d. J. von Uvura, einer 5000 Fuß hoch gelegenen Station in jenem Gebirge, daß er von Uvura, dem Bauptlinge von Uvura, sehr freundlich aufgenommen worden sei und gegen ein mäßiges Gehalt jene Station als Aufenthaltsort und Stützpunkt für weitere Untersuchungen angewiesen erhalten habe. Uvura liegt auf einer landschaftlich sehr schönen und gesunden Hochebene, die von tiefen, mit rauschenden Gleichnissen erfüllten Schluchten eingeschlossen ist; ihr Klima gleicht dem des südlichen Europa,

aber ohne die miltäglichen Hitzegrade desselben. Die Eingeborenen haben mit großem Geschick einen Dach über die Hochebene selbst geleitet, so daß er jetzt in 1000 Fuß Höhe über den angrenzenden Thälern fließt und der Expedition — Johnson hat 120 Träger bei sich — den unschätzbaren Vortheil gestattet, Wasser bot. Der Reisende hatte an der Küste in Uvura einen Fieberanfall, brach aber rasch in das Innere auf und erfreut sich guter Gesundheit, seitdem er die frische Bergluft athmet.

— Ein Mitglied der neuen Schulze'schen Expedition der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland schreibt uns von dem Schiffe aus, welches ihn nach Westafrika bringt, unter anderem Folgendes: „Unser Weg wird zunächst nach Rufenge (Land der Tschikange) gehen von einem Höhenpunkte aus, der nicht entgültig bestimmt werden kann, bevor wir über die Möglichkeit Träger zu bekommen nicht mehr Klarheit haben als bis jetzt. Verhindert soll werden von Ambizette aus vorzugehen. Jedemals wird unsere Route zunächst durch Landstraßen führen, welche von Vogge und Wismann begangen wurden.“

## Nordamerika.

— Der neue Vulkan Pogoslaw oder Grewingst bei Alaska ist am 20. Mai dieses Jahres von dem Zollfaher „Corwin“ besucht worden. Er fand die beiden früher getrennten Fels durch eine niedere Barre vereinigt, zweifelslos ein Produkt des Meeres. In der Mitte der Barre liegt der senkrecht aufsteigende Berg Kor; an ihm stehende Balunen ließen erkennen, daß er circa 20 Fuß gehoben worden ist. Von den beiden Fels wurde die Höhe des Pogoslaw auf circa 500 Fuß geschätzt, während die Cook Survey ihn im vorigen Jahre 800 Fuß hoch fand; es ist ein Irrthum in den Höhenbestimmungen möglich, doch schwerlich von der Größe, um diese Differenz zu erklären. Auch der Grewingst Fik hat erheblich abgenommen: Kapitän Hogue fand ihn im vorigen Jahre 800 bis 1000 Fuß hoch und  $\frac{1}{2}$  Meile im Durchmesser, der Corwin dagegen nur  $\frac{1}{2}$  Meile im Durchmesser und circa 450 Fuß hoch. Die Barre gestaltet eine bequeme Landung, fällt aber so steil ab, daß unter dem Stern des Bootes drei Faden sind, während der Schnabel auf dem Lande steht; etwas nördlich konnte ganz nahe dem Lande mit 90 Faden sein Grund gefunden werden. Der Grewingst rauchte stark aus verchiedenen Spalten, scheint aber keinen Krater zu haben. Sein oberer Theil besteht zum Theil aus gehobenem Material, Sandsteinblöcken u. dergl., bedeckt mit tiefer Vimegeine, aber weiter unten nach Grundsteinen hin zu finden. Schon in circa 200 Fuß Höhe wurde die Höhe so heiß und war der Schwefel dampf so dicht, daß Weitersteigen unmöglich war. Der Pogoslaw dagegen verbirgt sich ganz ruhig und war von Seebären und Wasserkrögen belebt, aber ohne jede Vegetation; die dort gefundenen Fische glich genau der am 20. Oktober 1843 in Unalakleet gefangenen. Der Corwin wird die Insel auf der Rückfahrt vom Norden noch einmal besuchen und dann einen genaueren Bericht geben („Science“). Ko.

Inhalt: Deulafon's Reise in Westpersien und Babylonien. XIII. (Mit vier Abbildungen). — H. Abbes: Die Gekörnte der Cumberland-Sunbes. II. (Schluß). (Mit dreizehn Abbildungen). — Die Resultate der Greco-Expedition. — W. Robert: Großgriechenland. I. und II. — Kürzere Mittheilungen: Die Raiping-Kulturgabe. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 14. September 1844.)

Redakteur: Dr. R. Riepert in Berlin, S. W. Unter den Eichen 11, III. Et.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.



Nr. 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Hudec.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Dienlasof's Reise in Westpersien und Babylonien.

### XIV.

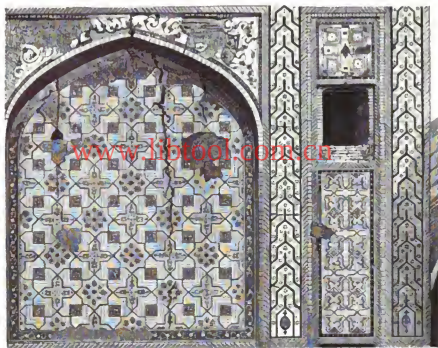
(Die Abbildungen, sofern nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dienlasof.)

Es wäre nun noch wünschenswerth gewesen, die Ruinen einer Mogul-Moschee zu untersuchen; aber die Reisenden waren des unangenehmen Verkehrs mit Kollah, Sejid und dergleichen Orten so überdrüssig, daß sie sich mit der Außenseite des sehr eleganten Minarets begnügten, die mit Figuren in Relief und reizenden Mustern aus blauen und schwarzen Mosaiken im Stile des oben erwähnten Imam-Badeh Schaffari verziert ist. Die Moscheen von Ispahan sind unbestreitbar sehr schön und interessant, aber auch sehr schwer zugänglich; es hat der ausdrücklichen Befehl des Schah-Badeh und großer Energie seitens der Reisenden bedurft, um sie auch nur einigermaßen studiren zu können.

Einer der nächsten Tage, der 12. September, wurde dem Besuche zweier Sommerpaläste gewidmet. Während die Moscheen in der mohammedanischen Stadt und auf dem linken Ufer des Zende-rud liegen, befinden sich die von den Nachfolgern des Schah Abbas erbauten Lustschlößer auf dem rechten Ufer, in der Nähe des christlichen Stadttheils. Das größte und bedeutendste derselben, Farah-abad (Ort der Freude), wurde am Fuße des Zosi-Ruh von demselben Schah Hussein erbaut, welcher die Armenier so hart verfolgte und den Wohlstand Persiens vernichtete. Eine mehrere Kilometer lange Straße führte dorthin; sie war zu beiden Seiten von gewölbten Gallerien eingefast, die in gewissen Abständen von Gebäuden für die königlichen Garben unterbrochen wurden. Diese großartige Straße endete auf einen weiten Platz, um welchen sich der Palast erhob.

Mit weißem Marmor ausgekleidete Kanäle leiteten fließendes Wasser in ein Porphyrbecken, welches die Mitte des ganzen Gebäudes einnahm, oder vertheilte es in die prachtvollen Gärten, von denen Reisende des 17. Jahrhunderts entzückte Schilderungen hinterlassen haben. Aber diese ganze Pracht war nur allzu vergänglich, denn alle Mauern und Gewölbe bestanden nur aus Kalkstein, die Zierrathen aus Gips; von Skulpturen oder Malereien hat sich keine Spur erhalten, und Parquetfußböden oder Dielen waren im Orient nie sehr Mode, wo man vielmehr den festgestampften Estrich mit Matten und Teppichen belegt. Auch bunte Fenster waren nicht zahlreich, sondern man begnügte sich, die meisten Oefnungen mit Läden zu verhängen. Die Zeit hat denn auch im Palaste des Schah Hussein gewaltige Zerstörungen angerichtet: alle Wasserleitungen sind verfallen, die kostbaren Marmorflüße verschwunden, die Gewölbe zusammengeklüfft und die Gärten verodert und eingegangen. Aber auch in seiner Glanzzeit hat sich dieser Sommerhof weniger durch die Schönheit der Architektur, als durch seine Größe, seinen Wasserreichtum, seine Gärten und die herrliche landschaftliche Umgebung ausgezeichnet.

Ein zweites Lustschloß, der Tacht-i-Sulrman, liegt auf demselben Berge, dem Zosi-Ruh, wie der „Ort der Freude“; es ist aus gebrannten Ziegeln erbaut, welche die Einwohner Ispahans dem Schah Sulaiman zu Gefallen um die Wette auf den Berg hinaufschleppten. Aber trotz des besseren Materials ist es heute in ebenso bedauerlichem



Äußere Bekleidung einer Mosgul: Moschee.

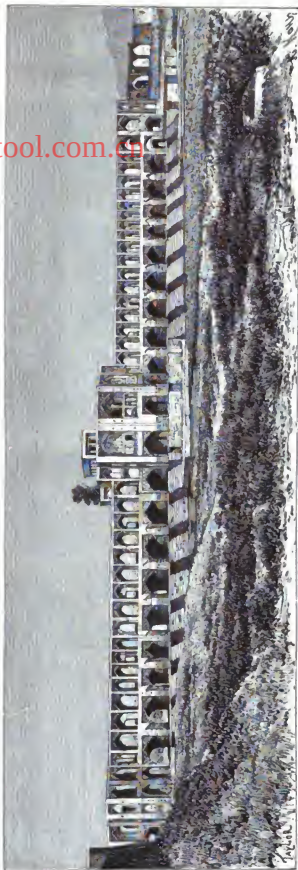


Ainak Chaneh (Haus der Spiegel).

Zuſtande wie das erſte Schloß, da es vor länger als einem Jahrhundert durch die Kiſſianen zerſtört wurde. Aber die Ausſicht von dort oben, beſonders von einem vorſpringenden Feſten, den ein Thurm krönt, iſt noch ebenſo großartig wie einſt: man überſieht die ganze Ebene von Iſpahan, die Straße nach Schiraz und im Dunſte des Horizontes das Thal von Goinabad, wo die Entſcheidungsſchlacht zwiſchen Perſern und Kiſſianen ſtattgefunden hat.

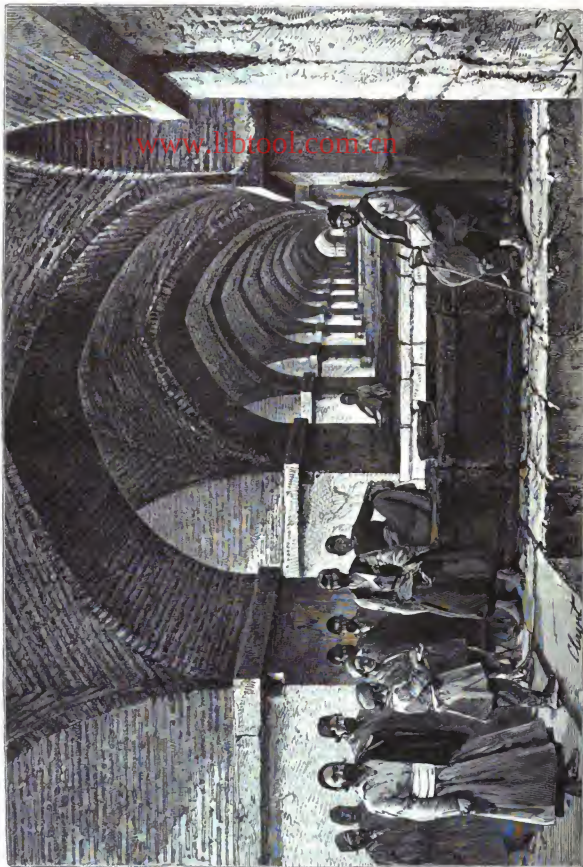
Am 14. September ſchlugen die Reiſenden den Weg nach den Ufern des Zende-rud ein, ſetzten deſſen Lauf und erreichten bald denjenigen Theil des Tchaat-bagh, der am rechten Ufer in der Verlängerung der Brücke Allah Werdi Chan liegt. Ehemals gelangte man auf dieſem Wege in einen ausgebreiteten Park, der unter dem Namen Djezar Tſcherib (die tauſend Morgen) bekannt war. Vom Regen zerſtörte Erdhauſen und ein ſchönes Taubenhauſe ſind die einzigen Ueberreſte der prächtigen Baumwerke, die den Garten einſt zierten. Nachdem man bei dieſen traurigen Ruinen vorbeigeſeſſen, bemerkt man eine Gruppe Platanen, welche einen reizenden Pavillon, den Ainal Chanah (Haus der Spiegel), beſchatten. Die nach dem Zende-rud ſich öffnende Fagade iſt mit einer Halle geſchmückt, welche von zwölf, früher mit facetirten Spiegeln beſetzten Säulen getragen wird. Dazu kommen Feden in Moſaik aus Cyperſſen- und Platanenholz, mit Gold eingelegt, Orakel aus hunder Fagene und durchbrochen gearbeitete Thür- und Fenſterflügel, um aus dem Ganzen ein Baumwerk von verſüßerlichem Reize zu machen. Unter dieſer Säulenhalle, von welcher aus man den Lauf des Fluſſes verfolgen und die beiden Brücken Allah Werdi Chan und Kaſſian Weg ſehen kann, pflegen meiſt die Könige aus der Kadſcharen-dynaſtie Platz zu nehmen, wenn ſie in Iſpahan feierliche Audienzen geben. Namentlich hielt hier im Jahre 1840 Mohammed Schah ein Gericht ab, wodurch er in der von Räuberhorben ſchwer heimgesuchten Provinz Irat die Sicherheit wieder herſtellte.

Nicht neben dem Ainal Chanah mündet die Brücke Kaſſian Weg. Dieſelbe iſt nicht ſo lang wie die Brücke Allah Werdi Chan, aber verdient dennoch ein aufmerſames Studium. Es iſt ein mit beſonderer Sorgfalt und großer Pracht ausgeführtes Baumwerk, welches gleichzeitig als Brücke und Stauwerk dient. Ihre Pfeiler ſtehen auf einem Schleufenroſt von 26 m Breite, der dazu beſtimmt iſt, das Waſſer um 2 m über ſeinen niedrigſten Stand zu heben; jeder der Bogen beſteht aus einem überhöhten Kreuzgewölbe, das von vier gemauerten Pfeilern getragen wird. Die Folge dieſer eigenthümlichen Anordnung iſt, daß, wenn man unter die Brücke hinabſteigt und ſich in die Achſe der Straße ſtellt, man das Baumwerk in ſeiner ganzen Länge überblickt; es ſtellt ſich dann dar wie eine Gallerie, die aus vielen auf einander folgenden und mit Kuppeln bedeckten Sälen beſteht. Die ſämmtlichen unteren Theile des Baumwerkes, wie Schleufenroſt, Widerlagen und Brückenpfeiler, ſind von Bruchſteinen ausgeführt, die oberen dagegen aus ſchönem Ziegelmauerwerk, das mit vielſarbigem Fagene-Moſaik beſetzt iſt. Der Fahr- oder Reitweg der Brücke Kaſſian Weg liegt zwiſchen zwei Gallerien, die nur für Fußgänger beſtimmt ſind; in der Mitte derſelben erheben ſich zwei achtſtöckige Pavillons, welche über die Mündung der Brücke hervorſpringen und in mehreren Stockwerken Zimmer enthalten, die Reiſenden ohne Entgelt zur Verfügung ſtehen. Inſchriften ohne Intereſſe bedecken den größten Theil der mit Kalk geweißten Mauern; nur eine derſelben ſei ihres Gedantenreichthums wegen hier mitgetheilt. Sie lautet: „Die Welt iſt eine wahre Brücke. Eile ſie zu überſchreiten;



Die Brücke Kaſſian Weg.





Unterthel der Brücke Sassan Bagh.



messe, wäge alles, was sich unterwegs findet: das Böse umgiebt überall das Gute und übertrifft es."

Die Aussicht, welche man von einem der Pavillons auf der Brücke genießt, entzückt zwar nicht, aber ist dennoch interessant. Unterhalb des Stauwerks ist das in dieser Jahreszeit (Mitte September) trodene Bett des Flusses mit den Ergüssen der Kalamkar-Fabriken bedeckt. Kalamkar („Federarbeit“) ist das Original jener Baumwollstoffe, welche in Frankreich „perses“ heißen. Die Bewohner von Isfahan sind sehr geschickt in der Bemalung derselben, aber die Güte und Dauerhaftigkeit der Farben ist einzig und allein das Verdienst des Flusswassers, mit dem es mehrere Tage lang begossen wird. Die „perses“ von

Isfahan, namentlich solche mit goldenen Arabesken, erzielen als Thürvorhänge oder über Teppiche gebreitet reizende Wirkungen. Ihre Fabrikation hat sich seit einigen Jahren so gehoben, daß die Farben schon mittels Patronen mit der Hand aufgedruckt werden, um den beliebten Stoff billig liefern zu können; doch werden die besten Kalamkars noch immer mittels der Feder gezeichnet und mit großer Sauberkeit der Umrisse bemalt.

15. September. Als letzten Ausflug in der Umgebung Isfahans hatten sich Dieulafoy's den Besuch des Scherikar, des ältesten Quartiers der Stadt, aufgespart; dasselbe liegt jetzt nahezu zwei Tagesmarsch von der modernen Stadt entfernt. Zuerst folgt man dem rechten Ufer des Flusses



Straße in der Vorstadt Abbas-Abad.

und kommt dann durch die hübsche Vorstadt Abbas-Abad, welche sich, wie Tschulfa, an baumbeschatteten Kanälen hinzieht; dann verschwindet jeder Weg und man folgt nur den Furchen auf dem sandigen Erdboden. Nach einer Stunde etwa kreuzt man den Fluß und erreicht ein prächtiges, über 39 m hohes und mit einer Inschrift in einfarbigem Mosaik geschmücktes Minarett, welches im 15. Jahrhundert unter dem Mogul-Könige Kassem Schah erbaut worden ist. Mauern und Dach des Mausoleums haben freigeich der Zeit und den Menschenhänden widerstanden; von besonderem Interesse sind die Gewölbe, welche, jeden äußeren Schmuckes bar, mit vollkommener Klarheit den konstruktiven Grundgedanken dieses complicirten Baugewerks, von welchem Perser und Araber einen so verschwenderischen Gebrauch gemacht haben, erkennen lassen. Nicht weit von

diesem Gebäude sind beide Ufer des Zende-rud durch die Pagen einer wirtten Brücke verbunden, deren Pfeiler aus grobem Bruchsteinmauerwerk bestehen, während die oberen Theile der Pagen in einer viel späteren Zeit aus Ziegeln erbaut worden sind. Der Verkehr, welcher täglich mehr und mehr sich nach den Brücken Allah Verdi Chan und Hassan Weg zieht, ist auf der Scherikar-Brücke sehr wenig lebhaft. Auch der Ort Scherikar scheint wenig bewohnt zu sein, denn die Ankunft der Fremden vermochte kaum zwanzig Menschen auf dem Hauptplatze zu versammeln.

Am folgenden Tage (16. September) wurde der Kontrakt mit dem Tscharvabar-Boschi (ober Haupt der Waischierreiber) einer großen armenischen Karawane, welche nach Schiraz bestimmt war und welcher sich die Franzosen anschließen wollten, verhandelt. Die Reisenden sollten zwei

gute Pferde für sich und 15 Maulthiere für ihre Leute und das Gepäck gestellt erhalten. In Abadeh sollte vier- undzwanzig Stunden geraftet werden und ebenso lange in Reischbed Rurgab. Von Rabere Soliman an sollte die Karawane ihren Marsch nach dem drei Tagereisen ent-

fernten Schiraz fortsetzen, während es den Reisenden freistehen sollte, nach Belieben bei diesen berühmten Ruinen aus der Achämenidenzeit zu verweilen. Darauf empfing der Tschawardar-Baschi in Gegenwart seines Stellvertreters die Hälfte des Miethspreises für seine Thiere, prüfte jeden



Die Sherifan-Brücke.

Kran (im Werthe von 9 Pfennigen), sanderte die Stübe nach ihrer Prägungszeit, um die besten auszuwählen und wies schließlich unter den verschiedenartigsten Vorwänden ihrer mehr als hundert zurück. Dann kündigte er an, daß er morgen die Kassen wägen würde, damit keine die ordnungsmäßigen 13 Batman tabrizi (75 kg, oder 150 kg für jedes Maulthier) überschreite. Das geschah auch, wenn auch

nicht am folgenden, so doch am nächstfolgenden Tage, und nachdem verschiedene der Kassen mehrfach umgepackt und abgeändert worden und das französische Ehepaar von seinen zahlreichen rasch gewonnenen Bekannten und Freunden Abschied genommen hatte, wurde am 19. September endlich die Reise nach Schiraz angetreten. Der Aufenthalt in Spagan hatte vom 13. August bis zum 18. September gedauert.

## G r o ß g r i e c h e n l a n d .

Von W. Kobelt.

### III.

Wenn man von Tarent sich westlich wendet, gelangt man in eine ausgedehnte Ebene, die sich zwischen den Bergen der Basilicata und dem Meere erstreckt. Diese Fläche ist heute eine der schlimmsten Fiebergegenden Italiens und fast unbewohnt. Nur im Herbst und im Früh-

jahr, zur Ausfaat und zur Ernte, kommen die armen Vergewohnen in Scharen herunter zur Arbeit; sie schlafen in Strohhütten, ernähren sich aus Jammerwurst und wenn die Ernte vorüber ist, kehrt, wer nicht gleich unten begraben wurde, zurück mit einem kleinen Geldbümchen, aber auch

mit dem Fieber in den Eingeweiden und schlägt sich kümmerlich durch, bis wieder die Zeit etwas zu verleben gekommen ist.

Hier in der Ägäen, nach Norden geschüttelt Ebene war ein Sitz uralter Kultur, Alter als irgend eine der Griechenhäute. Zwischen dem Salento und dem Brabantum kennt schon die Dichter die Stadt Alybas<sup>1)</sup>, deren Bewohner Handel mit Sicilien trieben, aber die Fahrt übers Jonische Meer hinüber noch nicht wagten. Heraclides hatte mit den Kibidern des Ortyon dort bei dem Könige, der wie die Stadt Alybas hieß, geraucht und dem Sohne desselben den Namen Metabus beigelegt, von dem die Griechen den späteren Stadtnamen ableiteten. Zu ihm flüchtete die schöne Melanippe vor dem Zorn ihres Vaters und brachte dort die Zwillingssöhne des Poseidon zur Welt, Krolos und Poiotos. Enormant steht in dieser Sage nur eine andere Gestaltung des uralten Mythos von der Vereinigung des Meerergottes mit der Erde, des Poseidon mit der Temeter Melaina, die auch Hippia hieß, weil sie sich in ein Ross verwandelt hatte, und ihr Sohn ist der Halbster, der Baechus tauriformis, der große Gott der Nysserien Großgriechenlands. Temeter war ja auch in griechischen Zeiten die Herrscherin von Metapont, und auf seinen Wangen steht als Zeichen die Weizenähre. Später soll Epeios auf der Rückkehr von Troja mit den Phöaciern nach Metapont verschlagen worden sein und dort eine Kolonie begründet haben. Nicht mit Unrecht steht Enormant in diesen Nötores, den Sagen von Koloniengegründungen bei der Rückkehr von Troja, das Bestreben der Hellenen, ihren Kolonien einen Schein von Legitimität zu geben und sich gewissermaßen als Verwandte der gebildeteren Städte und die aus den wilderen Inlandbewohnern fremd hinzustellen. — Auch soll Daulios, der Tyrann von Krissa, eine phöacische Kolonie nach Metapont gesandt haben, doch wissen wir darüber nichts Genaueres und die wirkliche Geschichte von Metapont beginnt erst um die Mitte des siebenten Jahrhunderts.

Damals hatte ein wilder Volkseifer aus den Bergen des Inneren, die Samniten, deren Namen hier — Strabo hat ihn aufbewahrt — zum ersten Male in der Geschichte erscheint, die Stadt, die immer die am meisten ausgelegte der griechischen Kolonien bleiben sollte, überfallen und zerstört. Sybaris und Tarent waren damals schon zu einer ziemlichen Macht gelangt und zwischen ihnen blühte das jonische Siris auf, das sowohl die Ägäer im Süden wie die Dorier im Nordosten in ihren Nachbarn zu ziehen wußten. Sybaris kam den dortigen Tarentinern zuvor und sandte eine Expedition unter Kaulippos, besonders aus südlichen Messenern, den Lößfeinden aller Dorier, bestehend, welche die Samniten vertrieb und sich in Metapont festlegte. Durch Verhandlungen hielt Kaulippos die Tarentiner hin, bis er die Mauern wieder aufgerichtet und Hülfstruppen erhalten hatte, dann trugte er in offener Schlacht den Tarentinern und ihren östlichen Eidnern und erzwang schließlich die Anerkennung des Brabantus als Grenze.

Metapont, wesentlich auf den Ackerbau angewiesen, hat nie die Rolle spielen können, wie die großen Handelsstädte zu seinen beiden Seiten; es half das jonische Siris zerstören und bot Pythagoras die letzte Zuflucht; als die Äthener Syrakus belagerten, sandte es ihnen, seines achäischen Ursprungs eingedenk, zwei Trieren; aber bald mußte

es, namentlich eingeklemmt zwischen das dortige Heraclia und Tarent, des letzteren Oberherrschaft anerkennen und dessen Hilfe gegen die Tarenter anrufen. Von diesen immer ärger bedrängt, unterwarf es sich erst dem Epiroten Alexander, dann dem Spartaner Kleonemus, der seine Mithis für immer brach. Von da ab ließ es widerstandlos über sich ergehen, was die Ereignisse verhängten; zuletzt hatte Hannibal nach dem Verluste von Tarent hier mehrere Jahre hindurch seinen Hauptquartierplatz, was als er abzog, folgten ihm die meisten Einwohner, die von den schwer gezeigten Römern seinen Paros zu hoffen hatten.

Die Stadt ergab sich weiter, bis ihr Spartacus den Todesstoß gab; Panjanias, der amile Vorfeder, sah sie in Ruinen.

Erst die neueste Zeit hat sie wieder von den Toten erweckt; die Station von Torremare, wo die Bahn von Neapel in die Küstenbahn mündet, heißt seit einigen Jahren wieder Metapont; ob sie aber wieder zu der alten Mithis kommen wird? Auf der ganzen Strecke von Tarent bis Torremare, 44 km, steht heute keine menschliche Wohnung, die Hütchen der armen Bahnwärter ausgenommen, welche hier dem Fieber angelegt bleiben müssen, während die Stationsbeamten jeden Abend nach Tarent flüchten. Die „Algaraden“ (Raubüberfälle) der Räuber haben die Einwohner gezwungen, die Küstenebene aufzugeben und sich in die Berge zu flüchten; die Flüsse sind verunreinigt und haben das Ackerland in Sumpf verwandelt, in dem nutzlose Wildschweine ihr Wesen treiben, und die Malaria hat ihren Einzug gehalten. Es ist das alte Vieh, das sich am ganzen Mittelmeere entlang wiederholt, Spanien ausgenommen, das in der schlimmsten Zeit gerade stark genug war, um seine Küsten zu schützen. Nicht die Erschöpfung des Bodens und die Verwüstung der Wälder hat die Mittelmeerländer veröden lassen, und nicht die Ablenkung des Handels durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien; auch nicht die Einwanderung der Araber und die Ausbreitung des Islams, denn gerade in den Mithzeiten der maurischen Reiche nahm der Handel den größten Aufschwung; der Untergang begann mit dem Momente, wo die Barbarenhorden aus dem Altai ihre Rößschweife in den Küstländer des Mittelmeeres aufpflanzten und ihre Raubschiffe, fast ausnahmslos von Krenagaten, dem Hühnbaum aller Christenwölfer, bemannt und geführt, von gerannten Christen gerudert, die blauen Wogen zu durchsuchen begannen. Die Vertreibung ihrer Nachkommen vom civilisierten Boden wäre nur eine schwache Sühne für das Unheil, das sie über die besten Länder Europas gebracht.

Das Gebiet von Metapont ist heute noch wunderbarlich mit seiner reichlichen Bevölkerung und seiner ägäischen Vegetation, aber keine gebahnte Straße führt durch das fruchtbare Ackerland und bei Regenwetter ist ein Fortkommen unmöglich. Die Ruinen sind bis auf ganz geringe Reste vom Boden verschwunden<sup>2)</sup>; Ausgrabungen seit Ende des Duc de Luynes 1828 trog der reichen Aneben derselben nicht wieder unternehmen worden. Aufrecht steht nur noch die Tavola dei Paladini, die Säulen eines dortigen Tempels, den Enormant der Temeter zuschreiben möchte; er lag außerhalb der Stadt, welche ihrem Umfang nach kaum mehr als 30000 Einwohner gezählt haben kann.

Metapont lag schon im Alterthume mehrere Stadien vom Meere entfernt und war um so mehr auf den Ackerbau angewiesen, als die Küste den Schiffen durchaus keinen Schutz bietet. Die Handelsfahrzeuge mußten auf den flachen Strand gezogen werden, aber für seine Kriegs-

<sup>1)</sup> Ist es zufällig, daß der Name gleich lautet mit Aeghe, dem ältesten Namen des Gibraltar, aus dem später Gatalpe wurde?

<sup>2)</sup> Vergl. „Glosus“, Bd. 38, S. 67.

marine hatte Metapont einen kleinen künstlichen Hafen mit gedeckten Schiffehäusern; mau erkennt in der Laguna di Santa Pelagina heute noch das freierunde Veden so wie einen von zwei hohen Mauern eingefassten Kanal, der es mit der Stadt verband; es communicirt durch einen veränderten Eingang noch mit dem Meere; eine Erhebung scheint also hier nicht stattgefunden zu haben.

Ich kam am Hafen an im Moment, wo die Sonnenschiffe hinter den Bergen der Basilicata verschwanden. Die Tramontana, welche den ganzen Tag sturmartig geweht, hat sich gegen Abend gelegt und das Meer wogt nur noch ganz leise. Alles ist ruhig in der Natur, wiewohl man in der allgemeinen Stille das geringste Geräusch vernimmt. Die stillen Wasser des kleinen Sees reflectiren die edeligen Tinten des Abendhimmels, während das Meer bleigrau erscheint. Möven mit ihren großen weißen Klügeln streichen dicht über die Wogen. Zwei Flamingos stehen am Rande der Lagune unbeweglich auf ihren langen Stelzbeinen, wie in Nachdenken versunkene Philosophen. Junge Enten laden im Kolbendicht, Regenpfeifer fliegen in ihren Nestern jurüst mit dem leisen Klugeruf, der dem Jammern eines Kindes gleicht. Vom Fels her tönt das Zirpen der Grillen und das harmonische Quaken der in den Blättern der Büsche verborgenen Kanakrösche. Es ist eine Symphonie der Einsamkeit, zu welcher das tiefe Klauschen der Meeresbrandung den Bass abgibt. Niemals habe ich so den friedlichen Eindruck von Frieden und Ruhe empfunden, wie an diesem Abend an dem verlassenem Gestade des Ionischen Meeres.\* Man sieht, es fehlt dem gelehrten Archäologen weder an Sinn für die Schönheiten der südlichen Natur, noch an der Fähigkeit, sie zu schildern.

## IV.

Jenseits des Västeno erstreckt sich die Ebene noch einige Kilometer, dann kommen zwei Hüddähe, der Salandrella, der Acalandrus des Plinius, und der Aciri, der den alten Namen Metris fast rein bewahrt hat. Wo am letzteren heute das Kloster Policoro liegt, stand ehemals Heraclea, 24 Stadien vom Meere, berühmt durch die Niederlage der Römer gegen Pyrrhus und durch die in seiner Nähe ausgegrabenen Bronzetafeln, denen wir die genaue Kenntniß der Ver Julia Municipalis, des von Cäsar den italischen Municipien verliehenen Stadtrechtes, verdanken. Die Stadt wurde von Lucius am erst 432 gegründet, um das Gebiet des zerstörten Siris zu behaupten, und blieb immer ihrer Mutterstadt unterworfen; sie erhielt z. B. niemals das völlige Münzrecht und durfte keine Aomen (Zweidrahmenstücke) mit ihrem Wappen prägen. Die Römer behandelten die Stadt, die sich schnell latinisirte, besonders freundlich; Strabo kennt sie als latinisirt, auch Plinius nennt sie eine bedeutende Stadt, aber seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts ging es rasch bergab mit ihr und die Saracenen vernichteten sie völlig. Die Byzantiner scheinen sie unter dem Namen Polychorion noch einmal aufgerichtet zu haben, dann bauten die Desinen dort das Kloster Policoro, und mit der Aufhebung des Ordens kam das ganze Gebiet in die Hände eines Großgrundbesitzers, des Herzogs von Gerace. Man kann nicht besser das Elend, welches die Latifundienwirtschaft über Subitales gebracht hat, schildern, als Kenormant es hier thut. 140 qkm bilden dort ein einziges Gut, das sein Eigenthümer so gut wie nie betritt; im Kloster Policoro wohnt der Intendant, der es in seinem Namen verwaltet. 25 000 Stak Rindvieh, meist Büffel, weiden in den Sümpfen am Meere, aber nur 250 Menschen

wohnen in den Massarie, den Meierhöfen, dieses ungeheuren Gebietes zerstreut. Nur ein kleiner Theil kommt alljährlich unter Kultur; trotzdem braucht man zur Aussaat und zur Ernte jedesmal gegen 4000 Menschen. Auf altherkömmlichen Wegen kommen sie aus den Bergen der Basilicata herangezogen, nach den Dörfern geordnet; sie übernachten in Kämnen, die weder an Gesundheit noch an Schmutz den schlechtesten Karawanenkaros des Orients nachstehen und mehr großen Schwerekräften als Aufenthaltorten für Menschen gleichen. Auf dem Gute werden sie in Trapp von einem fattore zugetheilt, dann bauen sie kleinen rechtlichen Hütten aus Zweigen oder Stroh. Zilien vergeht ein Tag, wo nicht einer oder der andere hinfällt, um nicht wieder aufzustehen; Sonnenhitze und Malaria pernicioosa fordern unzählige Opfer. Der Arbeiter ist der willenlose Sklave der Fattori. Der Herzog von Gerace zieht aus seiner Domäne die verhältnißmäßig unbedeutende Rente von 296 000 Francs, aber er braucht sich auch nicht darum zu bekümmern, und überläßt die Ausbeutung ganz den Generalpächtern, die sie wieder an Unterpächter weiter vergeben. Die Arbeiter sind schlimmer daran als die Hellsahs in Aegypten, die wenigstens in einem gesunden Klima arbeiten. Hier kostet der Mensch fast nichts; warum also ihn durch kostspielige Maschinen erlegen? Nur hier kann man noch sehen, daß beim Ziehen eines Grabens im Sumpfe der Schlamme in Körben von Frauen und Kindern auf dem Kopfe weggetragen werden muß; „ein Schauspiel von Elend und Erniedrigung, die seiner Steigerung mehr fähig sind, und welches der, der einmal Zeuge davon war, nicht wieder vergißt“.

Wenig besser stehen sich die Metatieri, die Pächter eines kleinen Stückchens Landes, und wenn sie ein klein wenig besser leben und sich bessere Kleider anschaffen können, so sind sie dafür um so mehr die Sklaven des Mercante di Campagna oder Fattore, von dem sie ihr Gütchen gepachtet. Der geringste Widerspruch kann ihnen die Kündigung bringen, dann sie sind durch keinen Kontrakt geschützt und jedes Jahr kann ihnen, allerdings nur an einem bestimmten Termin, gekündigt werden, ohne daß sie den geringsten Ersatz für etwaige Verbesserungen beanspruchen können. Wohl dem, der wenigstens auf einem Gute wohnt, das der Pächter selbst bewirtschaftet; dann hat derselbe allen Grund, sich mit seinen Venten gut zu halten, weil er die Rendite stücken muß. In Calabrien findet man oft Pächter, deren Familien seit Jahrhunderten auf denselben Gütchen sitzen und in einem ganz patriarchalischen Verhältniß zu ihren Herren stehen. Aber der Fattore hat keine Abhängigkeit von alter Zeit, er hat das Gut meist nur für ein paar Jahre gepachtet, und sucht sich so rasch als möglich zu bereichern. Durch die Anordnung der Kündigung erzwingt er immer höheren Pacht und erzwingt er auch andere Sachen, die noch eine viel demoralisierendere Wirkung ausüben. Die Zustände sind so schlimm wie in Irland, und wenn sie nicht schlimmer sind, so ist es nur der Furcht vor der Kade zuzuschreiben, die schon an manchem Fattore ein warnendes Beispiel statuiert hat. Daß die Bauern den Würber nie verrotten, daß sie den Künftigen, Gebannten, den Bandito schämen und unterwürfen, kann niemand Wunder nehmen.

Jahrhunderte hindurch haben die armen Proletarier Subitales ihr Schicksal ohne Murren getragen; sie wußten es nicht besser, denn die neapolitanische Regierung machte es ihnen unmöglich, irgendwo bessere Zustände zu sehen, indem sie sogar die Reise aus einer Provinz in die andere verbot. Da kam das neue Italien und die allgemeine Wehrpflicht; aus politischen Gründen legte man die



Südtalier in den Norden und umgekehrt, und so er-  
 fuhren die armen Bergbauern, daß es auch Gegenden giebt,  
 in denen der Arbeiter wie ein Mensch lebt und selbst  
 Grundbesitz erwerben kann. Von dem Momente an hat  
 die Agrarfrage in Italien ihr Haupt wieder erhoben und  
 sie wird nicht wieder einschlafen, ehe das Werk vollendet  
 ist, das die Wäucher begannen. Viele wandern aus,  
 gerade aus den südtalienischen Vastindienstrichen rekru-  
 tieren sich die italienischen Kolonien in Algerien und am  
 La Plata; ganze Dörfer ziehen geschloffen weg nach We-  
 gen, wo sie freie Eigentümer werden zu können hoffen.  
 Unter denen, die zu Hause bleiben, gab es aber von Jahr  
 zu Jahr mehr. Schon im Jahre 1872, wo Schreiber  
 dieses zum erstenmal diese Gegenden besuchte, machten  
 Kundige auf die Bewegung aufmerksam; sie hat seitdem,  
 wie auch Venomant bezeugt, sehr an Intensität ge-  
 wonnen, wenn sie auch in Folge des italienischen Wahl-  
 gesetzes noch wenig an die Oberfläche getreten ist; ehrgeizige  
 Führer werden sich schon finden und wenn nicht bald  
 gründlich abgeholfen wird, muß eine Explosion erfolgen, die  
 nur mit dem ersten Sklavenkrieg verglichen werden kann.  
 Wenn so steht es in Andalusien, wo in der *Mano nera*  
 schon die ersten Andeutungen der Agrarrevolution hervor-  
 getreten sind; was man dort „Internationale“ nennt, sind  
 zum großen Theil die besitzlosen Landarbeiter, die ihr Elend  
 nicht länger tragen wollen. Vergeblich versucht man durch  
 Polizei und Militär dieser Bewegung Herr zu werden;  
 nur eine Herabsetzung der Vastindien, die Schaffung eines  
 neuen freien Panncrlandes kann helfen.

Auf dem Schlagschiffe von Deralca steht heute der  
 prächtige Wald des Pantano di Polico, ein echter Ur-  
 wald, in welchem Arbutus, Quercus, Myrte, Oleander  
 und wilder Nelaum ungewöhnliche Dimensionen erreichen,  
 mächtige Stämme von Eichen, Firschen, Platanen, Eichen,  
 Ahornbäumen erheben sich einzeln aus dem Maquis und  
 schließen sich hier und da zu dichtem Hochwald zusammen;  
 an anderen Stellen breiten Kiefern ihre immergrünen  
 Schirmkronen aus und in ihrem Schatten wächst mit Vor-

liebe *Agaricus deliciosus*, der beste Champignon. Von  
 einem regelmäßigen Forstbetriebe ist natürlich keine Rede;  
 nur hier und da haust ein einsamer Kohlenbrenner, der  
 meistens gleichzeitig das Laubholz sammelt, das auf allen  
 Pflanzungen wächst und einen wichtigen Aufschubmittel (*Calabris*) bildet; fast in jedem Dorfe von der *Vasilicata* bis  
 nach *Cotrone* hinaus finden sich Vorrichtungen zur Gewinn-  
 nung des Saftes. Von der Bahn durchschnitten wird  
 dieser Wald wohl bald mehr ausgebeutet, oder, was in  
 Südtalier leider damit noch gleichbedeutend ist, verwohlet  
 werden.

Wenig weiter, am Gebirge des Zinno, des letzten  
 der fünf Flüsse, die von den Abhängen der *Vasilicata* herab-  
 kommen, hat man an der Stelle, wo die *Jonier* *Siris*  
 gegründet, die Station *Naova Siri* errichtet. Noch fast  
 unberührt liegen die Ruinen und doch würde besonders die  
 Nekropole reiche Aebende versprechen. *Siris* richt, wie  
 Metapont, ins graueste Alterthum zurück zu den Zeiten  
 des *Norgee*, des Königs der pelagischen Chonen,  
 denen schon vor dem trojanischen Kriege eine athenische  
 Kolonie den Kult der *Athene Polias* gebracht hatte. Als  
 König von *Pydien* sich der joniischen Städte bemächtigte,  
 flohen die Bewohner von Kolophon nach *Siris* und gaben  
 der Kolonie den Namen *Policion*. Die neue Stadt konnte  
 bald mit *Sybaris* und *Kroton* wetteifern, aber zwischen  
 570 und 565 n. Chr. fielen die Achäer von *Sybaris*,  
*Kroton* und *Metapont* über die *Jonier* her und verwohleten  
 die Stadt mit einer Grausamkeit, die selbst in jenen wilden  
 Zeiten eine besondere Strafe durch die Götter zu verdienen  
 schien. Eine Zeit lang erkrankte *Siris* dann als abgelebte  
 Stadt weiter und nahm Theil an der Münzconvention der  
 großgriechischen Achäer. Themiokles drohte vor der  
 Schlacht von *Salamis* den Spartanern, er werde sich mit  
 den Athenern nach der stammverwandten Stadt *Siris*  
 zurückziehen, wenn die spartanische Krone abginge. Die  
 Stadt bestand weiter bis 432, wo nach der Gründung von  
*Thucidi* die *Tarentiner* die Bewohner zwangen, ihre alte  
 Wohnstätte zu verlassen und sich in *Deralca* anzusiedeln.

## Die Ueberwinterung der dänischen Expedition zur Erforschung der Ostküste von Grönland.

Von Marine-Premierlieutenant B. Garde<sup>1)</sup>.

Es war der 15. September 1883, als wir von unserm  
 schwedenthieligen Aufenthalt an der Ostküste zu der dänischen  
 Handelsstation Naorastik zurückkehrten. Um 12 Uhr  
 Mitternachts näherten wir uns wieder mit unserm kleinen,  
 von fünf Frauen geruderten Frauenboot und gefolgt von  
 vier Kajaks, einem civilisirten Vagte. Vor allem suchten  
 unsere Augen in der Dunkelheit unser Wohnhaus und  
 unsere magnetischen Observatorien. Kommt waren wir aus  
 Land gekommen, als in der Entfernung hatte es wiederzuerstehen  
 aufgetaucht, aber je näher wir kamen, desto mehr wurden  
 wir enttäuscht. Da standen freilich die vier grönländischen  
 aus *Orstorf* und Steinen errichteten Hütten mit dem  
 Dach darüber, aber inwendig war noch nichts gemacht.

Im Magnetthale sah es ebenso traurig aus und wurde es  
 uns bald klar, daß wir am nächsten Morgen mit aller  
 Kraft beginnen mußten, um unsere Winterobservatorien in  
 Angriff nehmen zu können. Troßdem der Leiter der An-  
 lage abwesend war, schafften wir doch bald das nöthige  
 Material zur Stelle. Mehrere Grönländer mußten zün-  
 nern, Fenster einbauen, Betonpfeiler zur Aufstellung der  
 Instrumente gießen u. s. w., und nach Verlauf von acht  
 Tagen war alles so weit fertig, daß unser Ober vermeinte,  
 während einer Woche Naorastik verlassen zu können, um  
 den noch übrigen Theil der guten Zeit zu einer längeren  
 Vermessungsreise nach dem Friederichshalssjord, der  
 halbwegs zwischen Kap Farewell und Naorastik liegt, zu  
 benennen.

Diese kurze Tour, von welcher wir am 4. Oktober  
 zurückkehrten, nachdem wir mit vielen Schwierigkeiten,

<sup>1)</sup> Vergl. „Globus“, Bd. 44, S. 380.



als Sturm, hohe See und heftigem Regen zu kämpfen gehabt hatten, war unser letzter Ausfall im vergangenen Jahre. Unsere Fransenboote machten dann noch einige „Holzrouten“ zu den Strandwäldern am Tesserimint-fjord, der sich gleich südlich von Nanortalik gegen neun Meilen weit in das Vand hinein erstreckt; dann wurden auch diese unsere einzigen Beförderungsmittel aufs Vand gezogen.

Vom 4. bis zum 20. Oktober vollendeten wir die Einrichtung unseres Winterlagers. Vier Mitglieder der Expedition erhielten ein Schlafzimmer in einem dem königlichen Handel gehörigen kleinen Steinhause, einem sog. „Mannschafthause“; vier Holzbojen bilden umgeben das ganze Ankerblement. Das Wohnhaus liegt 1000 Fuß von dem Schlafzimmer und von dem eigentlichen Wohnplatze der Grönländer entfernt. Es enthält eine ziemlich große Stube, unseren Aufenthaltsort am Tage und während der Nachtwache, eine Küche, in welcher eine Grönländerin unter Oberaufsicht eines der Mitglieder der Expedition regiert, und eine kleine Vorrathskammer. Das Nebenzimmer ist theils grönländisches Kabinett, theils besteht es aus einzelnen, von hinstehenden Handelsboanten erworbenen Stühlen. In genügender, aber doch nicht zu großer Entfernung von dem Wohnhause liegen ein größeres und ein kleineres magnetisches Observatorium, die unter einander durch einen elektrischen Kautapparat in Verbindung gesetzt sind, der gleichzeitige Observation in beiden Räumen ermöglicht. In dem großen Hause stehen vier hohe, auf dem Felsenboden gegossene Betonssäulen, welche die magnetischen Variationsinstrumente tragen, an welchen die täglichen Veränderungen in der Mißweisung und der Horizontalkraft des Erdmagnetismus beobachtet werden. Das kleinere Magnethaus enthält nur einen einzigen Betonpfeiler, der den magnetischen Theodolit trägt, mit welchem die absoluten Bestimmungen der Mißweisung und der Horizontalkraft gemacht werden. Bei jeder dieser Bestimmungen werden gleichzeitig die Variationsinstrumente abgelesen.

Erst in den letzten Tagen des Oktober konnten wir die regelmäßigen Beobachtungen beginnen, die ohne Unterbrechung den ganzen Winter fortgesetzt worden sind. Da der Hauptzweck unserer ganzen Expedition der ist, die Ostküste mit Booten zu bereisen, während die internationalen Polarexpeditionen ein weiteres Forschungsgebiet umfassen, so können natürlich unsere Winterobservationen nicht so vollständig sein, wie diejenigen der Expedition nach Godthaab. Das Winterklima hier, an der südöstlichen Küste von Grönland (Nanortalik liegt gegen 10 Meilen nordwestlich von Kap Farewell auf einer exponierten Insel) muß barisch und rauh genannt werden. Es herrschen während der Winterzeit in Südgrönland heftige Stürme mit schnell wechselnder Temperatur, bald 20 Grad Kälte und bald einige Grad Wärme, bald Schnee und bald Regen. Schönes stilles Frostwetter mit reiner, klarer Luft ist nur eine Ausnahme in Südgrönland, während dies in Nordgrönland zur Winterzeit die Regel ist. Hier giebt es keine Schiffsfahrzeit mit Hunden, hier ist das Meer der einzige Kommunikationsweg, und ist derselbe zugefroren, der Weg den Fransenboote und Kajaks gesperrt, dann muß man wohl oder übel zu Hause bleiben, denn der Schnee, den die Nord- und Weststürme bringen, wird von ihnen theilweise wieder fortgewirbelt und was dann übrig bleibt, wird bald von den östlichen Schneestürmen mit ihrer hohen Temperatur verunreinigt. Die Eisecke des Meeres ist eben so vergänglich wie der Schnee am Lande. Auf verschiedenen Stellen liegt hier wohl auch das Winteris der ganzen Winter hindurch, aber auf vielen Stellen, wie hier im Fahrwasser bei Nanortalik, bekommt das Eis keine Ruhe.

Sobald stilles Wetter eintritt, bildet sich augenblicklich Eis, hat dasselbe aber nicht ganz schnell eine hinlängliche Stärke erlangt, dann macht der nächste Sturm seinem Dasein ein Ende. Freilich kann ein solches Klima beaglich nicht genannt werden; indeß sichern wir fast nie, Tant unserer Vorsehung, so genügend mit wollenen Kleidern versehen zu haben, denn geht man hier nur in Wolle gekleidet, so kann man sich alles, was Pelztracht heißt, entbehren, ohne sich zu erkälten, und ein Nordweststurm mit 20 Grad Kälte wird bei weitem nicht so schädlich sein, wie ein Oststurm mit 6 Grad Kälte in Dänemark, so man mit feilen Oberkleidern und oft mit baumwollenem Unterzeug einhergeht. Das grönländische Schuhwerk, die weichen und geräumigen Zechundschellstiefeln (Kamitter), ohne Haden und andere civilisirte Künstelei, sind auch ganz anders warm, als die europäische Fußbekleidung.

Wenn wir Nanortalik eine exponierte Insel genannt haben, so ist dies jedoch nicht so zu verstehen, als läge die Insel zu äußerst nach der Davis-Straße zu; vielmehr liegen vor Nanortalik noch mehrere kleine Inseln, wovon sich die Grönländer im Frühjahr auf den Robbenfang begeben. Von unserer Station aus haben wir keine Aussicht auf das offene Meer, aber der vorliegenden, aus niedrigen und eben kleinen Inseln bestehende Kette, die zerstreuten Gieseler, die vielen Eidermöggelchwäne und die reine freie Luft verleiht dieser dürftigen Partie einen gewissen Reiz. Nordwärts präsentiert sich die grönländische Natur in einer passenderen Gestalt, dort sehen wir eine wilde, großartige Gebirgslandschaft mit steilen, nabelförmigen Kegeln sich erheben; es ist die schöne, aber einmale unbeflegbare Insel Sermercol, die bis in die Wolken emporragt. Wenn die Luft rein und klar und heiterer Sonnenschein herrscht, dann erscheint Sermercol so milde und freundlich, daß man Lust bekommen kann zu versuchen, diese schönen Kegeln, die sich so scharf gegen den blauen Himmel abheben, zu ersteigen; wenn aber der Sturm heult und alle diese vorhin so friedlichen Kegeln mit zerrissenen Wolken bedeckt sind, so vergißt man bald seine ledigen Pläne und freut sich der kleinen Erbhütte mit der beglückend warmen Stube. Das Fjelland hinter Nanortalik gleicht Sermercol in hohen Grade, denn die ganze südliche Spitze von Grönland bildet eine wilde zerklüftete Berglandschaft mit ganz steilen Kegeln bis zu einer Höhe von 7300 Fuß. Zwischen den Kegeln drängen Gletscher massenhaft abwärts und das Ganze macht in seiner Großartigkeit und Wildheit einen sehr imponierenden Eindruck.

Nanortalik selbst liegt in seiner stolzen Umgebung etwas dürftig aus. Der königlich grönländische Handel hat hier in Nanortalik ein „Vorkehrhaus“, sowie einige andere kleine Gebäude, darunter ein mit Vadelser und Brauerer, errichtet. Die Verrkehrsmission besitzt ein kleines Holzgebäude, in welchem Kirche und Schule abgehalten wird. Als Katechet und Lehrer fungiert ein Halbblutgrönländer. Das Grönländerdorf besteht aus einigen dreißig kleinen, niedrigen, aus Gerastorf und Stein errichteten Häusern, in welchen ungefähr 250 Menschen wohnen. Im Frühjahr, wenn das Grois eis kommt und der eigentliche Robbenfang beginnt, begiebt sich ein großer Theil der Grönländerfamilien nach den zu äußerst gelegenen Inseln hinaus und wohnt hier in Zechundschellstiefeln. Auf einer kleinen Landzunge, südlich vom Grönländerdorf, liegen das Wohnhaus und unsere umgekauften Fransenboote, und überall am Strande sieht man Kajaks, sowie in einem kleinen natürlichen Hafen das Dandelschiffchen Nanortaliks „Raagna“ liegen. Der Schoner „Maagen“ wird von einem Grönländer geführt und besorgt derselbe den Verkehr zwischen Nanor-

talit und Mos, dem südlichsten dänischen dicht bei Kap Farwell belegenen Handels etablissement in Grönland. In geringer Entfernung südlich von Nanortalit schneidet der schönste Fjord Südgrönlands, der neun Meilen lange Teffermiut in das Bergland hinein. Im Innern des Teffermiut findet sich während des Sommers eine sehr reiche Vegetation; die Wärme und die Mäden können hier während des Hochsommers so unerträglich sein, daß man glaubt sich in den Tropenländern und nicht in Grönland zu befinden. Die Zuergerwälder am Teffermiut versehen die Bewohner Nanortalits mit Wintererzeugung, die Pappflüsse gewähren ihnen Vache im Ueberflusse, das Gewässer im Fjord liefert ihnen Robben und Sertinge in Menge und in den Gebirgspartien rings umher sind Schneehühner, Hasen und Füchse zu finden. Am Ende des Fjordes sollen selbst Wäsen vielfach vorkommen.

Zwischen diesen Umgebungen und zusammen mit 200 bis 300 wieder civilisirten noch uncivilisirten Menschen haben wir also unseren ersten Winter in Grönland zugebracht. Da derselbe sich nun seinem Ende nähert und wir in kurzer Zeit wieder unsere Reise nach der hier in Westgrönland so gesuchten Ostküste antreten sollen, so können wir sagen, daß uns der Winter äußerst schnell vergangen ist, und das, trotzdem wir seit October nicht außerhalb Nanortalits gewesen sind. Das Winteris in den Fjorden und unsere Observationen verhielten alle Ausfälle, so daß wir uns mit den kleinen Bekreuzungen begnügen mußten, die unsere kleine Insel bieten konnte; es waren ihrer nicht viele, aber wir fanden uns bald zwischen den Grönländern heimisch und theilten alle ihre kleinen Freuden. Sorgen machten sich die Grönländer nicht gern; sie lassen in des Wortes wahrer Bedeutung jeden Tag seine eigene Plage haben und dies gibt ihnen eine so eigenartige Lebensenergie, daß man zu ihnen fast jene Zuneigung faßt, wie dies sonst nur Kindern gegenüber der Fall zu sein pflegt. An dem einen Tage kann man sich über sie ärgern und meint, sie hätten wohl verdient zu hungern, weil sie in der guten Zeit keine Vorräthe für die schlechte gesammelt haben; wenn man dann aber am nächsten Tage Zeuge der kindlichen Gütlichkeit, des Humors und des vollständigen Vergessens der überhandnemen Peiden ist, wenn auch nur ein Gangmann mit einem guten Seehund ankommt, so ist es unmöglich, ihnen länger zu zürnen und unwillkürlich folgt man diesen Naturmenschen in ihre Freuden, und wird vom innigsten Mitgefühl für sie ergriffen, bei denen die Sitte zu theilen, so lange etwas da ist, so hervorritt.

Vom October bis Weihnachten verfloß die Zeit ohne erwähnenswerthe Ereignisse. Mit Kajals und Schneeschuhen hatten wir uns zwar versehen, doch boten die unregelmäßigen Schneefälle dem Schneeschuhlaufen zu meist große Schwierigkeiten. Einigermassen ergiebig war nur die Fieberbühljag, während wir auf Eisbären nicht zu Schulle kamen, von denen auch in der nächsten Umgebung von Nanortalit überhaupt nur vier erlegt wurden.

Die Temperatur bis Mitte December hielt sich auf ungefähr — 4 bis — 6° C., sank dann in der zweiten Hälfte des December bis — 15° C. Häufig hob sich dieselbe bis über den Gefrierpunkt, namentlich wenn die nördlichen Schneewinde wehten, die zum größten Theil die Kälte der auf vielen Stellen in Grönland herrschenden hohen Wintermittelpunkt sind. Während eines Nordost-Stöhm am 5. December 1883, also zu einer Zeit, wo man starke Kälte in Grönland vermuthen sollte, stieg unser Thermometer auf + 10° C. Es mag wunderbar erscheinen, daß aus dem eisbedeckten Innern Grönlands kommende Winde

so warm sein können, aber das Phänomen ist erklärt, ohne dasen im Innern oder dergleichen sich zu denken, nur indem ganz einfache mechanische Gründe in Anwendung gebracht sind. Namentlich hat der Director des dänischen meteorologischen Instituts Kapit. Hoffmeyer nachgewiesen, daß die warmen Winde in Grönland nichts Anderes, als die aus den Alpenhöllern und aus Norwegen her bekannten Röhne sind.

Zum Weihnachtsfest wurden in Nanortalit schon frühzeitig Vorbereitungen getroffen; wir hatten uns nämlich entschlossen, für die ganze Bevölkerung von Nanortalit und Umgebung, eine Weihnachtsfeier zu veranstalten, und da wir nicht weniger als 400 Gäste erwarten konnten, so mußten ziemlich großartige Vorkehrungen getroffen werden. „Großartige“ Vorbereitungen wollen nun allerdings hier nicht viel sagen, denn die Grönländer sind in Bezug auf Vergnügen so wenig verwöhnt, daß nicht viel dazu gehört, sie zu erfreuen. Tannenbäume giebt es hier oben nicht und auch andere Bäume von regelmäßiger Form sind sehr selten. Wir mußten uns deshalb mit einem künstlichen Weihnachtsbaum begnügen. Unser Fest wurde am ersten Weihnachtstobend in der Wüthderverkstatt des Handels etablissements abgehalten, dessen lahle, schumige Steinmauern mit baumwollenen Stoffen aus den Tauschhandelsvorräthen, mit grönländischen Waffen, dänischen Jaggen und einem Transparent decorirt waren, das den Gästen in grönländischer Sprache ein fröhliches Weihnachtsfest wünschste. Der Weihnachtsbaum war reich geschmückt mit Lichtern, Figuren und Perlen und in einer Ecke des Raumes war eine Tombola arrangirt, die jedem Grönländer eine Kleinigkeit spendete, entweder etwas Tabak, eine Waise, ein Messer u. dergl. Es war wirklich ein wahres Vergnügen, mit der Vertheilung der Gaben betraut zu sein, denn die Gütlichkeit und Freude war auf allem Gesichtern ausgeprägt; Mißgunst und saure Gesichter gab es gar nicht. Diese Menschen, die sich schon lange auf diesen Festabend gefreut hatten, konnten sich während zweier Stunden schon damit amüsiren, in einer langen Kette um den Weihnachtsbaum zu marschiren, indem sie abwechselnd Weihnachtsespalmen und ihre eigenen wohlklingenden, aber etwas monotonen Pieder sangen. Die entzückte der Anblick des im Lichterglanze erstrahlenden Weihnachtsbaumes so sehr, daß sie das ganz vergaßen, was zuerst vor allem den armen Kindern in Europa einfallen würde, nämlich etwas von diesem Herrlichkeiten zu erhalten. Anfanglich wollte der Gesang nicht recht in Fluß kommen; es waren die wirklich gepackten Kleinen, welche mit einem Palme beginnen wollten, aber trotz der Unterstützung einer Harmonia und einer Violine waren sie zuerst nicht zu bewegen, ihre Stimmen erst erheben zu lassen, so sehr waren sie von dem ungewohnten Glanz benommen und eingeschüchtern. Erst nachdem die jungen Mädchen mit eingestimmt hatten, ging der Gesang gut und dauerte von nun an ununterbrochen fort. Den Gesang ließen die Grönländer außerordentlich und das um so mehr, da fast alle ganz gute Stimmen und ein feines Ohr für Musik haben. Die ganze Weihnachts- und Neujahrsfeier zichen Scharen junger Männer und Mädchen in den Kolonialen Palmen singend umher, und auch wir wurden auf diese schöne Weise am Weihnachts- und Neujahrmorgen gewekt.

Die Bewirthung auf unserm Feste bestand aus Feigen, Schmalzstücken, Punsch und Cigarren. Der Punsch war von dem Gemeiner der Expedition bereitet und war aus Brannwein, Wasser, Zucker und ein wenig Korn zusammengelest, welches Gebräu den Grönländern ausgezeichnet munde. Weihnachten ist das größte Fest der Grön-

länder; in ihrer Bekleidung erkennt man sie kaum wieder, so fein, rein und lieblich sehen sie darin aus, während zum täglichen Gebrauch die Keimlichkeit bei ihnen nicht hochsteht. Unter gewöhnlichen Umständen, wenn keine Fremden etwas für sie thun, verbringen sie die Weihnachtszeit mit Kaffeegesellschaften und am Abend finden in den verschiedenen Häusern Spiele, Tanz und andere Lustbarkeiten statt.

Nach Neujahr begann hier in Marokko die Kälte intensiver und die Föhne seltener zu werden. Gegen Ende Januar und im Februar hatten wir häufig bis  $-20^{\circ}\text{C.}$ ; am 9. März hatten wir die niedrigste in diesem Winter beobachtete Temperatur, nämlich  $-27,5^{\circ}\text{C.}$  Diese Kälte des großen Unterschiedes im Wasserstande zur Ebbe und Fluthzeit (ca. 10 Fuß) hat sich längs der Küste ein steiler Giebel gebildet, der sogenannte „Giesfuß“, den erst milderer Wetter wieder euttern kann. Solange dieser Giesfuß längs der Küste liegt, ist die Frauenbootsfahrt unmöglich, und da dieselbe noch heute, am 18. März, überall festliegt, so sieht es mit unseren Reiseansichten noch ziemlich trübe aus. Da indessen unser Uebf aus verschiedenen Gründen nicht eher als im April abzureisen geht, so haben wir

vorläufig keine Veranlassung, uns über den Giesfuß zu ärgern, obwohl derselbe so mächtig ausfällt, daß man versucht sein kann zu glauben, er werde mit größerer Ausdauer warten als wir. Inzwischen beginnen wir nun doch an die Ausrüstung unseres kleinen Schiffsgeschwaders zu denken. Gute Schiffsfelle werden von den Gronländern gekauft, sobald sie Rang gemacht haben; die Zelte werden untersucht und reparirt und der Proviantvorrath soll nach einigen Tagen sorgfältig vertheilt werden. Wenn die Expedition in einem Monat Marokko wieder verläßt, dann soll die Hälfte derselben mit allem Nöthigen für ungefähr  $1\frac{1}{2}$  Jahre und die andere Hälfte für  $\frac{1}{2}$  Jahr ausgerüstet sein. Es wird angenommen, daß die Mitglieder der Expedition auf der Reise und während des Winterruhehaltes auf der Eisflut durchgehends jeden zweiten Tag von den Produkten des Landes leben können, denn für die ganze Reise europäische Nahrungsmittel mitzunehmen, würde kaum möglich sein und die Erfahrungen, welche wir auf unserer kurzen vorjährigen Reise gemacht haben, scheinen auch die Richtigkeit dieser Berechnung zu bestätigen.

(Zusatz von W. Rinn.)

## Die Provinz El Arisch des Sultanats Marokko.

(Nach dem Spanischen<sup>1)</sup> des Don Teodoro de Cuevas.)

### I.

Das Paschalat Yacaba (El Arisch, Yacib) bedeckt innerhalb der im Jahre 1860 gültigen Grenzen (seither fanden einige Verschiebungen statt) einen Flächenraum von ca. 550 Quadratkilometer. Seine wichtigsten Flüsse sind der Yacaba, der in seinem Oberlaufe den Namen Yacaba führt und nördlich von der Stadt Aricha sich in das Meer ergießt, weiter der Yussuf oder El Macayebid, dann der Uad el Machzen, der Marur, der Uad Trabar und schließlich der beinahe stets trodne Zaïr. Alle diese Wasserläufe sind von geringer Bedeutung, da sie weder durch Schiffbarkeit noch durch Wasserreichtum sich auszeichnen; nur der Yussuf und der Uad el-Machzen verdienen es, daß wir ihnen einige Aufmerksamkeit widmen. Der Yussuf entspringt in dem Schyghäuen-Gebirgszuge nahe dem Rif und ergießt sich, nachdem er die Mauern von Kasr el-Kebir (Alcazarquivir) bespült, bei El Arisch in das Meer. Eine Barr von 10 bis 14 Fuß Tiefe ist der Schiffahrt sehr hinderlich, doch können Fahrzeuge bis zu 150 Tonnen Gehalt noch bis zum Hügel von Schamisch gelangen; eine Regulirung des Flusses würde kleineren Schiffen den Zugang bis Kasr el-Kebir selbst gewähren, da der Fluß von da an mit nur schwachem Gefälle durch eine weite Ebene fließt. Der Uad el-Machzen ist ein Nebenfluß des Yussuf, mit dem er sich bei der Kanaa des Sidi Embarek vereinigt. Er ist für die Schiffahrt nicht besonders geeignet; zwei kleinere Bächen verbinden seine tief eingeschnittenen Ufer. Außer diesen Flüssen sind noch einige Sümpfe und Seen vorhanden, die eine reiche Fauna an Fischen, Wasservögeln und Fischeottern aufzuweisen haben.

Das Gebirge ist wild zerissen, doch läßt sich im Ganzen und Großen eine Direction von Nord gegen Süd feststellen. Gegen das Meer zu nimmt die Höhe immer mehr und mehr ab; nur der Pico de Zarar bildet mit seinem alles überragenden Gipfel eine Ausnahme. Das Gebirgsland ist bewaldet; selbst in Gegenden, wo der Mensch schonungslos ansetzt, wie in der Umgebung des Uad Trabar, ist Buchwald vorhanden, während die Höhenzüge von Halseril, Beni Gorfes, Sumata und Benisef mit einem prächtigen Waldbestand bedeckt sind, bedeckt im buchstäblichen Sinne des Wortes. Unter den Waldbäumen zählt die meisten Individuen die Korkeiche, deren Früchte dem Menschen wie dem Rindvieh zur Nahrung dienen, während ihr Holz ausgezeichnetes Baumaterial liefert. Die Korkeiche war es, aus deren Stämmen jene Schiffe zusammengedrückt wurden, welche in den vergangenen Jahrhunderten die kleinen Piraten Marokkos nach Norden trugen. In den Hainen von Sahel überwiegt der wilde Eichenbaum; man schätzt hier das aus seinen Früchten gewonnene Öl höher, als wie jenes der salivirten Olive, welche in großen Beständen bei Halseril und Kasr el-Kebir gepreßt wird. Im Walde von Kurrischa macht der wilde Birkenbaum der Korkeiche den Platz streitig, während in den sumpfigen Thälern den Pflanzern verschiedene Weidenarten dominiren. Außer den genannten Bäumen findet man in den Wäldern dieser Provinz noch Eichen-Species, Buchebäume und (sehr selten) Yrdenbäume, welche von den Eingeborenen Yarz genannt werden. Das Öl des Nadelbaumes wird theils zur Seifenfabrikation, theils als Leuchtmittel verwendet, seine Blätter dienen ebenso wie jene der Myrthe, welche im Sahelbaine sehr häufig ist, zur Fütterung der Ziegen. Am letztgenannten Thie wächst auch ein Strauch, aus dessen wolfschmeckender Frucht,

<sup>1)</sup> Boletín de la Sociedad geográfica de Madrid, Bd. 15 u. 16.

Madroneo genannt, die Juden einen sehr starken und beliebten Wein bereiten. Auch die Zwergpalme, welche hier eine Höhe von sieben Fuß erreicht, wird allenthalben angetroffen; während aber die spanischen Bauern und die algierischen Kolonisten diese Pflanze nur ungerne in ihren Aedern sehen, wird sie von dem marokkanischen Landmann sehr hoch geschätzt. Da ihre Blätter nämlich immer grün und frisch bleiben, so werden sie dem Stinibich, ja auch den Kamelen zur Fütterung vorgeworfen, zumal wenn Dürre eintritt. Die Frucht selbst wird von den Schafen getressen und aus den Ästen der Bäume werden die arabischen Bäuerinnen ein sehr dichtes grobes Laub, das gegen den Regen vortheilhaft schützt. Eine wichtige Rolle spielt als Schafsfutter eine kleine Zwiebel, Namens Hila. Der Wald beherbergt starke Rudel Wildschweine, deren fettiges Fleisch nicht von jedem Bauer verachtet wird; der Jäger spürt hier auch noch andern Wilden nach, als Kaninchen, Hasen, Rebhühnern, Schnepfen, Wachteln, Ringeltauben, dem Schafal, dem Fuchs und der Wildkatze. Löwen und Leoparden treten hier nicht auf, dagegen sind Schlangen gefährlich.

Außer verschiedenen Getreideorten (Weizen, Gerste, u. s. w. werden noch Datteln, Citronen, Aprikosen, Feigen, Granatäpfel, Baumapfelsinen, Pomeranzen, Äpfel- und Birnbäume kultivirt, ja selbst die Weinrebe erweist sich menschlicher Pflege. Aloe und indianische Feigen dienen zur Herstellung vonwundheilender, lebendiger Säften.

Die Bevölkerung dieser Provinz setzt sich aus Arabern, Berbern (den sogenannten Schelha oder Scheloch) und Juden zusammen, welche letztere, wie bekannt, ihre Abstammung von jenen Emigranten herleiten, welche aus ihres Glaubens willen von Jabel der Katholiken und ihrem portugiesischen Schwiegersohn am Ende des 15. Jahrhunderts aus Spanien und Portugal verwiesen wurden. Die Schelha sind die Vornamen der Berber, während die Araber in den Ebenen wohnen. Die Juden haben sich des gesamten Handels bemächtigt und bewohnen alle größeren Ortschaften, besonders Kasr el Kebir. Die Gesamtzahl der Bewohner dieser Provinz wird auf 143 000 Seelen geschätzt und zerfällt in sieben Kabylen: Zähel, Chelot-Elig, Beni-Gorsel, Halferis-Tschelbel, Halferis-Dia, Sumata und Benisfel. Diese Kabylen-einteilung gilt nicht für die größten Städte. Wir wollen nun mit den einzelnen Kabylen und den Städten dieser Provinz etwas eingehender beschäftigen.

Der nördlichsten Theil der Provinz El Akrich bildet das Kadat Arzila, welches durch den Fluß Garila von der Provinz Tanger getrennt wird. Dieser Distrikt umfasst die gleichnamige Stadt und die Kabylo Zähel. Als die Portugiesen im Jahre 1477 sich des Zähel-Territoriums bemächtigten, fanden sie dasselbe nur von wenigen Hühnerfamilien bewohnt, welche vor den Christen in das Innere entflohen. So blieb dies Gebiet bis zum Jahre 1689, in welchem Sultan Moulay Ismael El Akrich eroberte, eine menschenleere Wildnis; dann aber wurden Schelha aus dem Gebirge hierher versetzt, um das Land zu besiedeln. Die Bauern der Hüthen beweist zur Genüge die herberische Abkunft ihrer Vornamen. Diese Hüthen bestehen aus Mancun, zu deren Herstellung Weizen, Stroh und Kumpfen durcheinander gemengt worden sind und einem Tuche (hergestellt aus Pfliltraut), das den Regen gut abweisen läßt. Ein aus solchen Hüthen bestehendes Dorf heißt Tschar (Arad: Tschara); es steht im Gegenfaze zu dem arabischen Duraan, welches aus Ghiam sich zusammensetzt, d. h. aus Zeiten oder Zeltstätten, deren Deden aus jenen Geweben besteht, welche aus den Wurzelstöcken der Zwergpalme hergestellt werden.

Die Kabylo Zähel ist unter zwei Theilen getheilt, welche wieder dem Gouverneur des Distriktes, welcher zu Arzila residirt, untergeordnet sind. Jedes Tschar oder Dorf besitzt einen Vorsteher, der den Tschar Tschari führt. Die Kabylo Zähel entrichtet dem Sultan einen Tribut in Geld und Naturalien von 2753 Dukaten und stellt überdies im Kriegsfall ein Kontingent von 350 Mann Fußkoll zum kaiserlichen Heere; doch kann die Kabylo, welche 1740 Hüthen (ca. 60 pro Dorf) zählt, im Nothfalle 2000 Bewohnte aufbringen, sämmtlich Fußkoll, wie dies bei allen Schelha der Fall ist, während die Araber die Reiterei liefern. Der Zähel ist ein vortheilhaftes Schloß. Der ehemalige dichte Waldbestand ist durch das Fällen der meisten Korkbäume, welche erst jetzt wieder mehr geschont werden, und durch Waldbrände stark geschädigt worden. Letztere legte man mit Fleiß an, um die Korkbäume, welche hier ein sicheres Versteck fanden, aus ihren Schlafwinkeln zu jagen. Die Bauern dieser Kabylo bauen Getreide, Erbsen, Gerste, Orangen, Kaurianjamen, Bohnen, Kirschen und Johannisbeeren nur zu eigenem Bedarf, so daß nur selten etwas von ihnen auf den Markt von El Akrich gebracht wird. Ihr Viehstand besteht aus schlechtem Eornvieh, aus Schafen und Ziegen. Käse, Milch, Eier, Hühner und Ziegen verkaufen sie nach El Akrich, zuweilen sogar bis nach Tanger.

Die Stadt Arzila ist vierzig angesehene und rings von Mancun umgeben, welche ebenso wie das im Nordosten der Stadt gelegene Kastell halb zerfallen sind. Zwei Thore führen in das Innere, von denen das östliche noch mit dem eingewinkelten Wappen der Könige von Portugal geschmückt ist. Diese von den Römern gegründete Stadt hat äußerst wechselvolle Schicksale erlebt. Im Jahre 713 fiel sie in die Hände der Araber, welche aber nur eine kurze Zeit sich des Besitzes zu erheben hatten, denn im Jahre 736 erlitten die Normannen Arzila, um es vollends anzupflandern. Es blieb dann in Ruinen, bis der erste Chalik von Córdoba, Abderrahman ben Ali, Arzila wieder aufbauen ließ. Die Stadt blieb nun unangefochten in den Händen der Sarazenen bis zum Jahre 1471, wo die Portugiesen den Platz eroberten und bis zum Jahre 1545 behaupteten; zwar gelang es ihnen sich im Jahre 1578 wieder in den Besitz der Stadt zu setzen, aber nur für eine kurze Zeit. Von da an blieb Arzila bis zum Jahre 1860, wo spanische Kriegsschiffe es beschossen, frei von einem christlichen Angriff. Gegenwärtig zählt es nur 400 ruinenhafte Häuser, die 10 Gassen bilden; außerdem giebt es noch eine Gasse, welche gleichsam einen Bazar darstellt; dort befinden sich nämlich die Kaufhäuser der Juden. Die Gesamtzahl der Einwohner übersteigt nicht 2000 Seelen. Außer Wollspinnereien und Goldschmiedekunst wird in dieser für den Handel ganz unbedeutenden Stadt keine Industrie betrieben. Die Goldschmiede wegen den edlen Metallen so viel Kupfer bei, daß dieses in den Legirungen bedeutend überwiegt. Arzila besitzt auch nur ein einziges maurisches Bad, dagegen vier Barbieren. Die Stadt ist ohne Mauern und Cisternen; alles Wasser muß aus den zahlreichen Quellen, welche die Stadt umgeben, herbeigeschafft werden. Zwei Karawanenstraßen, zur Aufnahme von Keffenen und Thieren bestimmt, sind vorhanden, ohne daß sie stark in Anspruch genommen würden, da der Handelsverkehr ein geringer ist. Außer dem Distrikts-gouverneur residirt hier ein Rabi mit sechs Anwesern oder Schreibern, welcher den Mohammedanern, die hier zehn bestehende Moscheen besitzen, Recht spricht. Ein Kabbirer ist der Richter der Juden, welche zwei Synagogen und einen Friedhof ihr Eigen nennen.

Südlich von der Kabylo Zähel liegt die Kabylo Chelot



und Tlig. Man hat wegen der Raunenähnlichkeit diesen Stamm mit den Antoloten des Alterthums identificiren wollen, aber mit Unrecht, denn die Cholot und Tlig sind erst vom Sultan Muley Ismael nach dem Jahre 1673 aus der Gegend von Marokko hierher versetzt worden. Ein Theil der Cholot ist von dem Sultan Muley Abderrahman wegen verschiedener Unruhen in den Osten von Mekines vertrieben worden. Es sind der Abkunft nach die Cholot und Tlig Araber, welche in ziemlich guten Vermögensumständen leben. Das Territorium bringt dieselben Produkte hervor, die wir bei der Kabyle Sabel kennen gelernt haben; der Viehstand ist ein <sup>sehr</sup> guter, in guten Jahren werden bis zu 4000 Centner Wolle von den Schafen der Kabyle gewonnen. Es giebt hier auch größere Landgüter, von denen einige im Besitze von Schurfas, d. h. hier Abstammungen des Muley Trio oder Wezbahin, sich befinden. Diese Leute genießen nicht nur das Recht persönlicher Immunität, sondern auch ihre Hütten und Höfe theilen das Ansehen ihrer Besitzer, indem ständige Verbrecher hier vor das Rechtssprechen des Kadi ein sicheres Asyl finden. Sogar wenn entpöbelte Konfusi die Auslieferung eines dahin geschickten Missethäters verlangen, getraut sich selbst ein Vorkas nicht ohne Erlaubnis des Scherifs, als des Eigenthümers, vorzugehen, so daß der Verbrecher während der Unterhandlungen Zeit genug zum Entweichen findet. Die arabischen Bauern sind gewöhnlich ganz verschuldet, indem sie zu ihren Viehställen nie über genug Kapitalien verfügen und so an die Börse der Juden appelliren müssen, wobei sie regelmäßig das Opfer der Wucherer oder schlaue Spekulation werden. Das Ende vom Viehe ist, daß der Besitz des Fellschafs oder arabischen Bauern in die Hände des Juden fällt. Die Pferdezahl ist jetzt herabgekommen, seitdem der weisse Befehl des Sultans Si Wobahed, in jedem Duar einen Vollbluthengst zur unentgeltlichen Zucht der Stuten zu halten, seine stirkte Anwendung mehr findet. Trotzdem stehen Pferde und Kamele noch in einem solchen Ansehen, daß der Verkauf dieser Thiere nur unter Abfassung einer Urkunde, welche eine genaue Beschreibung des zu verkaufenden Thieres enthält, stattfinden kann. Der Ackerbau steht hier auf einer niedrigen Stufe, die Geräthe sind sehr unvollkommen und die Bauern leben oft in so dürftigen Verhältnissen, daß sie nicht einmal einen Esel besitzen, so daß der arme Fellah seine Frau und Kinder vor den Pflug spannen muß, um ackern zu können. Der Ackergrund gehört vielfach dem Sultan oder den Moschren; solche Felder werden in öffentlichen Licitationen an den Meistbietenden verpachtet. Die Ernte wird nicht in Scheunen, die dem arabischen Bauer unbekannt sind, untergebracht; der Fellah gräbt vielmehr in die Erde spit zulaufende Vöcher, die er mit Getreide ausfüllt und dann oft mit einer oft zwei bis drei Fuß tiefen Erdschicht verschließt. Solche Gruben werden in Tlig, in anderen Theilen Marokkos Matmora (dahon das spanische Wort Matmora) und in Algerien Selo genannt. Sie dienen in vielen Gegenden Marokkos auch zum Gefängnis. Es giebt immer viele Wasser an einem einzigen Punkte, welcher Ort dann Matmora genannt wird. Zur Bewässerung der Matmora wird ein Wächter, der Werras, angestellt, der jedoch nur für Diebstahl verantwortlich ist. In unruhigen Zeiten scheuen sich die Besitzer, oft ganze Duars, um ihre Werr, um dieselben gegen feindliche Angriffe zu verteidigen. Die Cholot gehörenden sieben, die Tlig vier Esels, welche jeden Sonntag in Kasr-el-Kebir Rapport zu erstatten haben. Diese Kabyle der Cholot und Tligs zählt ungefähr 55 000 Individuen, welche 16 300 Dufaten (23 970 Francs) Steuern entrichten. Mitten in diesem Territorium liegen 13 Duars der

Kabyle Debaua, welche zur Jurisdiction der Provinz Tanger gehören. Die Cholot wohnen in 120 (hierzu kommen noch 7 Duars im Districte Warb), die Tlig in 107 Duars.

Im Territorium dieser Kabyle liegt die Stadt Kasr-el-Kebir, von den Spaniern *Mecaragivir* genannt, in einer fruchtbaren Ebene an dem rechten Ufer des Kulfus. Die Zeit der Gründung ist unbekannt; erwähnt wird sie zuerst im Jahre 1153, doch scheint sie schon damals längere Zeit existirt zu haben; wahrscheinlich war der Gründer dieser Stadt ein Häuptling jener Araber-Kabyle Ketama, welche mit den ersten Einwanderern von Fezschag nach Marokko (um 700) darauf denet wenigstens die älteste Form ihres Namens hat: Kasr-el-Kebir-el-Ketami. Daß ihre ersten Bewohner Berber gewesen sind, darauf deuten die schrägen Dächer und dann der Umstand hin, daß das Bindemittel der Steinlagen aus Thon und nicht aus Kalkmörtel besteht. Es scheint übrigens, daß hier vor der mohammedanischen Gründung schon eine römische Niederlassung existirt hat, denn die Ruine der Moscheen sehen aus, als ob sie antiken Mauerwerk entnommen worden wären; zwanzig Fuß über dem Erdboden steht man sogar eine Tafel mit lateinischen, der Römerzeit charakteristischen Buchstaben, doch gestattet die Höhe dem unbewaffneten Auge die Entzifferung nicht. Die alten Mauer der Stadt sind vom Sultan Muley Ismael im Jahre 1673 gestiftet worden, doch sind auch einige Ueberreste derselben erhalten, nach welchen zu schließen die Befestigung eine Länge von 20 Minuten (gemessen mit dem Chronometer auf einem Pferde, das jede Minute 120 Schritte machte) besaß. Der innerhalb der Mauer gelegene Raum scheint nie ganz mit Gebäuden besetzt worden zu sein; der freie Raum diente wahrscheinlich in Kriegeszeiten zur Verbergung der Pandente und Hirten der Umgebung. Heute ist die Stadt, wie erwähnt, vollständig offen, so daß sie bei Eintritt von Unruhen jedem Angriffe der benachbarten kriegerischen Bergstämme preisgegeben ist, wie denn auch thatsächlich am 16. Januar 1882 50 Krieger aus dem Gebirge Ardana in die Stadt eindringen, um das Haus eines Juden zu plündern, der — ein kritischer Unterthan — sich durch seinen Wucher ihren Haß zugezogen hatte. Die Wunde verblieb über eine Stunde in der Stadt, ohne daß es jemand gewagt hätte, für den Bedrohten auch nur die Hand zu heben.

Die Straßen der Stadt sind so enge, daß sie kaum ein Reiter passiren kann und so unrein, daß der Unrath zwei große Büche bildet, welche sich mitten durch die Stadt schlängeln und endlich im Viehen in der offenen Ebene sich verlieren. Wenn große Regengüsse den Kulfus anschwellen machen, dann stehen die Wästen unter Wasser, das dann beim Abflauen allen Unrath mit weggenommen. Diese Ueberfluthungen kommen auch den Bauern zu gute, indem die aus Thon und Stroh getrockneten Riegel durch das Wasser wieder kompakter werden. Von den Veranda's der Häuser genießt man einen schönen Ausblick auf die lachenden Auen der Umgebung, welche zahllose Oasgärten aufweist. Die Stadt selbst zerfällt in zwei Districte (im Norden der Scheräs, im Süden der Bab-el-Had), welche in elf Quartiere eingetheilt sind. Im Scheräs-Districte liegt der große Markt der Bewohner von Kasr-el-Kebir, welche sich vielfach mit der Landwirtschaft befassen, ferner der Marktplatz für Vieh, Pferde und Getreide; die Mehrzahl der Juden hat sich im Bab-el-Had, besonders im Quartier Nemat, niedergelassen. An dem Minaret der Dschama-el-Kebir befindet sich die oben erwähnte Römisch-Inschrift. Wie die offene Stadt, welche keine Garnison von Linientruppen besitzt, vor den Angriffen der zahlreichen Wüsthlepper zu schützen, werden



zur Nothzeit die Quartiere durch große zweiflügelige Thore abgesperrt, welche von je 3 bis 4 mit Säbeln bewaffneten Wächtern geschützt werden. Bei Alarm stellt der Distrikt Scherza 350, der andere 500 Mann Naiba, d. h. Irreguläre. Trotz aller Vorsicht hat insbesondere das Quartier Bab-el-Chabab viel von den Räubern, die zur Nothzeit vom Gebirge hierherkommen, zu leiden. Die Bevölkerung der Stadt nähert sich zum großen Theil von dem Ertrage der Feldwirtschaft; diese Leute leben ebenso kärglich wie der Bauer der Steppe, sie begnügen sich mit wenigem Kneis, Milch und Brot, Fleisch wird nur selten gegessen, in diesem Falle am Arara. Die Araber nahmen bleiben in der Tasche des Mannes, der seine erworbenen Güter täglich verbißt, sie weist dem Schloß der Erde anvertrauen. Auch die Juden leben sehr mäßig, so daß in dieser Stadt, welche eine ständige Bevölkerung von 8700 bis 9000 Seelen besitzt, wöchentlich nur 15 Stüd Vieh und 65 Hammel von den mohammedanischen, 2 Stüd Großvieh von den jüdischen Regern geschlachtet werden. Da die Stadt ein sehr ansehnlicher Handelsplatz ist, so wird sehr aus von vielen Reisenden besucht; man kauft nach dem Verlaufe der Probaderien die Zahl der täglich hier anwesenden Fremden auf circa 1000 Personen. Die 24 Herrgeber der Stadt weisen 500 Wohnräume auf, welche nie leer stehen; außerdem besitzt Kasr-el-Kebir 30 Kaffeehäuser, in denen man bei einer Tasse Kaffee sich mit Rauchen, Singen und Kartenspielen die Zeit vertreiben kann. Die Juden kommen in zwanzig Schnapelläden zusammen, wo verschiedene Branntweinarten kredenzt werden. Im Gegenfalle zu Ajala herrscht hier eine rege Industrie; es existiren da vier Wollschm-

pelci-Etablissements, welche 750 Arbeiter beschäftigen; mit der Verarbeitung der Baumwolle beschäftigen sich 250 Personen; außerdem zählt man 155 Pantoffelmacher, 60 Schuhflüßler, 20 Schneider, 1 Zeidenflüßler, 80 Gerber, 30 Zantler, ebenso viele Zimmerleute, 20 Maurer, 14 Schmiede, 20 Schlosser, 6 Kupfer Schmiede, 4 Klempner, 11 Gold- und Silberarbeiter, 3 Gewerkschloßfabrikanten, 3 Musikinstrumentenmacher, 4 Brettschneider, 3 Drechsler und 16 Barbier. Außerdem wohnen 120 Biegeschneider, welche bei 15 Tufen Beschäftigung finden, sowie 24 Töpfer und 100 Wasserträger zu erwähnen. Wichtige als durch seine Industrie ist die Stadt als der erste Handelsplatz der ganzen Provinz; hier werden alle eingeführten europäischen Waaren gegen Produkte und Industrieerzeugnisse des Inlandes oder gegen Baargeld umgetauscht. Der Handel ist ein förmliches Monopol der Juden geworden, welche seit einigen Jahren auch durch Wuchergeschäfte mit den Banen und Viehhältern der Provinz sich bereichern, so daß heutzu-tage diese schmutzigen Speculationen das Hauptgeschäft der Israeliten bilden. Bemerkenswerth ist, daß die Juden dieser Stadt die Handelsgeschäfte nur in Kompagnie mit ihren zu Tanger residirenden Glaubensgenossen führen, ja eigentlich nur als deren Agenten zu betrachten sind. Die Juden besitzen in Kasr-el-Kebir vier Schulen (die Mohammedaner 17). Von den zwei hier lebenden Mezen ist der eine ein Mohammedaner, der andere ein Jude. Zahlreiche Moscheen legen von der frommen Meinung der Wohlthätigkeit ab, welche überdies für die Erhaltung mehrerer öffentlicher Bäder Sorge tragen. Der Friedhofe giebt es vier, worunter der eine zur Aufnahme der jüdischen Leichen bestimmt ist.

## Aus allen Erdtheilen.

### S i e n .

— Nur allzu schnell ist die Abnung des Arabienreisenden Charles Huber erfüllt worden (vergl. oben S. 141): am 20. Juni schrieb er aus Tschibad, daß er von der Küste des Rothen Meeres nach Tschibad Schammar zurückkehrt, obwohl er wisse, daß man ihm im Innern Arabiens lauere. Und schon am 30. Juli ist er und sein arabischer Diener Mahmud bei Lohrg von Beduinern des Stammes Beni Harb erschlagen worden. Das Motiv des Verbrechens soll Wucher gewesen sein; Huber selbst schreibt fünf Wochen vor seinem Tode: „Ich darf mich in Tschibad nicht aufhalten, wenn ich nicht jeden Weg für die Rückreise durch die Wüste beschweren will, welche mich alle erwarten, um mich zu plündern und todtzuschlagen“; weiterhin: „Ich rieche viel, indem ich von hier in die Wüste zurückkehre, ich weiß es; da ich Ihnen mein Tagebuch sende, wird wohl, wenn ich getödtet werde, nicht alles verloren sein.“

— Die Expedition Frihedal's hat am 8. November Unga verlassen — so melden zwei Briefe des Reichens von 8. Januar und 10. März dieses Jahres — und in, nachdem 1100 Bern (Kilometer) zurückgelegt worden sind, am 8. Januar in der Stadt Tsin-tung-in in Mandschuan eingetroffen. Am 9. Januar setzte sich die Expedition abermals in Bewegung, marschirte durch das südliche Mandschuan, verbrachte den Monat Februar in den Bergen von Kon-in am Fluße Tzeng und langte am 10. März beim Tempel Tschibien an. Die Mitglieder der Expedition sind gesund; reichliche Materialien sind unterwegs gesammelt. Frihedal's ist beschäftigt nun

weiter zum Kufu-Nor, dann nach Tsaidam sich zu wenden, hier am Fuße des Gebirges Barkan-Pado ein Depot zu errichten; dasselbe unter den Schutz von fünf Kasaken zu stellen, und sich dann zu den Quellen des Gelben Flusses (Hoangto) zu begeben. Im August würde die Expedition zum Depot in Tsaidam zurückkehren und, falls es dann von Seiten der Tibeter kein Hinderniß giebt, nach Peking ziehen; im andern Falle soll das nördliche Tibet bis zum Lohrer untersucht und dabei so viel als möglich nach Sibirien vorgebrungen werden.

Der Sien-Reisende Potanin hatte am 1. April auf der Korvette „Schwaben“ Tschifu erreicht, dann den Weg nach Tien-tsin über Land eingeschlagen und war am 1. Mai in Peking eingetroffen. Von hier aus hatte die „Schwaben“ bereits Nachrichten. Potanin war in Peking im Hause des russischen Konsulats dort vorsetzt; die Einkäufe und Vorbereitungen zur Weiterreise werden energisch betrieben; Mandschuan und Transversimien mußten geklärt oder gemietet werden; auch hatte die Expedition sich einen Chinesen engagirt, welcher den sogenannten russisch-sichtholischen Dialekt redet. Am 25. Mai verließ Potanin Peking und begab sich in das Gebirge Hlai, woselbst ein bemerkenswerthes und in der ganzen Mongolei berühmtes Kloster liegt. Von dort wird die Expedition sich nach Kufu-Nor wenden; der Weg dahin wird mit gemieteten Mandschen zurückgelegt werden. In Kufu-Nor sollen Kamelle gekauft werden, auf welchen die Reise nach Tien-tsin fortgesetzt werden wird. In Tien-tsin ist ein Theil des bisher gesammelten Materials zurückgelassen worden, um nach Jankuf an die geographische Gesellschaft

geschickt zu werden. Eine Kiste mit Vogelhäuten ist schon aus Feking abgelaufen, gleichzeitig auch Vögelproben von Tuntischen und eine Trommel, wie sie von den chinesischen Händlern zum Auloden der Käufer benutzt wird.

### Afrika.

— Die Annexionen in Südafrika folgen sich jetzt Schlag auf Schlag: Die Regierung des Kaplandes hat St. Johns im Vendo-Lande formell annektirt (wohl das Gebiet des St. Johns oder Umtzimba-Russes) und die Regierung von Transvaal hat die beiden Häuptlinge Moschette und Montfioa nebst ihren Unterthanen unter ihren Säug gestellt und im Interesse der Annexionen das Land besetzt, worüber in Kapstadt gewaltige Aufregung herrscht.

— Dem Völkertischen Schritts über das Hinterland von Kalischbai und Angra Pequena (s. oben S. 158), welches sich hauptsächlich mit dem Lande der Herero beschäftigt, ist suchen von einem Ueberbruder desselben, Johannes Olpp, verfaßt, ein anderes „Angra Pequena und Groß-Rama-Land“ (Hilberich, M. L. Friederichs 1884) gefolgt, welches in knapper Form ein lebenswahreres Bild des Landes und Völkers von einem der besten Kenner derselben bietet. Die beigegebene etwas grobe Karte wird zur Orientierung Dienste leisten; sie soll zum Theil auf eigenen Beobachtungen und unbedeutenden Quellen beruhen und in ethnographisch von Werth, indem sie die Wohnplätze der verschiedenen Stämme genau bezeichnet. — Das Olpp von dem Lande sagt, wird wohl auch den Nächstigen nicht anlocken; man hört „So sehr ich meine Erwartungen nach dem Rathe eines alten Kollegen aus herabstimmte, die Wirklichkeit (in Angra Pequena) blieb noch unter den bescheidensten Ansprüchen, die man an ein von Menschen bewohntes Land zu machen gewohnt ist“ (S. 7). Der S. 11: „Die verhältnismäßig wenigen Quellen versinken im Sande schon nach etlichen 1000 Schritten. Bei anhaltendem Regenmangel verlieren manche völlig, und die Zahl der konstanten im Lande ist so gering, daß keine 1000 europäische Aufseher, deren jeder eine für sich und sein Vieh bedürfte, dort existiren können. Die Völkereinde, die nie anstodren, fehlen gänzlich.“ Der S. 12: „Es kam gefahren, daß im Herbst/Herbst Blüthen mehrmals errieten, neue Triebe von den Strahlen der Sonne versengt werden, und bei heftigen Regengüssen im Nachsommer die Früchte der Büten erlaufen oder durch Fagelschlag zu Grunde gehen.“ Das Land wird also wohl in nächster Zeit noch im Besitze der Ruma (Ramaqua) bleiben, über welche Olpp, der 15 Jahre unter ihnen gelebt hat, vielerlei Interessantes mittheilt. Im Großen und Ganzen bezeichnet er sie als ein in der Christianisierung befindliches Volk, viele der von ihm geschilderten heidnischen Sitten und Bräute sind im Gebiete der Missionstationen kaum mehr wahrnehmbar, und das Volk hat in den letzten 20 Jahren sichtbare Fortschritte zu einer höheren Kulturentwicklung gemacht. Möge die neue Zeit, die jetzt für Groß-Rama-Land anbricht, das bis jetzt Genannte nicht stören, sondern in geaunder Weise weiter fördern helfen!

— Die Pintadera von Groß-Canaria. Eigenthümliche Gebilde aus leicht gebranntem Thon, deren flache Unterseite mit allerlei Ornamenten in Kontur relief versehen waren, und die nur auf Gran Canaria gefunden wurden, spotteten bisher jeder Deutung. Dr. Verneau hat jetzt nachgewiesen, daß sie weder Amulette noch Stempel waren,

mit denen etwas Stoffe bedruckt wurden, sondern daß sie nur dazu dienten, um die Haut der alten Einwohner mit Farben zu bedrucken, ein Erbs für die Tatuierung. Nach Montier und Le Verrier schmückten dieselben ihren Körper mit verschiedenen Figuren; Cabanisso sagt von ihnen: sie bemalten sich den Leib mit dem Saft von Pflanzen in Grün, Roth und Gelb“ und so berichten auch Viera u. Glavio und Millares. Solche Stempel fanden sich in den Sammlungen zu Madrid, auf den Canarien und im Trocadero-Museum zu Paris. Dr. Verneau hat auch die Analogie zum Verweise seiner Deutung herangezogen und die ganz gleichen Hautfarben: kemur aus gebranntem Thon bei den alten Mexikanern, bei den Phoeniziern und den Negern von Äthiopien nachgewiesen („Revue d'Ethnographie.“ Mai-Juni 1884).

— Im verflochtenen Halbjahre haben Franzosen nur in der Umgebung von Tunis selbst für mehr als 1400000 Francs anbaufähiges Land gekauft. Die Stadt selbst erstreckt allmählich große Ummantelungen; es werden Gasthäuser, Läden und Magazine, ein erpfindlicher Post, eine Kathedrale, ein neuer Bahnhof gebaut. In nächster Zeit schon wird die Stadt mit Gas erleuchtet sein. — In Leffon in Tunesien hat der französische Viceroy eine Gesellschaft für Geographie und Archäologie gegründet, welche sich die Beschreibung, Untersuchung und Erhaltung der so zahlreichen antiken Denkmäler, die Verbesserung der französischen Einwanderung, die Durchforschung des Bezirks in praktischer Hinsicht u. s. w. zum Ziele setzt. — Man sieht hieran, wie die Erwerbung von Kolonien durch europäische Mächte dem neuen erworbenen Lande selbst frommt und wie dadurch neue Arbeit und Verdienst den Bewohnern des Mutterlandes erschlossen wird, selbst in einem Gebiete, welches durch jahrhundertelange türkische Miswirtschaft so entsetzlich heruntergekommen ist.

### Polargebiete.

— Am 5. September lief das dänische Kanonenboot „Julla“ auf seiner Rückkehr aus den arktischen Gewässern die Orkney-Inseln an, nachdem es im Auftrage seiner Regierung eine fast viermonatliche Forschungsreise längs der grönländischen Westküste bis 70° Nörd. Br. erfolgreich ausgeführt hatte. Außer der Untersuchung von Binnenlandgeleichen hat es Tiefseeforschungen und meteorologische Beobachtungen an der Westküste, in der Davis-Strasse, Bassins-Bai und Dicko-Bai angestellt. Die zurückgebrachten Sammlungen, darunter ein Meteorstein von 200 Pfund Gewicht, sollen sehr bedeutend sein; die größte gelundene Ziege moß 900 Pfund. An Bord befanden sich Prof. Warming als Botaniker, Dr. Toppe als Mineraloge, Dr. Holm als Zoologe und der Künstler Barou Solmström, außerdem 84 Mann Besatzung. Das Schiff hatte Vögel, eventuell der Gorch Expedition nach Krätzen beigegeben, fand aber, daß die Heberbeiden derselben bereits eine Woche früher getötet worden waren. Am 11. September traf die „Julla“ in Kopenhagen ein und berichtete, daß sie nach der vor Kap Janesland bei Island neu entdeckten Insel (s. oben S. 224) Nachforschungen angestellt habe, die indessen ein völlig negatives Resultat ergaben. Entweder ist die Insel also gar nicht vorhanden gewesen oder zur Zeit der Nachforschungen (Ende August) bereits wieder im Meere versunken.

Inhalt: Dieuloups' Reise in Westperien und Pabulouien. XIV. (Mit sechs Abbildungen.) — R. Robert: Großgriechenland. III. und IV. — R. Garde: Die Heberwinterung der dänischen Expedition zur Erkundung der Ostküste von Grönland. Teufth von W. Kinn. — F. Klimentritt: Die Provinz El Mirich des Sultans Maroffo. I. — Aus allen Erdtheilen: Äthen. — Afrika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 22. September 1884.)

Verlag: Dr. R. Sievert in Berlin, S. W. Unter den Eichen 11, III Tr.  
Verlag und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.



№ 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Dieuclafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

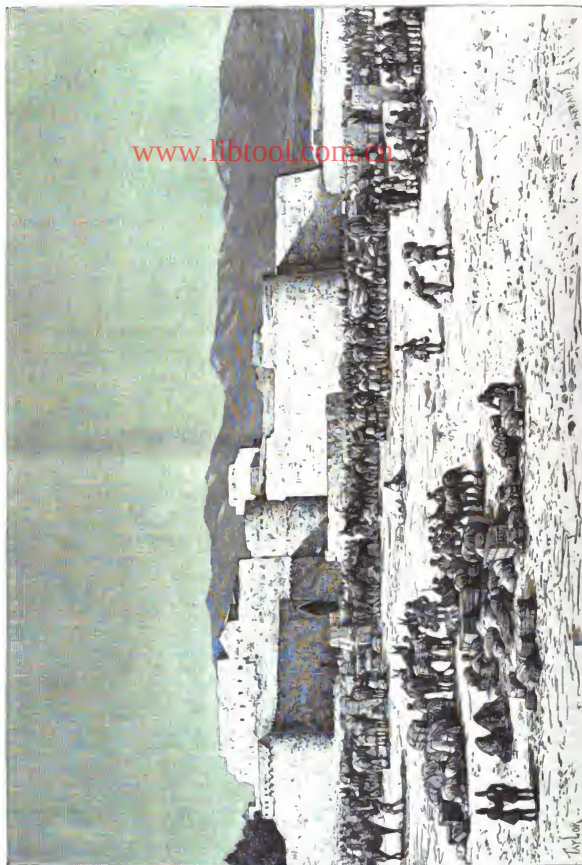
XV.

(Die Abbildungen, wenn nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieuclafoy.)

Als sich die Sonne am 18. September dem Untergange zuneigte, verabshiedete sich das französische Ehepaar von seinen Freunden, damit dieselben noch vor Thorerschluß Schusfa wieder erreichen konnten, und setzte betäubt ihren Weg fort; ihnen folgte ein Tschavadar, der die Kaskithiere unter seiner Obhut hatte, und ein armenischer Diener Namens Arabet. Unter vielen Thränen hatte sich letzterer von Frau und Kind getrennt und war als Aufseher in den Dienst der Reisenden getreten, um sie bis Buschir zu begleiten, dort mit dem erhaltenen Lohne seine Ueberfahrt nach Bombay zu bezahlen und in Indien sein Glück zu machen.

Sobald die letzten Strahlen der Sonne verschwunden waren, brach mit überraschender Schnelligkeit die Nacht herein; eine Dämmerung ist in diesen Breiten schon nicht mehr vorhanden. Schwerigend ritten die Franzosen dahin; nur der einsamige Schrei eines Vogels, der noch einsamigere Gesang des Maulthierreiders und das Klappern der Anseilen auf den Steinen des Weges unterbrach die lautlose Stille der Nacht. Bald blieb ein breiter, von zahlreichen Karawanen angetretener Weg zur Rechten und das vordere Maulthier bog auf einen Seitenweg ein, welcher bald in einen bloßen Pfad überging und zuletzt gänzlich in die Erde nahm; eine weite aber Sandstrecke dehnte sich vor den Reisenden aus. Nach vielen Umläufen stiegen sie endlich auf einen Bewässerungsgraben und, diesem folgend, auf das Lager der Karawane, das von etwa 10 mit Flinten be-

waffneten Leuten bewacht war. Auf den Kisten und Ballen schliefen, in dicke Filzmäntel gewickelt, die Treiber, und ein Gleiches zu thun wurde nun den Reisenden zugemuthet. Dies lehnten sie ab, da die Nächte bereits ziemlich kalt waren, und verlangten nach dem nächsten Karawanseraï oder Dorfe geführt zu werden. Aber der Führer behauptete stich und fest, daß auf zwei Stunden im Umkreise keine Unterkunft zu finden sei; seit mehr als einer Woche schaffe man die Waarenballen an diese Stelle und es wäre thöricht, dafür die Nähe besuchter Straßen zu wählen, weil man sich dadurch Diebstählen aussetze. Und als man nach den Reisegefährten forschte, fand sich, daß die auf den Kisten schlafenden Leute nur ein Theil derselben waren; die armenischen Frauen waren unterwegs im Dorfe Tacht-i-yulad geblieben und einige Nachzügler befanden sich sogar noch in Ispahan. Aber Marcel Dieuclafoy erklärte dem Führer, daß es in der Nähe eines Lagens stieß Wasser geben müsse, und wo Wasser sei, gäbe es auch Ackerland, Dörfer und Bauern; deshalb solle man ihn sofort an eine bewohnte Stätte führen oder er werde strada nach Ispahan zurückreiten und dort verweilen, so lange es ihm beliebt. Die Ausführung dieser Drohung wäre nun freilich bei der herrschenden Dunkelheit und Dieuclafoy's völliger Unkenntniß über die einzuschlagende Richtung nahezu unmöglich gewesen; Orientalen aber sind geneigt, den Fremden alle möglichen Eigenschaften und darunter auch diejenige, sich in einem ganz fremden Lande zurecht zu finden, zuzuschreiben,



Dieulafoy's Karamane in Spakent.

und so beluden sie die Thiere wieder, brachen auf, führten die Fremden nach kaum einer Viertelsunde zu einem großen Dorfe und klopfen an die erste beste Thür. Auf dem offenen Lande indessen haben die Leute wenig Ruch und träumen Tag und Nacht von Räubern; kein Wunder deshalb, daß die Pauern nicht öffneten, ja nicht einmal eine Antwort gaben. Zuletzt kam man an das Thor des Ket Choda (Schulzen), der auf Marcel's Trohungen vorsichtig öffnete, aber als er erfuhr, daß Fremden bei ihm Unterkunft suchten, deshalb erst seine Weber um ihre Ansicht befragen zu müssen erklärte. Er ließ also einige Diener zur Bewachung des Thores zurück und verschwand im Inneren, aus welchem bald ein gewaltiger Lärm sich hören ließ, der

nichts Gutes verkündete. Ganz bestürzt sehte das Dorf überhaupt zurück und meinte, es sei für ihn unmöglich, die Karawane aufzunehmen; aber am Ende des Dorfes stehe eine alte halbverfallene Moschee, wohin er ihnen, ohne seinen Weibern davon etwas zu sagen, Holz und Kohlen schaffen lassen wolle. Dort fanden sie denn in der That ein etwas lustiges Obdach; Teppiche und Lebensmittel wurden abgeladen und gegen elf Uhr Nachts brannte das Feuer, brist der Hammelbraten aus Kehlen und brodelte der Thee in der Kanne.

Als die Reisenden am nächsten Morgen (19. Septbr.) erwachten, war es bereits sieben Uhr. Die Sonne strahlte in ganzer Pracht, Fliegen und Bienen summten umher und



Nach Bombay auswandernde Armenierinnen.

die verfallene Moschee, welche in der Nacht einen so traurigen Eindruck gemacht hatte, ließ durch die Manerklüften den Wind auf die reizendsten Landschaften frei. Wo man in der Dunkelheit nur bärre Haiden gesehen hatte, beschien jetzt die Sonne nur spärigen fruchtbaren Ackerboden. Die Karawane lagerte nur wenige hundert Meter von der Moschee. Niemals hatten die Reisenden bisher auf ihrer ganzen Reise in Persien eine solche Masse von Lastthieren und Waaren zusammen gesehen. Fast 1 km weit zogen sich vom Dorfe aus die Kisten voll Opium und Tabak, mächtige, in Stoffe aus Ziegenhaar gefüllte Ballen, Teppichrollen, Zetsposten und -tücher, kurz allerlei für die Ausfuhr bestimmten Waaren hin, welche sich vier Monate hindurch in den Karawanenplätzen von Isfahan angelammelt hatten. Am Fuße dieser Berge von Gepäckstücken saßen

Frauen, die sich durch dicke Decken vor neugierigen Augen zu schützen suchten, während die Männer rings um das Lager her Feuer schürten und ihren täglichen Vorrath bereiteten. Etwa sechzig Treiber waren beschäftigt, die Thiere zu fesseln oder an den Bewässerungsgräben zu tränken. Die ungewöhnliche Größe dieser Karawane erklärte sich auf einfache Weise: seit Anfang des Sommers waren Pferde und Maultiere für die Wegschaffung des Lagers des Schahzadeh requirirt und dadurch der gesammte Karawanenverkehr zwischen Isfahan und Schiraz unterbrochen worden.

Man stellte es sich auch herau, wo sich die Reisenden befanden, in Isfahan, nämlich, einem Dorfe, das man ihnen von dem Gipfel des Taht-i-Zuleiman gezeigt hatte; fünf Stunden hatten sie also gebraucht, um wenige Kilometer zurückzulegen und dann nothdürftig in einer der



fallenen Moschee zu nächstigen. Als aber Mme. Deulafoj den Tscharvabar-baschi darüber erzählte zur Rede stellte, erwiderte dieser ruhig: „Warum ereifern Sie sich, Excellenz? Sie sind ungerath. Die meisten ihrer Reisegefährten warten hier seit drei Tagen auf den Moment der Abreise und beklagen sich darum doch nicht. Ich kann nicht binnen 24 Stunden eine Karawane von mehr als 400 Kaulthieren und 200 Menschen zusammenbringen. Wir müssen eben ein Stelldichein bezeichnen, wohin sämtliche Waaren geschafft werden und wo sich die Reisenden versammeln, je nachdem sie bereit sind. Unter solchen Bedingungen ist es unmöglich, in einem Karawanerai zu übernachten. Auch gestern Abend sind noch nicht alle Kasten angekommen, aber heute Abend wird sich die Casita ohne Zweifel in Bereit-

gunst setzen. Uebrigens bin ich entschlossen, nicht länger auf die Säumigen zu warten; alle Reisenden zerstreuen sich auf dem Wege nach Isfahan: der eine will seine vergessene Wasserperle holen, der andere nochmals Frau und Kinder umarmen, der dritte muß noch ganz dringend etwas Pfeffer und Salz kaufen u. s. w. Was auch kommen mag, ich breche diese Nacht auf. Aber wenn es ihnen in der Moschee nicht gefällt, so begeben Sie sich doch nach dem Karawanerai Ali Chan an dem Wege nach Schiraz; ich werde Sie eine Stunde vor Anfuhr der Karawane davon in Kenntniß setzen lassen, daß Sie sich ihr anschließen können.“ Tiefen Rath befolgten die Reisenden und errichteten in zwei Stunden das prächtige Gebäude, eine Gründung jenes früher erwähnten Beamten, des einstigen Besitzers des

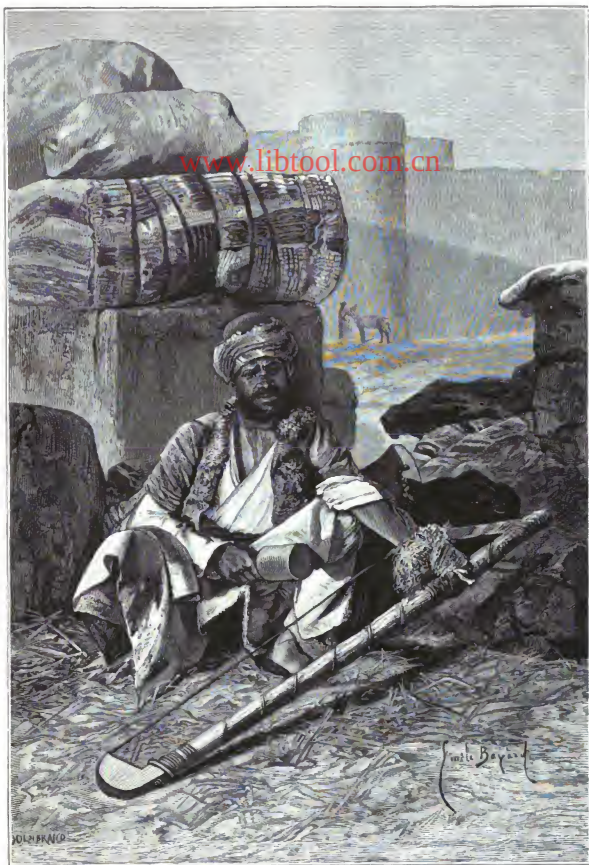


Ansicht von Jezdeah.

Palastes Kolabun, den der Schah-zadeh die gefährteste Reise nach Mekka hatte machen lassen, von welcher es keine Rückkehr giebt. Dort ruhten sie die Nitternacht und schlossen sich dann der Karawane an, in deren Meile sie am 20. September nach dem Dorfe Wajan gelangten und in einem schönen, aber etwas verfallenen Karawanerai des Schah Abbas abtieten. Hier sahen sie zuerst die armenischen Damen, welche sich in der Karawane befanden; es waren die Mutter, die Frauen und Schwägerinnen zweier Kaufleute aus Tschulfa, welche vor einigen Jahren in Bombay ein Komitor aufgemacht und nun Vermögen genug erworben hatten, um ihre Familien nachkommen zu lassen. Einer der Brüder war nach Tschulfa gekommen, hatte das väterliche Haus verkauft und führte nun Frauen, Kinder und Diener nach Indien über.

Die Marschordnung war so geregelt, daß die Karawane um Mitternacht aufbrach und dann 8 bis 9 Stunden marschirte. Während der Nacht herrschte eine eiserne Temperatur, um die Mittagsstunde dagegen eine große Hitze, die im Verein mit zahllosen Älgen die Reisenden nicht zum Schlafen kommen ließ. Erst mit Sonnenuntergang fanden sie Ruhe; aber bereits um zehn Uhr Abends wurden sie wieder geweckt, um sich zur Weiterreise vorzubereiten.

Am 21. September gelangte man nach Kumiſcheh, einem Orte, der wenig Interesse erregt; aber seine Lage ist sehr malerisch inmitten eines weiten grünen Thales, das mit Dörfern, Gärten und zahlreichen Lanzenhäusern übersät ist, die noch höher, aber nicht von so eleganter Bauart sind, als diejenigen von Isfahan. Jenseit der Stadt dehnt sich eine wüste Ebene aus, welche die Karawane von



Der Ruhsant der Karawane.

Mitternacht an durchzog; gegen Sonnenaufgang jedoch kam sie in sorgfältig bebautes Land mit zahlreichen Dörfern, zwischen denen ein reger Verkehr herrschte. Die Straße nach Schiraz wimmelte von Reitern, Fußgängern und Kastrirten und erschien ebenso lebhaft, wie irgend eine große Verkehrsader in Europa. Um Mittag näherte man sich Tezdehshah. Aus einem fruchtbaren, in zahlreiche Gärten und Felder getheilten Thale erhebt sich schroff ein Felsen von länglicher Gestalt, der etwa 500 m lang und 160 m breit ist. Derselbe ist mit Häusern bedeckt, deren äußere Mauern die senkrechten Felswände nach oben zu verlängern scheinen. Diese natürliche Fekung, welche mit dem höchstgelegenen Theile der Ebene durch eine Zugbrücke in Verbindung steht, wird im Innern von Straßen durchzogen, welche der Längsachse des Felsens parallel laufen.

Die Fenster der Häuser gehen der Landesseite zuwider alle nach außen; das erklärt sich dadurch, daß sie hoch über der Ebene liegen und weit ab von den nächsten Berghöhen, so wie durch die Nothwendigkeit, der Luft Zutritt zu schaffen zu den eng an einander gedrängten Bewohnern.

Die im Verhältnis zur Ausdehnung des Landes zahlreiche Bevölkerung von Tezdehshah erfreut sich eines ziemlich Wohlstandes, eine Folge der Fruchtbarkeit des Landes, des reichlichen Wassers, welches zur Winterzeit den Gießbach am Fuße des Felsens erfüllt, und der sorgfältigen Ackerbestellung. Aller Unrath wird einfach über die Felswand hinausgeworfen und geschüttet; das Flüssige läuft in das Bett des Gießbaches, das Feste häuft sich allmählich auf und bildet rings um den Ort einen Kranz zudiger Säulen von brauner Farbe, die oben spitz wie eine Nadel auflaufen.



Händler mit Angoraklagen. (Nach einer Skizze Dieulafoy's.)

Wächst ein solcher Stalagmit zu sehr an, so rückt man ihm mit Haden zu Leibe und schlägt ihn in Stücke, die man auf die Felder schaft, wo sie durch das Nieselwasser bald aufgelöst werden und dem Boden eine sprichwörtliche Fruchtbarkeit mittheilen. Berühmt ist das Brot von Tezdehshah und ein iranisches Sprichwort sagt: „Nichts auf Erden läßt sich dem Weine von Schiraz, dem Brote von Tezdehshah und den Frauen von Kirman vergleichen.“ Als echte Perser ziehen die Bewohner denn auch Nutzen von dem Ruse ihres Brotes und betreiben allesamt, theils stänbig, theils gelegentlich, das Viehwergewerbe; und alle Reisenden versehen sich gewissenhaft mit ihrem Erzeugniß, wenn dasselbe auch nach Verlaufs einer Woche hart ist wie Stein und nur in Wasser aufgeweicht genießbar wird.

In der Karawane waren die verschiedenartigsten Professionen vertreten, darunter sogar ein Klagenhändler und ein Harfner. Derselben waren einst gute Freunde gewesen

und hatten sich zusammen ein Maulthier gemietet, um dasselbe abwechselnd zu reiten, waren aber bald mit harten Worten an einander gerathen und hatten sich entzweit, weil die Musik angeblich die Klagen zu sehr aufregte und das Mäuen der Klagenhändler als der Wohlhabendere den Tschavavar-bolschi bestochen und sich das Maulthier zusprechen lassen, worauf der unglückliche Harfner sich an das französische Chepaar wendete und die Erlaubniß erhielt, sich und sein Instrument auf eines der Kastriere zu legen. Die wie ein Vogel gestaltete Harfe war nur mit einer einzigen Saite versehen, die der Künstler mittels eines hölzernen Hammers frohwoll bearbeitete, während er mit der linken Hand den hölzernen Vogen hielt. Die Finte war mit einem biden Fegen Leinwand umwickelt, aber nicht zum Schmelde, sondern zum Schutze gegen den Hammer; denn wenn ihn die Begeisterung ergriff, schlug

er so mächtig darauf los, daß ein Fehlschlag ihm die Knochen in der Hand zerschlämmert hätte.

Sein Feind, der Stagenhändler, stammte von Jedy in Kirman und transportierte etwa zwanzig schöne weiße Angoralagen von Tabriz nach Bombay. Seit mehreren Jahren macht er diese Reise, welche 60 Tage zu Lande und 13 zu Wasser umfaßt, beständig hin und her und scheint dabei einen hübschen Gewinn zu erzielen. Bei der Ankunft in einem Karawanenstade sucht sich der Händler einen isolierten Platz, beschafft zwei Eisenkammern im Boden, verbindet dieselben durch eine Leine und befestigt an derselben in Abständen von je einem halben Meile Schürre, welche an den Halebändern der Thiere angenäht sind. Dieselben sind nach der Größe geordnet, das größte

zu oberst, und sitzen oder liegen auf den Leinwandbänden, in welchen sie während des Nachtmarsches sich befinden. Säugende Lagen werden in Holzstößen transportiert, deren Stäbe so weit von einander abstecken, daß die Jungen bequem aus- und eingehen können. Während des Tages verharret die ganze Gesellschaft in einer Art Veshargie, die aber durch ein gewaltiges Geölse, Manen, Bauden, Springen u. s. w. unterbrochen wird, sobald die Stunden naht. Zur Nahrung erhalten sie ausschließlich Hammelfleisch. Beim Aufbruch wird jede Lage in ihren Sack gesteckt, je zwei Säcke werden zusammengebunden und so über den Rücken eines Pferdes gehängt. In Indien erzieht jedes Thier einen Preis von 40 bis 60 Mart.

## Großgriechenland.

Von W. Kobelt.

V.

Sobald wir den Sinno überschritten, treten die Berge näher ans Meer heran und es beginnt das eigentliche Calabrien mit seinen Hümmern und seinen auf den Berggipfeln hängenden Felsenkesseln. Mit Unrecht hat man in diesen die Atropolen untergegangener Griechenstädte erkennen wollen; die Griechen bauten ihre Städte alle ans Meer und erst die Raubzüge der Araber zwangen die Calabresen, sich auf die Höhen zurückzuziehen. In Südcalabrien fangen sie jetzt wieder an von den Bergen herabzufliegen und an den Bahnstationen erblühen die alten Felsenstädte wieder; im Norden dagegen herrscht an der Küste die Malaria noch unbedingt und die Städte liegen stundenweit von ihren Bahnhöfen ab. Wenn man den Raganello, den Malanbrod der Alten, überschritten hat, weichen die Berge wieder zurück und eine Gegend thut sich auf von wunderbarer Schönheit, das lachende Grün der Campagna felice vereinigt mit der erhabenen Größe der Alpenlandschaften und dem Meer und dem Himmel Griechenslands. Ein unermeßlicher Halbkreis von Bergen scheint einen Circus zu bilden von 30 km Deffnung und 40 km Tiefe. An der Nordseite erheben sich die schroffen Abhänge des Monte Pollino bis zu 2200 m. Der Equce verschwindet von seinem Gipfel erst im Juni und erscheint gar häufig schon im October wieder. Den Hintergrund bildet der calabrische Apennin und nach Süden springt der Sitalwal bis weit ins Meer hinein vor. Buchen, Eichen und Kastanien bedecken die Abhänge mit einem dichten Walde und darüber heben sich dicke Massen von Felsen und Färsen fast schwarz gegen den blauen Himmel ab. Nur in Calabrien und Albanien haben die Küstengebirge des Mittelmeeres noch ihren Waldschlund bewahrt und das vereilt diese Länder einen ganz besonderen Reiz. Auf den Höhen finden wir die Pflanzenwelt Mitteleuropas, in der Ebene sprossen Orange, Feige und Vorbeer mit riesigen Eukalypten und immergrünen Eichen zusammen. Zwei Flüsse bewässern die Gegend, der Crathi, der den Sitalwal vom Apennin scheidet, und der Coscile, der vom Monte Pollino herabkommt. Sie vereinigen sich und münden wenige Kilometer weiter ins Meer. Das ganze Gebiet ist mit Dörfern und Metereien

erfüllt, nur die Küste völlig menschenleer. Noch weiden hier die mächtigen weißen Rinder, denen wir so oft auf den Münzen von Sybaris begegnen, aber wo die üppige Griechenstadt stand, dehnt sich eine weiße Marumme, der Kleinerrschafft der Malaria überlassen; das Menschen-treiben hat sich nach Cassano zurückgezogen, dem alten ionischen Gesso am Abhange des Pollino, wo Milo, den Cicero vertheidigte, einst einen unheilvollen Tod fand. Weiter oben liegt San Marco Argentaro, wo Robert Guiscard, als er seine Kaufbahn als Räuberhauptmann begann, sich nach alter Normannenweise einen Fallsadentring schenkte, von dem aus er das Land erst plünderie und dann unterjochte. Noch oben aber haben sich noch Ansiedelungen von Waldensern erhalten, die hier in den Dörfern San Eisto und San Vincenzos festen Fuß gefaßt hatten, bis sie 1561 nach verweisseltem Widerstande mit Feuer und Schwert ausgerottet wurden. Ihre Geschichte, wie die der albanesischen Kolonien in diesen Gegenden, werden von Venormant eingehend erzählt.

Unten nahe dem Meere zwischen Crathi und Coscile, die damals noch getrennt ins Meer flossen, lag Sybaris. Nur zwei Jahrhunderte hat die Griechenstadt gebauet und trotzdem eine Macht und einen Reichthum erworben, die bis zu unserer Zeit sprichwörtlich geblieben sind. Um das unerhörte rasche Aufblühen zu erklären, geht Venormant zuerst genauer auf die damaligen ethnographischen Verhältnisse Süditaliens ein. Er nimmt an, daß die Perätrier wie die Emotrier pelagischen Stammes seien; Peuce-tios und Dinotrios, die Söhne von Hylaan und Gufel des Pelasgos, führten ihre Stämme aus Asien an der See oder vielleicht auf's Lande herüber und besiegten Apulien und die Terra d'Aranta. Von Peuce-tios stammen die Peuceter, Daurier, Messapier und Iapygen. Die Emotrier brangen in Brutium, das heutige Calabrien ein, verschmolzen mit den schon früher eingewanderten pelagischen Chonen und nannten das Land Argeffa, ein echt pelagischer Name; sie brangen bis zum Tiber vor und gründeten das uralte Palatium, die Stadt des arafischen Evander. Die Peuceter vertriehen das Roß, das Sinnbild des Poseidon, neben dem wir in späterer



Zeit immer den Diomedes finden, die Denotrier den Stier, das Symbol des Erdgottes, aus dem später der Dionysos chthonios oder tauromorphos wurde. Sie waren Völkern; als aber die ligurischen Siculer von Norden her vordrangen und sie zum Theil unterwarfen, nahmen sie von diesen den Ackerbau an. In diesen sicut Venormant die Schafzucht der Aegypter, die mit den Teflaro (Teutricen), den Mainioth (Mähern), den Pelasta (Kretischen Pelagern), den Turscha (Thyrienern), den Volschacha (Ausseniern?) und den Scharbana (Sardern) unter Menephthah III. und Ramses III. die Aegypter zur See angriffen; sie hatten die iberischen Etrusker nach Italien zurückgetrieben. Ihr Stammheros von Stalos oder Vitulus, der Vitelio, den die Samniter noch im Bundesgenossentriege auf ihre Münzen prägten und gewissermaßen den neulateinischen Gottheiten Roms entgegengestellten. Sein Name ist noch von den Kinderzügen genommen, aber ihm folgt Morges, der Mann der Garben, und diesem Silos, der Mann der Sichel, in dem darnach die Valeriner den Saturnus sahen. Wegen das zwölfte Jahrhundert drängten die Umbrier und Ansonier die Etrusker nach Süden, während sie selbst von den Rascaren, den späteren Etruscern, die von den Alpen herabstiegen, gebrängt wurden. Mit den Denotriern vereint trieben die Ansonier die Etrusker bis über den styclischen Isthmus; ein großer Theil ging nach Sicilien hinüber, aber noch Thucydides kennt in den Bergen des Apromonte styclische Städte. — Als die griechische Einwanderung begann, wohnten nördlich vom Apennin Iguirer, iberische Veneter, Umbrier und Etrusker; in Mittelitalien theilten sich Umbrier und Etrusker; im Apennin wohnten die sabellischen Stämme, an dem abriatischen Abhang die iberischen Vaberner, am tyrrhenischen die opischen Stämme. Japygier und Apulien haben die Japygo-Messapier inne, in der Basilicata und Calabrien wohnen die Denotrier und jenseits des styclischen Isthmus halten sich noch die Etrusker.

Für die wenigst kriegerischen Stämme galten die Denotrier, und gerade diese waren es, bei denen die Achäer sich niederließen, als sie von den siegreichen Doriern aus dem Lande gedrängt wurden. Sie fanden in genügender Zahl, um gleich eine bedeutende Stadt zu gründen und konnten bald schon neue Kolonien ausweisen. Der Wein trug hundertfach, Wein und Del waren ebenso berühmt, wie das Rindvieh, und das Gebiet der Stadt konnte, selbst als Sybaris 300 000 freie Einwohner zählte, immer noch Landesprodukte zum Export liefern. Der Reichthum kamente aber hauptsächlich vom Handel, einerseits mit dem stammesverwandten Milet, andererseits mit den kuzerischen Etruscern, denen die Griechen von Sybaris die orientalischen Kunstarbeiten lieferten, welche der späteren etruskischen Industrie als Vorbilder dienten, wie der Autor annimmt, während Selbst die Zwischenhändler in den Katakten sucht. Über den heiligen Paß von Campo Tenese führte ein bequemer Weg nach dem Tyrrhenischen Meer, wo die Mündung des Paos einen guten Ankerplatz bot. So konnte man die Gefahren der von Rhegion und Messana ängstlich bewachten Meereengen meiden und brauchte weder die Eifersucht der Kartagener noch die der Etrusker zu fürchten; die letzteren kamen selbst mit ihren Schiffen, die Waaren abzuholen, und die Sybariten zogen den ganzen Gewinn des Zwischenhandels. Sie waren klug genug, denselben auf jede Weise zu fördern und die wichtigsten Handelsartikel von beiden Seiten zollfrei einzulassen, also ihr ganzes Gebiet gewissermaßen in einen Freihafen umzuwandeln. So deutet wenigstens Venormant die von den Alten so getabelte Einrichtung, daß Kunst- und

Vorurtheile Sybaris keinen Eingangszoll zahlten.

Die Denotrier hatten die Hellenen freundlich aufgenommen und scheinen rasch mit ihnen vermischt zu sein; weder bei Sybaris noch bei Kroton lehren wir von Kämpfen und Empörungen, die Eingeborenen scheinen nach ihren eigenen Gesetzen in nur wenig abhängigen Gemeinden gelebt zu haben, unter Sybaris allein fanden 25 ionische Städte. Das Land war damals wohl auch nicht völlig gesund, denn das Urdel hatte den Sybariten im Progenen zu Kroton Reichthum, nicht Gesundheit verliehen, aber es gelang den Griechen, die schlimmsten Eismühe zu beseitigen und die Wasserläufe zu reguliren, so daß wir von ernstlichen Klagen nicht hören.

Zweihundert Jahre blühte Sybaris, dann wurde es von den Krotoniaten überwältigt und völlig zerstört; die Sieger leiteten sogar den Grathis über die Trümmer und verfluchten die Städte für immer. Der Fall der größten Griechenschadt hatte einen furchtbaren Wiederhall, um so mehr, als er mit der Vertreibung der Könige aus Rom zusammenfiel. Die Etrusker, die unter ihrem Vorkönigenna Rom geduldet hatten, drangen nach Kampenien vor, die Vulkaner stiegen von ihren Bergen herab und unterjochten die schuldlosen Denotrier und im Beginn des vierten Jahrhunderts nennt Thylar im Periplus das Land Vulkanien.

58 Jahre lang blieben die Griechen für die dem Delenenthum in Großgriechenland drohende Gefahr blind; erst der weise Perikles veranlaßte die Gründung einer neuen panhellenischen Kolonie, an welcher auch Herodot theilnahm. Die Krotoniaten wagten keinen Widerstand, aber um die Wirkungen des bei der Perijonung angesprochenen Flusses zu vermeiden (vielleicht auch der eingetretenen Verpumpung wegen), legte man die neue Stadt höher hinauf an das rechte Ufer des Grathis und nannte sie nach einer dort sprudelnden Quelle Thuris. Die Stadt nahm einen raschen Aufschwung, sie hatte 14 000 Hopliten stellen, aber 300 geriet die ganze Armee in einen Hinterhalt und wurde von den Vulkanern in Stücke gehauen und Thucydides die Dorcherschlacht der Barbaren anerkennen. Hier sagten die Römer zuerst 302 festen Fuß an der Küste Großgriechenlands; im punischen Kriege standen die Bewohner bald hüben, bald drüben, bis Hannibal die Stadt zerstörte. Die Römer machten aus ihr die Kolonie Copia, die im Bürgerkriege von Cirtas Pompejus völlig zerstört wurde und sich nicht wieder erhobte.

Von der Römerstadt sind noch kennliche Reste geblieben; über die Städte von Sybaris streitet man sich. Venormant hält sich wesentlich an die Angabe, daß die Krotoniaten den Grathis über die Trümmer leiteten; mau kann das trodene alte Velt noch deutlich erkennen, es heißt noch bei den Anwohnern Grathi vechio; zwischen seinem Beginn und der Einmündung des neuen Bettes in den Cosice muß die Stadt gelegen haben. Der Schlamm bedeckt die Trümmer, aber unter denselben wären vielleicht noch hochwichtige Reste zu finden aus der besten hellenischen Zeit, so gut wie in Olympia.

## VI.

Südlich von dem alten Sybaris erhebt sich das mächtige Waldgebirge der Sita. Granit, Gneis und Glimmerschiefer bildeten hier schon eine Insel, als die ganze italienische Halbinsel noch im Meer begraben lag. Manerartig nach Westen hin gegen Cosima und das Thal des Grathi abfließend, sendet die Sita nach den drei anderen Ecken dichtbewaldete Bergflüsse aus, mit fruchtbaren Thälern



dazwischen, deren Bewohner zu den arbeitsamsten und besten Calabriens gehören. Der höchste Theil bildet ein Plateau, rings von hohen Bergen umgeben, in der Mitte durch einen Bergkamm gebrochen, nur offen nach Osten hin, wo der Neto durchbricht. Nur ein Dorf, San Giovanni in fiore, liegt oben, sonst bleibt das Waldgebirge verlassen vom Ende Oktober bis zum Juni. Dann aber steigen an allen Thälern die Hirten mit ihren Herden in die kühleren Regionen hinauf und bringen drei köstliche Monate unter Hütten aus Laub und Stroh zu. Hier in der Sila ist die Wiege der Prätier, der Zerstörer der Griechenherrschaft, an deren Bergen Apollonius von Spontus und Alexander von Spina vergeblich ihre Kraft versuchten, der letzten Stützen Hannibals, des Tobstündes Roms, von dem sie nach seinem eubischen Siege alle als Sklaven verkauft wurden. Die dichten Wälder boten den letzten Kämpfern im Bundesgenossenkrieg und den von den Römern zur Verwerfung gedachten Calabresen ihren Schutz, wie sie ihn bis in die neueste Zeit den Briganten und den Konfiskationswüthigen geboten haben. Erst in den letzten Jahren ist es gelungen, das Brigantenwesen auszurotten; Venormant hat den gefährlichen Wald mit Frau und Tochter ohne jede Gefolge durchwandert und rüht dem Strom der Touristen dringend an, sein Beispiel nachzuahmen. Die Sicherheit ist vollständig, obgleich heute noch kein Calabrese ohne sein Gewehr ausgeht; der Fremde findet überall herzliche, patriarchalische Gastfreundschaft und, was sonst in Süditalien so selten, stolze Ehrlichkeit und keine Bettler.

Ein enges Thälchen verbindet am Fuße der Sila hier Lucanien und Bruttium, Calabria Citeriore und Ulterior. Den Eingang schließt das festgelegene Rossano, das in allen Kriegen seit dem Kaiserreich eine wichtige Rolle gespielt hat. Es giebt das Venormant Anlaß zu einer Uebersicht der so wenig bekannten Kämpfe zwischen den Byzantinern und den sicilischen Sarazenen im Aufstuf an die Lebensbeschreibung des heiligen Nilus. Aus dieser geht hervor, daß Calabrien damals ganz griechisch war, im Gegensatz zu Apulien, das die byzantinische Herrschaft nur ungerne ertrug; selbst die Christlichkeit stand seit Leo dem Märrer 733 unter dem Patriarchen von Konstantinopel, und so blieb es bis zu den Zeiten der Anjou's.

Vom Trionto ab passiert man das enge Thälchen von Labuta zwischen den letzten Abhängen der Serra di Riparoja und dem Meere. Hier wohnen die Chonen, die gebildetsten der Troietri, und hier läßt die Sage den Phidoteles landen und auf dem Kap Crimisa dem Apollon Valtio einen Tempel errichten, dessen Votivität noch deutlich nachzuweisen ist.

Weiterhin beginnt wieder das Gebiet der Niumaren, und der Reisende hatte Gelegenheit eine jener Szenen mitzuwachen, die der Winterreise im Süden so oft erlebt, und die ihm unvergänglich bleiben. Es ist tiefe dunkle Nacht, alles im Conpö schläft; auf einmal hält der Zug mitten im Felde, der Zauberer reißt die Heil auf: scander tutti! Alles aufstehen! Heil's. Eine Niumara hat ein Stüd des Damms weggerissen, die Reisenden müssen die Stelle zu Fuß passieren und drüben in einen anderen Zug steigen. Eine Reihe wild aussehender Männer in langen Mänteln und Spighelten steht am Wege, Pechfaden in den Händen, düster und schweigend, denn es sind Calabresen, keine Neapolitaner; wie eine feurige Schlange erscheint die lange Reihe in der Nacht; Lastträger nehmen die Koffer auf die breiten Schultern und fort geht es die Feuerlinie entlang, hinab zum trodenliegenden Bette des Greneroues, über die Klöße und Steine, die er herbeigewälzt und den schwachen Wasserfaden in der Mitte; dann

klettern man mühsam auf der anderen Seite wieder hinauf zwischen den im roten Hädellicht gespenstisch anstehenden alten Eiben, bis man den wartenden Zug erreicht. Der Reisende will dem Lastträger ein Trinkgeld geben, aber die Calabrese weist es fast empört zurück: „Die Compagnie bezahlt mich, wie kann ich noch einmal Geld von einem Reisenden nehmen?“ Bedarf es mehr um zu beweisen, daß die Calabresen eine andere Rasse sind, wie die Neapolitaner?

Weiterhin folgt Petelia, die einzige Stadt Calabriens, welche den Römern im zweiten punischen Kriege treu blieb und ihren Widerstand leistete wie Sagunt; erst nach schmonastischer Belagerung ergab sie sich! Wieder aufgebaut von den Römern und mit allen Freiheiten ausgestattet, litt die Stadt von neuem im Sclavenkriege, bestand aber noch zur Zeit Strabo's; im Gothenkriege aber wurde sie durch das Kastell Strongolus erseht. Hier ist die berühmte Inschrift gemeinbar worden, die uns die Existenz der diomphischen Mythen in Großgriechenland enthillt, denen Venormant auch ein interessantes Kapitel widmet.

Einige Kilometer weiter erreicht die Bahn das Thal des Neto, des süßreichen Neaithos, des süßesten der von der Sila herabstühenden Flüsse, welcher den Zugang zum Inneren des Waldgebirges öffnet. Hier hat das Erdbeben von 1638 furchtbar gewüthet und die Städte haben sich davon heute noch nicht wieder erholt. Je weiter man hinaufsteigt, um so wilder wird das Thal: die wilde Felsenklüftung wechseln mit grünen Auenabhängen und Laubwäldern, dann treten Fichtenwälder auf! Die Natur wird immer mehr alpin, und schließlich erreicht man die letzte bewohnte Stelle, S. Giovanni in fiore, entstanden an einem Kloster der Cistercienser, um welches sich erst im sechzehnten Jahrhundert Hirten und Hutzarbeiter ansiedelten, denen 1536 Salvatore Rota, der Besitzer der Gegend, ein Asyl eröffnete, wo sie Schutz vor baronischen Verdrückungen und Willkür fanden.

Jenseits des Neto und des sein Thal begrenzenden Berges beginnt wieder eine schmalere Ebene, die sich 13 km weit zum Capo delle Colonne erstreckt; an ihrem Endende springt eine steile Landung ins Meer und beschützt mit dem Gibanos zusammen eine Hafenbucht, die einzige zwischen Tarent und Messina. Auf der Halbinsel liegt heute die Stadt Cotrone, im Alterthume trug sie die Akropolis von Kotron. Sehn Jahre nach der Gründung von Sybaris landete auch hier eine achäische Kolonie. Schon damals hatte die Gegend den Ruf der Gesundheit, den sie bis heute bewahrt hat, eine Ausnahme aus der fieberischschwangeren Luftsilie Calabriens. Der Hafen ist heute noch ziemlich belebt, die Umgegend reich an Trauben, Del und Wein; im Alterthum kamen dazu noch die Viehzucht, der Reiz von Silberminen und der Handel. Wie Sybaris hatte auch Kotron seine Hafen an der Westküste, und seine Macht gestaltete ihm auch die Entwidlung einer eigenen Marine. Dazu kam der Silawald, dessen Holzreichtum die Krotontianen anbenutzten. So wuchs die Stadt fast so reich heran wie Sybaris und war nach dessen Zerstörung zweifellos außer Tarent die mächtigste Stadt Großgriechenlands, bis sie im Kampfe mit dem viel schwächeren dorischen Potri die furchtbare Niederlage am Zagra erlitt. Venormant sucht die Stelle dieser Schlacht nicht am Alaro, wie gewöhnlich geschieht, sondern an dem etwas südlicheren Turbolo, an dessen Mündung ein den Thermopylen vergleichbarer Engpaß liegt, der ganz den Westrei-

<sup>1)</sup> Wohl richtiger Schwarzföhren, Pinus Laricio.

bungen der Alten entspricht. Hier konnte die kleine, aber aus lauter in der Palästra geübten Leuten bestehende Truppe der Istrien Doria ganz gut der ungeheuren Liebermacht der Krotoniaten Stand halten und sie besiegen, auch ohne daß der Schatten des Ajax sich in den Kampf mischte. — Aber die Stadt richtete sich wieder auf durch den Einfluß jener wunderbaren Persönlichkeit, die ihres Gleichen im Alterthume nicht hat, des Pythagoras. Wegen 532, achtundzwanzig Jahre nach der Schlacht am Sagra, kam der Philosoph von Samos nach dem in Schwelgerei und Vollrausch verknachten Kroton und gewann bald einen überwiegenden Einfluß. Pyrrhonant hat seine Geschichte mit Vorliebe studirt, aber seine **interhumanen Ausprägungen** hören nicht hierher. Schließlich erhob sich eine Reaction gegen die drückende theokratische Regierung der Pythagoräer, sie wurden vertrieben und der Meister selbst von Stadt zu Stadt gekehrt, bis er in Metapont die letzte Ruhestätte fand.

Ein interessantes Kapitel ist den Kerkzen von Kroton gewidmet, die eine eigene hochberühmte Schule bildeten und zu denen auch Timocreon gehörte, der Leibarzt des Polkrates und später des Darins, den Übers in der „Aegyptischen Königstochter“ austreten läßt. Dieser, eine vollständig historische Persönlichkeit, bemalte den Feldzug gegen die Hellenen, um sich von Darins mit großen Geldsummen nach Kroton senden zu lassen, angeblich um die dortigen Hellenen gegen ihre Brüder aufzustacheln, aber dort angelangt, ließ er seine Begleiter gefangen nehmen und rief das Volk auf zum Kampfe gegen die Perser, und als die Krotoniaten das nicht wollten, rüßte er allein eine Trirreme aus und sandte sie nach Salamis.

Kroton behauptete sein Gebiet bis zur Zeit des älteren Dionysius und schien damals noch seine volle Macht zu haben; als aber der Tyrann von Syrakus sich mit den Bruttiern zusammen gegen sie wandte, zeigte sich auf einmal, daß die Stadt auch nicht die geringste Kraft zum Widerstande besaß. Sie mußte willenslos sich auch dem schlaunen Agathokles fügen, ebenso dem Periklus und schließlich froh sein, daß die Römer sie gegen die Bruttier beschützten. Im zweiten punischen Kriege war Kroton der letzte Waffenplatz Hannibals und unter seinen Manern war es, wo dieser bei seiner Einschiffung nach Afrika die italienischen Soldaten, die ihm nicht nach Karthago folgen wollten, niederhauen ließ, damit sie nicht das Heer der Römer verstärken.

Die gesunde Lage und der Hafen hielten Kroton auch noch in späteren Zeiten und es blieb ein wichtiger, vielmehr wichtiger Punkt bis in die neueste Zeit. Auch heute noch ist es eine blühende Stadt von 8000 bis 9000 Seelen, ganz im südlichen Stile gebaut, dichtgedrängte Häuser mit flachen Dächern, auch im Innern sauber und gut gebaut, mit wohlhabender, selbst reicher Bevölkerung. Viele reiche Adelige Calabriesen haben hier ihren Sitz, darunter auch Signor Baracca, der reichste Grundbesitzer der Provinz. Die alten Wälle sind gesehicht worden und die Stadt kann sich frei nach dem zwei Kilometer entfernt in der Ebene liegenden Bahnhof hin entwickeln. Schon erheben sich

überall gewölbte Magazine, in welchen die calabresischen Barone die Erzeugnisse ihrer Güter bis zur Verschiffung aufspeichern. Cotrone hat sogar, ein Umicum in Calabrien, ein gutes sanderes Wirthshaus, sehr geeignet zum Stanzquartier für Exkursionen in die calabresischen Berge, die man mit voller Sicherheit ausführen kann. Die Vegetation ist wunderbar spärlich, auch die Dattelpalme gedeiht, wenn auch ihre Früchte noch nicht völlig reifen wollen. Köstlich ist die Aussicht vom hohen Normannenturm auf der Höhe des Vorgebirges; nach Süden begrenzt sie das fahle der Capo delle Colonne, das einstige Iacintische Vorgebirge, mit der einjam aufragenden Säule des im Alterthume so berühmten Tempels der Hera Iacintia. Hier müssen gewaltige Veränderungen vorgegangen sein. Die Alten, besonders Plinius, nennen ganz bestimmt fünf Inseln in geringer Entfernung vom Kap; 10 Meilen entfernt lagen die Inseln der Dioskuren; weiterhin folgte die sagenberühmte Insel der Galoppo, die auch Procopius (De bello gothico) noch erwähnt, und drei kleinere Inseln, Tiris, Gramusa und Melosissa. Heute sind sie sämtlich verschwunden; es existirt nur noch ein Inselchen einige Meilenlängen vom Ufer, das die Alten nicht erwähnen. Offen, dem die Stelle der Minus entgangen zu sein scheint, möchte die Bildung des Risses einem Erdbeben zuschreiben, durch welches auch die drei Schloßthürme von Capella östlich vom Kap Nizutto im Meere verschwanden.

Wann der Tempel auf dem Capo delle Colonne begründet wurde, ist unbekannt; alle Traditionen versehen seinen Ursprung ins graueste Alterthum, in die Zeiten des Herakles oder spätestens des trojanischen Krieges, wo Theseus das Vorgebirge der Iuno theilte. Pyrrhonant schließt daran, daß schon die Ureinwohner hier eine weibliche Gottheit verehrten, und sucht diese in der Pitellia oder Pitulia, der weiblichen Hälfte der Erdgöttheit, die als Frau verehrt wurde, wie der sogenannte Dionysos als Stier; er bringt auch das „boopis“ mit der uralten Darstellungsform der Hecate in Verbindung. Die Achäer machten aus dem Tempel den Mittelpunkt des religiösen Kultus und feierten dort alljährlich eine von allen Städten beschickte Panegyrie; die aufgeschauften Schätze wagte selbst Hannibal in der höchsten Noth nicht anzurühren. L. Fulvius Placens entführte einen Theil der Normanziegeln des Daches, aber der römische Senat sandte sie mit vielen Entschuldigungen zurück und der Tempelübersturz im Wahnsinn. Die berühmten Ziegeln konnten aber nicht geleast werden, sie blieben in einem Magazin und sind dort vor wenigen Jahren gefunden worden. Erst Tertius Pompejus ließ das Heiligtum plündern, aber es erholte sich wieder, denn die Priester waren klug genug, die Schätze nicht dort liegen zu lassen, sondern trieben damit alle möglichen einträglichen Geschäfte. Der Tempel blieb in großer Verehrung, bis die heidnische Götterkönigin der christlichen Himmelstönigin Platz machen mußte; die Madonna del Capo delle Colonne steht heute in der Kathedrale von Cotrone und geniesst noch dieselbe Verehrung wie ihre heidnische Vorgängerin.

## Die Provinz El-Ariscj des Sultanats Marokko.

(Nach dem Spanischen des Don Teodoro de Cuevas.)

## II. (Schluß.)

www.libtool.com.cn

In den gebirgigen Theilen der Provinz wohnen die Kabulen der Beni-Gorfeb, der Hallscrij von Tschabel, der Hallscrij des Tiaa, der Sumata und Benisef. Nach den Chroniken des Landes leiten die Bergstämme des nördlichen Marokko ihre Abstammung von jenen arabischen Scharen her, welche der sagenhafte Fürst Hritos aus dem Hebschas nach Bacla und Aegypten gebracht hatte; es waren dies die fünf Tribus: Zenhabdcha, Sumata, Ketama, Gumara und Hnara. Diese ursprünglich arabischen Stämme breiteten sich allmählich über ganz Nordafrika aus, nahmen aber so viel Verberblut in ihre Adern auf, daß sie ganz zu Verbern wurden, sowohl in ihrer Sprache, als auch in ihren Sitten. Einzelne dieser Kabulen haben auch in der Geschichte Spaniens eine Rolle gespielt, so die Zenhabdcha, welche den Zenegas der alten spanischen Chroniken entsprechen, und die Gumara, einst den Spaniern unter dem Namen der Gomeres bekannt. Von den Kabulen der Provinz El-Ariscj gehören die Beni-Gorfeb zu dem Stamme der Gumara, die Hallscrij von Tschabel und Tiaa zu dem Stamme der Zanhabdcha und die Benisef zu den Ketama; die Sumata wohnen noch den alten Stammnamen. Alle diese Kabulen sind, wie alle Verber, von einer unabhängigen Freieigenschaft befezt, welche sie zu steten Aufständen gegen die Staatsgewalt treibt. Deshalb suchten die Herrscher des Landes diese fast unabhängigen Verberstämme durch Befestigung des religiösen Fanatismus zum Kampfe gegen die Christen zu reizen, um so die unruhigen Körper anderweitig zu beschäftigen. Sie beteiligten sich denn auch an allen den mannichfachen Invasionen nach Spanien, sowie an den Kämpfen gegen dieses Reich, als es im XVI. Jahrhundert anfangs Marokko anzugreifen. Erst als die Spanier im Lande selbst festen Fuß faßten, begriffen diese Kabulen die Nothwendigkeit der Einigung gegen den gemeinsamen Feind und erklärten sich bereit, dem Sultan Tribut und Gehnt zu zahlen und seinen Befehlen Folge zu leisten, ja sogar die von diesem eingesetzten Autoritäten anzuerkennen, obwohl das patriarchalisch-despotische Regiment der Araber in diametraler Oppenlage zu den irdemokratischen Institutionen der Verber steht. Andererseits machten die Sultane der gegenwärtig regierenden, heilig erachteten Dynastie diesen Kabulen erhebliche Concessionen; die Steuern werden nicht vom kaiserlichen Beamten, sondern von dem Stamme selbst taxirt und eingetrieben und alle möglichen Erleichterungen den trogigen Söhnen des Gebirges gewährt. Jeder Versuch, der Staatsgewalt volle Anerkennung zu verschaffen, verursacht einen blutigen Aufstand, der von Kabule zu Kabule sich fortpflanzt und das ganze Reich in Aufruhr bringt. Der Vater des jetzigen Regenten suchte deshalb nur durch Einwirkung auf ihren religiösen Fanatismus, durch Sendung verehrter Prediger sich die Kabulen geneigt zu machen, was ihm auch gelang. Der regierende Sultan aber tradirte danach, die Kabulen zur geregelten Steuerzahlung zu zwingen, bewirkte damit aber nur einen heftigen Aufstand, in welchem zwar die Beni-Gorfeb erhebliche Verluste erlitten, ohne daß damit

der Sultan etwas gewonnen hätte, denn seit dieser Zeit verweigern diese Kabulen allen Gehorsam und sind immer mehr dem Namen nach noch Unterthanen des Herrschers von Marokko. Auch unter einander kämpfen sie ohne Unterlaß; so besteht Feindschaft zwischen den Beni-Gorfeb und den Sumata, den Hallscrij und Benisef ic.

Die Beni-Gorfeb besitzen zwar nur wenige Tschora oder Dörfer, doch sind dieselben so ansehnlich, daß Chio 1 neun Moscheen besitzt und Sadara, welches fünf Moscheen zählt, 1000 Schügen ins Feld stellen kann. Die Individuenzahl dieser Kabule wird auf 25000 Seelen geschätzt. Da diese Beni-Gorfeb sich weigerten, dem Pascha von El-Ariscj zu gehorchen, so wurden für sie zwei besondere Raids eingeleitet, deren Erboten aber nicht immer Folge geleistet wird, und geschieht dies einmal, so wird der empfangene Beute sehr lässig ausgeführt. Auch die vier Scheichs suchen mehr durch gütliche Vermittelung und Jureden, als durch entschiedenes Auftreten sich in ihrer schwierigen Stellung ihr Ansehen zu bewahren. Die Beni-Gorfeb bauen Oliven, Wein, Bohnen, Weizen, Durrach und ein wenig Weizen. Ihr Viehstand besteht aus kleinen Kindern, zahlreichen Ziegenherden und geringwerthigen Schafen, aus deren grober Wolle sie ihre einfachen Gewänder weben. Wenn sie sich im Zustande der Bornaßigkeit befinden, zahlen sie dem Sultan 2336 Dufaten Steuer. Sie zählen im Ganzen 13 Tschora oder Niederlassungen.

Die Kabule der Hallscrij von Tschabel zählt 27 Tschoras mit circa 10000 Bewohnern. In ihren Territorium liegen angedeute Wälder, in Folge dessen viel Honig von den (wildem?) Bienen gewonnen wird. Ihre Acker liefern Bohnen, Durrach, Feigen &c. Der Viehstand dieser Kabule ist gering. Steuern werden nur dann gezahlt, wenn eine Heeresmacht sie dazu zwingt. Zwei Scheichs sind die Häuptlinge dieser Kabule.

Vollreicher als die eben genannte ist die Kabule der Hallscrij von Tiaa, denn sie zählt 35 Dörfer mit gegen 15000 Bewohnern, welche den Befehlen eines einzigen zu Das-el-Hazi residirenden Scheichs gehorchen. Was Ackerbau und Viehzucht anbelangt, so sind sie nicht von den Verhältnissen der anderen Hallscrij verschieden. Beide Hallscrij-Kabulen zusammen sollen dem Sultan 2800 Dufaten (10 Napoleons = 32½ Dufaten) an Steuern entrichten.

Die Kabule der Benisef umfaßt 24 Tschoras mit 16000 Bewohnern. An Steuern sollte sie jährlich 420 Dufaten zahlen.

Die 9000 Individuen der Kabule Sumata wohnen in 13 Tschoras, welche dem Sultan 242 Dufaten an Steuern zu zahlen haben, sich aber gewöhnlich von jeder Zahlung frei erhalten.

Die Hauptstadt der Provinz ist jener Ort, der auf den deutschen Karten den Namen El-Ariscj führt, im Lande selbst aber El-Ariscj genannt wird, während die Spanier sich diesen Namen zu „Yarache“ zurecht gelegt haben. Sie ist der Sitz des Paschas und besitzt eine Garnison von Vini-

trappen, d. h. sie gehört zu jener Klasse der marokkanischen Städte, welche den Titel *Machzen* führen. M. Renou verlegt die Zeit der Gründung von El-Arisch in das XIII. Jahrhundert, doch mit Unrecht, denn schon im Jahre 800 der mohammedanischen Wera wurde der Emir Yahya ben-Edris von seinem Bruder Nohammed, dem dritten Regenten aus dem Hause der Ghosiden, zum Gouverneur von El-Arisch und seiner Dependenz ernannt. Er hat demnach diese Stadt bereits im IX. Jahrhundert existirt; sie scheint, wie ihr Name beweist, von Arabern gegründet worden zu sein. Die Bedeutung von El-Arisch scheint durch das ganze Mittelalter eine sehr geringe gewesen zu sein, denn als die Spanier im Jahre 1610 sich in den Besitz dieses Punktes setzten, fanden sie nur sechzig Hütten innerhalb der festen Mauern. Vespere wurden, um ein Kastell zu schaffen, von Muley Raser, dem Bruder des Königs von Fez, erbaut. Die Veranlassung hierzu boten die Eroberungszüge der Portugiesen, dieselben hatten im Jahre 1471 Arzila genommen, wodurch die Bewohner von El-Arisch, welche seit dem Anfange des XV. Jahrhunderts vom Seeraube sich näherten, so in Schrecken versetzt wurden, daß sie ihre Vaterstadt gänzlich verließen. Damit nun der Platz nicht in die Hände der Christen fiel, wurden jene Befestigungen errichtet, welche mehr als ein Jahrhundert später erhebliche Verstärkungen erhielten. Voll Furcht vor den Eroberungsplänen Philipp's II. ließ Muley Hamed Tchebi zwei große, äußerst fest gebaute Forts errichten, welche die Stadt von der See- und Landseite her vor jedem feindlichen Angriffe schützten. Die Mäure war vergebens, denn im Jahre 1610 trat Muley Schah El-Arisch an die Spanier ab, welche um ganz El-Arisch mit einer festen Mauer umgaben. Bis zum Jahre 1689 blieb die Stadt im spanischen Besitze; nach einer hartnäckigen Belagerung, welche durch 3 1/2 Monate währte, gelang es dann den Mauren, durch eine Mine mehr als 100 m der Mauer in die Luft zu sprengen. Die 3200 Mann zählende Garnison flüchtete sich in die Obstdörfer, wo die Spanier einen Tag und eine Nacht hindurch noch tapfer sich schlugen, dann aber nach dem Verluste von 1200 Mann sich ergeben mußten. Von diesen Gefangenen haben nur wenige ihr Vaterland wieder gesehen, denn erst im Jahre 1691 gelang es, einen Vertrag mit dem Sultan abzuschließen, welchem gemäß für je 1000 Mauren 100 Spanier angeworben werden sollten. Seit dieser Zeit spielte El-Arisch eine unbedeutende Rolle, seine Bewohner widmeten sich wieder der Piraterie, was die Franzosen im Jahre 1769 bemerkt, eine Expedition gegen dieses Seeräubernezt zu entsenden, doch hatten sich die Christen nur empfindliche Verluste, da die Vorräte des Kaffee aus Annäherung von der Seeseite aus erheblich erschwert; dasselbe Mißgeschick traf ein ähnliches Geschehnis, das sechzig Jahre später ebenfalls den erfolglosen Versuch unternahm, die Piraten von El-Arisch zu züchtigen. Die letzten Feinde sah El-Arisch im Jahre 1860 vor seinen Mauern, als die Spanier in ihrem marokkanischen Aufzuge einige Kriegsschiffe nach den atlantischen Küsten des maurischen Staates abschickten, welche aber der Stadt nur einen geringen Schaden zufügten. Die Befestigungen sind in verhältnismäßig gutem Stande und mit zahlreichen Kanonen, von denen die meisten in den vergangenen Jahrhunderten gegossen oder den Christen abgenommen worden sind, armirt.

Die Stadt zählt ungefähr 750 bis 800 Häuser mit 4000 Einwohnern, unter welchen 70 Christen und 500 Juden leben. Was Handel und Verkehr anbelangt, so steht El-Arisch bedeutend dem großen Handelsemporium

der Provinz, Kasr el Kebir nach, immerhin ist sein Handel nicht unaußenmäßig, denn die Zollstätte liefert (durchschnittlich) einen jährlichen Ertrag von 201 024 Dukaten. Nimmt man zu diesem Hölzergewinn die Einkünfte der übrigen Steuern etc., so beläuft der Sultan von dieser Stadt jährlich 246 824 Dukaten. Im Konsum zeigt sich die verhältnismäßige Armut dieser Stadt, welche einen vorwiegend militärischen Charakter zur Schau trägt, denn es vergehen Wochen, ehe die vier maurischen und vier jüdischen Messer ein Kind schlachten, gewöhnlich werden in der Woche 20 bis 25 Hammel geschlachtet. Ein Theil der Bevölkerung lebt von dem Ertrage der zahlreichen, gut bewässerten Obst- und Gemüsegärten, welche ringum El-Arisch umgeben. Andere finden ihren Lebensunterhalt, indem sie auf den eigenen Schultern oder dem Rücken ihres Esels Getreide in eines der 32 Magazine schleppen, von wo aus dasselbe auf die Schiffe gebracht wird. Die Regierung erhält überdies aus ihrer eigenen Kasse zwanzig Kalfater. Bemerkenswerth ist, daß hier auch ein europäischer Schulter sein Handwerk ausübt.

Dem Rechtsweisen der Mohammedaner steht ein Kabi mit sieben Kauls oder Schreibern vor, während alle die Juden der Kabbiner, dessen zwei Schreiber Sofrim heißen, Recht spricht. Die Stadt besitzt zwei Moscheen und vier Jannas für die Aeltemer der Lehrer des Propheten und fünf Synagogen für die Juden. In den zwei Kestern schmachten 200 Gefangene, von denen nicht wenig unwürdig sind. Der Kascha von El-Arisch steht in direktem Verkehr mit dem Konsularposten in allen Angelegenheiten, wo zwischen Europäern und Eingeborenen Anlässigkeiten entstehen. Die Vertreter der europäischen Mächte sind Konsularagenten oder unbesoldete Vicekonsuln, eine Ausnahme machen nur Spanien und England. Der spanische Vicekonsul ist ein Berufsbeamter, der zugleich das Zollwesen mit beaufsichtigt, denn zur Tilgung der Kriegskosten muß Marokko an Spanien die Hälfte der Zollermahnen gewisser Hafenorte abgeben. Der spanische Beamte ist zugleich Delegirter der Sanitätsbehörde, ihm stehen zwei Polizeichef, ein Talsch (eingeborener Schreiber) und zwei Wendarmen zur Verfügung.

Die ganze Provinz leidet entsehrlich unter der Habguth aller Wüthenträger vom kleinsten angefangen bis zum größten. Die Steuern und Abgaben sind an und für sich nicht groß, aber der Tschari (Dorfvorsteher), der Scheich, der Kasch und der Kascha, jeder von ihm von dem armen Völker etwas herauszuschlagen, so daß viel von allen Zeiten in barbarischer Weise quält und gebrückt wird. Die arabischen Vauern überlassen die europäischen Konsuln mit Bedauern, sich ihrer annehmen, was natürlich nicht angeht. Die Bedauernswürthen sagen: „Herr, alle Steuern will ich gerne dem Sultan, meinem Fürsten, voll und richtig zahlen, nur rette mich, o Konsul, vom Dolm!“ Unter letzterer Bezeichnung faßt der Landmann alle Greifungsverfüge der Beamten und die Geldstrafen zusammen. Kein Wunder, daß die Leute selbst, wenn sie einiges Geld besitzen, dasselbe ängstlich vergraben und eine entsehrliche Armut zur Schau tragen, aus ja nicht die Habgier der Wüthenträger zu reizen. Wenn heute eine europäische Macht den Marokkanern dieser Provinz die Freiheit des Kultus garantirt, die heiligen Stätten und Stiftungen nicht anzutasten verspricht, so werden die Vauern der Ebene mit Freuden die neue Herrschaft begrüßen. Anders freilich würde es sich mit den Berben des Gebirges verhalten, deren trotzigste Unabhängigkeitsstimmung nur durch das Schwert gebeugt werden könnte.

## Kürzere Mittheilungen.

## Westafrikanisches.

Am 21. September d. J. wurde in Genua die Generalversammlung des deutschen Kolonialvereins abgehalten, welche durch Aufbruch der Herren Bodemann und Lüderig ein ganz besonderes Interesse erhielt. Ersterer wies (nach der „Allgemeinen Zeitung“) auf die merkantile Bedeutung hin, welche deutsche Kaufleute im Auslande errungen<sup>1)</sup>. Wenn auch die Person dort Achtung genoßen, so sei dieselbe doch nicht auf die Produkte der Deutschen in überseeischen Ländern übergegangen, da dieselben oftmals den Namen einer englischen Firma bedurft hätten. Der Schutz der Deutschen dort habe nur durch fremde Nationen gewährt werden können und andere Nationen hätten sich unserer Arbeit bemächtigt. Der deutsche Kaufmann könne jetzt mit andern Bewußtsein dort arbeiten. Die Besitzergreifungen Deutschlands hätten an einer Küste stattgefunden, die als eine besonders wüthe und sterile verschrien sei. Erst bei Ausbeutung des Sklavenhandels habe sich dort ein legitimer Handel, erst nach gewonnener Freiheit die Arbeit der Neger entwickeln können. Der Sklavenhandel, ein sogenannter Klaubhandel, sei nicht von so großer Bedeutung. Palmöl, Farnenbölzer, Gummi elastikum dagegen komme in den letzten 25 Jahren in sehr großer Quantität in den europäischen Handel, Palmöl 1/2 v. jährlich 125,000 Tons; es könnte sich hieraus noch ein großer Absatz für den deutschen Markt einstellen. An der Westküste sowohl als in Camerun sehe die Bevölkerung noch auf sehr geringer Stufe; um so leichter sei deutscher Einfluß dort zur Geltung zu bringen. In Camerun sei der Boden außerordentlich fruchtbar, Neger selbst habe vortheilhafte Proben von dortigen Erzeugnissen erhalten. Wenn der Handel eine sehr hohe Bekanntschaft (ich kann aber ins Innere einbringen, was bisher bei der Geschäftigkeit der Neger und Bevölkerung kaum möglich gewesen sei). Vieher seien die Arbeitskräfte von anderen Orten beigegeben worden; das sei jetzt sehr schwierig. Man sei daher darauf angewiesen, die Neger zur Arbeit heranzuziehen. Freilich sei dies nicht leicht. An der Liberalküste seien die Neger schon längere Zeit daran gewöhnt und nach und nach tüchtige Arbeiter geworden. Sie hätten sich dort angeeignet und stülten sich wohl dabei. Auch die deutschen Missionare hätten in dieser Beziehung sehr günstigen Einfluß geübt, welche nicht bloß in abstracten Theorien, sondern auch in praktischen Unterweisungen einzuwirken gewußt hätten. In Camerun sei Boden und Klima für Plantagen geeignet; die Bormannschen Besorgungen erpürten nun sechs Jahre, aber Erträge seien noch nicht da, jedoch dann reichlich zu erwarten. Bei energischem Vorgehen sei dort für deutsche Besessungen eine erfolgreiche Zukunft zu erlangen. An der Goldküste werde oft der Fehler begangen, daß sich der Einwanderer nicht ausreichende Verhegung und nicht genug Bewegung schaffe, junge Kaufleute mit Intelligenz und Energie dagegen würden den Rechnung zu tragen wissen. Die Civilisation Wirtel sei eine so großartige Aufgabe, daß wohl alle Nationen daran arbeiten müßten und Deutschland in dieser Beziehung nicht beeinträchtigen würden. — Dem gegenüber müssen wir bewahren, daß ersparungsgemäß die Hälfte der neuankommenden Europäer an der afrikanischen Westküste dem Klima erliegen (s. Higel a. a. O.). Wenn auch 3 v.

<sup>1)</sup> So berichtet der eben vom Venué nach Deutschland zurückgekehrte C. K. Higel, daß der Handel der englischen Kolonie Lagos an der Sklavenküste fast ganz in deutsche Hände übergegangen ist (Mitth. der Afrikan. Ges. in Deutschl. IV, S. 134).

in Camerun das nahe Gebirge als Sanatorium dienen kann, so können sich doch höchstens die Ghes der Negerien tiegen eben (nach dem Higel a. a. O.) und müssen der Schiffsverbindung wegen dort liegen; die jüngeren Angehörigen müssen deshalb dort anhalten und gehen meistens in die Grube. Daß in solchen Gebieten an Ackerbau seitens Deutscher nicht zu denken ist, liegt auf der Hand.

Einem Privatbriefe aus Madeira, welches durch Lage und Schiffsverkehr (es laufen dort wöchentlich mindestens drei Liverpooler Dampfer an, aber monatlich nur ein Wertmann'scher, und das erst seit diesem Jahre) zu einem Centralpunkte für Nachrichten von der afrikanischen Westküste geworden ist, entnehmen wir ferner Folgendes: „Negericus sind unter den deutschen Kaufleuten, die hier draußen thätig sind, selbständig auch in englischen Häusern, die Aufsichten sehr geschickt. Wenn auch die englische Regierung wirklich keine Ursache hat eifersüchtig zu sein, so sind doch die englischen Kaufleute während und die Deutschen, die bisher unangekoren unter ihnen gelebt und in Handel und Wandel täglich mit ihnen zu thun haben, fürchten doch, jenseits verschiedene Nachteile davon zu haben.“

Leider beherrscht dieselbe unzureichendste Aufschauung, daß jeder koloniale Gewinn eines andern Volkes einen Verlust für England bedeute, auch die englischen Mäler, allen voran die „Times“ (resp. „Mail“), welche (15. September) mit schlecht verhehlter Schadenfreude die Besitzergreifungen des Kausal Hewitt im Niger-Delta (vergl. oben S. 208) besprechen. „Zeit Americiens auf der Tagesordnung steht und da das tausendjährige Reich noch nicht angebrochen ist und England an der afrikanischen Westküste sehr solide Interessen zu beschützen hat, so verdient Kausal Hewitt's Vorgehen unsere kräftige Unterstützung und Empfehlung“, schreibt das Weltblatt. „Was den Handel anlangt, ist der Niger wesentlich ein britischer Strom“, und ohne Zweifel beabsichtigt Kausal Hewitt seine Protektionsfahrt nach Süden mindestens bis zum Calabar-Flusse fortzusetzen, wo wiederum britischer Einfluß maßgebend ist und wöchentlich 500 Tons Del verschifft werden. Kurz, daß ganze Niger-Delta und alle Delhäufe an dieser Küste müßten auf der nächsten Ausgabe der Colonial Office List mit derselben Farbe wie die Bezeichnungen um Lagos und im Zusammenhange mit denselben lokort eideuen“ u. s. w. Schließen wir mit einigen Worten Higel's (a. a. O. S. 141): „In Bezug auf die voraussetzliche Zukunft des Niger-Venn's Handels habe ich die Ueberzeugung, daß die Wasserstraße die Straße des Welt-handelsverkehrs mit dem so sehr produktions- wie konsumtionsfähigen Sudan werden wird. Sie ist der einzig brauchbare wirklich schiffbare Zugang zum Herzen des dunklen Kontinents, ein Wasserweg von der Länge des Rheines von der Mündung bis in die Schweiz, ein Wasserweg, der praktisch gebauten Fahrwegen das ganze Jahr hindurch kein Hindernis für den regelmäßigen Verkehr in den Weg legt, dessen zahlreiche Zuflüsse aus allen Himmelsgegenden die Zufuhr von Produkten erleichtern.“

<sup>1)</sup> Die „Times“ vergelten die Société française d'Afrique equatoriale, welche am Niger acht Stationen besetzt und auf denselben zwei Dampfer, zwei Weitzer und eine Eisenbahn unterhält, und das Handelsunternehmen Barot's, deren Unternehmung, welche mehrheitlich von der französischen Regierung materiell unterstützt werden. Derselbe Handel ist auf dem Niger unseres Wissens noch nicht eröffnet.



## Das Camerun-Gebiet und die Küste südlich davon.

In den „Annalen der Hydrographie und Maritimen Meteorologie“ (XII, Heft 9, S. 488 ff.) ist aus den Berichten des deutschen Kanonenbootes „Möwe“, Korvettenkapitän Hoffmann, eine erste offizielle Mittheilung über „Die Küste von Ober-Guinea“ erschienen, welcher wir folgendes entnehmen.

Die Ufer des Camerun-Flusses betreiben bis kurz unterhalb King Bell's Town aus Mangroven-Sumpf. Hier steigt das Terrain schnell an, so daß sich hinter einem schmalen Sandufer eine Terrasse findet, auf welcher sich die Ortschaften der Eingeborenen in fast ununterbrochener Reihe folgen hinziehen. Der Boden besteht aus einem gelben, weissen oberhalb rüthlichen Lehm. Das Land ist mit üppiger Vegetation bedeckt, zwischen welcher die gelben Wege und Plätze vor den Häusern aus der Entfernung einen sehr freundlichen Eindruck machen. Man ist daher bei der Annäherung von See aus geneigt, hier ein wohl kultivirtes Land mit paradiesischen Anlagen zu vermuthen, während in Wirklichkeit es an gangbaren Wegen namentlich in der Gegend gänzlich mangelt.

Von europäischen Handelshäusern finden sich zwei deutsche und sieben englische, meist kleinere Firmen, vertreten. Die Deutschen haben anchänglich mehr als die Hälfte des Handels in der Hand. Die Europäer leben zum größeren Theil auf den im Flusse verankerten Schiffen, so daß nur drei deutsche und zwei englische Faktoreien, sowie zwei Missionsstationen am Lande den Ort bilden, welchen man Camerun nennen könnte, der in Wirklichkeit aber noch durch die Eiferstadt der beiden Oberhäupter King Bell und King Kana so sehr in zwei Theile getheilt ist, daß das Haus Biermann für jeden derselben eine Faktorei und die Baptist-Mission je eine Station haben errichten müssen.

Die Bewohner des Landes, dem Stamme der Dualla angehörig, leben ausschließlich von dem lebhaften Tauschverkehr, welchen sie zwischen den Europäern und den Bewohnern des Innern vermitteln. Sie wachen streng darüber, daß ein direkter Handelsverkehr zwischen Europäern und dem Hinterlande unterbleibt und finden dabei ziemlich mühelos reichen Erwerb. Ausfolge dessen sind alle Lebensmittel, wenn überhaupt zu haben, außerordentlich theuer. Geldwerth ist ein sehr unbeherrschter Begriff, fast alles muß durch Vermittelung der Faktoreien im Tauschhandel erworben werden. Selbst diese waren nicht im Stande, regelmäßige Lieferungen von frischem Fleisch zu überreichen, weil die Preise zu hoch und die Quantitäten zu gering waren. Ebenso waren Früchte, Eier u. dergl. kaum zu erlangen.

Eine staatliche Ordnung existirt hier wie fast an der ganzen Guineaküste, Tobome ausgenommen, nicht. Die Oberhäupter King Bell, King Kana u. c. haben aber die anderen Häuptlinge sehr wenig Gewalt und thun nichts Wichtiges ohne deren Zustimmung. Ihr Ansehen ist begründet in ihren starken Familien und ihrem Reichtum an Sklaven. King Bell gab an, daß er etwa 250 Frauen habe, einschließlich solcher, welche er seinen ermordeten Söhnen gegeben ze. Unter diesen Frauen werden Sklavinnen nicht eingerechnet, sie sind alle aus freien Familien gekauft. Diese Oberhäupter sind eifrige Händler mit entsprechend höherem Kredit als die kleinsten Leute. Sie begeben sich mit ihren Kanoes auf Wochen in das Innere, um Landesprodukte einzuladen gegen die Tauschartikel, welche ihnen von den Faktoreien auf Kredit übergeben sind. Unter solchen Verhältnissen sind Arbeitskräfte aus dem Lande selbst gar nicht zu haben. Die Faktoreien verfügen über jährliche Str-Neger als Arbeiter, welche von Liberia kommen und nach ein bis zwei Jahren wieder in ihre Heimath zurückgehen.

Die Küste südlich von Camerun bis Kap St. John kann nach den Bewohnern eingetheilt werden in drei Abtheilungen:

1. Der nördliche Theil von Camerun bis circa 3° nördl. Br., bewohnt von denselben Stamme, welcher am

Camerun ansässig ist, den Dualla's. In denselben befinden sich die Handelsplätze Nalimba, Small Batonga (3° 10,6' nördl. Br.) und Plantation (3° 3,8' nördl. Br.).

2. Der mittlere Theil von 3° nördl. Br. bis zum Campo-Fluß (2° 22,7' nördl. Br.), bewohnt von den Stämmen der Banoko und Bapulo, mit den Handelsplätzen Kribbu, Batonga (2° 53' nördl. Br.) und Campo-Fluß (2° 22,7' nördl. Br.).

3. Der südliche Theil vom Campo-Fluß bis Kap St. John, bewohnt von den Kumbo-Stämmen, mit den Handelsplätzen Campo-Land (Bird Road 2° 13,8'), Awuni, Bala (2° 27') und Venito. Südlich vom Venito finden sich vereinigt wieder Bapulo-Ortschaften.

Europäische Agenten sind nur vorhanden in Nalimba, Small Batonga, Batonga, Bala und Venito. Außer den deutschen befinden sich noch englische Faktoreien in Batonga und Bala. Die ganze Küste hat ein sehr gleichartiges, aber nicht einformiges, sondern waldiges und hügeliges Aussehen. Ebenso unterscheiden sich die Bewohner in Sprache und Sitten nicht sehr wesentlich von einander. Staatliche Verhältnisse existiren kaum; im Norden giebt es noch erbliche Könige, deren Machtbereich aber räumlich und effektiv ein sehr unklar begrenzter ist; im Süden ledern sich die Verbände noch mehr. Unter den Häuptern einer Anzahl Dörfer wird zwar oft einer als King bezeichnet; derselbe wird aber abgesetzt, wenn er etwas thut, was den anderen nicht richtig scheint. Der Besitz des Landes, soweit dasselbe nicht mit Häusern bebaut oder kultivirt ist, hat insolge dessen wenig Interesse für die Leute. Alle sind Händler und begierig Handelsvortheile zu erlangen. Das höchste Streben ist, eine Faktorei im eigenen Bezirk zu haben; es erscheint trübselig, in das Nachbarland gehen zu müssen, um seine Waaren zu verhandeln. Die Handelshäuser, welche die Faktoreien vertheilen, haben daher schon allein dadurch die Gewalt, das Ansehen eines Hauptlings zu vermehren oder zu vermindern, und alle Verträge, welche an der Küste abgeschlossen sind, brechen sich um die Einlegung neuer oder Vergrößerung bestehender Faktoreien. Die einflussreichen Faktoreien erfreuen sich einer ziemlichlichen Sicherheit. Sie zahlen an einen der Häuptlinge eine bestimmte Abgabe, wogegen sich dieser für jeden Diebstahl u. s. w. verbürgt, so daß der Agent kein Haus Tage lang verlassen kann, ohne eine Verabreichung zu besitzeln. Soll aber eine Faktorei verlegt oder aufgehoben werden, so kann das nur allmählich und heimlich geschehen, die Eingeborenen würden sonst offenen Widerstand leisten.

## Die Eisverhältnisse im Polarmeer im Sommer 1884.

Kapitän Emil Pedersen, Führer des norwegischen Fiskeritutter „Svea“, kehrte Anfangs September von seiner zweiten Fingreise nach dem nördlichen Polarmeer zurück. Pedersen besegelt bereits seit vier Jahren diese Gewässer, um den Walroß-, Robben- und Fischfang, sowie die Bärenjagd zu betreiben; in diesem Jahre betrug sein Fang auf der Höhe von Nord gegen 600 Stüd Khablan, um Weihen Meere fang er 1175 Stüd Robben und auf Ostfischbergen 216 Robben, 9 Walroße und 12 Bären, mithin ein sehr schöner Ertrag. Einem Bericht über die Eisverhältnisse in den von Pedersen besuchten Gewässern, der kürzlich in norwegischen Blättern veröffentlicht worden ist, entnehmen wir das Nachfolgende:

Ende Juni traf ich das erste Eis unter 73° 21' nördl. Br. und 25° 59' L. von Wr., circa 17 Meilen OSD von der Värieninsel; es war durch den hohen Segang am Hande dicht zusammengepackt. Das Wasser war klar, bläulich und 1½ Grad kälter als die Luft. Der Rand des Eises war noch scharf, dagegen war die Oberfläche desselben von der Luft sehr angegriffen. Die Eisflocken gingen hier von OSD nach NWN, die Treibeisstücke waren dünn, nur 4 bis 8 Fuß dick, und ihr Flächeninhalt betrug bis eine Meilenlänge (= 185 m

im Quadrat. Verschiedene Städte enthielten schneefreies Landeis. Zwischen den Gletschern sah ich dann und wann größere und kleinere bläuliche Gletscherstücke. Nachdem ich durch etwas beschneites und aus kleineren Schollen bestehendes Treibeis gegen Nordwesten und Norden gegangen war, fand ich das aus alten Winterzeit bestehende Packeis. Auf den Banken zwischen Vänerneel und der Hope-Insel fanden sich große und einige kleinere Eisberge auf Grund (auf circa 15 bis 25 Faden Wasser). Das schneefreie Küsteneis der Eisberge ließ erkennen, daß ihre Außenseiten Veränderungen erlitten. Bei der Untersuchung fand ich, daß hier die Strömung mit einer Geschwindigkeit von  $2\frac{1}{2}$  Knoten lief, bei steigendem Wasser gegen Nord und Ost, bei fallendem gegen SW bis W. Der Wind war in diesen Tagen WSW. Ich ging dann nach dem Storford, den ich von der Diste-Bay bis nach Agarth-Bay hinüber dicht mit Eis belegt fand. Tagelang war eisfreie Wasser längs des Horns- und Landes bis zum Südpol, bei der Vänerneel und ostwärts bis  $20^{\circ}$  östl. L., von wo der Rand des vertheilten Eises sich bis zur Hope-Insel erstreckte, welche letztere ich am 11. Juli erreichte. Ostlich von der Hope-Insel war das Eis dicht zusammengehoben, jedoch war an der Ostseite ein  $\frac{1}{2}$  Meile breites Küsteneis, in welchem ich bis zum nördlichen Ende der Insel hinaufkroch. Da eine frische nördliche Brise mit Schnee auftrat und das Eis dicht bis zur Nordspitze lag, so wurde ich gezwungen, um nicht von dem Eise auf Land gesetzt zu werden, das Küsteneis wieder zu verlassen. Ich nahm dann einen nordwestlichen Kurs zwischen dem Eise nach Thomsen's Land zu, wo das Wasser mit Ausnahme von etwas Grünsand ganz eisfrei war. Längs des Landes nach Ost bis zum Land war das Eis auch vertheilt; hier bei King Johns großen Gletschern schossen wir die meisten Eisbären. Nach vielfachem Hin- und Hersegeln im dichten Treibeis zuecht gegen Nordost und dann gegen Süden traf ich endlich am 5. August in DNO von der Diste-Insel unter  $70^{\circ}$  Grad nördl. Br. und  $28^{\circ}$  Grad östl. L. von Cr. eisfreie Wasser, nur nach Nord zu war dünnes Eis bemerkbar. Ich ging nun nach König Karl's Land, das ich am 10. August unter  $77^{\circ} 50'$  nördl. Br. und  $31^{\circ}$  östl. L. Er. erreichte. Hier war weder unter der Küste noch auf dem Meere, soweit das Fernrohr reichte, festes Eis zu sehen.

Eingelagerte kleine Eisbänke von nur 1 bis 3 Fuß Stärke trieben wohl unter, hinderten aber das Segeln gar nicht. Von König Karl's Land ging ich SW nach der Mitte des Hinlopen und zu, sah aber kein Eis, auch nach der Walter Thomsen's Straße zu, wor das Wasser eisfrei. Von letztem Punkte südwärts bis Ost bis Island lag aber längs des Landes dünnes festes Bau-Eis.

An der Westküste von Spitzbergen soll das Eis in diesem Jahre für die dorthin gelangenden Fregatten sehr beschwerlich gewesen sein; erst Mitte August sollen die Fregatten eisfrei geworden sein. Die Witterungsverhältnisse waren auf Spitzbergen höchst unangünstig; meistens herrschten Nebel bei unstilligen, östlichen Winde und ranhes kaltes Wetter. Bei der Hope-Insel traf ich Mitte August einige Schiffe, die von Kooaja Semlja kamen. Die Schiffer berichteten, daß sie dort wenig ausgerichtet hätten, da die Verhältnisse zu unangünstig waren, um auch nur einigen Rang erwarten zu können. Das Eis lag dort noch Anfangs August in allen Richtungen fest, ebenso auch nordwärts bis zur Admirals-Halbinsel und südwestwärts bis zum  $72^{\circ}$  nördl. Br.; später trieb das Eis aber westwärts fort. In der Vestfjord-Bucht war das Eis etwas vertheilt und war dort das Segeln möglich. Die Eisbänke an der Westküste von Kooaja Semlja waren bis  $\frac{1}{2}$  Meile im Durchmesser und mit Schnee bedeckt. Die von dort kommenden Fregatten, besonders der bekannte Dr. Johansen von Tromsø, sind der Ansicht, daß es in diesem Jahre unmöglich sein wird, in das Karische Meer hineinzukommen. Johansen hat während seiner vieljährigen Expeditionen keine unangünstigeren Verhältnisse gesehen.

Die Ansicht dieser normzigen mit dem Polar-meere wohlvertrauten Fregatten hat bald nach dem Eingange vorstehenden Berichtes ihre Bestätigung erhalten. Wie nämlich ein am 9. September in Tromsø eingetroffenes, in Archangel ausgegebenes Privattelegramm belagt, war dorthin das Dampfschiff „Nordenskiöld“ aus der Zugerstraße zurückgekehrt, weil das Karische Meer mit Eis angefüllt war ein Vorbringen nach dem Jenissei unmöglich war. Sibirische Vertriebe das Schiff in Archangel, um über Vestsjora auf dem Landwege nach Sibirien zurückzufahren.

W. Finn.

## Aus allen Erdtheilen.

### Europa.

— In der Ulmerart ist der „Angermünder Zeitung“ zufolge eine ganze Erdschale, welche noch vor einem bis zwei Jahrzehnten einen Gemeinderath, eine Schule u. s. w. befaß, jetzt völlig vom Erdboden verschwunden. Bei Joachimthal nannte Schmelze lag das Thüringer Meßlin (auf der alten Generalstabkarte allerdings nur als Vorwerk bezeichnet); die Bewohner bestanden aus dem großen Theile ausgewandert, die Häuser wurden zum Abbruch verkauft und heute geht der Ring über ehemalige Wohnplätze; nur ein kleiner Kirchhof zeigt noch an, daß hier einmal Menschen gewohnt haben.

— Die eben vollzogene Eröffnung der Arlbergbahn giebt uns Veranlassung, auf das Doppelheft 71–72 der „Europäischen Wanderbilder“ (Zürich, Orell Füssli u. Co.) hinzuweisen, auf „Durch den Arlberg. Von Ludwig v. Hermann“, dessen Text ansehnungsweise anziehend und ausregend geschrieben ist und im Verein mit den 26 Abbildungen von Landschaften, Bauwerken und Trachten viele zum Besuche des schönen neuen Schienenweges verlocken dürfte.

Von anderen Heften des trefflichen Sammelwerkes nennen wir noch Nr. 59–61, No. 6, „Furterthaler Bahn“, worin der Verfasser, wie so oft, auf manchen hüben reizvollen Winkel der Alpenwelt hinweist, dem die Mängel einer in die Mode gekommenen Sommerreise noch nicht anhaften; dann Nr. 70, „Vom Bergkranz von Jugenheim bis zur Auerbach“, Nr. 73–74, „Von Paris nach Bern über Dijon und Pontarlier“ und Nr. 75–76, „Der Bierwaldhäusersee“, letzterer mit 40 zum Theil prächtigen Bildern von J. Reber.

— In Schottland ist der „National-Zeitung“ zufolge das Projekt eines Schiffkanals zwischen dem Firth of Forth und dem Firth of Clyde bzw. zwischen Edinburgh und Glasgow wieder aufgestaut. Es existirt bereits ein im vorigen Jahrhundert gebauter Kanal zwischen beiden Meerbusen, der jedoch nur für kleine Fahrgänge schiffbar und daher ohne Bedeutung ist. Die Verhältnisse sind günstig und der alte Kanal würde den Transport der Materialien sehr erleichtern. Für die deutsche Schifffahrt ist das Projekt insofern von Bedeutung, als die aus der Ost- und Nordsee kommenden, nach Westen bestimmten Schiffe

vielefach den Weg um Schottlands Nordküste herum der gefährlicheren Route durch den Arctikalland vorziehen. Der neue Kanal würde ihnen demnach die Fahrt bedeutend abkürzen.

— In Anfang September hat der Bau der Eisenbahn von Nauplia nach Argos (Peloponnes) begonnen; diejenige von Athen nach Laurion nähert sich ihrer Vollendung.

### A f r i k a.

— In Heft 10 und 11 der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“ (VI. Jahrgang) veröfentlicht Dr. F. Umlauf Bruchstücke aus dem „Voyage de l'Exploration“, welches im Dienste der Association internationale du Congo an einer Expedition zur Erforschung des Niabi-Kuils theilnahm und sich dabei eine löbliche Krankheit zuzog. Wir lernen daraus die Aesthete der Nebelwelt kennen, die von den Völkernungen des Unternehmens z. B. im „Mouvement Géographique“ grell abhilt. Es wird dadurch ein geradezu furchtbarer Mangel an Hülfe für die Angestellten der Association erkennen lassen; Schumanns Klage wiederholt in seinen Aufzeichnungen über Mangel an Trägern, an Lebensmitteln, Arzneien, ja selbst an wissenschaftlichen Instrumenten. „Wohin kommen — fragt Dr. Umlauf — die reichen Vorräthe an Proviant aller Art, welche aus Europa nach dem Congo geschickt werden? Offenbar bleibt das meiste davon an der Küste, wo sich etliche der dort Stationirten daran göttlich thun; denn im Innern leiden die Reisenden, welche die größten Beschwerden auf sich nehmen, oft Noth am Nöthigsten. Auch die Aezte, welche die einzelnen Expeditionen begleiten, thun nicht immer ihre Pflicht und kümmern sich um die Kranken wenig oder gar nicht.“ — Sollte es da wirklich schon an der Zeit sein, für die neuen „Kongo-Expeditionen“, wie es jetzt in Brüssel geschieht, eine Verfassung auf dem Papiere anzuarbeiten?

— Die polnische Expedition unter Herrn von Rogozinski in Kamerun ist sehr zusammengeschmolzen, nachdem auch Herr Tomaszewski gestorben und Herr von Hirsfeld nach Europa zurückgekehrt ist. Sie besteht nur noch aus dem Chef und Herrn Janowski, welche ihren Aufenthalt auf der Insel Wondelb genommen haben und, nachdem ihnen neue Mittel aus Polen zugegangen sind, sich zu einer neuen Expedition in das Innere vorbereiten. — Herr Dr. Passavant hat einen neuen Begleiter in Herrn Dr. Paulus (aus Wien) erhalten. Sie sind zunächst auf einige Tage nach Volunda gegangen und dann auf einem Dampfer nach dem Süden gewand, um die Küste und besonders den Congo, so weit es europäische Factoren giebt, kennen zu lernen. Von diesem Absteher zurückgekehrt, werden sie sich darauf vorbereiten, mit dem Schiffe der Regenzeit in das Innere einzudringen. — Die schwedische Expedition ist noch immer auf Mann's Spring (2240 m hoch, südlich vom Cameroon-Fil gelegen), wo sie sich eine Hütten gebaut hat und von wo aus sie das Cameroon-Gebirge erforscht. (Vergl. über die Expeditionen „Globus“, Bd. 45, S. 237.)

— Die Vereinigten Staaten — mit der „Allgemeinen Zeitung“ vom 1. Juli aus Antananarivo aus Madagascar geschrieben — haben den Vorschlag an den Handel der Insel, und darauf darf man wohl auch die Entsendung

einer Specialmission (Marine-Lieutenant Schuch) seitens der Union zurückzuführen. . . Man sagt in Antananarivo, daß, während die Franzosen sich abmühen, die Nordwestküste zu bekommen, welche sie doch nie kolonisieren werden, und während England mit dem Handel an der Ostküste sich zu strecken zu geben scheint, die Amerikaner im Stillen die Südwärtsküste erschließen und die natürlichen Reichthümer derselben für sich gewinnen werden. Der von den Amerikanern besuchte Theil der Insel ist bis jetzt fast ganz unbekannt, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß hier unglaubliche Naturschätze aufbewahrt liegen, und man darf nicht vergessen, daß der natürliche Anstieg der ganzen Insel auf der Westseite liegt. Dort stehen sich die Gebirge hoch ab und dorthin ergießen sich die großen Ströme, von denen manche ein Stromgebiet umfassen, so groß wie das der Elbe oder der Weser.

### Inseln des Stillen Oceans.

— Die Mission im niederländischen Theil von Neu Guinea besitzt nach dem officiellen Handbuch für 1881 vier Stationen: New, Doreh, Sumatona, Ronofari, an denen sechs Missionare thätig sind, welche von der Utrecht'schen Missionsgesellschaft rekrutiert. Die ersten Missionare, Schüler Goffner's, landeten im Jahre 1855 und arbeiteten unter vielen Mühseligkeiten, bis sie im Jahre 1862 durch Seidenboten, welche die Utrecht'sche Missionsgesellschaft ausgesandt hatte, unterkühlt wurden; seit der Zeit ist das dortige Arbeitsgebiet durch holländische Missionare besetzt worden. Ueber den Erfolg der Mission wird sehr verschiedenes gerüthet, wiewohl alle Stimmen eins sind, den Missionaren wegen der Hülfe, die sie vielen Europäern und Eingeborenen bewiesen, wegen ihrer Aufopferung und ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit Anerkennung zu zollen. Der Name von Baile's, der auf Joacim's wissenschaftlichen Arbeiten weiter baute, ist in dieser Beziehung so bekannt, als daß es nöthig wäre, näher hierauf einzugehen.

### Nordamerika.

— Die Regierung von Canada hat eine Kommission ernannt, welche sich nach Britisch Columbia begeben und die Chinesenfrage studieren soll; demnach wird sie über die Einwanderung der Chinesen Bericht zu erstatten haben. Diese Frage erregt mit Rücksicht auf die große Bedeutung, welche in Folge der Vervollendung der Canadian Pacific Eisenbahn die Handelsbeziehungen zwischen Canada und China vernünftiger Weise erlangen werden, die größte Aufmerksamkeit.

— Auch Mexiko hat wieder deutsche Einwanderer, und zwar für die Districte Amos und Guaymas im Staate Sonora und für Gebiete auf der gegenüberliegenden Halbinsel Unter Californien. Dort sollen Deutsche in Gemeinschaft mit Chinesen gegen allerhand Bergguthaben den Vorkünderungen abgehen, um diese zurückgekauften Gebieten zu befruchten und für andere Anbauarbeiten zu machen. So lange noch andere Länder zur Anbesiedlung vorhanden sind, wo der Deutschen ein besseres Loos wartet, werden sie hoffentlich nicht nach dem nördlichen Mexiko gehen!

Inhalt: Nicolaus's Reise in Persien und Babylonien. XV. (Mit fünf Abbildungen). — B. Kobelt: Großgriechenland. V. und VI. — Die Provinz Et-Risch des Sultanats Marokko. II. (Schluß). — Kürzere Mittheilungen: Westafrikanisches. — Das Cameroon-Gebiet und die Küste südlich davon. — Die Gewerhältnisse im Polarmeer im Sommer 1881. Von B. Jinn. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 30. September 1881.)

Herausgeber: Dr. H. Kierpert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III. Tr.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Musikthe Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.



Nr. 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten  
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

### XVI.

(Die Abbildungen, sofern nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Am 25. September erreichte die Karawane den ansehnlichen Ort Abâde, den Sitz eines Gouverneurs und einer Telegraphenstation. Der dortige Bazar — denselben pflegten die Reisenden in jedem Orte anzufuchen, da es der einzige Platz in orientalischen Städten ist, wo man sich einen Begriff von dem Handel und der lokalen Industrie machen kann — zeichnet sich durch Schnitzereien in Birnbauholz aus, die hier mit viel Geschmack verfertigt werden: reizende Vögel, die bei Tische die Stelle unserer Gläser versehen, Spiegelrahmen, Tintenfässer und Schmuckkästen, auf denen vertieft oder erhaben das persische Wappen, Sonne und Löwe, angebracht ist.

Von Abâde aus unternahm das Dieulafoy'sche Ehepaar einen Abstecher nach Süden, nach Elid, um eine sehr merkwürdige Moschee, von der man ihm in Teheran erzählt hatte, zu besichtigen und zugleich in Erfahrung zu bringen, ob der foverâne Stamm der Nachkommen wohl Fremde durch die Pässe zwischen Pers und Susiane ziehen ließe. Für diesen Ausflug hatte ihnen der Gouverneur von Abâde seinen eigenen Sohn mitgeben, einen jungen Mann von etwa 16 Jahren, der offenbar wenig Lust besaß, seinen Andern, mit dem ihn sein Vater vor drei Monaten beschenkt hatte, zu verlassen, um sich draußen in den Bergen umherzuentreiben; doch machte er gute Miene zum bösen Spiele und zeigte sich bemüht, den Fremden zu gefallen. Nach einem sechsständigen Ritte durch trodene unbebaute Thäler näherte man sich einem natürlichen Felsensthor,

sen seit dessen das Gebiet von Elid begann; hier empfingen sie die Bewohner des Ortes mit schiefgezielten Flintenschüssen, womit sie erst aufhörten, als der Sohn des Gouverneurs, lebhaft mit den Armen gestikulirend und abwinkend, allein auf sie zuritt.

Elid ist kein Dorf, sondern eine große Oase von fast 30 km Länge am Fuße der Vorhügel des Lutun-Gebirges, wohlbewässert und befruchtet von reichlichen Quellen. In Folge der hohen Lage gedeihen dort Frucht bäume des gemäßigten Klimas, wie Laß- und Apfelbäume, das Haupterzeugniß aber ist Getreide und zwar in solcher Menge, daß die Bewohner dieser glücklichen Ebene nie von Hunger noth zu leiden gehabt haben, welche doch in Persien wegen der schlechten Wege so häufig auftritt. Leider kann aber auch Elid in Zeiten des Mangels die Umgegend nicht an seinem Ueberflusse theilnehmen lassen; denn aus Furcht vor Räubern unterbleibt jede Ausfuhr. Während der letzten Hungersnoth im Jahre 1878 versuchten die Bewohner von Elid Korn nach Abâde zu schaffen, aber mußten davon absteigen, obwohl die Entfernung zwischen beiden Orten nicht mehr als 40 km beträgt und der Preis in Abâde viermal höher war als in Elid. Denn die Leute aus der Umgegend lauerten den Transporten dort, wo dieselben die Oase verließen, an, plünderten sie und tödteten die Kaufleute, wenn sie sich zur Wehr setzten; als dann die Zeiten besser wurden, behielten sie ihre schlechten Gewohnheiten bei, stahlen den Hirten Hammel und raubten kleine

Karawanen aus. Klagen beim Schah blieben erfolglos, und schließlich errichteten die Bauern der Dase eine Kolonialstadt, welche von den Bergen aus die Ebene und die Straßen nach Spahan und Schiraz zu überwachen und verdächtige Reiter mittels Flintenschüssen fern zu halten hat. Nach den Bergen von Kuristan hin ist diese Bewachung nicht nötig, da dort die Vagabunden ohnehin keinem Fremden den Durchweg gestatten. Gleich anfangs erfuhr Dieulafoy, daß es auch ihnen, wenigstens für den Moment, nicht möglich sein würde, das Land derselben zu passieren, da sich ihr Oberhaupt, der mächtige Alchani, im Norden seines Landes befand und ohne eine Erlaubnis desselben ein Betreten seines Gebietes unmöglich ist. Eine zweite Entlassung wartete ihrer, als sie sich, kaum in Elbid angelangt, nach der ersehnten Moschee führen ließen und nichts als ein kleines gewöhnliches Gebäude aus Lehm mit einer unregelmäßigen Kuppel fanden, an welchem nichts Merkwürdiges zu entdecken war, als die sauber mit Kalk geweißten und mit Koranversen in apfelgrüner Farbe bemalten Wände. Auch die berühmten Quellen von Elbid, welche in mehreren Armen aus dem Felsen hervorsprudeln und sofort einige tiefe Becken füllen, konnten sie für den Umweg von 70 km ebenso wenig entschädigen als die Lehmruinen eines kleinen Zosi-Palastes.

Das Klima der Dase muß sehr gesund sein; reine Luft im Vereine mit florem, fließendem Wasser und herrlichen Bäumen machen sie zu einem bevorzugten Erdenwinkel. Evidenter haben die Einwohner die Gesundheit, sich in englische Baumwollstoffe, welche Spahane Kaufleute nach Abade bringen, zu kleiden und außerdem beim Reinigen der Bewässerungsgräben im Wasser zu stehen; in Folge dessen sind Lungenentzündung und Rheumatismus häufig.

Am 27. September war die Sonne noch nicht aufgegangen, als es schon am Hofstere klopfte und die Vorhänge sich rasch mit alterhand Kranken füllte, welche in der Nacht von ihren Verwandten in der Hoffnung auf Heilung durch die Fremden herbeigebracht worden waren. Unter denselben befanden sich auch zwei stattliche Vagabundenweiber,

Schweflern, welche die ganze Nacht hindurch geritten waren, um ein krankes Kind von fünf Jahren den Kranken vorzustellen. Sie hatten in der That einen solchen Gesichtsanbruch, diese beiden Frauen mit ihrem unverheilten Gesicht; sie waren mit großer, doch unbewusster Kunst in leichte, dunkelblaue Wollstoffe gehüllt, welche am Kopfe fest anlagen und dann auf den Vordagen (Art kurzen Dremdes) und auf weite, an den Knöcheln zusammengeknüpfte Stößen herabsaßen. Das waren in der That Abkommen jener wilden Bergstämme Kuristans, der Krier, denen der Perserkönig Tribut zahlen mußte, so oft er sich von Sina durch ihr Land nach Persopolis begeben wollte, welche selbst Alexander nicht zu unterwerfen vermochte, und die noch heutigen Tages die Oberherrlichkeit des Schah von Persien nicht anerkennen.

Es war schließlich den Reisenden unmöglich, die Klagen sämtlicher Kranken, welche herbeigekramt waren, anzuhören; sie mußten daran denken, Elbid zu verlassen, wenn sie anders noch am selben Tage Sumet errichten und wieder zur Karawane stoßen wollten, und so folgten sie halb widerwillig dem Rathe des Gouverneurs von Abade und ließen es geschehen, daß die Diener die Kranken mit Stöcken aneinander jagten.

Sumet, das sie nach sechs Stunden Reitens errichteten, ist eine kleine, mit Lehmmauern umgebene Stadt, die früher wohl größere Wichtigkeit besessen haben mag; in ihrem Garten steht man noch Reste einer sassanidischen, mit 12 Thürmen versehenen Festung, welche sich noch 20 m über dem Erdboden erheben, obwohl ihr Material, wie das der verlassenen Häuser in Spahan, als Düngung für die Melonenfelder verwendet wird.

Dehbid, welches man am 28. September errichtete, liegt bereits 2400 m über dem Meeresspiegel; es ist der höchste Punkt auf der Straße von Schiraz nach Spahan. Das kleine und ärmliche Dorf besteht aus einer sehr verfallenen Festung der Sassanidenzeit, einigen Lehmhäusern und einer Station des englischen Telegraphen.

Die beiden letzten Nachtmärche waren lang und mühselig, die Wege mit Geröll bedeckt, steil und schwierig, so daß die Pferde und Lastthiere häufig stürzten und entluden



Seba des Statthalters von Abade.



werden mußten, um wieder auf die Beine zu kommen. Die armenischen Frauen waren gänzlich ermüdet, die Kinder weinten ohne Unterlaß und ein Reisender, der schon krank von Isbahan mitgenommen worden war, lag im Sterben. Es giebt in der That nichts Ermüdenderes, als ununterbrochen auf einander folgende Nachtmärsche. Wenn hätte selbst der Tscharvadar - das heißt seiner Karawane einen Ruhetag gegönnt, ehe er den schlimmen Marsch von 10 Farsach

durch Bergland, der ihn noch von Maderi-Soleiman trennte, antrat; aber er hatte kein Stroh mehr für die Thiere und mußte nothgedrungen vorwärts ziehen.

Der Ausbruch fand um zehn Uhr Abends statt; aber schon um Mitternacht machte die ganze Karawane auf den Ruf der Maulthiertreiber Halt, da jener kranke Reisende gestorben war; man hatte das nur daran bemerkt, daß der Kopf des Leichnams in regelmäßigen Zwischenpausen gegen

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)



Bachtijarfrauen.

das Sattelholz aufschlug. Es handelte sich nun darum, den Todten vor Sonnenaußgang zu begraben, worüber sich Jedermann unzufrieden zeigte; nicht Mitleid bewegte die Herzen, sondern nur Aerger, daß man bei dem langen bevorstehenden Marsche eine halbe Stunde mit der Herstellung einer Grube verlieren sollte. Fackeln wurden angezündet und mit Messern und Stöcken machten sich die Tscharvadars daran, mitten auf dem Wege ein Loch zu graben; dann wurde der Leichnam herbeigebracht, seiner

besten Kleider entledigt und nach Landesart fast noch warm in seine letzte Behausung gelegt. Nur dadurch unterschied sich das Begräbniß von dem Verscharren eines Hundes, daß man einen Terwisch, einen schönen Mann, der stets ein Tigerfell als Mantel um die Schultern gehängt hatte, aus seinem Schlafe weckte und ihn bat, das Haupt des Todten in die Richtung nach Mekka hin zu drehen und ihn unter die Achseln Krücken zu legen, daß er sich darauf stützen könnte, wenn einst die Stimme des Engels Azrael

die Todten auferweckt. Dann warf und stieß man mit Händen und Füßen Erde und Steine in das Loch und bedeckte die Stelle mit einigen Steinen; damit war das Begräbniß zu Ende. Die wenigen Reutierigen, welche überhaupt abgestiegen waren, kletterten wieder auf ihre Pferde und Uel, die Schläfer erwachten von dem Schreien der Treiber und die Wasila (Karawane) setzte sich wieder in Gang. Nun konnte sich Dieulafoy auch die zahlreichen

Steinhausen auf den Karawanenstraßen erklären; es sind Gräber.

Bei Tagesanbruch des 29. September erreichte man die Ufer des Pulwar-rud; aber auflatt seinen mächtigen Klümmungen abwärts zu folgen, überschritt ihn die Karawane und stieg in südöstlicher Richtung in das Gebirge hinauf, um noch einem Karßehe von 30 km den Fluß weiter unten wieder zu erreichen. Die Sonne stand schon

www.libtool.com.cn



Der Derwisch mit dem Tigerfell.

hoch, als man den Paß übersieg, und Mittag war vorbei, als der wegen seiner dunkelblauen Teppiche berühmte Flecken Karaghad passiert wurde. Um ein Uhr ward Dehino („Neudorf“) erreicht, ein elendes schmuggiges Dorf, wo nach 17 stündigem Ritte geruht werden sollte. Aber ehe Mr. Dieulafoy vom Pferde stieg, sah er sich noch einmal auf dieser kaisischen Stätte des alten Pasargadae, des Herrscherthums der Achämeniden, nun, und als er links vom Dorfe auf einem Berge weißes Mauerwerk erblickte, war



Weller vom Palaste des Kyros in Pasargadae.

alle Müdigkeit vergessen; trotz des Einspruches der Tisharvadar's nahm er den photographischen Apparat und ritt langsam Schrittes zur Höhe hinauf, die mit einem langen Unterbau aus Kalksteinen getront ist. Die Bewohner von Dehino nennen es „Tach-Raberi-Soleiman“ (Thron der Mutter Salomons). Es erinnert an jene mächtigen Terrassen, auf welchen die Könige Babylonien ihre Paläste errichteten, aber nichtsoebeniger sieht es sehr, daß sich niemals ein Bauwerk auf dieser künstlichen Grundlage er-

haben hat, denn dieselbe ist selbst unvollendet. Das er-  
giebt sich weniger aus der Unfertigkeit der äußeren Manern  
des „Thrones“ — ähnliche Anomalien finden sich an den  
schönsten Denkmälern Griechenlands, wie den Propyläen  
oder dem Tempel von Eleusis —, sondern aus dem Zu-  
stande der oberen Steinlagen, in denen sich neben voll-  
ständig behauenen Steinen andere finden, deren Fugen noch  
kaum angebeutet sind. Obwohl aber das Gebäude, welches

die Untermauerungen zu tragen bestimmt war, niemals  
errichtet worden ist, so war doch die Lage prächtig  
gewählt. Im Westen wird das Thal von einem hohen  
Gebirgsmassiv begrenzt, welches mit dem Berglande der  
Bachtiaren zusammenhängt, im Süden von einem Aus-  
läufer der Berge, durch welche sich der Pulwar-rud in ge-  
waltigen Krümmungen seinen Weg sucht, um unterhalb  
der Ruinen von Persepolis im Saljter Keris sein Ende zu



Denkmal des Kyros. (Nach einer Zeichnung von M. Dieulafoy.)

finden, im Osten von dem wildesten und ödesten Theile  
Karamaniens und im Norden von flusenförmigen Pla-  
teaus, welche zu den hohen, reichbewaldeten Gebirgen von  
Surmet und Tebbid hinaufführen. Und durch die Ebene  
schlingelt sich zum Pulwar ein Wasserlauf hin, an dessen  
Ufern weiße Banten zu erkennen sind, wie ihre Farbe an-  
zeigt, antiken Ursprungs, denn moderne Dörfer bestehen alle  
aus grauem Lehme.

Nach gehöriger Nachtruhe nahmen die Reisenden am  
folgenden Tage (30. September) die Untersuchung der  
Ueberreste von Pasargadae wieder auf und besuchten zuerst  
einen vieredigen Thurm, welcher etwa 300 m unterhalb  
des Tachti-Maderi-Seleiman sich befindet. Die Manern  
desselben waren aus Kalksteinen ohne Mörtel, nur mit  
Verlittung, erbaut; eine Treppe, von welcher noch Spuren  
vorhanden sind, führte zu einer Thür in halber Höhe der

Facade; vorspringende Pfeiler verstärkten die Ecken und seine Krönung bestand aus einem gezahnten Gesimse. Der Thron, an welchem vielleicht Griechen gearbeitet haben, bietet trotzdem, von dem Zahnormamente abgesehen, keine hellenischen Architekturformen dar, dagegen überraschende Analogien mit gewissen lykischen Grabmälern, die ihrerseits wieder Nachahmungen alter Holzbauten waren. Vielleicht war es ein Grabmal eines Königs oder sonst einer mächtigen Persönlichkeit.

In der Ebene darunter erregt zunächst ein Trümmerhaufen, welchen eine einzelne noch aufrecht stehende Säule überragt, die Aufmerksamkeit. Dieselbe besteht aus Kalkstein, ist 1,05 m dick und über 11 m hoch; der ganz glatte Schaft ruht auf einer kleinen cylindrischen Trommel von schwarzem Basalt; das Kapitell ist verschwunden oder mag, in tausend Trümmer zerbrochen, am Fuße der Säule

umherliegen. Nahe dabei finden sich noch einige andere, symmetrisch aufgestellte Basen aus Basalt, aber die dazu gehörigen Säulen sind verschwunden.

Umweit dieser Säulenstellung erheben sich drei Pfeiler aus Kalkstein, 8 m hoch, je aus drei über einander gestellten Blöcken bestehend und an der einen Seite in Nischenform ausgehöhlt; auf ihrem oberen Theile tragen die Pfeiler die bekannte Keilschrift in persischer, medischer und assyrischer Sprache: „Ich Kyros der Achämeniden-König.“ Weiterhin liegen, fast in der Höhe des Erdbodens abgebrochen, vier schwarze Basaltplatten, auf der inneren Seite mit solchen Sculpturen geschmückt, welche die Füße eines Menschen und gegenüber die Fänge eines Riesenvogels zeigen. Wahrscheinlich stellten dieselben den herrlichen Kampf des Gründers des Gebäudes gegen ein Habelwesen dar, wie er sich häufig auf babylonischen Cylindern



Gabri: Madri: Soleiman, das Grab des Kyros.

findet. Alle diese Reste zusammen gehörten wahrscheinlich einst zu einer großen, von Säulen getragenen und mit einem Holzdache versehenen Halle, an welche eine Vorhalle und rechts und links kleinere, symmetrisch angeordnete Räume angefügt waren; letztere standen durch große Thüren mit dem Haupttraume in Verbindung. Man hat es hier offenbar mit den Trümmern eines Palastes des Kyros zu thun.

Aber noch ein anderes Ueberbleibsel von noch größerem Interesse befindet sich in der Nähe: ein großer, aufrecht stehender Stein von weißer Farbe, welcher in sehr starkem Relief eine, wie die assyrischen Genien und die biblischen Cherubim mit vier Flügeln versehene, menschliche Gestalt in betender Haltung zeigt, die auf dem Kopfe die Insignien des ägyptischen Gottes Kneph als Hauptsschmuck trägt. Ueber der Figur stand früher dieselbe dreisprachige Inschrift, wie auf den Pfeilern des Palastes; aber im Jahre 1877 soll der obere Theil des Steinblocks mit der Inschrift zerbrochen und zu Grabsteinen verarbeitet worden

sein. Die dargestellte Persönlichkeit trägt einen ganz europäischen Typus; der Scheitel scheint rasiert oder sehr kurz zu sein, die übrigen Haare reichen in Flechten kaum bis in das Genick; der Bart ist kurz und strichelt. Die Kleidung besteht aus dem langen, innenwändig mit Pelz gefüllten und an der Seite zugeknöpften Gewande, welches die Perser noch heute zur Winterzeit tragen und das nach den Perserkrönungen Aristophanes zufolge auch in Griechenland Eingang fand. Der Gegenstand, welchen die Figur in der rechten Hand hält, wird für eine Statuette mit doppelter Kopfbedeckung und darüber den heiligen Uraeus erklärt.

Dieses Bildwerk stellt den großen Kyros selbst dar. Wir lassen hier folgen, was Dr. Stolze, der 1875 und 1877 diese Denkmäler und diejenigen von Persepolis photographisch aufgenommen und 1883 zum Theil veröffentlicht hat, darüber urtheilt (s. Verh. der Ges. f. Ethn. zu Berlin 1883, S. 274 f.). „Gegen die Identifikation dieses Reliefs mit Kyros wird verschiedentlich eingewendet, daß

einmal zu dieses Königs Zeiten die Perser wohl noch keine Reliefschrift kannten, und daß ferner Kyros unmöglich sich mit ägyptischem Kopfschmuck hätte abbilden lassen können. Darauf ist zu erwidern, daß der auf dem Relief Abgebildete es schwerlich selbst fertigen ließ. Denn es bezeugt durch die viel Älteste und die betende Haltung den Dargestellten zweifellos als einen Perserkönig, wogegen die in der ersten Person lebende Ueberschrift natürlich ebenso wenig spricht, wie die, von der uns beim Grabe (s. unten) berichtet wird. Wenn dem Kyros aber dieses Denkmal hiernach nur von einem seiner Nachfolger, vielleicht von Darius selbst, jedenfalls aber nach der Eroberung Ägyptens<sup>1)</sup> gesetzt wurde, so schwindet hiermit jedes Bedenken. Denn es war nach antiken Anschauungen ganz in der Ordnung, nun, nachdem das älteste und berühmteste Kulturland dem persischen Reiche einverleibt war, auch den Begründer desselben mit diesen Insignien zu schmücken. Ruchst vor Anachronismen kannte man damals noch nicht. Vielleicht ist sogar bei Aufsetzung des Denkmals ein ägyptischer Künstler thätig gewesen, was auch die große Flachheit des Reliefs und die sehr abweichende Technik erklären würde, die in der That lebhaft an die der ägyptischen Grabmalereien erinnert.“

Am Mitternacht, am 1. Oktober, setzte die Karawane nach zweitägiger Rast ihren Marsch nach Schiraz fort, während unsere Reisenden mit ihren Pferden und einem Kaultziers, zwei Dienern und einigen Soldaten, die ihnen der Gouverneur von Schiraz entgegengekommen war, zurückblieben. Bei Tagesanbruch stiegen auch sie zu Pferde und ritten, die bisher beschriebenen Ruinen links lassend, auf ein elendes Dorf los umweit der Stelle, wo der Pulwar durch die Berge bricht. Die Verkäufer desselben lehnen sich gegen antike Fundamente aus weißem Steine und machen eben durch ihre Erstarrung eine nähere Untersuchung der Reste unmöglich. Dahinter aber erhebt sich ein kleines Denkmal, dessen warmer gelber Ton an die schönen pentelischen Marmerblöcke erinnert; es liegt oberhalb vom Dorfe und ist leicht zugänglich. Doch muß man, ehe man es erreicht, erst einen Kirchhof passieren. Dies ist das Monument, welches unter allen in dieser Gegend am besten erhalten ist und das größte Interesse bietet; die Perser nennen es Gahri- (oder Mehrschel-) Maderi-Soleiman,

d. h. das Grab der Mutter Salomo's, während es schon nach seinem ersten Bekanntwerden in Europa allgemein für das Grab des Kyros gehalten worden ist. Der, wie Dicaulaph will, archaische Charakter der griechischen Architektur und der das Tempelchen umgebende Giebel, der seinen Weichen sonst in Persien nicht hat, errögen vor allem die Aufmerksamkeit. Das Grabgebäude ruht auf sechs (wie wir sehen werden, sind es deren mehr gewesen) Stufen von nach oben zu abnehmender Größe und diese wieder auf einem Sockel, der weit über die unterste Stufe vorspringt; eine zum Theil zerstörte Treppe diente zum Aufsteigen der Stufen. Das Ganze ist aus solenischen, aber mit größter Genauigkeit gefügten Kalkblöcken erbaut, das Dach massiv und gleichfalls aus Stein. Rings herum lief eine Säulenhalle<sup>1)</sup>; doch waren nur noch auf drei Seiten Basen und selbst Schäfte von Säulen nachzuweisen. In diesen innern Hof gelangte man durch drei schmale und niedrige Thüren, deren Pfosten noch aufrecht stehen; aber auffallend ist es, daß die beiden sich gegenüber befindlichen Thüren nicht in der Verlängerung der Mäße des Grabgebäudes liegen, und daß letzteres nicht den Mittelpunkt<sup>2)</sup> des von der Säulenhalle umschlossenen Raumes einnimmt.

Eine kleine hölzerne Thür ist heute an dem Eingange des Grabgebäudes angebracht; sie führt in einen sehr kleinen Raum, in dessen eine Ecke in verhältnißmäßig neuer Zeit eine Kirchhof-Wische eingegraben worden ist. Die übrigen drei Wände sind glatt und lassen die Größe der Werkstücke erkennen. In die Fugen der Blöcke haben die Dorfbewohner hölzerne Plättchen geschlagen und daran an Schnüren metallene Lampen und Krügen von allerhand Farben als Weihgeschenke aufgehängt.

Nachdem Frau Dicaulaph ihrem Gemahl geholfen hatte, die Maße des Denkmals zu nehmen, einige Notizen gemacht und den photographischen Apparat aufgestellt hatte, wurde sie plötzlich von einem heftigen Fieberanfall ergriffen, der sie zwang, sich niederzulegen. Erst gegen Abend war es ihr möglich, zu Pferde zu steigen und nach Tehsin zurückzufahren.

<sup>1)</sup> Eine Rekonstruktion der ganzen Anlage s. in der nächsten Nummer.

## Großgriechenland.

Von W. Kobbelt.

### VII.

Mit dem Capo delle Colonne schneidet der Golf von Tarent nach Süden ab. Der Reisende gelangt mit der Eisenbahn in zwei Stunden von Grotone nach Catanzaro, entlang einer hohen, von Rummern zerstückten Kiste, die heute vollkommen menschenleer ist. Nur hier und da sieht man an weniger steilen Hängen Bauern mit der Bestellung der Felder beschäftigt, oder einen Ziegenhirt mit spärlichem Hute und Fellmantel, umgeben von seiner Herde. Ein mitfahrender Geistlicher unterhält den Reisenden über die Zustände der geistlichen, der Ziegenhändler, die sich in dieser abgelegenen Gegend seit der Römerzeit erhalten hat. Man erreicht Policastro, dem die Regierung neuerdings den antiken Namen Petelia wiedergegeben hat, obwohl sein Anspruch darauf nichts weniger als unbefristet ist. Dann

folgt Catanzaro, acht Kilometer von seiner Marine und dem Bahnhof entfernt auf einem Plateau liegend, zu dem man in unzähligen Serpentinien aufsteigt, durch ein mit Oliven, Drangen, Mandelbäumen, Feigen und Mandelbäumen erfülltes Thal, auf dessen Grund ein dünner Wasserfaden rieselt, der aber mitunter die furchtbaren Verheerungen anrichtet. Auf den höchsten Stellen wird der Kaktus zum förmlichen Baum und reißt massenhaft seine Früchte; Myrten und fruchtbare Erdbeerbäume mischen an geeigneten Stellen ihr tiefes Grün mit seinem Grau.

Die hinführenden Pferde, obwohl zu dreien vor eine leichte Froschle gespannt, brauchen gute Stunden bis auf die Hochebene. Im Alterthume scheint hier keine Stadt gestanden zu haben, man findet im Boden nur



byzantinische Reste, wie auch der alte Name Katsaron ein byzantinischer ist. Die Stadt wurde erbaut, als Nicophorus Phocas das von den Sarazenen ertrissene Calabrien reorganisierte und mit griechischen Kolonien besetzte. Das feste Normannenloß erbaute Robert Guiscard 1080; es ist vor einigen Jahren gestürzt worden, um den Zugang zur Stadt zu erleichtern.

Catanzaro ist ein der Erdbebenzentren von Calabrien und hat geitten, wie wenig andere Orte. 1626, 1638, 1659, 1693 bejagden die ägäischen Verheerungen im siebzehnten Jahrhundert, dann blieb es ruhig bis 1783, wo am 28. März — Messina und Reggio waren am 5. April zerstört worden — die ganze Stadt über den Haufen geworfen wurde, so daß auch nicht ein Haus bewohnbar blieb; trotzdem verloren nur 10 Mann das Leben, weil die ganze Bevölkerung, durch die vorausgehenden schwächeren Erdbebe gezwungen, unter Zelten im freien lagerte. Die Erdbebe dieses Jahrhunderts sind für Catanzaro weniger verheerlich gewesen; die von Cosenza 1854 und 1870 wurden zwar empfinden, thaten aber wenig Schaden, und die schreckliche Erschütterung von 1857, welche die Basilicata so entsetzlich heimsuchte, wurde in Calabrien kaum verspürt.

Heute ist die Hauptstadt von Calabria ulteriore II, eine blühende Stadt von 25000 Seelen, auf einem felsigen Ausläufer der Sila gelegen. Noch drei Seiten umgeben sie tiefe Abgründe, nur nach der vierten hängt das Plateau durch einen etwas niedrigeren Rücken mit dem Gebirge zusammen. Die Enge des Namens hat die Einwohner gezwungen trotz der Erdbebensgefahr doch wieder mehrstöckige Häuser zu erbauen und die Straßen eng zu lassen; nur eine einzige ist fahrbar, die anderen sind schmal und steil, oft mit Treppen. Die Ansicht ist nach allen Seiten hin wunderbar großartig, am großartigsten vielleicht von dem neu angelegten Campo Santo, der in einiger Entfernung von der Stadt liegt. Da die Stadt auch zwei leidliche Hotels und ein ganz erträgliches Restaurant besitzt, ist der Besuch derselben, den man von Messina aus in zwei Tagen machen kann, dem Touristen sehr zu empfehlen. Die Gastfreundschaft und Lebenswürdigkeit der wohlhabenderen Klassen gegen Fremde, ob empfohlen oder nicht empfohlen, übersteigt alle Grenzen; das spanische „*Esta es la disposicion de V.*“, in seiner Heimath eine bloße Formel, wird hier zur Wirklichkeit und man muß in der Bewunderung der Gegenstände, die einem gefallen, sehr vorsichtig sein. Dem Landvolk der Umgegend herrscht noch ganz die heimliche Nationaltracht, in der Stadt ist sie leider längst verschwunden.

Wunderbar ist die Mannigfaltigkeit von Früchten auf dem Markt. Kastanien, Citronen, die ersten Zempelder-Orangen, die schon im grünen Zustande genießbar sind, Granaten, Johannisbeeren, grüne und schwarze Feigen, frische Mandeln, Perico (ein Mittelstück zwischen Pfirsich und Apfels), Kirschen, Sorbusfrüchte, die Beeren von *Physalis alkekonga* werden angeboten zusammen mit köstlichen Kirschen, von denen die von Gimigliano den besten normannischen nicht nachstehen. Tausende Gurken, Melonen, Kürbisse, Wassermelonen in unzähligen Varietäten, Kastanien, Feigen, Pflaumen, Birnen, Trauben von einer Größe wie in Kanaan. Aus dem Gebirge bringen die Frauen den köstlichen *Agaricus deliciosus*, den „*rosito della Sila*“, und im Sommer massenhaft Erdbeeren und Himbeeren. An Gemüse tritt neben den üblichen in Ita-

lien häufigen Zucchini und dem *Pimiento* hier die orientalische *Pamich* auf, die Hauptrolle spielen aber die *Pomi d'Oro*, die Tomaten, und zwar sowohl die wilde (richtiger verwilderte, *Lycopersicon cerasiforme*) wie die zahme Gartenform. Sie werden in sabelförmigen Quantitäten konsumiert und auch für den Winter eingelegt. Zu letzterem Zweck kommen die Frauen aus der ganzen Nachbarschaft zusammen, und die *Conserva dei pomi d'oro* ist genau ein solches hässliches Feh, wie bei uns das *Winnenshälle* von dem Honigsüßchen oder in den Risse gegenden das *Äpfelchen*.

Einigen Meilen genügen, um von dem Bahnhof von Catanzaro das 7 km entfernte Squillace zu erreichen. Auch hier liegt die Station einsam am Meere; man reitet einen engen Kamin hinaus und gelangt in ein weißes Gefilde, in dessen Mitte die kleine Stadt auf einem zuckersüßigen Felsen hängt, überragt von einem mittelalterlichen Schloß. Die Stadt hat der Landenge den Namen gegeben, welche den südlichsten vom *Stromonte* erfüllten Theil der Halbinsel, das eigentliche Italia, vom ehemaligen *Denotrien* scheidet. Die Stadt war am bedeutendsten unter den Römern, die sie nie begründeten, und behielt ihren Glanz bis in die Byzantinertzeiten, Dank der reichen und mächtigen Patrizierfamilie der *Aurelii*, deren berühmtester Sproß der große *Cassiodorus* war. Die Geschichte dieses Mannes, der Italiens Geschichte unter den Ostgoten lenkte, wird ausführlich erzählt; *Venemant* sieht in ihm den ersten italienischen Patrioten, der statt der Welt Herrschaft ein einiges, selbständiges Italia, wenn auch unter einem barbarischen König, anstrebte. Als *Wiggo* unterlag, ging er in seine Heimath nach *Squillacium* zurück und wandelte seine *Vivarien* in der Nähe der Stadt in ein Kloster um, das er *Monasterium vivariense* nannte. Goten wie Byzantiner achteten sein *Appl* und ungeachtet konnte er noch dreißig Jahre dort wohnen und die Werte ablassen, welche für unsere Kenntniss der italienischen Zustände im 6. Jahrh. so wichtig sind. Interessant ist die Beschreibung, die er in einem seiner Briefe von den Fischbehältern giebt, die er in Höhlen am Fuße des *Monte* angelegt hatte, und in welche das Meerwasser frei eindringen konnte. Unter dem Namen *Grotte di San Gregorio* sind dieselben heute noch in dem Kap *Stalatti* nachzuweisen, aber sie sind dem Wasser nicht mehr zugänglich. *Venemant* meint, daß ihnen auch früher das Wasser durch künstliche Vorrichtungen zugeführt worden sei, doch könnte möglicherweise auch eine lokale Hebung stattgefunden haben.

Wenige Jahre nach dem Tode des letzten großen Römers verfielen die Tongebirge die *Squillace* Italiens auf Entschliffen; wo aus *Squillace* im ersten Jahrhundert wieder bezeugt, ist aus der lateinischen Stadt eine griechische geworden, die ihr *Griechenthum* zu behaupten bis zur Zeit der *Anjou*. Den sarazenischen Kaufleuten war das Felsenmeer zu steil, es hat sich darum bis in unsere Zeiten erhalten und eine ziemlich erhebliche Anzahl bedeutender Calabresen nennen *Squillace* ihre Vaterstadt. Aber vom Meere abgelegen ist es ein stilles Landstädtchen geblieben, dem auch die Eisenbahn noch kein neues Leben hat einfließen können, und das nur selten von einem Reisenden besucht wird.

Mit der Geschichte von *Squillace* schließt der zweite Band und damit die erste Abtheilung des *Venemant'schen* Werkes, welches sich auf das *Pictorial* des *Nordischen Meeres* bezieht. Ueber die zweite Abtheilung, welche nach dem Tode des Verfassers erschienen ist, werden wir später berichten.

## Die Sekte der Senuſija.

## I.

Im zweiten Heft des dieſſjährigen „Bulletin de la Société de Géographie“ erſchien ein von einer Karte begleitet, ſehr intereſſanter Aufſatz **Dr. D. D. D.** über die Anhänger des Sidi Mahomed Ben Ali Es-Senuſi und ihre geographiſche Verbreitung, der in mehr als einer Hinſicht Aufmerkſamkeit verdient. Bei dem bedeutenden Umfange dieſer Arbeit iſt es und nicht möglich hier einen vollſtändigen Auszug aus derſelben zu liefern; wir müſſen uns darauf beſchränken einzelne Stellen hervorzuheben, die dieſelbe bei manchen Lesern des „Globus“ die Luſt erwecken werden, ſich mit dem Genuſſen bekannt zu machen.

Das hier behandelte Thema erſcheint nicht nur vom Standpunkte der Geſchichte und der Politik wichtig, da wir hier mit einer Sekte bekannt gemacht werden, die mit der größten Entſchiedenheit Aberglaubigen entgegentritt, ſondern es beſitzt auch für die Geographie, reſp. für die Erforſchung des nördlichen Afrika eine direkte Bedeutung, da die vom Verfaſſer gemachten Mittheilungen wohl die Aufmerkſamkeit aller derjenigen verdienen, die jenes Gebiet betreten wollen, weil dieſelben im Stamme ſind, manchen Ueberraſchungen unangeſeherter Art gegenüber zur Vorſicht aufzufordern und als Warnung zu dienen.

Die Türken und die Chriſten gehören derſelben Sorte an, ich werde ſie mit ein und demſelben Schläge zerbrechen“, einen Auspruch des Sidi El Mahdud Ben Nacheluf, hat Dwyer ein an die Spitze ſeiner Arbeit geſtellt, um dem Geiſt dieſer Sekte zu bezeugen, welche, wenn ſie auch eine der jüngſten unter den zahlreichen Verbindungen iſt, die ſich im Schöße des Iſlam gebildet haben, doch während ihres ſiebenundvierzigjährigen Beſtehens eine Ausbreitung erlangt hat, deren ſich nur wenige der anderen Verbindungen rühmen können. Gründer derſelben war ein einfacher arabiſcher Rechtsgelehrter aus dem Stamme der Medſchaher, Senuſi (wie wir ihn der Einfachheit wegen nennen wollen; ſein voller Name wurde oben angeführt), der während der letzten Periode der türkiſchen Okkupation Algiers in der Umgegend von Moſtaghanam geboren wurde. Feind der fremden Herrſchaft, wurde er nach Marokko verbannt, wo er durch ſeine Aufnahme in die Sekte der Muſlei Taiſſel mit der muſlimiſchen Grundlage der Philoſophie der Schahbelſija bekannt wurde. Kurz vor der Eroberung Algiers durch die Franzoſen lehrte er in ſeinem Vaterland zurück, welches er als Lehrer der Rechtswiſſenſchaften und der Philoſophie durchwanderte; hierauf wendete er ſich nach Oſten, getrieben durch den Wunſch, ſowohl die heiligen Orte zu ſehen, als auch die Bekanntſchaft der berühmten Lehrer des Iſlam zu machen, namentlich des Schiech Achmed Ben Abdri, des bedeutendſten Vertreters der Schahbelſija. Auf ſeinem Wege nach den heiligen Stätten Arabiens verweilte er in verſchiedenen Orten Nordaſiens, wo er als Lehrer auftrat und ſowohl den Mitgliedern der herrſchenden Kirche als der Vertretern der Regierung anbequem wurde. In Meſſa reiste er ſich unter die Schüler des Schiech Achmed Ben Abdri, wurde aber ſchon nach kurzer Zeit als deſſen Nachfolger bezeichnet. Rann war er in ſeine Stelle getreten und hatte die Macht in Händen, als er verſuchte in Yemen Propaganda für ſeine Lehre

(die wir gleich kennen lernen werden) zu machen. Anfanglich hatte er hier wenig Erfolg; verſchiedene Schiſmatiker, die ſich allerdings ſpäter ihm anſchloſſen, wiesen ihn ab. Er ſetzte nun nach Meſſa zurück, ſetzte ſich mit der Elite der orthodoxen Pilger in Verbindung und ſuchte ſie zu bewegen, den tariqa mahommedija (Weg Mahomed's) zu betreten. So nannte er ſelbſt ſeine Religion, eine Art reformirten Schahbelismus, die er ſowohl dem Koran und ſeinen Erklärern, als ſeinem eigenen Nachdenken entlehnt hatte, und welche er ſeinen Schülern als die reine und wahre Lehre des Iſlam vorlegte, gegründet auf das Wort des Propheten und befreit von allen Auswüchſen, welche ſie im Laufe von zwölf Jahrhunderten durch die Arbeiten der Theologen bekommen habe. Später wurde, wie hier gleich bemerkt ſein möge, der Name der Sekte, wenigſtens im täglichen Leben, verändert, und „tariqa es-senuſija, Weg des Senuſi“, nach dem Namen des Lehrers, trat an Stelle der früheren Bezeichnung. Seine Religion, denn auf dieſen Namen darf die Lehre des Senuſi wohl Anſpruch machen, zeichnete ſich von ihrem erſten Anſtrich an durch ihre Unabſchämtheit und Herrſchaft aus, daher ihr auch der orthodoxe Iſlam in Aegypten und in Meſſa kräftigen Widerſtand leiſtete. Wie dieſe ebenfalls bei anderen Religionen der Fall iſt, erheben auch im Schöße des Iſlam die geiſtlichen Orden Ansprüche darauf, daß in ihrer Mitte das religiöſe Leben die höchſte Vollendung erreihe. Senuſi entſchied ſich daher im Jahre 1837 dazu, die Auserwählten unter ſeinen Schülern zu einer Brüderſchaft zu vereinigen, in deren Schöße der Geiſt des Glaubens, die Form des Kultus, die politiſchen Anſichten, welche er ſeinen Anhängern einzufüßen verſtanden hatte und die er in einer Anzahl von Werken, welche ihn zu einem der ſchätzbarſten Autoren des Iſlam machen, niedergelegt hatte, gepflanzet werden ſollten. Die wichtigſte ſeiner Arbeiten, gewiſſermaßen die Quinteſſenz ſeiner Werte, trägt den hochtönenden Titel: „El Schewas El Scharaqa“ oder: „Die aufgehenden Sonnen.“

Die Lehren dieſer Sekte laſſen ſich in folgendem zuſammenfaſſen: Nur Gott allein ſoll die Verehrung der Gläubigen gewidmet werden; wohl dürfen ſie auch die heiligen Männer ehren, ſo lange dieſelben vom Hauſe des Allerhöchſten erfüllt und belebt ſind; dieſe Verehrung ſoll aber nicht fortdauern, wenn der Gegenſtand derſelben das Leben verlaſſen hat, und dann wieder in Pilgerfahrten zu ihren Gräbern, noch durch Kurſen ihres Namens und die Bitte um die Vermittelung Ausdrück finden. Selbſt zu Gunſten des Propheten Mohammed, des vollkommeneſten Geſchöpfes“, wie ihn die rechtgläubigen Mohammedaner nennen, ſoll keine Ausnahme gemacht werden.

Ehe jemand in den Orden eintreten kann, muß er der Welt entſagt haben. Man verpflichtet ſich allein die Autorität derjenigen Beherrſcher eines mohammedaniſchen Staates anzuerkennen, der in ſeiner Perſon die gottbeſtändige Gewalt als Chaliſ mit der weltlichen Macht vereinigt; ſobald er aber den Vorſchriften des Glaubens, wie die Sekte dieſelben auffaßt, untreu wird, wird Ungehörſam gegen ihn eine Pflicht, und auch nur dieſenjenigen Priester

werden durch die Senußja als rechtgläubig betrachtet, welche sich mit ihren Lehren im Einflusse befinden. Alle Pracht im Anzug der Männer, Seide, Silberrücken und Schmuck, Gerätschaften von Gold und Silber sind verboten; die edlen Metalle dürfen nur zur Verzierung des Schwertes dienen, welches ja für den heiligen Krieg bestimmt ist; den Frauen dagegen ist aller dieser Luxus erlaubt. Die Sekte verschmäht eben nichts, was Anziehungskraft haben kann. Der Gebrauch beräuchernder Getränke, auch des Kaffees sowie Tabak sind verboten, wohl aber Thee mit Farcirung gestattet; weisser Zucker gilt für unrein, da er mit dem Mehl von Mäusen verunreinigt wird, die von Thieren herkömmlen, welche nicht durch Mohammedaner geschädigt sind!

In Bezug auf den Verkehr zwischen Mohammedanern einerseits, Christen und Juden andererseits hat Senußja äußerst strenge Vorschriften gegeben; es ist nicht erlaubt mit einem solchen Ungläubigen zu sprechen, ihn zu grüßen, mit ihm zu handeln, in seinen Dienst zu treten; wenn er sein *Ka'ia* ist, d. h. den Mohammedanern keine Abgabe zahlt, wird er sogar zum Feinde, den das Gesetz nicht nur, wo und wie man kann, zu tödten erlaubt, sondern dessen Tod es geradezu vorschreibt. In diesem Punkte giebt es keinen Mittelweg, entweder muß der Ungläubige Abgaben zahlen, welche die Gesetzer des Islam mehr noch als der Koran selbst drückend gemacht haben, oder aber er steht einem wilden Thiere gleich, dem man Fellen stellt, wo man es nicht offen angreifen magt.

Von Anfang an war das Verbrechen der Senußja darauf gerichtet, alle Sitten, welche sie selbst, aus der Schule der Schahbelia hervorgegangen sind, d. h. beinahe alle mohammedanische Ueben, zum Anstich an ihre eigene Brüderschaft zu bewegen und diese Taktik, deren politische Folgen sehr groß werden können, ist meist mit Erfolg gekrönt worden. In dieser Weise ist eine große Anzahl von Sektens, Aufrührer zählt ihrer 8 bis 9 auf, jetzt mehr oder weniger unter den Einfluß der Senußja gekommen, nachdem einzelne derselben anfänglich heftigen Widerstand geleistet hatten, und richten jetzt ihre politische Haltung nach den Ansichten des Lebensleiters ein. Dieser Umstand verdient besonders beachtet zu werden, da hierdurch nicht nur der geistige Einfluß, sondern auch die materiellen Mittel und die militärischen Kräfte der Senußja eine ansehnliche Vermehrung erfahren haben.

Im Verborgenen des Einflusses, welchen sie dadurch erlangen, daß sie sich mit dem Schleiern des Geheimnisses umgeben, haben sie sich sorgfältig enthalten, irgend welche ängere Verbindungen anzunehmen, welche sie auf den ersten Blick verrathen könnten. Andererseits theilen sie nur den bereits officiellen Brüdern die Geheimsprache mit, welche die Mitglieder an das gewöhnliche Morgengetöse anschließen sollen. Dem französischen Vice-König in Ven-ghazi, Herrn Eugen Ricard, ist es geglückt, den Text derselben zu erhalten, welchen wir in der Uebersetzung hier folgen lassen:

Der Ausdruck: „Daß Gott vergeht!“ wird hundertmal wiederholt. „Es giebt keinen Gott als Allah.“ „Mohammed ist der Prophet Gottes ganz augenscheinlich und für jede Zeit.“ „Er hat Alles gesagt, was die göttliche Wissenschaft umfaßt.“ Diese Sätze werden hinter einander dreihundertmal wiederholt; hieran schließt sich der hundertmal wiederholte Ausruf: „O Gott, segne unseren Herrn Mohammed, den ungeheuren Propheten, seine Familie und seine Freunde und gewähre ihnen Heil.“

Gewiß lautet dieses Gebet im Gegensatz zu den oben mitgetheilten Grundregeln der Sekte sehr unehelich, durch die tägliche Wiederholung desselben jedoch wird der Affiliirte

an seine Stellung zur Brüderschaft erinnert. Natürlich aber hat letztere auch noch andere Mittel, Gehorsam und Eifer bei ihm zu unterhalten. Sie beruht ihn zu Versammlungen, legt ihm Pilgerfahrten auf, erhebt von ihm Abgaben im Betrage von 2 1/2 Proc. von dem Theil seines Vermögens, welcher die Summe von etwa hundert Mark übersteigt; der Schatz, die Ställe, die Vorrathshäuser der Brüderschaft empfangen außerdem reichliche Gaben und Geschenke. Wenn man nur in der Provinz Ven-ghazi die große Zahl der Sklaven, Felle, Kameele und Hammel sieht, denen mit glühendem Eisen der Name „Allah“ zugleich mit dem Zeichen der Brüderschaft eingebrannt ist, kann man sich von ihrem Reichtum überzeugen. Die Mitglieder, welche zu arm sind, um Geld und Naturalleistungen beizubehalten, müssen Dienste leisten, die sich nicht immer auf eigentliche Arbeitsleistung beschränken, so daß durch die Art derselben manchmal an Zustände früherer Jahrhunderte erinnert wird. Den Senußja sind alle Mitglieder und alle Bundesgenossen recht, wenn sie nur zur Erreichung des Ziels mitwirken; ja diese sonst so strengen Puritaner verschmähen es nicht, zu den Verführungskünsten von Duhlerinnen bei der Erreichung politischer Zwecke da ihre Aspiration zu nehmen, wo andere Sendboten keinen Erfolg gehabt haben.

Den Grundregeln gemäß, die ihre Stifter ihre hinterlassen hat, spricht die Gesellschaft selbst Recht; natürlich ist hierdurch eine ungeheure Macht in ihre Hände gegeben, denn wo der geistliche Oberherr gleichzeitig Richter in bürgerlichen und Kriminalsachen ist, mußte derjenige sehr fähig sein, der sich ihm zu widerlegen wagte. Wie bedeutend der Einfluß der Brüderschaft ist, wie sehr sie sich im Volke verbreitet hat, kann man aus allerlei Redensarten erkennen, die namentlich im nördlichen Afrika, mit Ausnahme Ägyptens, im Volksthum vorkommen; die Muselmänner schwören da bei: *el haqq Sidi Es-Senußi!* (bei dem Recht, der Wahrheit des Sidi Es-Senußi!). Versuchen, wo die Umstände es nöthig machen, erhebt die Gesellschaft stolz ihr Haupt, wo sie sich Herr fühlt. Lange schon, ehe sie die impotente Macht erlangt hatte, über welche sie heute verfügt, als sie selbst noch im Entstehen begriffen war, wagte sie es im Jahre 1861 die Excommunication des Beherrschers der Gläubigen Abd El-Modschid anzusprechen, der gleichgültig gegen ihre wachsende Macht von dem von ihr vorgezeichneten Wege abzuweichen genöthigt hatte.

Die Organisation der Brüderschaft ist ebenso einfach wie kräftig; der Name aller Brüder (Aqwan oder im gewöhnlichen Leben Chuan) ist im Mutterpaar verzeichnet; jeder der Brüder ist dem Moqaddem, dem geistlichen Vorgesetzten des Districtes, dem er angehört — einem Wanne, der den Mund kaum anders öffnet, als um zu segnen, einen Glaubenssatz oder einen Ausruf auszusprechen — unbedingten Gehorsam schuldig, so auch dem Aqwa oder Asteifen und dem Welil oder Verwalter der Provinz. Alle diese Würdenträger aber, welche in den Augen der einfachen Brüder sich einer großen Gewalt erfreuen, sind ihrerseits nur Sklaven vor dem Moqaddem, welcher den Titel Chafiz (d. h. Stellvertreter Gottes auf Erden) führt. Wir mit unseren abendländischen Ansichten können und von der vollkommenen Unterordnung der Brüder, von der ungeheuren Macht des Chafiz, von dem schwindelerregenden Abgrund, der ihn von anderen Menschen trennt, kaum eine richtige Vorstellung machen. 1845 schon verhielte das damalige Oberhaupt sein Gesicht auf der Straße, wie die gewöhnlichen Sterblichen nicht durch den Glanz seiner Persönlichkeit zu erschrecken.

Der Großmeister steht mit den Oberen aller Bauja (Klöster, Schule und Kawanferei) und den bedeutendsten Senboboten in fortwährender, direkter Verbindung. Seine Befehle werden durch besondere Boten überbracht, die sie sorgfältig in ihren Kleidern verbergen; die Art, wie sie zusammengefaßt sind, deutet den Inhalt an; in wichtigen Fällen bedient es sich der mündlichen Nachricht, überbracht von einem vertrauten Boten. Dieser Verkehr ist zu einer außerordentlichen Vollkommenheit entwickelt worden, und 1878 sowie 1881 erkauft der Moqaddem von Tripoli die Erhebung der Bevölkerung des Tschedel Auras und der Illas Sidi Gsch-Schrid früher, als dieselbe in Algerien bekannt war; dabei beträgt die Entfernung bis Tripoli 700 resp. 1200 km in der Luftlinie. In jedem Jahre zur Zeit des Festes Aid el Kebir, der Oster des Islams, beruft das Haupt der Wilderdschaft alle Moqaddem nach Scharhub zu einer Synode, wo alle Angelegenheiten der Sekte besprochen werden.

Mit Rücksicht auf das Vorhergehende wird man es leicht erklärlich finden, daß alle mohamedanischen Regierungen — vielleicht nach vergleichendem geheimem Widerstande — sich den Sennija gegenüber sehr zuvorkommend bewiesen und sie mit Gaben überschünten, um die Ruhe zu erhalten. Die englische Regierung hat im Jahre 1882 einen Augenblick lang die Sekte eine feindliche Haltung annehmen sehen, namentlich aber hat letztere der französischen Regierung in Algerien vielfach Unannehmlichkeiten bereitet. Es würde zu weit führen, alle durch Duvovier in Bezug auf diesen Punkt angeführten Belege zu erwähnen; dagegen möchten wir hervorheben, daß nach der Angabe unseres Autors die Sennija es sind, welche oftmals dem Vordringen geographischer Forscher Hindernisse bereiten und daß dieser Sekte das traurige Ende vieler derer zugeschrieben werden muß. Zahlreiche Namen werden von ihm genannt,

Franzosen sowohl wie Ausländer: Flatters, Masson, Beringer und Roche, von Weurmann, von den Teden, Fräulein Tinnö kommen auf dieser traurigen Liste vor.

Ein Beweis für das geschickte Vorgehen der Gesellschaft liegt darin, daß sie es verstanden hat, im Laufe von 47 Jahren über so zahlreiche, so verschiedenartige und über ein so großes Gebiet zerstreute Völkerschaften einen so ungeheuren Einfluß zu erlangen. Zum Theil kommt dies daher, daß sie da, wo sie sich übermacht und bekämpft weiß, sehr im Geheimen und sehr vorsichtig einherschreitet. Sie nehmen ihre Mitglieder den Scharin an, einer andern Gesellschaft anzugehören, die sich weniger umfassende Ziele gestellt hat, und suchen sich durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel die ersten Stellen in der Verwaltung, in der Schule, in der Kirche zu sichern. Ihr geheimes Treiben schlägt alle möglichen Umwege ein um zunächst einige wenige, jedoch einflußreiche und bedeutende Personen zum Anschluß an die Sekte zu bewegen und durch dieselben Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen. In anderen Fällen, wo dies nicht angeht, suchen sie sich der Schulen zu bemächtigen und begnügen sich damit, ruhig aber sicher auf das kommende Geschick zu wirken und benutzen unterdessen jede Gelegenheit ihrem Orden weltlichen Besitz zu verschaffen.

Auch die schwarze Bevölkerung ist ihrem Einfluß nicht fremd geblieben, sie haben gelangen die Tabu zu belegen und nach den Versuchen schon war es ihnen deutlich, daß sie ihre Angriffe auf das weibliche Geschlecht richten mußten, welches, wie man überall bei den Völkern bemerken kann, eine große Uebereinkunft über die Männer besitzt. Sie eröffneten daher bei den Tabu auch für Mädchen bestimmte Schulen ihrer Wilderdschaft und noch jetzt ist an manchen Orten die Zahl der weiblichen Schüler größer als die der Knaben.

## Die Insel Jeretile.

Angeregt durch die glänzenden Erfolge, welche die verschiedenen norwegischen Walfängergesellschaften in den Gewässern bei Nord- und Nordost erzielt haben, sind auch auf russischer Seite neuerdings von Walfischgesellschaften gebildet, deren Zweck gleichfalls der Walfang sein soll. Die eine dieser Kompagnien hat sich im vorigen Jahre auf der Insel Jeretile niedergelassen, während die andere sich in diesem Jahre in der Krabucht in der Nähe der norwegischen Grenze etabliert hat. Erstere betreibt den Gang mit einem, letztere mit zwei Walfängerschiffen und einem Schleppdampfer. Das Verdienst, die erste russische Anlage dieser Art geschaffen zu haben, gebührt dem auch als Journalist und Verfasser bekannten Hermann Gobel.

Die Insel Jeretile, nur einige Quadratkilometer groß, war bis zum vorigen Jahre ganz unbewohnt; sie liegt zwischen 33° und 34° östl. L. Gr. in geringer Entfernung von dem Festlande der Murmanischen Küste (Halbinsel Kola), nordöstlich von der Insel Schalim, ist unfruchtbar und klippenreich; nur niedriges Gebüsch von Weiden und Birken lugt hier und dort zwischen den ganz nackten Klippen hervor. Zwischen den Höhenzügen finden sich einige moorige Partien, wo der Pflanzenschnitt weniger fruchtend ist, als oben zwischen den Klippen, und der meist aus Rautbeeren, Blaubeeren u. s. w. besteht. Auf dem Fest-

lande ist die Vegetation bedeutend reicher, hier findet man sogar dicht am Meere zehn bis fünfzehn Fuß hohe Birken, deren Stämme jedoch nach allen Richtungen gewunden und gebogen sind und deutlich erkennen lassen, wie die Bäume haben streiten und kämpfen müssen, um die für diese Küste ungewöhnliche Höhe zu erreichen.

Das Thierleben ist, wenigstens was die Anzahl der Individuen betrifft, bedeutend reicher als das Pflanzenleben. Natürlich dominieren hier, wie überall in den arktischen Gewässern, die Vögel. Insbesondere finden sich hier: *Haematopus ostralegus*, *Tringa Teminkii*, *T. maritima*, *Phalaropus hyperboreus*, *Aechmadius hiaticula*, *Streptopelia interpres*, *Totanus calidris*, *Columbus septentrionalis*, *C. arcticus*, *Sterna arctica*, *Larus canus*, *L. marinus*, *L. argentatus*, *Rissa tridactyla*, *Leucis parasitica*, *Lomaterania mollissima*, *Mergus serrator*, *Carbo cormoranus*, *Cephus grylle*, *Anthus cervinus*, *A. rufopetrus*, *Motacilla alba*, *Saxicola oenanthe*, *Acaenithus linaria*, *Corax nobilis*, *Aquila fulva* und *Haliaeetus albirostris*.

Von Vierfüßlern sollen auf der Insel nur Plankfische und Haie vorkommen, während das Festland im Winter von Wären und Wölfen heimgesucht wird. Das Meer ist fischreich, ebenso die Seen und Flüsse des Festlandes; ein

Pachanklet dürfte vielleicht kein besseres Feld für seinen Sport finden können. Das Klima ist, wie erwähnt, rauh, doch nicht so arg, als man meistens wohl annimmt. Erst am 22. Mai machte in diesem Jahre die Kälte einer milderen Temperatur Platz, aber erst am 9. Juni wurde das Wetter wirklich angenehm. Die Durchschnittstemperatur betrug im Juni: Morgens 7 Uhr  $8\frac{1}{2}^{\circ}$  R., Mittags 1 Uhr  $13\frac{1}{2}^{\circ}$  R., Abends 9 Uhr  $8\frac{1}{2}^{\circ}$  R. Während des Sommers fällt hier beinahe gar kein Regen und die Winde sind in der Regel nicht so heftig, wie während der anderen Jahreszeiten. Bis Mitte Juli war in diesem Jahre nicht ein einziger Regentropfen gefallen.

Die Murmaische Küste ist im Sommer recht besucht. Es haufen hier in diesem Jahre ca. 10000 Menschen, von denen jedoch kaum 700 auf der Etzede zwischen dem Weissen Meer und der Küste Norwegens überwintern. Seitens der russischen Regierung werden übrigens bedeutende Anstrengungen gemacht, um die Kolonisation der Küste zu befördern; die Kolonisten sind nicht nur vom Militärdienst, den Zöllen und anderen Lasten befreit, sondern jeder sich hier niederlassende Kolonist erhält sogar von der Regierung 250 Rubel ausgezahlt. Ihr Haupterwerb ist die Fischelei, aber auch die Viehzucht müßte man mit Vortheil betreiben können, da die Thungstoffe zur Verbesserung der Wiesen hier umsonst zu haben sind, denn am Strande sind Fischköpfe und Eingeweide, Walfleisch u. s. w. in Menge zu finden.

Das Walfängeretablisement auf Jretiste ist an einem vorzüglichen, von drei Zeiten geschlossenen Hafen angelegt. Von diesem aus erhebt sich die Insel gleichmäßig bis zu einer Höhe von 150 Fuß. An der Bucht liegen die Sped, die Gleise und die Grasfelder (Was werden die bereits einmal ausgelochten Spedeste genannt), sowie das Thranlager und der von Herrn Wibel erbaute Ofen zur Gewinnung des Thrans aus den Walfalgen. Etwas höher belegen sich die Schmiede, die Arbeiterwohnungen und das Magazin und auf dem höchsten Punkte mit der Aussicht auf das Meer die Häuser des Direktors und seines Assistenten.

Das Abkippen der Wale geschieht zur Ebberzeit dicht am Strande, und wird der Sped, wenn die Fluthzeit eintritt, zur Kocherei geschafft. Die langen Spedstücke werden durch ein mit Dampf betriebenes Fallseil in dünne Scheiben zerlegt, und dann in großen cylindrischen Kesseln ausgetrocknet.

Die hier gefangenen Wale sind von sehr verschiedener Größe; die in diesem Jahre gefangenen 15 Thäl variierten in der Länge zwischen 28 und 85 Fuß und in der Breite von 6 bis 16 Fuß. Im Ganzen ergaben dieselben ca. 1000 Tons Thran. Die gemeinst vorkommenden Arten sind der Blauwal (*Balaenoptera Siboldi*), der wertvollste von allen, und der Hinnwal (*B. musculus*). Außerdem kommen einzelne Exemplare von *Megaloptera longimana* vor.

## Kürzere Mittheilungen.

### Wesafellanisches.

(Das Gebiet von Groß- und Klein-Popo. Deutsche Kolonisation in Südwestafrika.)

In der Sitzung der Geographischen Gesellschaft in Hamburg am 2. Oktober d. J. sprach Konsul Brohm über das Gebiet von Popo. Wir entnehmen dem Bericht darüber, welchen der „Hamburgische Korrespondent“ am 3. und 4. Oktober brachte, das Nachstehende.

Es hat für den Reisenden — begann er — seine Schwierigkeit, die in Rede stehenden Orte anzufinden. Leuchtfeuer und sonstige See- und Landmarken sind an der Küste von Ober-Guinea nicht vorhanden. Am Morgen ist das Land für den ankommenden Seemann in dichten Dampfwolken gehüllt; dahinter liegt ein sandiger Küstenstrand und weiter im Innern beginnt der Waldessaum. Bis zu 300 bis 400 Schritt vom Strande ist das Meer tief und die größten Schiffe können soweit verankern; dann aber beginnt eine heftige Brandung an dem unter dem Wasser frei aufsteigenden sandigen Ufer, und es bricht ziemlich bedeutender Geschieblichkeit und Uebung des Bootführers, um den Reisenden glücklich hindurchzuführen. Das Land, von welchem ich rede, ist Popo. Der Ursprung des Namens ist portugiesisch, er bedeutet „Kolk“. Die ganze Küste führt den Namen Sklavensüste und war der Schauplatz des portugiesischen Sklavenshandels. Der landschaftliche Charakter des ganzen Küstenstriches ist der gleiche, das Meer bespült eine Art von Sandbänken, an den sich die flache Sandbänke anschließt; dahinter liegt eine Lagune, aus der sich das wohlbesetzte wirkliche Festland erhebt. Der Boden ist überall sehr fruchtbar. In den beiden Distrikten Klein- und Groß-Popo ist die Bevölkerung eine sehr verschiedene. Kein eigentlicher Negerstamm bewohnt die Küste, sondern sie haben von jeder einem Ge-

misch von Leuten aus Lagos, Sierra Leona, den englischen Kolonien und Gliedern aller möglichen eingeborenen Stämme als Zufluchtsort gebietet. Die Topolente, welche jetzt den eigentlichen Stamm der Bewohner bilden, sind erst in neuerer Zeit, von Osten kommend, eingewandert, wie sich denn an vielen Orten der Küste eine Wanderung der Stämme von Osten nach Westen nachweisen läßt.

Dieser Zusammenfluß der verschiedenen Elemente hat natürlich einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung von Sitten und Gebräuchen ausgeübt. Unter den eingeborenen Königen existiert eine Erbfolge nicht; wenn der regierende, d. h. mächtige Häuptling, der sich König nennt, gestorben ist, so wird ein neuer aus der Zahl der übrigbleibenden gewählt. Seine Haupteinnahmequelle sind die Abgaben, die er vom Fehdel der Europäer erhebt, mit denen unter mehr oder minder günstigen Bedingungen Privatverträge geschlossen werden, da natürlich ein einheitliches Zollsystem und Löhne nicht existieren. Von seinen eigenen Leuten erhält er einen Antheil von der Ernte, und bei allen Verträgen, bei Geburt und Tod werden ihm Geschenke dargebracht. Das Familienoberhaupt hat bei den Einigen fast unumschränkte Gewalt, schließlich Streit und Verfall über den Familienbesitz. Diebstahl ist ein sehr verbreitetes Verbrechen, aber Mord ist sehr selten und wird an demjenigen, der ihn begangen hat, in derselben Form geahndet, wie er begangen wurde. Die Priester sind sehr einflussreich, da sie als Vermittler zwischen den Menschen und dem höchsten Wesen Maai elai wo (Wort, der hoch oben ist) gebraucht werden müssen. In allen wichtigen Angelegenheiten wird ihr Rath gehört, sie sind auch Wahrsager, und da ihnen die Verhältnisse jedes einzelnen ihrer Vorgesetzten genau bekannt sind, so leisten sie viel in Urtheilssprüchen, die der Wahrheit nahe kommen. Zu ihren Ceremonien und festlichen Beschäftigungen verwenden sie auch die Baugruben-



tanz. Kräfte, Baubermittel, befiht jeder Togo in seiner Hütte. Um den Feind glänzend zu stimmen, werden ihm Lebensmittel geoffert und Bekleidungen mit Palmöl vorgenommen, auch noch Hühner für ihn geschlachtet. Die Priester sind auch Medicinmänner, aber keinmal glauben die Eingeborenen schon nicht mehr recht an ihren medicinischen Heilswissen, sondern ziehen die wirkliche Medicin der Europäer vor. Den Europäer nennen sie Manwi, Westeefind, und halten ihn für ein höheres Wesen.

Die Hauptzeiten des Landes fallen in den April und in den Herbst, zur Zeit der Ernte. Unter ungünstlichem Lärm werden dann Opfer von Landprodukten gebracht, und je größer der Lärm, desto höher die Opfer. Die Togo nehmen an den Umzügen, an denen der König ebenfalls theilnimmt. Die Kasteorien werden besucht und überall fällt dies oder jenes kleine Geschenk dabei ab.

Eine geheime Verbindung existirt unter den Togo, in welche Männer und Frauen noch zwölfjährigem Vorbereitungsurlaub aufgenommen werden können. Es werden in derselben verschiedene Festlichkeiten geleitet, doch ist über diese Mysterien nichts Näheres bekannt. Bei Verehrungen und Verbindungen werden auch mancherlei Festlichkeiten veranstaltet. Die Frauen werden nicht gefolgt; es geht sogar einem Mädchen frei, den um sie anhaltenden Mann zurückzuweisen. In der Wohnung hat jede Frau ein besonderes Zimmer, bei Reichen sogar ein besonderes Haus für sich. Die Todten werden in ihrem besten Staate in eine Art von Sarg gelegt und nach mehrtägigem Feiern und Bettlagen und heftigem Schreien mit allen disponiblen Schaufwosen in dem von ihnen bewohnten Raume beigesetzt, der dann nicht weiter benutzt wird. Der nächste Verwandte hält sich in einem dunkeln Raume auf, um in der Abgeschiedenheit zu trauern, bis die Beisetzung erfolgt ist. Nächster Erbe des Verstorbenen ist der Sohn der Schwester, und wenn ein solcher nicht existirt, der entsprechend nächste Verwandte. Mit dem Tode erlischt jedes Schulverhältniß, die Erben sind nicht zur Begleichung heranzuziehen.

Ein Sklave hat in Klein-Popo etwa 80 Dollar Werth, er wird durchaus gut behandelt, darf sich auch verheirathen und eine eigene Familie bilden, die aber niemals ganz frei wird. Familiennamen existiren nicht, die Stammen- und Familienunterschiede werden durch Tätowirungen an den Schläfen angedeutet. Alle schwere Arbeit wird von Sklaven gethan. Es wächst dort Kaffee, Ban, Palmen aller Art, aber kein Reis. Aller Grund und Boden hat sehr gute Eigenschaften, der Grundbesitz ist aber durch Eristhaft und Verleihen vielfach verwickelt, so daß einem Besitzer in den verschiedenen Theilen Stücke des Landes gehören. Viehzucht wird gar nicht getrieben und die Indusierzeugnisse des Landes an Leder, Flecht- und Schmiedewaren sind sehr unbedeutend. Das Geschäft liegt fast ausschließlich in den Händen der Frauen. Europäische Geld, am meisten die englischen Zwillingsschillinge, kommt immer mehr in Umlauf. Auf dem einige Stunden weit von der Küste im Innern regelmäßig abgehaltenen Markte kommt der Handel immer mehr in Aufschwung, und nach Aufklärung des Innern für den directen Verkehr der Europäer wird er bisher noch ungeahnte Dimensionen annehmen.

Die Ortschaften sind ohne irgend welchen Plan angelegt. Jeder baut sein Haus, bei dessen Errichtung die ganze Verwandtschaft unter Singen und Tanzen theilnimmt, wo es ihm beliebt. Natürlich ist die Musik nur ein roher Lärm und der Tanz gänzlich ohne Grazie. Der Charakter der Togo ist nicht schlecht, jedoch sind sie überaus lässig und auch faul; sobald sie das Wenige erlangt haben, was sie zum Leben bedürfen, arbeiten sie aus eigenem Triebe nicht weiter, sind aber für ein Tringelb doch zu jedem Dienste willig.

Die Tracht ist ein Kleid wie eine Art Toga, welche den rechten Arm frei läßt, und kurze weite Beinlösser. Die Frauen tragen dasselbe, nur bleiben bei ihnen beide Arme

frei. Die Haartracht ist der freien Phantasie jedes einzelnen überlassen, auch das Gehen und Gehen des Körpers wird nicht nach einer gemeinsamen Sitte gemacht.

Der König Kansen ist ein kräftiger Mann im Alter von etwa dreißig Jahren, mit sehr dunkler Haartuche. Er kann schreiben und ist der englischen Sprache mächtig. Selbstverständlich haben die Togo keine eigene Schriftsprache, sondern die Schriftsprache des Königs ist die europäische.

Die klimatischen Verhältnisse Klein-Popos sind bekannt, sie werden jedoch salomener geschildert, als sie in Wahrheit verlaufen. Die sogenannte Malaria, das Fieber, ist nicht gefährlicher, als andere, und durchaus nicht absolut tödtlich. Die Regenzeit dauert vom September bis April gilt als die gesunde. Es weht dann am Morgen ein Landwind, und von etwa 11 Uhr ab bis zum Abend ein frischer Seewind, der im December und Januar recht kühl ist. Miasmen, Skorpionen und sonstige Gwürmer sind ebenso eine Plage, wie in anderen Tropenländern, aber im Ganzen sind die Europäer gern dort und werden unter den jetzigen Umständen und Verhältnissen wohl in immer größerer Zahl und Schlagsicherheit des Lebens sich ansiedeln.

— Die Colonies und India" mittheilen, hat Kapitän Schering, Kommandeur des deutschen Kriegsschiffes „Gisela", dem Refraktär des „Caplan" eine Mittheilung gemacht, aus der folgende Worte, welche mit gekürzter Schrift abgedruckt waren, mitgetheilt werden:

„Um mehrfach angegebene Zweifel, die in der deutschen und englischen Presse laut geworden sind, zu beseitigen, bitte ich Ihnen mittheilen zu dürfen, das Gebiet von Angola Pequena, welches sich 20 deutsche (d. h. 80 englische) Meilen landeinwärts erstreckt, seit dem 7. August annektirt worden ist. Die südliche Grenze dieser Kolonie wird sich bis zur Mitte des Ozean-Flusses und die nördliche Grenze bis zum 26. Grade N. Br. erstrecken und alle Inseln in Komorenküste von der Küste einschließen."

Recht angenehm für die englische Diplomatie! folgt genanntes Bild hinz.

— Ferner erhielt Herr J. A. G. Lüderich in Bremen am 2. October von seinem Vertreter in Angola Pequena, Herrn D. Vogelfang, folgende Schriftstück zugesandt:

Angola Pequena, 9. August 1881.

An den Vertreter der Firma J. A. G. Lüderich Herrn Herrn. Vogelfang, Wohlgeb., hier.

Es. Wohlgebornen theile ich ergebend mit, daß ich auf Befehl S. M. des Kaisers Wilhelm I. das afrikanische Küstengebiet zwischen 20 Grad N. Br. und der Westküste, sowie nördlich der Westküste zwischen dieser und Kap Frio unter den Schutz des Deutschen Reichs gestellt habe. In diesem Zweck ist in Sandwischhafen sowie nördlich von Westküste und dem Kap Frio die deutsche Kriegsfregatte gelist und sind Grenzposten mit den deutschen Nationalfarben aufgestellt worden. Es. Wohlgebornen theile ich von Vorstehendem deutschen und englischen Kriegsschiffen, welche in Angola Pequena einlaufen sollten, gestillig Mittheilung machen zu wollen.

Der Kommandant:

ge. v. Raven, Korvetten-Kapitän.

(Stempel.)

Phom-Penh, die Hauptstadt von Kambodja.

Phom-Penh liegt an einem Punkte des Mekong-Flusses, der „Quatre Bras" heißt, wo also vier Stromarme sich vereinigen, unterhalb der Stadt der Fleuve Postérieur und der Fleuve Supérieur und oberhalb der Mekong und der Tonkinap. Wenn man sich der Stadt im Krümmung nähert, so hört man das wirre Durcheinander vieler menschlichen Stimmen und erhält den Eindruck eines großen und sehr gewerbthätigen Ortes; im Sommer dagegen, wenn der Dampf mächtig gegen den regengeschwollenen Strom ankämpfen muß, ist kaum ein Licht zu sehen, und der einzige Lärm, den man hört, ist das Zirpen der Grasthüpfen und

das Brüllen des Cochlenroßes. Der Ort ist fast durchaus ein Fischerort. Rängs der ganzen Ufer, doch über dem Besserspiegel, sind in dieser Jahreszeit Häuser errichtet, welche nur als Schuppen zum Einmalen der Fische dienen. Auf dem Tische werden dieselben getrocknet, gekümmert und ausgewaschen; unten stehen große Behälter, in welche verbadete Fische nach Laft geworfen und in Öl verwandelt werden.

Diese Substantion von Fischöl ist für Pnom-Penh etwas durchaus Neues, und da sich während der letzten Jahre der Preis dafür genau verdoppelt hat, so beschäftigt sich eigentlich die ganze Stadt damit. Während der Monate Januar, Februar und März ist die Zahl der gefangenen Fische fast unglaublich groß. Selbst noch Ende März, wann die Fische schon auf die Hälfte seines höchsten Standes gesunken ist, sind jeden Nachmittag und jeden Abend Tausende von Fischerboaten draußen und fangen mit allerhand Netzen eine solche Masse von Fischen, daß es fast unmöglich ist, sie in das Fahrzeug zu schaffen. Späterhin waren Männer, Weiber und Kinder mit Netzen, Eimern und Becken in das seichte Wasser hinein und schöften die Fische heraus, als ob es Kartoffeln wären. Dann wird die Industrie nach dem großen See Ziemer verlegt, wo man Fische von über 6 Fuß Länge fängt, die so voller Öl sind, wie ein Seehund oder Walhai. Erst wenn der Fluß in der Regenzeit steigt, hört diese Thätigkeit auf und mit ihr alles, was etwa irgend welcher Industrie ähnlich sieht. Dann mag auch der Besuch von Pnom-Penh angenehmer sein als früher, wo der ganze Ort wie eine Kloake stinkt.

Von außen sieht derselbe materiell genug aus; sein Inneres ist, wie stets bei orientalischen Städten, weit weniger ansehnlich. Es besteht fast nur aus einer einzigen Straße längs des Flußufers, in deren Mitte der Häusercomplex der französischen Beamten sich befindet; von ihm abgehen nicht als nur Häuser der allgeringsten Art. Der Königspalast ist im Vergleiche zu denen von Siam und Birma dürftig. König Norodom ist ein seltsamer Mensch und hat, wie alle Kinder und Selbstwilde, beiderseitigen Vergnügen an neuen Sachen; deshalb suchen alle Kaufleute der Stadt irgend etwas auszubringen zu machen, das seine Rengierde reizt und dann ist ihre weitere Sorge die, daß er gehörig dafür bezahlt. Norodom soll sich in Paris etwas Civilisation angeeignet haben; welcher Ort dieselbe ist, sieht man schon aus seinem Palaste, der einen weiten Raum bedeckt. Auf demselben stehen verschiedene Wohngebäude, welche St. Reichthum nach einander sich gebaut und dann wieder verlassen hat, darunter auch eines in französischem Geschmacke, gleichfalls verlassen, umgeben von einem verwilderten Garten, in dem ein prachtvoller französischer Springbrunnen aus Bronze seinem gänzlich verfallenen Geiste entgegen geht. Daneben liegt der jetzige Thronsaal, eine lange Halle in halb chinesischem Stile mit viel Schmuckwerk, Vergoldung, schönen französischen Spiegeln und Kronleuchtern. Daneben liegt eine andere, große, offene Halle, welche als Rath-, Gerichts- und Theater dient, weiter der Harem mit 300 oder mehr Weibern, ein eiserner Palast, der für den Empfang von Fremden bestimmt ist, weiterhin Hallen, Höfe, Ställe, Kuchentempel u. s. w. Norodom tauft den ganzen Tag Opium, trinkt gehörig Champagner und ist in eblicher Hinsicht ein wahrer Ritter Blankfort. Die prachtvolle Bronzestatue, die er sich von den Franzosen hat errichten lassen und die ihn in einer phantastischen Uniform darstellt, verdient er sicher nicht. Wenn nicht der plötzlich aufgekommene Fischöl-Handel wäre, so wäre der Zustand Kambojas wahrhaft bedauerndwerth. Aber die Nachfrage nach demselben in Europa ist groß, und wenn im Osten nach irgend etwas Nachfrage ist, so sind sofort die Chinesen da und suchen dieselbe zu befriedigen. Wenn die Fische nicht durch das maßlose Fangen verliert werden, so ist es leicht möglich, daß bald in Pnom-Penh mehr Geld

verdient wird als in Saigon, der Hauptstadt von Französisch-Cochinchina.

#### Völker und Sprachen in Guatemala.

Dr. med. Otto Stoll, Dozent an der Universität Zürich, hat mehrere Jahre in der centralamerikanischen Republik Guatemala gelebt und dieselbe gründlich studirt. Was der französische Abbé Brasseur aus Yuruburg bei Tübingen aus unterleib zu früh verstorbenen Vordemum Dr. Prentiss begonnen, das hat Dr. Stoll in glänzender Weise weiter fortgeführt. Ihm, dem Mediciner, verbandt die vergleichende Sprachwissenschaft die Gewinnung eines umfangreichen grammatischen und etymologischen Materials der zahlreichen in Guatemala gesprochenen Sprachen und Dialecte. Denn Stoll's Werk: „Sur Ethnographie der Republik Guatemala“ (Zürich, Dreßl trägt u. Komp. 1884) ist ein wesentlich linguistisches Werk, das seine Ergänzung durch ein nachfolgendes Reisetagebuch erhalten soll.

Jetzt erst beginnen wir klar zu sehen in dem Völkergeirr Guatemala's, das auch von Stoll auf einer dem Puche beigegebenen Sprachenkarte dargestellt ist, auf der nicht weniger als 19 verschiedene Idiome zur Aufzählung und Abgrenzung gelangen. Stoll sagt darüber, das auch hier durch das Vordringen der spanischen Sprache die Indianersprachen dem Verfall entgegen gehen. „Es ist das umso mehr zu beklagen, als damit die letzte und einzige Brücke, die uns noch mit jener unbekannten Vorseit indianischer Kultur verbindet, welche die großen Ruinen und Hieroglyphentafeln von Copan, Quirigua, Santa Lucia Comalapa und viele andere geistlichen, höfungslos abgebrochen wird.“ So viel aus Stoll und sein Vorgänger gethan haben, sieht immer noch einige Dialecte Guatemala's sprachwissenschaftlich unerforscht. Gegenwärtig kann man 18 selbständige Sprachen in Guatemala unterscheiden. Von diesen gehören zu der Maya-Gruppe: Yucan, Mayan, Uhol, Cuckai, Polonchi, Uspanteca, Tzil, Ahucateca, Mamé, Quiché, Cakchiquel, Tzutujil, Pokomam, Chortí. Durchaus andere Sprachtypen repräsentiren das Zinco, Poptucua, Pipil und Karibisch. Ausgezeichnet ist das Aloguila, von dem wir nur den Namen kennen.

Anthropologische Arbeiten, die Stoll gerne seinen linguistisch-ethnographischen angegeschlossen hätte, scheiterten vor der Hand an dem Mangel an dem Aberglauben der Indianer. „Es ist dies eine der vielen letzten Früchte, welche die spanische Eroberung dieser Länder und die Jahrhunderte der Unterdrückung und grauamer Ausbeutung in den Gemüthern der Indianer zur Reife gebracht haben.“ Ungemein reich ist das Werk an Literaturangaben und man wird in den Zusammenstellungen über dieselben die losbaren und oft schwer zugänglichen Werke verzeichnen finden, namentlich solche, die in Mittelamerika gedruckt wurden, wobei dann die Schriften der Geistlichkeit eine Rolle spielen. Die Geschichte der einzelnen Völkerrämme und ihre eventuellen Wanderungen sind behandelt und so ersieht man denn, daß die Pipils an der Südküste mit den tollstehenden aztekischen Völkern im Zusammenhange stehen, was auch die Sprache beweist und woraus die eigenthümlich pilzlichen Zeichnungen und Sculpturen von Santa Lucia Comalapa hinweisen, die Position vor kurzem publicirte. Von hohem Interesse ist es zu erfahren, daß die alte Sprache der Insektarien, wie sie einst die spanischen Entdecker trafen, zu Linguaone am Ausflusse des Rio Dulce in die Bai von Honduras noch fortlebt; aber nicht die alten Kariben sprechen dieselbe, sondern Neger, in denen durch Mischung noch das Karibisch fortlebt. Nach jenem Orte wurden 1796 die Reste der Kariben der Antilleninsel St. Vincent gebracht, wo sie mit Negern sich vermischten, die allmählich die Ueberhand bekamen, aber die Karibensprache annahmen.

## Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— Während in Norwegen und Schweden viel für die Unterthanen der Gletscher gefahren ist, blieb Schweden bisher darin etwas zurück. Jetzt hat sich aber Dr. F. S. Svanowius einige Jahre lang mit dem Studium und dem Reisen von Gletschern in Norrland beschäftigt und einen Bericht darüber erhalten. Danach giebt es in Schweden etwa hundert Gletscher, aber sie sind sehr klein, da sie alle zusammen nur 9 schwedische Quadratmeilen bedecken. Früher wurde ihr Areal auf 30 geschätzt.

— Wie schnell sich das Land in der Gegend von Piteå in Schweden hebt, lassen einige Zeichen erkennen, die in einer Klippe des Fjellseilandes „Stora Redben“ eingehauen sind. Das erste Zeichen ist im Jahre 1750 eingehauen, das zweite 1851 und das dritte am 12. August 1884. Zwischen dem ersten und zweiten Zeichen ist ein Abstand von 93 cm, zwischen dem zweiten und dritten von 50 cm. Das dritte Zeichen ist nach der Mittelwasserstandsgabe des dortigen Vossens eingehauen, denn der mittlere Wasserstand war am betreffenden Tage 23,5 cm niedriger als der Mittelwasserstand. Teil auch die übrigen Zeichen nach diesem eingehauen sind, ist als sehr anzunehmen. Diehebung des Landes betrug mithin von 1750 bis 1884 143 cm nach dem Mittelwasserstande aber 168,5 cm nach dem wirklichen Wasserstande am 12. August d. J.

— Im Sommer 1883 hat Dr. A. Fend die westliche Seite und den mittleren Theil der Pyrenäen in Bezug auf Gletschererscheinungen untersucht, aber schon hier bemerksenswerthe Unterschiede von den alpinen Gletschern der Götze gefunden. Schon in der Götzezeit verliessen die Gletscher das Gebirge nicht weit und spielten am unteren Theile nur eine geringe Rolle; die Gletscherentstehung ist eine mühsamere als in den Alpen gewesen; in den westlichen Pyrenäen hat es während der Götzezeit keinen einzigen Gletscher gegeben. Da, wo Gletscher Spuren zu erkennen waren, fanden sich auch Spuren von einigen Seen in Gestalt von Depressionen; die Seen selbst sind meist ausgefüllt worden; nur in der Höhe von 1500 bis 3000 m findet sich noch jetzt eine Anzahl Seen.

Aus Montenegro berichtet die „Polit. Correspondenz“ von einigen materiellen Fortschritten. Die im letzten Kriege erworbenen Stadt Nikschitz wird neu reguliert und erhält einen neuen Bazar, der schon fast vollständig ist. Podgoritsa, die bedeutendste Stadt des Landes, wird sogar auf dem andern (rechten) Ufer der Morastha mit Unterstützung der Regierung neu angebaut, da sich die Regulierung der alten Stadt als zu teuer und schwierig herausstellte. Ferner soll die bereits bis Grabovo (im Westen des Landes, gerade nördlich von den Bächen di Gattaro gelegen) vollendete Bahnstrecke über Baniani nach Nikschitz weitergeführt werden; diejenigen von Podgoritsa nach Andriewitsch und von Nikschitz nach Pina befinden sich bereits im Bau. Sogar von dem Ban einer Eisenbahn von Plawitsa über Podgoritsa und Danilowgrad nach Nikschitz, d. h. vom Scutari-See durch die Thäler der Morastha und Tzeta wird schon gesprochen.

## Asien.

— Ebenso wie in letzter Zeit der Handel der persischen Provinz von Ispahan, Persien u. mit England, Indien und China, ist auch derjenige zwischen Gilan, Mazenderan u. mit England bedeutend gewachsen. Die beiden letztgenannten Provinzen sind sehr reich an Holz, das

in Europa gern gekauft wird, und exportiren außerdem große Mengen von Citrusen, Cigarettenfabrik, Baumwolle, Rosinen, Früchten u. s. w. Andererseits wird zwar viel gebaut, aber es giebt keine Zuckerfabriken und der Bedarf an Zucker muß aus Java, Frankreich und Rußland eingeführt werden. Auch die Kürbis ist ein Stapelprodukt war und denn einige Jahre hindurch missthiel, ist im laufenden Jahre in Menge gerathen, so daß man auf ein Wiederaufleben des persischen Seidenhandels hofft. Die Hüfte von Gilan allein bringen durch Verpackung der Hüfterei dem Staat jährlich 80.000 Tomans (540.000 Mark) ein. Der Times-Korrespondent in Teheran, welcher diese Angaben macht, erklärt im Hinblick auf dieselben die Erbauung einer Eisenbahn durch Persien für ein großes Bedürfnis, das den Handel bedeutend fördern müßte.

— Mehr und mehr bemühen sich jetzt hervorragende Eingeborene Hindians in willkürlicher Weise in Sachen der weiblichen Erziehung. Auf einer großen öffentlichen Versammlung, welche kürzlich in Panja stattfand, wurde beschlossen, dort eine höhere Schule für den Unterricht eingetragener Mädchen in Englisch, Sanskrit u. zu errichten und die Bombayer Regierung hat versprochen, den Plan zu unterstützen. In dieser Bewegung sollten sich die Mahatmas ebenfalls thätig zeigen, wie die Paria, auf welche letzteren sich bisher der höhere Unterricht in Bombay fast ganz beschränkte. In Bombay hat kürzlich ein bekannter Gharabai-Kaufmann 15.000 Rupien zur Errichtung einer Mädchenhochschule gegeben und in Madras der Mahatma von Tranancore gleichfalls eine große Summe zum Besten des medicinischen Unterrichts von Frauen.

— Im Jahre 1883 belief sich nach offiziellen Angaben der Werth des Handels von französisch Cochinchina auf 124.494.700 Mark (1877 auf 97,5 Millionen Mark, 1867 auf circa 51 Millionen). Unter den 2062 Schiffen, welche in den Hafen von Saigon einliefen, waren 242 englische, 130 französische und 99 deutsche; annamitische Barken zählte man 1485. Die Einfuhr aus Frankreich in die Kolonie belief sich auf nur 720.000 Mark, die Ausfuhr dorthin auf 1.200.000 Mark. Zwischen Cochinchina und den übrigen französischen Kolonien war der Handelsverkehr fast gleich Null. Taggen wurden an fremden Waaren für 56 Millionen Mark eingeführt, davon 3 Siebentel in französischen Schiffen und für 64 Millionen nach fremden Ländern ausgeführt. Der Hauptimport besteht aus konserviertem Fleisch, Wein, Cement, Kohlen, Zonen, Eisenwaaren, Maschinen, Mehl, Tabak und Pariser Waaren, der Hauptexport aus Reis, Pfeffer, Häuten, Seide und Fischöl. Marokko ist derjenige französische Hafen, welcher den meisten Verkehr mit Cochinchina unterhält; dochselbst hat zu den französischen und niederländischen Besitzungen in Ostasien fast gar keine direkte Beziehungen, sondern der größte Theil dieses Handels wird durch das britische Singapur vermittelt.

— Das Pariser „Journal Officiel“ meldet die Berufung einer Kommission, welche alles, was auf Winen und Bergweinen in Tongking und Annam Bezug hat, untersuchen soll. Dieselbe besteht aus verschiedenen Beamten, die in Hinterindien Erfahrungen gesammelt haben; dieselben sollen für eine demnächst von Frankreich abgehende Expedition Instruktionen aufstellen.

## Afrika.

— Mit großer Freude ist in den ersten Tagen des Oktober Edward Robert Flegel nach seinen beiden Ausflügen

Gefährten in Berlin und Homburg begrüßt worden. Er kam durchaus unerwartet, und nicht am wenigsten dem Herausgeber dieser Blätter, der gerade mit der Verarbeitung von Flegel's großer Reise zu den Venus-Quellen (1882—1883) beschäftigt war. Flegel hat auf seiner letzten Reise einige neue Routen gemacht, durch welche wir namentlich über den Charakter des Westafrikanischen Gebirges im Süden des Venus angestrichelt werden. Nachdem er dasselbe früher an den Quellen des Venus übergritten hatte, hat er es jetzt südlich von Wolofala nochmals gefahren und südwestlich von derselben Stadt seinen Fuß erreicht. Dasselbe hat die Richtung von ONO nach WSW und eine Nominale von 4000—5000 Fuß, während seine höchsten Spitzer wohl 10.000 Fuß erreichen, und hinein in den Bergen am Alt-Galabarflusse (nördlich vom Camerun-Gebirge) sein Ende zu erreichen. Zahlreiche Anekdote-Beobachtungen Flegel's, welche sofort berechnet werden sollen, werden uns mit den Höhenverhältnissen dieser Vergelte und ihrer nördlichen Abhänge ziemlich genau vertraut machen. Derselbe ist vielleicht das einzige Gebiet des tropischen Westafrika, in welchem praktisch an Kolonisation gedacht werden kann; die südlichen Zuflüsse des Venus entspringen auf diesen Gebirge und sind bis an den Fuß desselben schiffbar, so daß von dem Ocean aus unmittelbar in dies fruchtbare Gebiet gelangen kann. — Seinen eigentlichen Plan, vom Venus in das Congo-Gebiet vorzudringen, mußte Flegel diesmal in Folge kriegerischer Verwicklungen aufgeben. Auf einer neuen Reise aber, die er sobald als möglich antreten will, hofft er von Ngondere aus (an den Quellen des Congo) in dreißig Tagereisen Nago zu erreichen, von wo er entweder in 15—20 Wärschen nach dem Congo oder, wenn dies unmöglich ist, an die Küste des Atlantischen Ozeans zu gelangen vermag.

#### Inseln des Stillen Ozeans.

— Der Deputy Commissioner für die Angelegenheiten des westlichen Pacific hat in einem Briefe an den High Commissioner vom 20. November 1883, der in einem im August veröffentlichten Wobuch Aufnahme gefunden hat, betreffend Forschungsreisen und Niederlassungen in Neu-Guinea, einige Bemerkungen gemacht, die ein eigenenthümliches Licht auf dortige Verhältnisse werfen und zur vorläufigen Prüfung der von dorther zu uns gelangenden Berichte anfordern.

Er sagt etwa Folgendes: Die weiße Bevölkerung von Neu-Guinea besteht augenblicklich aus sieben Personen, richtiger wäre es zu sagen aus nur drei, nämlich den Herren Rones und Cholmers, zwei Mitgliedern der Londoner Missionsgesellschaft und einem gewissen Herrn Goldie. Letzterer ist ein Speculant in Ländereien, das heißt, er behauptet 17.000 Acre um ungefähr einen Penny per Acre gekauft zu haben. Die übrigen die Weißen sind mit Treppengangs beschäftigt und haben keinen bestimmten Aufenthaltsort. Mit Ausnahme der kleinen Summe, welche Herr Goldie in seinem sogenannten Ländereimer angelegt hat, ist kein halber Schilling an sonstigen Capital in Neu-Guinea verwehrt. Man kann nicht erwarten, daß Neu-Guinea von dem Besuch gemeiner (disreputable) Weißer so frei bleiben wird, wie es jetzt ist. Der Treppengang wird ver-

mutlich reichen Erfolg haben und sollte dieses Geschäft Ausbeutung bekommen, so würde das Land in kürzester Zeit durch den niedrigen Ansturm der weißen Bevölkerung von Cooltown und anderen australischen Städten heimgefangen werden. Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Treppengang die Aufmerksamkeit der ungeordneten weißen Männer auf sich zieht.

Die beiden sogenannten Forschungs-Expeditionen haben nichts Gutes bewirkt, eine derselben hat augenblicksweise viel Böses gestiftet. Es ist der Mühe werth zu bemerken, daß die Berichte über ihre Schicksale, welche von den zwei australischen Expeditionen, die sie ausgeführt hatten, veröffentlicht worden sind, sehr die Unrichtigkeiten enthalten. Mr. Morrison, ein junger Mann von 21 Jahren von der „Ne“-Expedition, erreichte einen Punkt, der vermutlich 15, gewiß aber nicht weiter als 22 Meilen von der Küste liegt, obwohl er versichert, daß derselbe beinahe 100 Meilen vom Meere gelegen sein müsse. Er erreichte, zweimal verumdet, Port Moresby. Seine Gewehre fielen mit der Munition in die Hände der Eingeborenen. Herr Armit vom „Argus“ kam bis zu einer 40 Meilen von der Küste gelegenen Stelle, die früher schon von Herrn und Frau Lones besucht worden war. Diese privatim unternommenen Expeditionen unter der Leitung von Männern ohne Erfahrung werden, wenn deren noch weitere organisiert werden, viel Unheil stiften. — Es ist wohl beinahe unmöglich eine schärfere Sprache zu führen.

— Eine zweite Expedition, welche durch die unternehmenden Eigenthümer des „Milbourne Argus“ nach Neu-Guinea geschickt worden war, kam am 9. Juni wieder auf Thursday-Insel an. Sie bestand aus folgenden Mitgliedern: Kapitän Strahan (Führer), Wolfer (Berichterstatter), Stewart (Rotursorcher), Scott (Goldgräber), Kenny (Matrosen). Die Expedition war auf dem Mai Kassa oder Vaterfuß (westlich von der Mündung des Iru) am 7. Mai eingedrungen und hatte das Innere 120 Meilen weit untersucht, wobei sie „prächtiges Land“ entdeckt hatte. Man berichtet, daß zwölf neue Flüsse entdeckt und zum Theil untersucht sind, einige derselben sind sehr groß und tief. Am 24. Mai fand eine Begegnung mit feindlichen Eingeborenen statt, so daß man das Boot verlassen und sich nach der Küste zurückziehen mußte, welche am 29. Mai erreicht wurde. Kenny war durch einen Pfeil am Fuße verwundet, es ist jetzt zu berichten, daß Scott bei einem Verisch, auf einem Bombenstoss vom Festland aus die Insel Saibai zu erreichen, sein Leben verloren hat. Die eingeborenen Missionare von Saibai retteten die anderen Mitglieder und brachten sie nach Rabol, wo man ihnen es ermöglichte, Thursday-Insel zu erreichen.

— Die holländische Zeitungen berichten, daß das Museum der Utrechter Missionsgesellschaft aus Neu-Guinea von den Missionaren Jend und Webers einige Stein- und Holzwerke verschiedener Größe erhalten, die größtentheils beim Graben eines Grabes in Guboi, zum kleineren Theil in der Nähe von Dorob gefunden sind. Da die ältesten Leute sich nicht erinnern können, daß solche Geräthschaften im Gebrauch waren, so haben sich die genannten Missionare veranlaßt gesehen, weitere Untersuchungen in Bezug auf etwaige frühere Bewohner der Gegend vorzunehmen. — Die empfangenen Reisfel sind polirt und sehr fein bearbeitet.

Inhalt: Teutofon's Reise in Westpersien und Babylonien. XVI. (Mit sechs Abbildungen). — B. Kobelt: Großgiedchen. VII. — Die Feste der Zemjo. I. — Die Insel Zetetic. — Kürzere Mittheilungen: Westafrikanisches. — Pnom-Pent, die Hauptstadt von Kambodia. — Völker und Sprachen Guatemala's. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Äthen. — Afrika. — Inseln des Stillen Ozeans. (Schluß der Redaktion: 5. October 1884.)

Versteuert: Dr. R. Siegest in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Et.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Dienlafon's Reise in Westpersien und Babylonien.

### XVII.

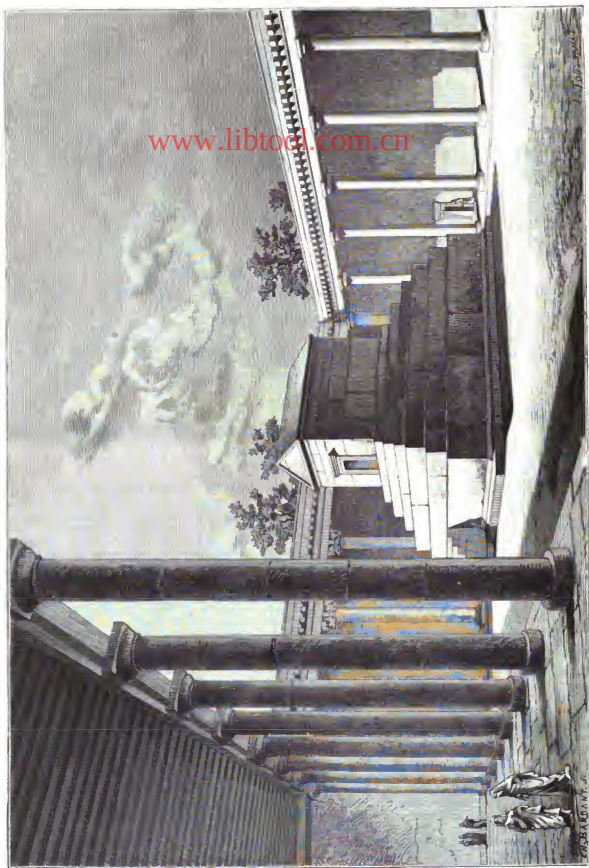
(Die Abbildungen, wenn nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dienlafon.)

Marcel Dienlafon folgt der Lepert'schen Ansicht, daß Gabe-i-Mader-i-Soleiman, das „Grab der Mutter Salomo's“, übereinstimmend mit der heutigen persischen Bezeichnung, nicht das Grab des Kyros, sondern ein Frauengrab sei, vielleicht dasjenige seiner Mutter Mandane oder seiner Gattin Kasandane, wofür auch die Form des Grabgebäudes mit dem doppelten Siebel spreche. Dagegen bemerkt Dr. Stolze (Verhandl. der Gesellsch. f. Erdk. zu Berlin 1883, S. 273) mit Recht, daß kein Grund dafür vorliege, ein Grab mit zwei Siebeln durchaus für ein Frauengrab anzugeben; denn es gebe in ganz Persien kein zweites dergleichen Grab, und ein Schluß aus Analogie habe deshalb keine Berechtigung — und was die moderne persische Bezeichnung anlangt, so habe dieselbe nicht die geringste Beweiskraft. Nennen doch die heutigen Perser z. B. das erste Königsgrab bei Tacht-i-Tschamschid „die Wölcher“, das zweite „das Vab“, das dritte „die Mühle“ u. s. f., und doch sind alle drei Anlagen Gräber und nicht Wölcher, Bäder oder Mühlen. Zum Beweise, daß wir es wirklich bei Gabe-i-Mader-i-Soleiman mit dem Grabe des Kyros zu thun haben, führt Dr. Stolze den Wortlaut derjenigen Stelle des Artian (VI. 29) an, auf welcher unsere Kenntniss vom Kyros-Grabe überhaupt beruht. Derselbe berichtet wie folgt: „Verirrend aber war für Alexander der am Grabmal des Kyros, des Sohnes von Kambyfes, verübte Frevel, welches er erbrochen und beraubt antraf, wie Aristobol erzählt. Es befindet sich nämlich nach seiner

Angabe ein Grabmal dieses Kyros zu Pasargadab im königlichen Parke: rings um dasselbe steht ein Gehölz von allersüßesten Bäumen, es wird von Wasser bespült und hohes Gras wächst auf der Flur. Das Grab selbst war im unteren Theile in vieredigen Grundriß aus Quadern aufgeführt. Darüber erhob sich ein überdachtes steinernes Gemach, das einen engen, nach innen führenden Eingang hatte, dergestalt, daß kaum ein einziger und zwar ein nicht großer Mann mit vieler Mühe hineingelangen konnte. Die Inschrift des Grabes belag in persischer Sprache: „Mensch, ich bin Kyros, der Sohn des Kambyfes, des Perserreiches Gründer und Asiens Beherrscher. Darum mißgönne mir dies Denkmal nicht!“ Alexander nun ..... fand alles fortgeschleppt, außer dem Sark und der Vahre ..... Auch erzählt Aristobol, daß er selbst von Alexander den Auftrag erhalten habe, das Grab des Kyros wieder herzustellen, ..... auch die Thür durch theilweises Vermauern und Ueberstreichen mit Lehm unsichtbar machen zu lassen und auf den Lehm das königliche Siegel zu drücken.“

Diese Beschreibung stimmt durchaus in dem „Grabe der Mutter Salomo's“, nur daß die Inschrift fehlt. Die von Dr. Stolze ausgenommene Photographie zeigt jedoch deutlich über der Thür eine Stelle, wo eine Tafel, die mit Metallklammern im Steine befestigt war, gewaltsam entfernt worden ist, wie denn auch sonst das ganze Gemach ringum die Spuren solcher herausgerissenen Klammern erkennen läßt. Dort lag also eine





Obst. i. Weber. i. Salsiman nach der Rekonstruktion Dieulafoy's.

Metalltafel mit der Inschrift. Dieser Stolze'schen Identifikation der ganzen Anlage mit dem Kyros-Grabe stimmen sowohl sein Reisebegleiter Dr. Andreas als auch Prof. Th. Wöldeke durchaus zu. Ebenso stimmt die Beschreibung Strabon's (L. 730) mit der des Arrian: „Dann kam er (Alexander) nach Pasargadae. Auch dies war ein alter Herrscherthum. Dort sah er auch das Grab des Kyros in einem Garten, einen nicht großen Aufbau (πύργον), im

Schatten der Bäume verborgen, der unten massiv gebaut war, oben aber ein Stodwerk mit einem Zimmer und sehr engem Eingange trug etc. .... Onesikritos aber sagte, daß der Aufbau zehn Stodwerke habe, und im obersten liege Kyros; die Inschrift, mit persischen Buchstaben geschrieben, laute: „Hier ruhe ich, Kyros, der König der Könige.“

„Diese Angabe des Onesikritos — führt Dr. Stolze

www.libtool.com.cn



Facade eines Grabes unterhalb des Tacht-i-Madr-i-Soleiman.

(a. a. D. S. 274) fort —, die den übrigen offenbar widerspricht, würde an sich wenig Gewicht haben, wenn nicht die Möglichkeit vorläge, daß gerade diese irrtümliche Angabe zu einer unwiderleglichen Bestätigung werden könnte. Wenn man nämlich das Bauwerk, wie es jetzt da steht und wie die Photographien es wiedergeben, überblickt, so findet man, daß es aus einem stufenförmig ansteigenden Unterbau mit sieben Stufen und dem Häufchen darauf besteht. Nun drängt sich aber dem Beschauer an Ort und Stelle die

Uebersetzung auf, daß man hier nicht die eigentliche Basis des Denkmals sieht, denn die unterste Stufe ist fast vollständig verschüttet; ringsherum befinden sich spätere, in Schutt gesunkene Anlagen und auf diesen ein Kirchhof. Ja im December 1874 fand ich den Raum zwischen der Umfassungsmauer und dem Denkmal selbst ganz mit Winterzelten der Hiats angefüllt, die demnach hier nicht nur ihre Kühe abgähren, sondern auch den Koth ihrer Herden Jahr für Jahr aufhäufen. Ich bin daher davon überzeugt, daß



Die Gräber der Sassaniden in Naqsch-e Rostam.

außer der untersten sichtbaren Stufe noch andere hier im Grunde verborgen liegen; sollten dies nun zwei mehr sein, so würde für die Stufen die Zahl Neun herauskommen, die dann mit dem oberen Gemach jene zehn „Stockwerke“ ergäben, die Deseitrios nach der ihm gegebenen Beschreibung hier annehmen zu müssen glaubte, was abermals ein leicht erklärlicher Irrthum wäre. Leider konnten wir an Ort und Stelle keine Ausgrabung machen, die mit unbedeutenden Kosten die Frage entscheiden würde. Nicht, als ob bei dem geringen Gemüth dieses Gewährsmannes ein negatives Resultat von irgend welchem Belang wäre; wohl aber würde ein positives dieselbe in Bezug auf allemal aus der Welt schaffen.“

Auf Dieulafoy's abweichende Ansichten über die Be-

deutung der einzelnen beschriebenen Monumente gehen wir hier nicht näher ein; er ist dafür weniger kompetent als Dr. Stolze. Doch erkennt auch er an, daß die Ruinen in der Ebene des Pulwar-rud, der Tacht-i-Mader-i-Soleiman, die Fagade des Grabes unterhalb des Tacht-i-Mader-i-Soleiman der Zeit des Kyros — oder theilweise einer etwas späteren, jedoch immerhin dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert angehören. Er meint, daß sie den ionischen oder persischen Architekturen sehr nahe verwandt, aber doch nicht deren Vorbilder sind; möglich, daß ihr Erbauer sich unter dem Gefolge des Kyros befand, der nach dem



Der Triumph Schapur's.

hülle seines Reiches der Freund und Rathgeber seines Besiegten Kyros geworden war.

Zwei Tagemärsche brachten die Reisenden nach Kenara, das 5—6 km von den Ruinen von Persopolis oder genauer von Tacht-i-Tschemschid gelegen ist, und unweit dessen sie sich am 5. Oktober in einem Tschapar-chane (Posthause) einquartierten. Es war ein elendes Gebäude, und für ein besseres ist kein Bedürfniß vorhanden, denn der Postverkehr in der Provinz Fars ist nicht sehr lebhaft und Reisende halten sich in der Ebene von Persopolis, heute Merwebest genannt, nicht auf, weil sie die Fieberluft der Pulwar-Sümpfe scheuen. Nur ein einziges Gemach war in dem ganzen Hause noch bewohnbar; dieses ließen sich die Reisenden in Stand setzen, aber hatten darin Nachts entsetzlich von Mücken zu leiden,

während ihre Begleiter die Fieberdünste für das geringere Uebel erachteten und im Freien schliefen.

Was man für gewöhnlich als die Ruinen von Persopolis bezeichnet, besteht hauptsächlich aus zwei Gruppen, dem Tacht-i-Tschemschid (Thron des Tschemschid), 5—6 km nordöstlich vom Dorfe Kenara, und dem Rassch-i-Kusam (die Zeichnungen des Kusam), ca. 14 km gerade nördlich von Kenara, jenes auf dem südlichen oder linken, dieses auf dem nördlichen, rechten Ufer des Pulwar-rud gelegen. Nach dem Rassch-i-Kusam richteten die Reisenden zuerst ihre Schritte. Als sie sich dem steilen Berge, dessen Wand die vier berühmten Hypogäen enthält, näherten, fiel ihnen außer demselben vor allem ein kleines vierseitiges Gebäude auf, das ihnen durchaus bekannt war. Jede Seite desselben



glich auf das genaueste der oben erwähnten Fassade des angeblichen Kambyses-Grabes; aber während dort nur noch eine einzige Seite aufrecht steht, fehlt hier an dem ganzen Bauwerke auch nicht ein Stein. Seine Gestalt im Großen und Ganzen ist die eines viereckigen, unten voll ausgemauerten Thurnes; in seinem oberen Theile liegt ein sehr einfacher Saal, dessen Decke aus schönen, neben einander gelegten Platten besteht; die Wände desselben sind kahl, die Ecken abgerundet. Eine kleine Thür setzt diesen Raum mit der Außenwelt in Verbindung und zu derselben führte eine jetzt verschwundene Treppe hinauf, deren Reste noch zu erkennen sind. Zwei **Parallele Vierecke** in der Höhe der Thür dienten dazu, das Hinein- oder Herausbringen des Sarkophages zu erleichtern. Ein Rahmornament krönt, wie in Meschab Murgab, das Gebäude, und schließend sind in den drei der Thür gegenüberliegenden Wänden große Platten schwarzen Basaltes eingelassen, die gleichsam Fenster vorstellten, obwohl das Bauwerk in Wirklichkeit nur eine einzige Oeffnung besaß. Wegen der

Steinschliffen glaubt M. Dieulafoy es mit einem Leichenthurne zu thun zu haben, wo die Körper der Könige, ehe sie in den nahen Felsengräbern beigelegt wurden, erst die vom Mazdeismus, der Religion Zoroasters, geforderte Zerlegung durchmachen mußten.

Die Fassade jener Felsengräber oder Hypogäen des Darius und seiner Nachfolger stellt auf der senkrechten Felswand in Relief ein säulengetragenes Gebäude vor. Das Gebälk, durchweg dem primitiven ionischen Gebälk analog, gleicht dem, welches die Kanephoren vom Portikus des Erechtheion tragen. Auf den glatten Säulen ruht ein **Kavität**, welches aus zwei halben, an einander stoßenden Stierseibern gebildet wird; über den Thüren mit ihren vielfachen Stützen befindet sich eine ägyptische Krönung. Darüber ist der König dargestellt, wie er zu dem in der Luft schwebenden Gotte Auramazda betet.

Die vor den Gräbern angebrachten Plattformen liegen zu hoch (das Darius-Grab 16 m über dem Fußpunkte des darunter befindlichen, ein Turnier darstellenden Reliefs)



Sassanidisches Relief.

and der Abfall des Felsens ist zu steil, als daß man von der Ebene aus zu Fuß dorthin gelangen könnte. Will man die Felsengräber besuchen, so muß man sich von Leuten, die oben am Abhange sich aufstellen, an einem festen Seile hinaufziehen lassen, wie es auch Marcel Dieulafoy that. Man findet indessen oben weiter nichts als roh ausgehauene Felsenkammern ohne Sculpturen oder Malereien, mit gewölbten Decken und in dem Felsen ausgehöhlten Sarkophagen. In derselben Weise, wie man heutigen Tages zu den Gräbern gelangt, geschah das schon in alter Zeit, wie die betreffenden Stellen der Autoren beweisen. So sagt Diodor (XVII, 71): „Der Fels aber, in welchem die Königsgräber sich befanden, war glatt behauen und hatte in der Mitte mehrere Gemächer, in welchen sich die Grabstätten der Abgeschiedenen befanden, die aber keinen durch Menschenhände gefertigten Zugang hatten, sondern sie nahmen die mit Malchinen emporgezogenen Leichen in Empfang.“ Ebenso berichtet eine und erhaltene Stelle des Ktesias, des griechischen Leibarztes des Königs Ariarctes Memnon: „Tartius befiehlt, ihm ein Grab in einem dop-

pelten Berge herzustellen, und es wird hergestellt. Da er es aber besichtigen will, wird ihm dies von den Chaldäern und seinen Eltern gewehrt. Als aber die Eltern hineinzukommen gedachten, stürzten sie herab und gingen zu Grunde, weil die Priester, die sie in die Höhe zogen, beim Erblicken von Schlangen erschrafen und erschreckt die Stride fahren ließen. Dies bereitete dem Darius ungeheuren Schmerz und die, welche sie emporgezogen hatten, vierzig an der Zahl, wurden enthauptet.“

Unterhalb der Admetengräber befinden sich die berühmten sassanidischen Sculpturen, denen der ganze Komplex von Altersherren den Namen Klesch-i-Kustam (Zeichnungen des Kustam) verbannt. Die eine derselben, etwa 11 m lang, stellt den Triumph Schapur's über den römischen Kaiser Valerian dar. Der Perserkönig sitzt zu Pferde, während der römische Kaiser mit ausgebreiteten Armen, um Gnade flehend, sich ihm zu Füßen wirft; sechs Jahre lang diente er seinem Besieger, wenn dieser zu Pferde stieg, als Fußschemel, dann wurde er geköpft. Auf dem Hintergrunde des Reliefs berichtet eine Pehlevi-Zuschrift von Schapur's



Siege bei Oeffa (260 n. Chr.). Das zweite der hier abgebildeten Reliefs stellt zwei Könige zu Pferde vor, die ein Bündniß oder einen Vertrag durch einen Eid bekräftigen, der auf einen „Schwurtrug“ abgelegt wird (vergl. über diese Sekte „Globus“, Bd. XIII, S. 329 und Bd. XIV, S. 176: „Die Eid- oder Schwurtrug bei den arischen Völkern“). Das dritte Relief, ein Turnier darstellend, wurde schon oben erwähnt.

Die monumentale Skulptur der Sassanidenzeit scheint mehr in der römischen als in der griechischen Kunst zu wurzeln. Die seit der mohammedanischen Zeit arg ver-

stümmelten Figuren befinden sich in einem Zustande, welcher freilich nicht erlaubt über die Modellierung und Vollendung der nackten Theile zu urtheilen, aber die oft unversehrten Hände sind plump und ohne Detail, der Fallwurf ängstlich und ohne Wahrheit ausgeführt. Tassie aber ist die Haltung der Könige einfach und edel und die Pferde sind mit großer Handgeschicklichkeit von talentvollen Künstlern dargestellt, welche mehr von der dekorativen Skulptur verstanden, als die Fertiger der Vasenreliefs über den vier Achamidenengäubern.

## Die Sekte der Senuſija.

### II. (Schluß.)

Von hier drangen sie weiter zu andern Stämmen vor; wo es ihnen möglich war, traten sie gern als Vorkämpfer eines derselben auf, um sich da einzunischen. Manche derselben trafen sie noch als Heiden oder nur dem Namen nach zum Islam bekehrt an; bei diesen haben sie Propaganda gemacht und biegen ihnen jetzt als Beschützer. An andern Orten, wie z. B. am Sengal, wo die Schwärze des linken Flüßers schon Mohammedaner sind und die Reiter und Krieger sich lange schon den alten Bantias, welche andern Sekten angehörten, unterworfen hatten, suchten die Senuſija sich Eingang zu verschaffen, indem sie sich den Einfluß ihrer Vorgänger zu Nuzen machen und den durch jene gewonnenen Boden in ihrer Weise weiter bearbeiten. An einer andern Stelle, in Wadai, hat die Velehrung eines Despoten der Bruderschaft in einer Nation von drei Millionen Menschen ein neues Feld für ihre Arbeit, gleichzeitig aber auch ein wichtiges Handelsgebiet eröffnet; die Weise, wie sie hier vorgingen, ist zu charakteristisch, um nicht kurz erwähnt zu werden. Wadai ist ein kriegerisches Land, welches natürlichen Reichtum besitzt, außerdem aber sich durch die bei den Nachbarn erbeuteten Schätze bereichert; lange war es dem Außenhandel verschlossen. Wieder einmal machten die Karakente einen Versuch und schickten eine Karawane, welche Sklaven nach Ägypten führen sollte; der Erfolg war nicht glücklicher als früher, die Nomaden auf der Grenze von Ägypten und Tripoli nahmen die Karawane weg. Nun trat Senuſi ein; er kaufte die Sklaven los, ließ sie unterrichten und schickte sie als freie Menschen, aber als Sendboten seiner Lehre nach Wadai. Seit dieser Zeit war sein Einfluß bei den Oberhäuptern des Landes gestiegen; reiche Gesandten lohten den Orden und die vielen Negerkrieger, welche sich unter den empfangenen Gaben befanden, wurden und werden vielleicht noch, insofern der Orden sie nicht selbst gebrauchten konnte, nach Ägypten und der Türkei gebracht, obwohl der Sklavenhandel in diesen Ländern officiell abgeschafft ist. Doch der Orden gebraucht sehr viele Sklaven für seine kolonialistische Thätigkeit, durch welche er seine Macht und seinen Einfluß in einer andern Richtung sehr erhöht. Die Arme seiner Sklaven bearbeiten den Boden, sie schaffen Wasserleitungen, graben Brunnen, so daß die bescheidenen Dosen der Wüste fröhlich abgeminnen, andere, welche seit Jahrhunderten verlassen waren, von neuem anfließen. Wenn es der Bruderschaft wichtig scheint einen Weg durch die Sahara zu besetzen, werden die Arme der Sklaven ihn

herstellen, werden sie Brunnen graben, werden sie dem Handel, aber auch nur dem Handel der Senuſija eine Bahn brechen. Mit großem Scharfsinn hat das Haupt der Sekte die hierher gehörigen Maßregeln geleitet; Kyrenaita, War-marita und verschiedene Punkte der libyschen Wüste sind mit römischen und griechischen Ruinen bedeckt; sehr bald hatte Senuſi begriffen, daß es an solchen Stellen möglich sein müsse, aus den Ruinen wieder neues Leben erlesen zu lassen und der Erfolg hat ihm in vielen Fällen recht gegeben.

Wir haben bisher von planmäßigem Vorgehen der Sekte gesprochen, aber sie benutzt die Gelegenheit auch, wo sie sich bietet und sucht auch in folgender Weise auf die Massen zu wirken: Jede Jania bietet jedem Mohammedaner drei Tage lang gastfreie Aufnahme und dann ist man ihm zur Weiterreise behilflich; während seines Aufenthaltes sucht man Nachrichten über seine Heimath von ihm zu erlangen. Er wird gefragt, ob seine Vornehmen eifrig im Glauben, ob sie den Christen gegenüber lau sind, ob sie dieselben grüßen, ihnen die Hand reichen; aber man fragt ihn auch über den Zustand der heimathlichen Felder, die Wohlfahrt der Bevölkerung, die Hoffnung auf die nächste Ernte. So sammelt man nützliche Angaben sowohl hinsichtlich der Aufgaben, welche der Mission erwachsen, als hinsichtlich der zu erwartenden Abgaben; die Häute aber verlassen die Jania als freiwillige oder unfreiwillige Sendboten der Senuſija und erhöhen von ihrer Macht, ihrem Reichtum und ihrer Güte.

Eine andere und gewiß nicht die unwichtigste Seite der Thätigkeit dieser Sekte sind die Vorbereitungen für einen Krieg, den heiligen natürlich, die in den Jania nicht vernachlässigt werden. Das Beispiel von Serehbul, dem Orte, wo sich das Mutterhaus befindet, möge genügen. Man trifft da gut versehene Pferdehöfe, Waffen- und Pulvervorräthe, fünfzehn in Alexandria gekaufte Kanonen, Einrichtungen zur Pulverfabrikation, wahrscheinlich auch eine Pulverfabrik an, und der Zufuhr nach 240 km nördlich davon findet man den ausgezeichneten Hagen von Tobrag, dem europäischen Schiffe keine Beachtung schenken, wenn sie ihn nicht bejagen um Kriegskanonen im Interesse der Bruderschaft einzuschlupfen.

Serehbul ist der Mittelpunkt und die hohe Schule der Sekte; neben Sidi Mohammed El-Mahdi, dem gegenwärtigen Haupt, stehen seine Minister, jeder an der Spitze eines andern Verwaltungszweiges. Die Summe der

Gäste des Mitterhauses wird verschiedenes angegeben, doch kann man die Zahl der Anasiter, welche die Leibwache bilden, auf etwa 750 annehmen, denen noch etwa 2000 Sklaven, Arbeiter und Diener im Frieden, Kämpfer im Kriege, beizugelegt werden müssen. Dies beweist, daß Eidi Mohammed El-Mahabi nicht ganz unbekannt darüber ist, daß nicht eines Tages eine christliche Macht ihn des geheimen Krieges wegen, den er gegen sie führt, zur Rechenschaft ziehen wird; auch andere Mächte, die gewonnen sind, um die aufgehäuften Schätze in Sicherheit zu bringen, weisen darauf hin.

Der Beiname des gegenwärtigen Häuptes: Eidi Mohammed El-Mahabi zeigt an, was unter Umständen von ihm zu erwarten ist. Sein Vater mußte sehr wohl, daß eine mohammedanische Ueberlieferung die Erscheinung des Mahabi für den ersten Moharrer des Jahres 1300 der Heiligkeit ankündigt, der kommen wird, um alle menschliche Wesen vor dem Weltuntergang zur Lehre Mohammed's zu belehren. Am genannten Tage würde der Erwarteite seine Greisjahrigkeit erreicht haben, sein Vater werde Mohammed, seine Mutter Fatme heißen. Auf seinem Todtenbette hatte Senußi erklärt, daß sein Sohn der erwarteite Mahabi sei, und am 1. Moharrer 1300 (am 12. November 1882) hätte es nur von letzterem abgegangen, mit einem Worte einen Brand zu entzünden, der sich weit über die Welt des Islam verbreitet haben würde. Er hat das verhängnisvolle Wort nicht gesprochen; wird er aber sich immer ruhig verhalten, oder wird er eines Tages, möglicherweise nach dem der Rebekuhler, der ihm im Enden erstanden ist, verschwunden sein wird, sich erheben? Die Zukunft muß es lehren.

Tuencir glaubt nicht zu übertreiben und jedenfalls hinter die Wirklichkeit zurückzubleiben, wenn er die Zahl derjenigen, welche den Senußija gehören und für sie arbeiten, auf ein und eine halbe Million, das Einkommen der Brüderschaft auf etwa drei Millionen Francs anschlägt. Und das geographische Gebiet der Gesellschaft ist ein sehr ausgedehntes, sie selbst ist voll Lebenskraft, jung und verehrt es die Menschen an sich zu ziehen, so daß sie jeden Tag neue Sympathien erweist und sich neue Anhänger erwirbt.

Daß eine Gesellschaft dieser Art, geleitet von den oben mitgetheilten Grundsätzen, unter Umständen zu einer furchtbaren Macht werden kann, liegt so auf der Hand, daß wir alle Ausführungen in dieser Richtung unterdrücken zu können glauben. Wir haben nur noch einige Bemerkungen über die geographische Verteilung der Sekte hinzuzufügen. Tuencir theilt das Gebiet derselben in 11 Provinzen mit 121 Janjaas; wir begnügen uns hier die Namen der ersteren folgen zu lassen und die Zahl der letzteren in Klammern beizufügen: 1. Aegypten (17), 2. Europäische Türkei (1), 3. Afrikanische Türkei (2), 4. Tripoli und Syrien (16), 5. Baal und Tabu (6), 6. Westliche Nigritien (1), 7. Tunis (10), 8. Alger (8), 9. Marokko (5), 10. Unabh. hängige Sahara (4), 11. Westliche Nigritien (1).

Aus der Fülle eines sehr interessanten Details, welches aber eben zu viel Einzelheiten enthält, um abgeklärt in zusammenhängender Form dargestellt werden zu können, greifen wir hier und da einige Punkte heraus, die aus einem oder dem andern Grunde nur besondere Beachtung zu verdienen scheinen.

In Europa ist Konstantinopel der einzige bekannte Punkt, wo die Lehre der Senußija, allerdings unter einer sehr charakteristischen Form, gefolgt hat. Vor zwei Jahren leitete ein früherer Lehrer des Sultans, welcher der Gesellschaft angehört, die Politik, soweit sie den Islam betraf.

Damals stand der Großherr Abd-El-Hamid auf sehr gutem Fuß mit der Gesellschaft, behandelte Eidi Mohammed El-Mahabi als Macht, mit der er rechnen mußte, und hatte scheinbar vergessen, daß einer seiner Vorgänger von dem Vater des Mahabi ercommunicirt worden war. Seitdem haben sich die Umstände verändert, das Verhältnis zwischen dem Sultan und der Brüderschaft ist ein ziemlich schlechtes geworden. Ueber die Fortschritte der Sekte in Älien sind die Angaben sehr unbestimmt; nach einer aus dem Schafe der Senußija gekommenen Mitteilung bestehen dort gegenwärtig zwölf Janjaas. Tuencir weiß mit Sicherheit jedoch nur von einer, der zu Mekka, zu berichten, welche auf großem Fuß eingerichtet war, und wo sich das Ordensarchiv sowie eine reichhaltige Bibliothek (8000 Bände) befinden sollen. Trotz der ständigen Konvente, die sich in Aegypten befinden, ist das Verstecken der Senußija daselbst vielen, selbst gut unterrichteten Aegyptern unbekannt; bei der Masse des ägyptischen Volkes findet der Fanatismus seinen fruchtbarsten Boden und die Propaganda hat sich westlich vom Nil auf die Uad Ali und auf die Oasen der libyschen Wüste geworfen, wo sie großen Erfolg gehabt hat. Die höchste Blüthe hat die Lehre der Senußija in Tripoli, beinahe mehr noch in Krenaisa erreicht, wo sie den Türken Gelege vorschiebt; es ist noch nicht lange her, daß der Pasha von Barqa sich als niedriger Diener des Eidi Mohammed El-Mahabi fühlte und dem Großherrn erst in zweiter Linie gehorchte; die Lehre des Senußi scheint hier mächtiger zu sein als das Wort des Propheten. Man erzählt in Krenaisa, ein Beduine könne falsch schwören beim Haupte Mohammed's, er werde aber sicher die Wahrheit sagen, wenn der Schwur laute: „Wage ich angegeschlossen werden von der Janjia, wenn ich lüge.“ Weiter nach Osten hin werden die Niederlassungen der Senußija seltener, man zählt ihrer achtzehn; sieben Achtel davon sind jedoch in den letzten zwanzig Jahren entfallen. Tuencir, der dieses Gebiet aus eigener, langjähriger Erfahrung kennt, macht auf die ungeheuren Veränderungen aufmerksam, welche sich gerade hier durch den Einfluß der Senußija bei den Eingeborenen vollzogen haben. Früher verträglich gegen Andersgläubige sind sie jetzt vom Fanatismus der Sekte ganz durchdrungen; zum Beweise für seine Behauptung beruft der Autor sich auf O. Kholß's, der anfänglich die Gefahren, welche durch den Senußismus drohen, nicht zu erkennen schien, bis ihm im Jahre 1879 in der Oase zu Kufara in schrecklicher Weise die Augen geöffnet worden, als er nur mit Aufopferung seiner Pläne und seines Eigenthums sein und Dr. Steders Leben rettete.

In Tunis, wo sich europäischer Einfluß mehr oder weniger geltend gemacht hat, sind nur schwache Zeichen von der Thägligkeit der Brüderschaft bemerkt worden; im tunesischen Theil des Tell konnte dieselbe nur wenig Proselyten machen, besser glückte es ihr in der Sahara, wo sie zu verstanden hat, einige Nomadenstämme an sich zu ziehen; sie hat hier nur wenige (5) Janjaas, deren älteste 1857 errichtet wurde, dagegen bestehen viele Niederlassungen anderer Brüderschaften, die allem Anschein nach sich bald den Senußija anschließen werden. In Alger verliert zunächst die Janjia zu Razuna Erwähnung, wo die Wüde des Senußismus gestanden hat; der genannte Ort liegt in der Sahara, 75 km von Mostaganem im Departement Oran. Gewiß ist die Zahl der Anhänger der Sekte viel größer, als offiziell angenommen wird, viele Stämme leben mit denselben mittelbar oder unmittelbar in Verbindung; auch in den Provinzen Oran und Constantine ist ihr Einfluß sehr groß. Allerdings verliert sie sich hier größtentheils hinter einer andern Verbindung, der des Eidi Ali Schahabelli und

sucht sich durch die Vermittelung der letzteren namentlich im Tell auszuweiten. Besteht so das Vermuthen, daß sie Boden gewonnen hat, so giebt dagegen die officiële Zählung von 1882 in Algier nur einen Mogodden und vier- unddreißig Wäber an, die sie hat entdecken können! Ebensovienig hat man in Constantine Semuisten gefunden! Auch in Bezug auf die zuletzt genannte Provinz begründet Duveyrier seine Ansicht, daß die officiële Wahrheit nicht immer die ganze Wahrheit ist; wiederholt weist er auf die großen Gefahren hin, die der französischen Herrschaft durch die Brüderlichkeit erwachsen können, Gefahren, gegen die man sich nicht sichert, indem man die Augen gegen dieselben schließt.

Im Westen von Algier, in Marokko, wo sich der europäische Einfluß wenig geltend macht, würden die Semuisten ein noch fruchtbarer Feld für ihre Thätigkeit gefunden haben, wenn ihnen nicht die Regierung und die orthodoxe Priesterschaft manche Hindernisse in den Weg gelegt hätten; jetzt bestehen da drei Janjads, von denen zwei nach 1877 gegründet wurden. Zwei weitere Niederlassungen befinden sich in der Dase Nigaj in El-Ilbab und in der Dase Tasfiet, die größtentheils von Mitgliedern der kaiserlichen Familie bevölkert ist. Einzelnen Berichten nach soll auch der Hafenort Rabat (der Name bedeutet: „gegen die Ungläubigen besiegtes Kloster“) ein Mittelpunkt des Fanatismus sein; vielleicht sind die Semuisten auch dort vertreten. Ihre meisten Anhänger in Marokko sollen sich übrigens unter dem Banner der Derwana verborgen; es ist dies eine Sekte, welche ihnen als Vorläufer zu dienen scheint. Wahrscheinlich gehören verschiedene Stämme des Rif sowie der mehr östlich wohnenden Völkerschaften zu den Schutzbesessenen der Semuisten. Wenden wir uns von hier zum übrigen Theile von Westafrika, so finden wir zunächst in dem westlichen Theile der Sahara einige Janjads, worunter eine zu Insalah, welche einer der beständigen Feinde der Franzosen, El-Dahidi Ahmed, gegründet hat. Südöstlich von genanntem Orte beginnt das Land der Tuareg, die ebenfalls eifrige Anhänger der Sekte sind; bei einem Theil derselben, den Ahaggar, hatten sie schon lange Zeit gewonnen und der Tod des Obersten Flatters ist nach Duveyrier ein fruchtbarer Beweis für die Thatfache. Bei dem andern Theile, den Abdziger, die der zwanzig Jahren durchaus nicht fanatisch waren, haben sie sich auch Bahn gebrochen, und dasselbe

scheint im Süden bei den Kel-Dwi der Dase Air der Fall zu sein, die ebenso wie die Aaclimmben ihrem Einfluß zu unterliegen scheinen; ja Timbuktu hat heute eine den Semuisten gehörige Janja, ein Beweis, daß sie mit Erfolg die Macht der Mah Sidi Mohammed El-Kunti angetastet haben, eine Macht, auf welche die Civilisation so große Hoffnungen setzen zu dürfen glaubte. Auch am Senegal, wohin im Jahre 1873 Sendboten aus Moghar geschickt wurden, um zum Kriege gegen Frankreich zu reizen (von denen jedoch nach der Mittheilung der französischen Behörden nichts bemerkt wurde), scheint der Einfluß der Semuisten merkbar zu sein. 1876 schon sah Gerhard Rohlfs in der Dase von Gafara, welche der Wüste nach 3900 km von Dakar entfernt ist, fromme Pilger vom Senegal antommen, welche die Reise gemacht hatten um den Sidi El-Mahedi zu besuchen und welche, wenn sie einmal nach dem 585 km weiter gelegenen Sherbub gekommen waren, wahrscheinlich die Weiterreise nach Wella aufgaben. Eigenthümlich ist es, daß auch das Siegel des Scheich von Segu, eines Nachbarn und Freundes der Franzosen, den Namen El-Mabani (d. h. das Zeichen der Mitgliedschaft der Semuisten) trägt. Weitere allerdings schwache Spuren der Sekte finden wir in Bornu, wo dieselbe schon vor vierzehn Jahren einzubringen versuchte, aber bei dem Sultan Ali und seinem Rathe Widerstand fand.

Ebenso bescheiden tritt der Semuismus in Tripoli und Fezzan auf. Wir unterlassen es, die Spuren der Brüderlichkeit weiter nach dem östlichen Afrika bis zu den Somali hin zu verfolgen; für den Augenblick nimmt da ja doch die Bewegung des Mohammed Ben Ahmed, des Mahdi der Brüderlichkeit des Sidi Abd El-Daer El-Ghilani, alles Interesse für sich in Anspruch. Es bleibt der Zukunft überlassen, ob es auch noch zwischen den beiden Mahdis zum Streite kommen oder ob sich einer dem andern unterwerfen wird.

Vor vierundzwanzig Jahren schon hat Duveyrier sich durch persönliche Erfahrungen veranlaßt gefühlt, sich eingehender mit der Sekte der Semuisten zu beschäftigen; seit der Zeit hat er gesucht immer tiefer in diesen Gegenstand einzudringen, immer neues Material über denselben zu sammeln. Eine am Schluß seiner Arbeit abgedruckte Liste der benutzten Quellen zeigt, wie eifrig er bemüht war seinem Thema gerecht zu werden.

## Die Ziffer der Bevölkerung Chinas<sup>1)</sup>.

Die Frage nach der Größe der Volksmenge in China hat stets alle diejenigen interessiert, welche sich mit China beschäftigen und welche sich gefragt haben, was für eine Rolle bereinigt dieses fasslose Millionenreich in der Geschichte der Menschheit spielen werde. Jeder Sinologe hat die Frage berührt; unter den neuen Autoren gehört die erste Stelle dem bekannten Mandchur-Forscher J. J. Scharrow, nach dessen Berechnungen auf Grundlage der Zählung im Jahre 1842 die Bevölkerungsziffer Chinas mit Einschluß der Mandchurien 414 686 994 Individuen beträgt. Ferner sind besonders zu beachten die Mittheilungen des amerikanischen Missionars Dr. Williams,

des Verfassers von „The Middle Kingdom“. Im fünften Kapitel des ersten Bandes des genannten Werkes (neue Ausgabe 1883) berechnet Williams unter Zugrundelegung des Censur von 1812 die Volksziffer auf 362 447 183 Menschen. In dem Berichte des See-Zollamtes für das Jahr 1881 ist die Volksmenge des eigentlichen Chinas mit 380 Millionen angegeben<sup>1)</sup>.

Der Verfasser der vorliegenden Correspondenz hat während eines jahrelangen Aufenthalts in Peking es sich sehr angelegen sein lassen, genaue Angaben über die Bevölker-

<sup>1)</sup> „Komité Wremja“ 1884, Nr. 3066; Correspondenz von Rrae-Men aus Peking d. d. 3. Juli.

Mosk. XLVI. Nr. 18.

<sup>1)</sup> Man vergleiche besonders die Zusammenstellungen der verschiedenen Ansätze über die Volksmenge Chinas in Wehm und Wagner, Die Bevölkerung der Erde, I, S. 38; II, S. 40; III, S. 99; IV, S. 22; VI, S. 32 und VII, S. 30.

rungezahl Chinas zu beschaffen. Nach sechsfährigen Verhandlungen gelangte er endlich in den Besitz von nicht officiellen Listen aus dem Jahre 1879 über 10 Provinzen. Schließlich wandte er sich direct an einen Gehilfen des chinesischen Finanzministers und erhielt von diesem die Bevölkerungsliste des Jahres 1882 für 11 Provinzen; die Listen der übrigen Provinzen waren noch nicht eingeleistet worden und konnten deshalb nicht benutzt werden. — Unter diesen 11 Listen waren 6, welche sich auf Provinzen be-

zogen, deren Volkszahl schon aus der Erhebung vom Jahre 1879 bekannt war. In Ermangelung officieller Daten mußte sich der Verfasser daher für diese 5 Provinzen mit nicht officiellen Angaben begnügen. Gänzlich unbekannt blieb die Volkszahl nur in drei Provinzen (Kang-hwei, Kwang-si und Fo-tien); hier wurden die aus dem Jahre 1842 herkommenden Bevölkerungsziffern unter gewissen Rücksichten mit in Rechnung gezogen.

Hiernach ergibt sich folgende Tabelle:

Das eigentliche China (ohne Mandschurei).

| Namen der Provinz                  | Bevölkerungs-<br>zahl 1842 | Bevölkerungs-<br>zahl 1879 | Bevölkerungs-<br>zahl 1882 | Differenz der<br>Bevölkerung<br>1842 u. 1882 | Flächenaus-<br>dehnung der<br>Provinz in<br>engl. □ Meil. | Zahl der<br>Individuen<br>auf 1 □ Meil. |
|------------------------------------|----------------------------|----------------------------|----------------------------|----------------------------------------------|-----------------------------------------------------------|-----------------------------------------|
| Schan-tung <sup>1)</sup> . . . . . | 29 529 877                 |                            | 36 247 835                 | + 6 717 958                                  | 65 104                                                    | 557                                     |
| Schan-si . . . . .                 | 17 056 925                 |                            | 12 211 453                 | — 4 845 472                                  | 56 268                                                    | 221                                     |
| Ho-nan . . . . .                   | 29 069 711                 |                            | 22 115 827                 | — 6 953 944                                  | 65 104                                                    | 340                                     |
| Kiang-su . . . . .                 | 39 646 924                 |                            | 20 905 171                 | — 18 741 753                                 | 41 500                                                    | 470                                     |
| Kiang-si . . . . .                 | 26 513 889                 |                            | 24 534 118                 | — 1 979 771                                  | 72 176                                                    | 340                                     |
| Tsche-kiang . . . . .              | 30 437 974                 |                            | 11 588 692                 | — 18 849 282                                 | 39 150                                                    | 286                                     |
| Hu-pi . . . . .                    | 29 584 564                 |                            | 33 365 065                 | + 4 780 441                                  | 70 450                                                    | 473                                     |
| Hu-nan . . . . .                   | 20 048 969                 |                            | 21 002 004                 | + 953 635                                    | 74 320                                                    | 282                                     |
| Ss'-tschwan . . . . .              | 22 256 964                 |                            | 67 712 897                 | + 45 455 933                                 | 166 800                                                   | 406                                     |
| Kwang-tung . . . . .               | 21 152 603                 |                            | 29 706 249                 | + 8 553 646                                  | 79 456                                                    | 377                                     |
| Jün-nan . . . . .                  | 5 823 670                  | 11 721 576                 |                            | + 5 897 906                                  | 107 969                                                   | 108                                     |
| Kwei-tschou . . . . .              | 5 679 128                  | 7 669 181                  |                            | + 1 990 053                                  | 64 554                                                    | 118                                     |
| Schan-si . . . . .                 | 10 309 769                 | 8 432 193                  | 51 171 138                 | + 1 877 576                                  | 67 400                                                    | 126                                     |
| Kan-su . . . . .                   | 19 512 716                 | 5 411 188                  |                            | — 14 101 528                                 | 86 008                                                    | 62                                      |
| Tschili . . . . .                  | 36 879 838                 | 17 937 000                 |                            | — 18 942 838                                 | 58 949                                                    | 301                                     |
| Kang-hwei . . . . .                | 36 590 988                 | 20 590 988                 |                            | — 16 000 000                                 | 48 461                                                    | 425                                     |
| Kwang-si . . . . .                 | 8 121 327                  | 5 151 327                  | 51 517 871 <sup>2)</sup>   | — 3 000 000                                  | 78 250                                                    | 65                                      |
| Fo-tien . . . . .                  | 25 790 556                 |                            |                            |                                              | 53 480                                                    | 482                                     |
| Summa . . . . .                    | 413 021 452                |                            | 382 978 840                | — 30 942 592                                 | 1 297 999                                                 | 234                                     |

Zur Erläuterung der Zahlen seiner Berechnung führt der Verfasser folgendes an: Die Bevölkerungsziffern der ersten 10 Provinzen sind dem officiellen Berichte des chinesischen Finanzministeriums von 1882 entnommen; die Zahlen für die nächstfolgenden 5 Provinzen hat der Verfasser seinen nicht officiellen Daten für das Jahr 1879 entnommen. Für die 3 Provinzen Kang-hwei, Kwang-si und Fo-tien fehlen Zahlenangaben. Der Verfasser erstellte dieselben durch Kombination. In Ermägung der Regel, daß gleiche Ursachen und Bedingungen auch gleiche Folgen haben, glaubte er schließen zu müssen, daß die Bevölkerung sich im Vergleich zum Jahre 1842 beträchtlich vermindert haben müsse. Die an Kang-hwei angrenzende Provinz Kiang-su, welche in klimatischer, ethnographischer und ökonomischer Beziehung der ersten gleichgestellt ist und dieselben Gründe der Taiping-Rebellion erduldet, hat von 39 Millionen Einwohner (1842) 18 Millionen verloren (1882: Bestand circa 20 Millionen); mit Berücksichtigung dieser

Verhältnisse würde der Verlust an Menschen in Kang-hwei etwa 16 Millionen betragen, und in der Provinz Kwang-si, wo der Aufstand begann, etwa 3 Millionen. Für die letzte Provinz Fo-tien behält der Verfasser die Zahl aus dem Jahre 1842 bei.

An die oben in der Tabelle mitgetheilten Zahlen knüpft der Verfasser einige Erörterungen. Er schließt aus dem Vergleich der Ergebnisse des Censüs von 1842 mit dem von 1882, daß die Gesamtbevölkerung des eigentlichen China im Laufe der 40 Jahre sich nicht vermehrt, sondern bedeutend vermindert habe — fast um 31 Millionen Menschen. Wodurch ist dieses Resultat bedingt? Was für Einflüsse sind dem natürlichen Wachsthum der chinesischen Nation hinderlich gewesen? Was hat sich während jener 40jährigen Periode in China zugegetragen? Von 1850 bis 1864 haben unter 18 Provinzen des Reichs 13 alle Zeichen der Infection der Taipings erfahren; die besten und reichsten Provinzen Chinas, Kwang-si, Kiang-si, Hu-pi, Hu-nan, Kang-hwei, Kiang-su, Tsche-kiang, Ho-nan, der südliche Theil von Schan-si, Schantung und zum Theil auch Tschili wurden verwüstet und von Grund aus zerstört; alle blühenden Städte und Dörfer

<sup>1)</sup> Der Verfasser spricht von 11 Listen und giebt nur 10 Provinzen; der Grund dafür liegt darin, daß eine Liste sich auf die Provinz Mandschu (zur Mandschurei zu rechnen) bezieht.  
<sup>2)</sup> Wahrscheinliche Zahl.

wurden in Trümmernhaufen verwandelt, das Blut floß in Strömen, die Leiden führten sich zu Bergen auf. Ein sehr lebhaftes Bild der durch die Taipings verursachten Verwüstung entwirft Dr. Williams.

Fast gleichzeitig mit der Taiping-Insurrection, nämlich im Jahre 1855, begann in der Provinz An-nan der Aufstand der dortigen Mohammedaner, dessen Resultat die Bildung eines unabhängigen Sultanats im Jahre 1867 war. Erst 1874 gewann China die Provinz wieder, welche während der ganzen Kriegesperiode unfähig gelitten hatte. Eine große Menge von Opfern forderte auch eine verheerende Krankheit im Jahre 1872.

Die von den Nan-sey verübten Räubereien und Verwüstungen unter dem Anführer Tschan-tschun, welcher acht Jahre lang (1860 bis 1868) China in Schreden setzte, verursachten gleichfalls empfindliche und schwere Wunden. Aber damit war der Keld der Leiden noch nicht geleast: in den nordwestlichen Provinzen brach die Empörung unter den chinesischen Mohammedanern, den Dunganen, aus und verwandelte, 16 Jahre andauernd, fast ganz Kan-su in eine Wüste.

In allen diesen schweren Kriegsjahren kamen die erschrecklichen Hungerjahre 1876 bis 1878, welche die nördlichen Gegenden Chinas, Schan-si, Schensi, Ho-nan, Tschili und zum Theil auch Schan-tung verheerten. Wie furchtbar die Hungernoth in der Provinz Schan-si wüthete, kann aus der Thatfache erschlossen werden, daß im Laufe von 8 Jahren etwa 5 Millionen Menschen zu Grunde gingen. Die Folgen kleiner lokaler Hungernöthe und Ueberschwemmungen, welche alljährlich hier und da eine oder die andere Provinz heimlichen, sind daneben auch zu erwähnen. Unter solchen ganz ersichtlich unglücklichen Bedingungen ist es kaum möglich gewesen, daß die Bevölkerung zunehmen konnte.

Untersuchen wir die Veränderung der Völkzahl in einzelnen Provinzen, so fällt vor allem der kolossale Zuwachs der Bevölkerung in der Provinz Tschichwan auf; innerhalb 40 Jahren (1842 bis 1882) stieg die Zahl von

22 Millionen auf 67 Millionen, also um das Dreifache. Doch ist hierbei zu berücksichtigen, daß die Ursache der Zunahme nicht allein in einer Vermehrung der Einwohner selbst zu suchen ist, sondern auch in einem starken Zug aus den benachbarten Provinzen. Tschichwan, fast die reichste Provinz Chinas, genoss Ruhe und Frieden, während in den Nachbarprovinzen der Sturm der Revolution tobte.

Die Zunahme oder Abnahme in einigen anderen Provinzen finden in ähnlicher Weise ihre Begründung. Den größten Aufgang in der Bevölkerungsziffer weisen folgende Provinzen auf: Tschili, woselbst die Bevölkerung von 36 Millionen (1842) bis auf circa 19 Millionen gestiegen ist, Kiang-su von 40 Millionen bis auf 20 Millionen, Kan-su von circa 20 Millionen bis auf 51/2 Millionen. Die Ursache ist hier vor allem in den Folgen des verheerenden Dunganen-Aufstandes zu suchen, doch haben die beiden ersten Provinzen noch häufige Ueberschwemmungen und Hungernöthe auszuweichen gehabt. Auch für die Verringerung der Volksmenge in der fruchtbareren, reichen und gesunden, für das Paradies Chinas geltenden Provinz Tschikiang kann nur der Aufstand der Taipings verantwortlich gemacht werden, durch welchen die Provinz verwüstet und entvölkert wurde.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über die Bevölkerungszahl in der Mandschurei. Hier hat sich die Volksmenge um ein Beträchtliches vermehrt und zwar in Folge der starken Einwanderung, welche namentlich während der letzten fünf bis sechs Jahre stattand; die chinesische Regierung hat durch entsprechende Reformen diesen Zugang sehr begünstigt und wie ersichtlich mit gutem Erfolg. Nach den offiziellen Daten hat die Bevölkerung nur in einer der drei Provinzen der Mandschurei, in Mukden, die anständige Zahl von 4243267 Seelen erreicht. Ueber die beiden anderen fehlen dem Verfasser die Zahlenangaben; doch meint er, daß die Zahl keineswegs 12 Millionen erreicht, wie es Wenjunow und Williamson vermuthet haben.

## Streifzüge in Portugal.

Von Spiridion Gopčević.

### I. Von Vigo nach Braga.

Wer die Wahl hat, Portugal an einer beliebigen Stelle zu betreten, der entscheidet sich für die Fahrt von Vigo über Zug nach Valença do Minho. Die berühmte Bai von Vigo ermunterte mich lebhaft an die romantischen Ründe Norwegens, die Bahnlinie Vigo-Zug an Südküste und die ganze Fahrt ist eine würdige Vorbereitung auf die landschaftlichen Reize der schönsten Provinz Portugals: Entre Douro e Minho, gemeinhin „Minho“ genannt. Ist auch Galicien vielleicht wildromantischer, so verdient doch Minho seiner Felsküste und Kummth halber, ganz besonders aber wegen des leichteren Reisens den Vorzug. In Galicien wird dem Reisenden noch sehr wenig Komfort geboten und daher wird dieses Königreich von den Touristen — sehr mit Unrecht — ganz vernachlässigt.

Vigo selbst ist wohl einem Gebildeten schon durch die berühmten sechs Silberglionen bekannt, welche dort im

Jahre 1702 versenkt wurden und deren Hebung eine französische Gesellschaft glücklich erfolglos versuchte. Ob wohl die versunkenen Schätze — nach der geringsten Schätzung 40 Millionen Werth! — jemals dem Schöße des Meeres entziffen werden?

Vigo selbst ist eine ganz hübsch gebaute und malerisch gelegene Stadt. Der Nord gleicht hier einem Binnenmeer, da vorliegende Inseln den Ausblick auf den Ocean verwehren. Von Vigo führt die Bahn längs des Meeres bis Rebouela, wobei die Landschaft Erinnerungen an die Strecke Palermo-Bagheria in mir wachrief. Rebouela selbst tauchte ich scherzhaft „Klein-Venedig“, da ein Duzend kleiner Brücken, resp. Stege über die durch die Straßen fließenden Bäche führt. Die Lage dieses Städtchens ist sehr anmuthig.

Hinter Rebouela überschreitet die Bahn einen Gebirgsrücken und läßt sich dann in das Thal des Douro hinab,



dessen Kauf sie bis zu seiner Mündung in den Minho folgt, was bei Tuy der Fall ist.

Wie man mir sagte, soll der Minho hier schon in diesem Jahre fertig überbrückt werden<sup>1)</sup>. Vorläufig mußten wir aber ein ziemliches Stück außerhalb der Stadt aufsteigen, da die Bahn hier endet. Ein elender Omnibus, so niedrig, daß ich nur gebückt sitzen konnte, nahm uns auf und führte uns in die Stadt.

Tuy ist eine Festung, welche sich, vom Flusse aus gesehen, höchst malerisch präsentiert; aber die Festungswerke sind veraltet und wenig widerstandsfähig. Die Stadt hatte ein lebhaftes Aussehen, da eben Matiz war und daher eine große Menschenmenge durch die Straßen zog. Uebrigens ist die Stadt nicht so klein (circa 3000 Einwohner, aber das Stadtgebiet 11710 im Jahre 1877) und würde sich recht gut zum Stadtquartier für Ausflüge in die Umgebung — besonders die berühmte fruchtbare Vega de Moura — eignen. Tuy ist einer der lieblichsten und angenehmsten Punkte Spaniens; eigentliche Sehenwürdigkeiten enthält es nicht, etwa die Kathedrale ausgenommen, deren Thurm eine prächtige Festsitzung bietet. Die Stadt führt ihren Ursprung ins graue Alterthum zurück. Thatäglich ist, daß der Gothenkönig Witiza im Jahre 700 hier seine Residenz aufschlug.

Unter den Mauern der hart am Ufer auf einer Anhöhe liegenden Festung schiffen wir uns auf Booten ein. In einiger Entfernung gewahrt wir die im Vaue begriffene Eisenbahnstrecke und weiter stromab die Wälle der portugiesischen Grenzfestung Balenca do Minho, über welche einige Thürme und Thürme hervorstechen.

Während der Ueberfahrt bettete mich ein Mädchen an, dessen Kleidung einen gewöhnlichen Wohlstand verrieth, ganz abgesehen von den schweren Goldringen, welche ihre Ohren fast niederzogen und von einer massiven Silberkette. Natürlich verlich ich meinem Erlaunen Ausdruck und sagte: „Sie scheinen ja reicher zu sein, als ich! Ihr Schmuck kostet mehr, als ich mit dem Gelde, welches ich eben bei mir habe, zahlen könnte!“

„O das glauben Sie nur!“ versetzte die Spanierin eifrig, „der Schmuck ist unecht.“

„Wenn dem so ist, werde ich ihn Ihnen abkaufen“ bemerkte ich scherzend. Das wollte aber das Mädchen doch nicht. Ein ebenfalls in der Partie sitzender Portugiese meinte darauf verächtlich: „Tanten Sie Gott, daß Sie jetzt gleich portugiesischen Boden betreten, wo man den spanischen Bettelansturm nicht kennt.“

Das Mädchen, welches als Gasse portugiesisch leichter verstand als eine gewöhnliche Spanierin, zeigte sich darüber beleidigt und sagte: „Was will der hochmüthige Portugiese? In seinem Lande bettelt er nicht und in Spanien ist es nichts Schändliches, wenn man einen Caballero aus einer Erinnerung an seine Bekanntschaft aufspricht.“

Diese Episode ist überaus charakteristisch für die Denkartsort der beiden Völker. In Spanien stolpert man bei jedem Schritt über Bettler und wird von Rentnern angeprochen, die man nach ihrem Äußeren für vollendete Caballeros halten könnte; in Portugal findet man fast gar keine Bettler und sieht mit das Gefühl des niederen Volkes besser entwickelt.

Balenca do Minho ist viel kleiner als Tuy (1878: 2808 Einwohner), aber in seinen Straßen herrscht verhältnismäßig große Keiligkeit und auch die Festungswerke sind in besserem Zustande. („Wir könnten Tuy

ganz gut zusammenschließen“, sagte mir ein Major, welcher mich auf den Wällen herumführte — „aber wir thun es nicht“, sagte er großmüthig hinzu.) Das Innere der Stadt mit den engen stillen Straßen erinnert an die alten verödeten mittelalterslichen Städte.

Ein Omnibus, der leider nicht viel besser war als die spanischen, brachte uns zum Bahnhof, welcher sich ebenfalls ein Stück außerhalb der Stadt befindet.

Die Caminho an der Mündung des Minho führt die Bahn seinem linken Ufer entlang. Beide Ufer des Minho zeichnen sich durch landschaftliche Reize aus. Links ist es besonders die Serra da Gracia, welche in die Augen fällt. Wälder, Felder und Weingärten wechseln auf der portugiesischen Seite ab; auf der spanischen sieht es wilder aus und herrschen die Wälder vor.

Bei der Station Villanova da Gerveira erblickt man jenseits das spanische Kastell Goyan. Gleich darauf kommt das von Weingärten umgebene Dorf Tezós und wir sehen in der Ferne die Mündung des Minho mit der steilen Sandspitze Santa Tecla. Bei Caminha selbst wird die ganze Landschaft entzündet malerisch. Vor der Mündung liegt auf der flachen Insel Jusa ein altes Kastell, doch wird es von der Punta Tecla beherrscht, so daß die Spanier, wenn sie dort eine gute Batterie bauten, Herren der Minho-Mündung sein könnten.

Bei Caminha wendet sich die Bahn südlich und folgt der Meeresküste bis Vianna. Sie hält sich dabei an dem Hügel des 1700 Fuß hohen Monte Santa Xuxia, welcher ziemlich steil gegen den flachen Strand abfällt. Etwa halben Wegs passiert man bei der Station Ancora das gleichnamige Küstchen. Ueber den Ursprung seines Namens geht eine hübsche Fabel, welche wissen will, König D. Ramiro II. von Leon habe seine Geliebte Dania Utraca, welche mit dem Emir von Garia, Al Boazer, durchgegangen war, in dem Küstchen ertränkt. Da er ihren Namen an der Hals gebunden, habe man den damaligen Namen des Flusses Espaco in Ancora umgetauft.

Von der Station Ancora gelangt man in einer Viertelstunde zu einem merkwürdigen antiken Denkmale, der „Casa do diabo“ (Teufelshaus), einem erst 1835 entdeckten Druidenaltar. Derselbe ist kreisförmig und besteht aus ungeheuren Steinen, welche an der Basis schwer und massiv sind, aber nach oben zu dünner und leichter werden. Auf ihnen ruht eine riesige Steinplatte, welche sich nach Süden neigt, wo eine Thür ist. Drei bis vier Personen können auf diese Weise im Innern stehen. Dieser Druidenaltar soll 3000 Jahre alt sein. Weiter stromaufwärts giebt es noch ein Alterthum, eine sehr gut erhaltene Römerbrücke in einem einzigen Bogen.

Mit der Bahn unsere Reise weiter fortsetzend, gelangen wir nach Vianna do Castelo (1878: 8816 Einwohner), einer der elegantesten aufsteigenden Städte Portugals. Hier erreicht die Bahn den Lima-Fluß, den sie auf einer fast 2 km langen Brücke überkreuzt, von welcher sich eine der herrlichsten Rundsichten bietet. Im Westen breitet sich vor unseren Blicken das ungemein nett und rein aussehende Ländchen aus, mit seinem hübschen Bahnhofe (dem schönsten von Portugal), seinen beiden Kirchen, Kirchen und sonstigen in die Augen springenden Gebäuden. Den Hintergrund bildet die Mündung des Lima und der Ocean. Im Osten kommen wir den Kauf des vielbesungenen Lima fast bis Ponte de Lima verfolgen, ein Anblick, der mich an eine herrliche Illustration einer brasilianischen Urwaldlandschaft erinnerte: die beiden Ufer mit den üppigen Bäumen dicht bewaldet, welche ihre Zweige wie segnend über das Wasser strecken, in dem sie

<sup>1)</sup> In der That las ich kürzlich in den Zeitungen von der bevorstehenden Eröffnung der Brücke.

sich wieder spiegeln. Im Flusse selbst mehrere Inseln — paradiesische Eilande! Nordwärts die Höhen der Santa Luzia, südwärts anmuthige Hügelanhschaft.

Die Stadt selbst besieht, wie schon erwähnt, durch ihre Reinlichkeit und ihr modernes Ansehen. Sie ist überhaupt in raschem Aufstiege begriffen und würde vielleicht mit Porto Sanferrre, wenn ihr Hafen besser wäre. Bisher können aber bloß Küstenschiffe von höchstens 200 bis 250 Tonnen einlaufen. Eigentliche Seehenswürdigkeiten kann sie nicht viel aufweisen. Wenn man die Maria Matriz (ein ganz interessantes Monument) und den Kloster S. Domingos mit dem Grabe des „heiligen“ Erzbischofs D. Bartolomeu des Martyrs und die beiden Kapelle gesehen hat, ist man schon fertig. Von letzteren beherrscht das Castello de Santiago die Mündung des Lima, das Fort Rego de Konte die Nordseite der Stadt. Erstere stammt noch aus der Zeit Philipp's II. Die Hauptpromenade an schönen Bäumen bildet der breite Quai.

Der Name Bianna ist eine Verwümmelung von Diana, wie die Stadt früher nach einem hier gelegenen berühmten Dianatempel geheißen haben soll. Unter den Römern hieß sie Remetanobriga und später Velobriga.

Auch von Bianna bis Lima durchfährt die Bahn die lieblichsten Landschaften. Man konnte das Land mit einem

riesigen Garten oder Park vergleichen. Prächtige Waldpartien, Wiesen, Felder, Gärten, Wälder, Büsche, Dorfer, Viehherden wechseln in rascher Aufeinanderfolge ab. Ehe wir es uns versehen, erreichen wir die Ufer des Cavado, von dessen Brücke sich aus eine herrliche Rundschau bietet, welche süßen mit jener von der Bianna-Wälder weiteisen darf. Zwar ist der Cavado bedeutend schmaler als der Lima, aber gerade dadurch gewinnt die Fahrt auf seinen Flüssen an Anmuth. Das alte Städtchen Barcellos erhöht noch das Malerische der Landschaft. Hier wurde die Königin D. Maria II. ermordet, als sie während ihrer Reise durch Nordportugal hier übernachtete; ihr Haus gerieth in Brand und sie rettete sich im Nachhinein durch einen fähigen Sprung aus dem Fenster.

Endlich von der Brücke zieht ein seltsames Bauwerk unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es ist dies eine vierckige, mit einer Kolonnade rings umgebene Kapelle, deren Dach aus einer Pyramide besteht. Dies ist nebst den Ruinen des herzoglichen Palastes und der Kollegialkirche das einzige nennenswerthe Bauwerk von Barcellos. Süd hinter Barcellos zweigt bei der reizender Umgebung gelegenen Station Rine eine Fingebahn nach Braga ab. Diese Strecke weitert mit jener bereits geschilderten an Viehschönheit und Romantizität.

## Aus allen Erdtheilen.

### Europa.

— Nach der „Meier-Zeitung“ ist beim Bau der unlängst eröffneten serbischen Eisenbahn bei Schuppiastena, vier Stunden südlich von Belgrad, eine Lagerstätte von abnormen und Unschätzlichen gefunden worden und zwar an einer „höhlen reich“ genannten Stelle, wo eine große Menge von Stollen und Höhlen auf einhundert Bergbau durch die Römer schliessen läßt, welche durch „Fenster“ in den 15 bis 20 m tiefen Bauen das Erz zu gewinnen gesucht hatten. Bergbau von Gröbden aus Glaukschal hat in diesem Sommer den Fundort untersucht und nach dem Hineintritt eines Versuchsschloßes das geschätzte Gestein bereits auf einer Länge von 19 m nachgewiesen; der bei der ersten Untersuchung auf 2 Procent geschätzte Gehalt des Gesteins wurde von ihm weit höher taxirt.

— Die neueste Fählung hat für Rumänien 4 224 961 Einwohner ergeben, davon 2 276 558 männlichen und 2 148 403 weiblichen Geschlechts. Nach dem Glaubensbekenntnis geordnet finden sich 4 198 664 orthodoxe Griechen, 134 168 Juden, 45 152 römische Katholiken, 28 903 Protestanten, 8734 Gregorianer, 8108 Armenier und 1325 Mohammedaner. Das fremde Element in der Bevölkerung setzt sich, von den Juden abgesehen, zusammen aus 28 128 Österreichern, 9525 Griechen, 3658 Deutschen, 2822 Engländern, 2706 Russen, 2631 Türken, 1142 Franzosen, 167 Italienern und 539 Leuten verschiedener Nationalität, zusammen 51 318 Personen. Die städtische Bevölkerung beträgt nur 751 170, die ländliche dagegen 3 643 793 Seelen.

— 700 in der Dobrudscha angesiedelte deutsche Familien beschließen nach der „A. Ztg.“ nach Thessalien auszuwandern. Nachdem zu Anfang des letzten Krieges ihre Ansiedelungen von Türkenhorden niedergebrannt worden waren, kamen sie durch die rumänische Besetzung aus dem Regen in die Traufe: absolute Rechtsunsicherheit, Brand-

schätzung durch die rumänischen Steuerpächter und Vertreibung von Haus und Hof zu Genuß molassischer und molbischer Bajanen zwingen sie jetzt eine neue Heimath zu suchen. Es ist wahrhaft jämmerlich zu sehen, daß der deutsche Name in einem, von einem kaiserlich deutschen Fürst regierten europäischen Lande noch immer nicht genügt, seine Träger vor der gemeinsten Verachtung zu schützen!

— Das Londoner „Chamber of Commerce Journal“ (5. Sept. 1884) sagt darüber, daß der Handel in Thessalien durch übermäßige Zölle erdrückt werde. In Folge dessen nehmen die Einfälle der Zollhäuser ab und der Schmuggel in benachbarten Weise zu. Die Zollbeamten selbst räumen ein, daß der erst theilweise in Kraft getretene Tarif die Dinge nur noch verschlimmern wird. — Andererseits knüpft man große Hoffnungen an die Vollendung des Kanals von Korinth. So berechnet das italienische Blatt „Geo“, daß sich nach mäßiger Schätzung der Zollhandel auf griechischem Gebiete allein um 400 Procent steigern wird. Italien ist durch seine geographische Lage beionders berufen, von diesem Aufschwunge Nutzen zu ziehen, da ihm Gebiete, die bisher dem Kaufmann so unbekannt waren, nun leicht zugänglich werden.

— *Geslovackij, Galor.* Geografickij Slovar zapadnoslavjanskich i jugoslavjanskich zemel i prilozhenij stran (Geographisches Verzeichnis der west- und südslavischen Länder und der angrenzenden Gebiete). Blna 1884. 8. XXXII, 871 S. mit Karte. Preis 2 Rub. 50 Kop. — Bekanntlich sind viele Ostslaven Europas bis weit nach Westen und Südoften hinein ursprünglich slavischer Herkunft, aber nach Zurückdrängung des slavischen Elements von den herrschenden Völkern verdrängt worden. So wurde aus Drauzanz — Dreßden, aus Wubwin — Bayren. In Ungarn gehen oft sogar drei Namen neben einander her, ein slavischer, ein magyarischer und ein deutscher, z. B. Zoolen, neben Zolow und Altzoll. In Dalmatien haben sich italienische Namen neben slavischen eingebürgert, auf der Balkanhalbinsel

außer griechischen auch türkische, s. B. Flovdio (bulg.), Philopopolis (griech.), Filibe (türk.). In Polen und Galizien geben polnische neben russischen Namen einher. Dabei vollzog sich dieser Proceß nicht nur bei Eigennamen, sondern auch bei den Namen von Flüssen und Bergen. In der Geographie gelten die russifizirten Namen des herrschenden Stammes; sie haben sich auch in der russischen Literatur eingebürgert. Dies schmerzt den Verfasser, einen Russen mit slavophilen Tendenzen, und am nun den russischen Schriftstellern die Möglichkeit zu geben, zu den urprünglichen slavischen Namen zurückzukehren, hat derselbe das obige Verisum bearbeitet, wo in einer tabellarischen Zusammenstellung und durch Verweisungen so mit einander verbunden sind, daß man in bequemer Weise zu jedem konventionellen Namen den entsprechenden slavischen (sowie zugleich magyarischen, italienischen, türkischen u. s. w., falls dergleichen vorhanden) findet und umgekehrt. Aber abgesehen von den nationalen slavischen Tendenzen des Verfassers, über die er sich in der Vorrede ausführlich äußert, hat das Buch doch auch ein allgemein wissenschaftliches Interesse, als zweckmäßiges Nachschlagebuch für jeden, der sich mit der Geschichte und der historischen Geographie der slavischen Länder zu befassen hat. Welche Menge mühsamen und oft erfolglosen Suchens nach dem entsprechenden Namen wird ihm dadurch erspart! Aber freilich das russisch-orthodoxe Alphabet, in welchem die Namen geschrieben sind, muß er in den Kauf nehmen. Auch die Nomenclatur der beigegebenen Karte ist russisch.

T. Pech.

— In Bezug auf die noch immer nicht fehlende Richtung der Sibirischen Eisenbahn (oder doch von deren Anfangsstrecke innerhalb des europäischen Rußland), meldet die Zeitung „Nowosti“. Dem Russisch-Comité ist neuerdings ein Projekt eingebracht, dessen Inhalt im Wesentlichen in Folgendem sich zusammenfassen läßt. Die Linie Samara-Usa-Ischaterinburg ist ungewünscht, weil die Strecke Usa-Ischaterinburg durch eine äußerst dünn bevölkerte Gegend sich hinzieht. Die Linie Rissni-Romgorod-Kasan-Ischaterinburg mit einer Länge von 1244 Werst (Kilometer) würde etwa 87 Millionen Rubel (circa 184 Millionen Mark) kosten; ein Theil dieser Summe würde für den Bau von vier großen Brücken über die Oka, Wolga, Wölka und Kama verwendet werden müssen. Das Ministerium der Wege und Kommunikationen richtet daher seine Aufmerksamkeit auf eine Linie Samara-Ischeliabinsk (höchstens von Ischaterinburg und höchst des Ural). Diese Linie, welche sich aus zwei Theilstrecken Samara-Usa (461 Werst) und Usa-Ischeliabinsk (480 Werst) zusammensetzt, hat eine große Bedeutung, weil sie die produktiven Gebiete Sibiriens nicht nur mit den gewonnenen russischen Bahnen, sondern gleichzeitig mit der Wolga in Verbindung bringt. Im Vergleich mit der Linie Rissni-Romgorod-Ischaterinburg würde eine Verfrachtung um 303 Werst erzielt und der Bau jener vier großen Brücken umgangen werden, wos eine Ersparnis von mindestens 30 Millionen Rubel (60 Millionen Mark) gleichkäme. Es wird daher vorgeschlagen: das Projekt Rissni-Romgorod-Kasan-Ischaterinburg fallen zu lassen, den Bau einer Linie von dem Punkte, wo die Drenburger Bahn den Fluß Kinel überschreitet, über Slatoust nach Ischeliabinsk zu beschließen und endlich eine Verbindungsbahn zwischen einem Punkte der Linie Ischaterinburg-Tjumen und der Linie Slatoust-Ischeliabinsk zu bauen.

#### Asien.

— Ueber die deutsche Kolonialkolonie Sarona bei Jaffa in Palästina bringt „Die Karte des Tempels“ (1884, Nr. 38) einige erfreuliche Nachrichten. Die dortigen Anseher haben sich gegen die Diebstähle der Araber, welche den Weintrauben arg nachstellen, durch Einführung der

amerikanischen Fabeltraube zu schützen gewußt. Diese Rebenfrucht liefert Trauben von erdbeerartigem Geschmack, der den Arabern widerlich ist, demnach aber einen angenehmen Wein giebt, der in der Stadt Jaffa und in Negarien Abzug findet. Die Araber stellen diesen Trauben nicht nach, und auch die Schakale, die den gewöhnlichen Sorten viel Schaden thun, verschmähen sie; da überdies die Rebenfrucht der Traubenkrankheit nicht unterworfen ist, so ist durch ihre Einführung für den Weinbau eine gute Aussicht geschaffen. — In der Viehzucht ist ein Fortschritt durch Einführung des ägyptischen Klee gemacht worden. Mehr ist geschehen in der Seidenzucht. Schon seit Jahren sind in Haifa und Sarona gute Erfolge in der Seidenzucht erzielt worden; jetzt haben die Herren Balzenberger transporable Nienpflöge angeschafft, die zur Blüthezeit entsprechender Pflanzungen an die betreffenden Orte gebracht werden und einen ausgezeichneten Honig in Menge liefern. Auch das ganze Jahr hindurch giebt es dort blühende Gewächse, unter denen Orangen, Siam und Kastanien besonders in Betracht kommen; jede dieser Pflanzungen liefert einen durch besonders Aroma ausgezeichneten Honig. Auch ist die Quantität, welche bei gehörigem Betriebe gewonnen wird, wirklich erbaulich; es hat deshalb bereits ein Export von Honig begonnen, der schöne Auskäufe eröffnet.

— A. Sibirskoff schreibt der „Ostasiatischen Rundschau“ (Nr. 30): Auf der kürzlich vom Generalgouverneur herausgegebenen Karte von Rußisch-Asien in 8 Blatt hat — wie auf früheren Karten — zu beiden Seiten des Vorgebirges Wale-Sale (höchst von der Jenisei-Mündung) zwei große Büten gezeichnet; der westliche, in welchen sich der Fluß Obba ergießt, ist Guboijsa genannt, der östliche, der Jenisei-Mündung näher, ist ohne Bezeichnung geblieben. Mit Rücksicht auf den Umstand, daß in der Buht Obba oder am Guboijsa mein Dampfer „Osar Tifon“ überwinterte, und daß dahin von Obdorsk ein Transporthaus mit Proviant und von Indulka (am unteren Jenisei) ein Transporthaus mit Kohlen abgefertigt wurde, habe ich Grund Folgendes zu behaupten: Der östliche vom Kap Wale-Sale befindliche Buht, in welchem der Dampfer „Tifon“ unter 72° 12' nördl. Br. und 77° 58' 2. Gr. überwinterte, das ist der Buht, welchen die Sameden Guboijsa nennen; in diesen Buht ergießt sich der Fluß Obba, nicht in den westlichen. Auf dem Fluß Obba gelangte im Jahre 1881 ein Kohlentransport aus Tschindulka zum Dampfer. Daß dieser Buht, in welchen der Fluß Obba einmündet, gleichzeitig der Mündung des Jenisei sehr nahe ist, beweist die Fahrt des Kapitäns Nilson vom Dampfer „Tifon“. Derselbe fuhr in einem Boote vom Orte, wo der Dampfer strandete, nahe bei dem Winterlager, nach Sopotschnaja Karga, welches jenöst der Mündung des Jenisei liegt, und weiter stromaufwärts in den Jenisei hinein.

— Vor einiger Zeit ging durch die Zeitungen ein Gerücht, nach welchem die Chinesen, durch die Nachgiebigkeit der russischen Regierung in der Kuldschischen Angelegenheit veranlaßt worden wären, auch den Pofset-Buht von Rußland zu verlangen. Im Hinblick hierauf ist es nicht ohne Interesse, sich mit der fraglichen Lokalität näher bekannt zu machen. Am Pofset-Buht liegen zwei russische Ortschaften: der Fokten Romgorodski und die Ansiedlung Kowalewskaja. Beide sind vornehmlich militärisch; nur ein kleiner Theil der Bevölkerung besteht aus Civilpersonen, Beamten, Kaufleuten. Noch vor einigen Jahren war an der Stelle des heutigen Kowalewskaja nur nackte Steppen, heute mächt der Ort nicht täglich, man möchte sagen künstlich. Der Pofset-Buht zerfällt in zwei kleinere Buchten: die Romgorodische und die Erpibitionsbucht. Auf die Gerichtigkeit und Bequemlichkeit des Pofset-Buhts kann man daraus schließen, daß im vorigen Jahre ein englisches, 10 Schiffe behebendes Geschwader, ohne im Geringsten beunruhigt zu sein, dieselbe Anker geworfen hatte; auch sehr tiefschende Fahrzeuge

können nahe an das Ufer herankommen. Das Ausladen der Schiffe ist sehr bequem, da der Wellenschlag nur unbedeutend. Die Bucht friert höchstens zwei Monate zu und niemals völlig, so daß die Schifffahrt das ganze Jahr möglich ist. Ohne große Mühe könnte die Bucht derzeit besetzt werden, daß sie für einleuchtende Schiffe unheimlich wäre.

Der Erdboden des Küstenlandes ist fruchtbar. Die benachbarten Wälder (Ginseng) und Sarcocoe können mit Erfolg Hafer, Tshumis (eine Art Hirse), Reis und allerlei Gemüse. Leider fehlt es nach an russischen Ankieblern, denen es hier sehr gut gehen würde. — Wälder sind etwas weit und im Kamgorodski Vohen ist wenig Wasser vorhanden. Taggen sind in nächster Nähe Holzlager, noch bereits in sehr primitiver Weise ausgebaut werden; auch Eisenerz wird daselbst gefunden. — Gegenwärtig liegt ein beträchtliches Kontingent an Militär in jeuen beiden Ortsholten, doch ist ein Kriegsschiff bis jetzt noch nicht daselbst stationirt, was, wie es scheint, ganz unerlässlich ist. Aber ein an gewissen Komfort gewöhnter Mensch begnügt hier großen Schwierigkeiten, um zu leben: Entbehrungen, Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten auf jedem Schritt. Vor allem sind die Nahrungsmittel überaus schlecht; es existiren nur einfache Vehmlichkeiten (Fanten), welche von den Bewohnern freilich mit Stolz als Vorrath bezeichnet werden. Im Sommer ist es in diesen Hütten unerträglich heiß, im Winter so kalt, daß Nichts das Wasser im Gole zu Eis wird. Sankt fehlt alles, es existiren keine Gohhäuser, kein Klub, kein Lokal zum Zeitungslesen, nur einige Verkaufsstellen, in welchen gestauete Hufen Handel treiben — das ist alles!

(„Zibir.“ 1884, Nr. 30.)

— Die in Lahore erscheinende „Civil and Military Gazette“ veröffentlicht einen Brief des unternehmenden Kaufmanns Talgleish, welcher wiederum nach Jarfand vorgegangen ist (vergl. „Globus“, Bd. 45, S. 223). Er wurde dort sowohl von dem äussersten Anbau als von den niedrigeren Pflanzungen und dem Valse sehr herzlich empfangen, fand aber die Kaufstufen für den Handel schlecht, da der Markt mit russischen Waaren überfüllt ist. Er glaubt, daß der englische Handel mit Chinesisch-Turkestan dem Schatz, welchen er durch den Vertrag von Kulidsa erhalten hat, nicht lange überleben wird; der russische Handel vertritt in Kulidsa thut sein Möglichstes, um den Handel seines Landes zu schädigen und zu entwickeln. Talgleish empfiehlt die Erneuerung eines Handels durch die indische Regierung als die einzige Möglichkeit, den indischen Handel mit Turkestan zu retten. Den Zustand des Landes fand er ruhig; die Chinesen waren sehr demüthigt, die Stadt Jarfand zu heben und zu verbessern.

— In den letzten Jahren hat die Ausfuhr von Thee und Seide aus China enorm abgenommen. In der Saison 1880—1881 erreichte die Theeausfuhr mit 174 511 000 Pfund ihr Maximum; während sie 1860—1861 nur 90 060 000 Pfund betrug, erreichte sie im letzten Jahre 151 140 000 Pfund, also 23 371 000 Pfund weniger, als 1860—1861. Nach größter ist jedoch der Rückgang in der Seidenausfuhr, welche 1861—1862 mit 79 199 Ballen ihren höchsten Stand erreichte und im letzten Jahre auf 17 860 Ballen sank. Folgendes sind die Ziffern für den Export der letzten sechs Jahre:

|           | Thee (in Tausenden von Pfund) | Seide (in Ballen) |
|-----------|-------------------------------|-------------------|
| 1878—1879 | 164 435                       | 26 557            |
| 1879—1880 | 160 686                       | 31 978            |
| 1880—1881 | 174 514                       | 27 429            |
| 1881—1882 | 163 845                       | 22 891            |
| 1882—1883 | 149 101                       | 23 083            |
| 1883—1884 | 151 140                       | 17 860            |

— Unter dem Titel „Japanische Thee- und Seiden-Geschichten“ veröffentlicht F. A. Junker von Langegg (Wien, Carl Gerold's Sohn 1884, Preis 4 Gulden) einen ersten Versuch von Volk's- und geschichtlichen Zügen, Legenden und Märchen

der Japanen, wie solche bei den belichteten, unseren ästhetischen Thee entsprechenden Thee-Geellschaften von bezahlten öffentlichen Erzählern vorgetragen werden. Der Gohgeber mietet zu einer solchen Gesellschaft gewöhnlich in einem, an einem schönen Aussichtspunkte gelegenen Theehaue eine Räumlichkeit, welche durch Aussehen der vorderen Papierhüllenwände in eine nach der Landschaft offene Loge verwandelt wird und löst in derselben kleine Kuchenspieße, wie Wandschirme, Gängebilder, Bronze, Ladegegenstände und Porcellan aufstellen, deren Bilder und Märchenwelt entnommen ist, den Stoff der zu erzählenden Thee-Geellschaften bietet. Freilich derselben erzählt der Verfasser in seinen Büchern nach, wie er sie während eines dreijährigen Aufenthaltes in Japan gehört hat; doch hält er sich nicht streng an die Originale, so daß seine Sammlung weniger für den wissenschaftlichen Sammler und Bearbeiter von folk-loré schmeimt, als für einen größeren Kreisleser und namentlich auch für den Freund japanischer Kunstgegenstände. Er scheidet den Märchen Beschreibungen von Volks- und Wehrwägen des Mittelalters, der öffentlichen und Familiensitten, Schilderungen berühmter Gegenstände und Verhältnisse ein, die als die Eingeborenen wohlfeil in den Originalen nicht vorkommen. Doch sucht er in Ausdruck und Zeichnung dem naiven Volksstille treu zu bleiben. Der Leser dieser Erzählungen wird bei Betrachtung japanischer Kunstgegenstände die bekannten Märchenwelt vielfach wiedererkennen und zum Verständnis und zur Deutung des Bilderbuches auf Schirmen, Häusern, Bronzen, Porcellanen, Ladegegenständen u. s. w. wird das Buch vielfach beitragen.

— Ueber die zu Ende des vergangenen Jahres durch Dr. H. Hagen in das Gebiet der Batta's unternommene Reise bringt der im September veröffentlichte Kolonialbericht folgende Mittheilung:

Für diese Reise war ihm von der Regierung eine Beihilfe von 500 Dollars gewährt worden. In Folge von Unwägbarkeit, ungeschicklichen, eideschwurigen Krankheiten in den Gegenden, die er besuchen wollte, und des Ausstandes des Singa Rangarabdisa konnte er erst im December 1883 seine Reise antreten, wobei er von sieben Batta's und fünf Malaien begleitet wurde. Nachdem er Serbang fünf Tage verlassen hatte, erreichte er Kogalaribau am nördlichen Ufer des Tabo-Merres, wo der Kadiwah ihn sehr gut empfing. Während vierzehn Tagen machte er von dort aus verschiedene Reisen. Seinen Plan, die östlichen und südlichen Ufer des Merres zu besuchen, mußte er aufgeben, da die Bevölkerung, wie es schien aus Furcht, sich weigerte ihm ein Fahrzeug zu befehlen. Er verfolgte daher seine Reise über Land nach Süden, längs des östlichen Ufers des Meeres, erst durch das Gebiet der Orang Timor und dann durch das der Orang Raja. Die zuletzt genannten, die Dr. Hagen als sehr wilde und blutdürstige Anthropophagen beschreibt, nahmen bald eine so drohende Haltung an, daß er, nachdem er sich den Wiskonsationen am südlichen Ufer auf drei bis vier geographische Meilen genähert hatte, sich zum Rückzug gezwungen sah.

Dr. Hagen hat seine Sammlungen, bestehend aus Sammetlingen, Kästern, Pflanzen, Steinen und ethnographischen Gegenständen, der indischen Regierung zur Verfügung gestellt, welche dieselben theils dem Museum zu Leiden, theils dem botanischen Garten zu Buitenzorg und der Sammlung des Vergleichens überwiehen hat. Die ethnographischen Sammlungen sind dem Batavia'schen Völkermuseum übergeben, um dasjenige für das Museum auszuwählen, was demselben wünschenswerth vorkommt; der Rest soll dem Museum zu Leiden zugesandt werden. Der Bericht über seine Reisen und die dazu gehörigen Karten wurden nach Dr. Hagen bearbeitet und sollen seiner Zeit der Regierung zugehen.

Dr. Hagen hat sich bereit erklärt, weitere wissenschaftliche Reisen in dem Gebiete der Batta gegen eine entsprechende



Entschädigung zu unternehmen, und die Regierung ist dem principell durchaus nicht abgeneigt.

### Afrika.

— Major Serpa Pinto, bekannt durch seine Reise durch das südliche Afrika, unternimmt in nächster Zeit eine Expedition von Namalande nach dem Njassa- und Tanganjika-See und dem obern Congo. Seine Begleitung wird außer einem portugiesischen Marineleutnant und einem englischen Photographen aus 250 Trägern und 100 Menschenaffen bestehen, die in Inhambane angeworben werden.

— Mitte Oktober verläßt eine neue belgische Expedition, bestehend aus Lieutenant Veder als Leiter und vier anderen Militärs (Durutte, Dubois, Dhanis und Wolleux) Brüssel, um über Sanjibar und Tabora sich nach Kamerun, der bekannten Station am Tanganjika-See, zu begeben, wo sie zunächst dem dort befehligenden Hauptmann Storms abhört. Dann setzt Lieutenant Veder auf das Westufer des Sees über nach der Station Mompoma, wo wiederum einer seiner Begleiter bleibt, und zieht ungelührt auf den schon von Livingstone, Cameron und Stanley zurückgelegten Wegen durch das Land der Manjema nach Njamea am Congo, um dort eine Station zu errichten; dieselbe wird nicht ganz 500 km von derjenigen entfernt sein, welche Stanley im December 1883 an den seinen Namen tragenden Ufern des Congo gründete. Es wird dann nicht mehr viel dazu gehören, um jene Kette von 35 bis 40 Stationen zu schließen, welche nach dem Plane der Brüsseler Konferenz vom Jahre 1876 anerkannt durch ganz Afrika angelegt werden sollte. Die neue Expedition nimmt zwei kleine Wagen von neuer Bauart mit sich, von deren Einführung man eine günstige Lösung der schwierigen Transportfrage erhofft; ähnliche Gefährte, Wagen zugleich und Post-, Last- und wasserbedürftig, sind mit Erfolg bereits bei dem Bau der Eisenbahn von Basel nach Basel am Senegal benutzt worden. Jedes hat eine Ladekapazität von einer Tonne oder 1040 kg und kann von acht bis zehn Menschen gezogen werden, während zum Fortschaffen einer Tonne durch Träger mindestens 35 bis 40 Mann erforderlich sind. Auch für den untern Congo sind sechs solcher Wagen bei dem Erbauer, Lefèvre in Paris, bestellt worden, um auf der Straße längs der Livingstone-Fälle Verwendung zu finden.

— Am 6. September hat die deutsche Korvette „Leipzig“ in Porto Seguro (unweit westlich von Klein-Popo) die deutsche Flagge gehißt und der dortige „König“ Mensch sich unter deutschen Schutz gestellt.

— Der durch seine Reise in Kapponten bekannte Züricher Zoologe, Professor Dr. G. Keller, wird mit Unterstützung der schweizerischen Gesellschaft für Geographie eine Reise nach Madagaskar unternehmen.

### Inseln des Stillen Oceans.

— Kapitän Williams, welcher an der Küste von Neu-Guinea bei Wissam Island in 9° 8' südl. Br. und 145° 12' östlich von Greenwich Verfrähterei betreibt, hat, wie er meldet, im Juli dieses Jahres einen bedeutenden Fluß entdekt, welcher sich 32 km westlich von dem in 8° 33' südl. Br.

und 43° 15' östlich von Gr. mündenden Fluß R. ins Meer ergießt. Er ist auf 64 km für Schiffe mit einem Tiefgang bis 14 engl. Fuß oder 4,27 m fahrbar, hat eine Breite von 400 m und einen seichten Boden. An seinen niedrigen Ufern wächst die Sagopalme in sehr großer Menge. Die Eingeborenen in den Dörfern waren durchweg freundlich und sagten aus, daß sie nie zuvor weiße Menschen gesehen hätten. Ihre Boote bestanden in Hagen und Pfeilen.

— Der Botaniker und Mineralog Gesselt beabsichtigt mit Anderen vom Port Moreebay aus eine Forschungsreise nach Mount Owen Stanley auf Neu-Guinea in 8° 50' südl. Br. und 133° 20' östlich von Gr. Der hohe Gipfel dieses Gebirges wurde bisher noch nicht erklommen und die dortige Thier- und Pflanzenwelt ist zur Zeit unbekannt.

— Wie aus Batavia berichtet wird, soll Dr. Hagen, der durch seine Reisen und Forschungen in dem Lande der Bantas bekannt ist (vergl. vorige Seite), mit Unterstützung der Regierung eine Forschungsreise nach Neu-Guinea unternehmen. Bekanntlich bringt die niederländische Regierung seit einigen Jahren jährlich 10000 Gulden für wissenschaftliche Reisen aus dem Budget, ohne daß dieselben bis jetzt Verwendung gefunden hätten.

### Nordamerika.

— Infolge der Vorkasse des Präsidenten der mexikanischen Republik an den abgegebenen Körper (4. April 1884) umfaßt das mexikanische Eisenbahnnetz, ungeachtet der südlichen Bahnen, schon 5645 km. An derselben Stelle wurde mitgetheilt, daß die geographischen Erforschungskommissionen 24 weitere Blätter der Generalkarte der Republik vollendet haben, welche die Staaten Puebla, Tlaxcala und Morelos und Theile von Veracruz, Hidalgo, Tamaulipas und San Luis Potosi umfassen. Diese Sectionen sollten alsbald in den militärphotographischen Anhalt reproduziert werden. Es ist dies die erste Nachricht, welche wir über die erste Auflage der Vertheilung einer Generalkarte von Mexiko finden.

### Südamerika.

— In der Sitzung der Hamburger Geographischen Gesellschaft am 2. Oktober 1884 gab Dr. W. Sievers einen kurzen Ueberblick einer beabsichtigten einjährigen Erforschungsreise in die Cordilleren von Mérida in Venezuela. Die bisherige geographische Forschung hat diesen Theil des Landes noch nicht berührt. Alexander von Humboldt hat den östlichen Theil von Guanaco bis Caracas, die Planos von Caracas und Galapago und das Gebiet des obern Orinoco durchzogen, die Cordillere von Mérida berührte er nicht. Auch die Arbeiten der späteren Reisenden, und das sonst grandlegende treffliche Werk des Italieners Gobazzi berühren diesen Punkt nicht; es ist also eine ebenso sehr als notwendig anzusehende Aufgabe, welche sich Dr. Sievers gestellt hat. Er wird das Gebirge hauptsächlich geologisch durchforschen und nebenbei möglichst viele Höhenmessungen anstellen.

**Inhalt:** Deutscher Reise in Westpersien und Babylonien. XVII. (Mit fünf Abbildungen). — Die Sekte der Senfische. II. (Schluß). — Die Ziffer der Bevölkerung Chinas. — Evidenz Opere: Streifzüge in Portugal. I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Abtheilung: 12. October 1884.)

Verlag: Dr. R. Siebert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III. Et.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.



www.libtool.com.cn No 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten  
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Dienlasoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XVIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dienlasoy.)

Das letzte von allen Denkmälern der Kalksch-i-Kustam-Gruppe und vielleicht auch das interessanteste derselben liegt südlich von den Felsengräbern und besteht aus zwei neben einander befindlichen und aus dem lebenden Felsen gehauenen Feueraltären. Dieselben stellen eine viereckige Tafel vor, welche von vier Bögen getragen wird; die Säulen, auf denen diese Bögen ruhen, bilden zugleich die Ecken der Altäre. Oben schließen dieselben mit einer Reihe dreieckiger Nischen ab. Alle Ornamente sind barbarisch, roh ausgeführt und Produkte einer Kunst, welche viel weniger entwickelt und deshalb auch älter ist als diejenige, welche die Kyros-Denkmäler geschaffen hat. Die religiösen Erinnerungen und Traditionen, welche sich an diese alten Feueraltäre knüpfen, veranlaßten wahrscheinlich den König Darius, sein Grabmal in der Nähe Felswand anzulegen und dieselben Felsengründe führten dazu, daß ebendieselben die Sassanidenfürsten, die ja in allem und jedem an die alte und ruhmvolle Zeit des reinen echten Perserthums anzuknüpfen suchten, ihre Thaten in Relief darstellen. Zu allen Zeiten haben die Anhänger der Zoroastriischen Lehre die beiden Feueraltäre von Kalksch-i-Kustam aufgesucht und noch heutigen Tages kommen zahlreiche Parsis, denen doch sonst die Erinnerung an ihre glorreiche Vergangenheit fast verschwunden ist, aus Indien gewallfahrtet und besuchen die beiden Altäre und jenen zur vorläufigen Beisehung der Königsleichen bestimmten Thurm, der im Lande als „Kaaba der Gebern“ bekannt ist.

Wir müssen an dieser Stelle wiederum auf eine Ansicht des Dr. F. Stolz aufmerksam machen, welche mit der herkömmlichen Anschauung und auch mit derjenigen Dienlasoy's in Widerspruch steht, aber doch viel für sich hat. Er sucht nämlich (Verhandl. der Ges. f. Erdk. zu Berlin, 1883, S. 256 ff.) in der Nähe von Kalksch-i-Kustam und nicht bei Tacht-i-Dschamschid, wie es gewöhnlich geschieht, die von Alexander dem Großen verbrannte Königsburg von Persepolis. Von derselben besitzen wir eine einzige Beschreibung bei Diodor und danach lag sie unweit des Grabes des Darius, nur vier Meilen (400 griechische Fuß) davon entfernt. Dieses aber befand sich, wie wir aus den früher mitgetheilten Beschreibungen des Diodor und Ktesias wissen, in einer unzugänglichen schroffen Felswand und war nur erreichbar, wenn man sich mit Seilen hinaufziehen ließ; die bei Tacht-i-Dschamschid befindlichen Felsengräber jedoch können bequem zu Pferde erreicht werden. Schon dieser Umstand verbietet, die Königsburg bei Tacht-i-Dschamschid zu suchen, ganz abgesehen davon, daß das Dariusgrab inschriftlich bei Kalksch-i-Kustam sichergestellt ist.

Dazu kommt ein zweiter Grund, auf welchen Dr. Andree, Stolz's Reisebegleiter, hingewiesen hat: es widerspricht nämlich den religiösen Anschauungen der Perser und allen Grundsätzen ihrer Leichenbestattung, die eigentlichen Wohngebäude im direkten Anbilde von Gräbern zu errichten. Das wäre aber bei Tacht-i-Dschamschid der

Hall gewesen, bei Rafsch-i-Kuslam aber nicht. Der Vergnämlich, an und in dessen nach Süden und dem Pulwarad gerichteten steilen Abhänge die Gräber von Rafsch-i-Kuslam sich befinden, blickt gleich darauf nach Norden um und verläuft dort in langsam, gegen Westen geneigtem Abfalle in die Ebene. Hier an dieser Stelle etwa muß nach Stolze die von Alexander zerstörte Königeburg gelegen haben mit ihrer dreifachen Mauer, 16, 32 und 60 Ellen hoch, ihren eernen Thoren und eisernen Palisaden. Daß sich dort keine Reste erhalten haben, spricht nicht dagegen; denn wie man an den Reliefs nachweisen kann, hat sich bei Rafsch-i-Kuslam schon seit der Sassanidenzeit (226 bis 636 nach Chr.) eine Schuttschichtung von miltelalten

21/2 m Höhe gebildet, welche sehr leicht umfangreiche Trümmer bergen kann. Aber selbst wenn spätere Ausgrabungen nichts zu Tage fördern sollten, so wäre das kein Gegenbeweis. Denn man weiß nur allzu wohl, wie noch heute in Persien und im ganzen Orient verfallene Gebäude so lange als Steinbrüche benutzt werden, bis sie völlig vom Erdboden verschwinden. Da nun hier nach dem Falle der Achämeniden-Dynastie bis zur Eroberung des Landes durch die Araber die blühende Stadt Mochre in der unmittelbaren Nähe, ja vielleicht zeitweise auf demselben Boden sich befand, so würde nichts natürlicher sein, als wenn auch die letzten Spuren der Burg verschunden wären.

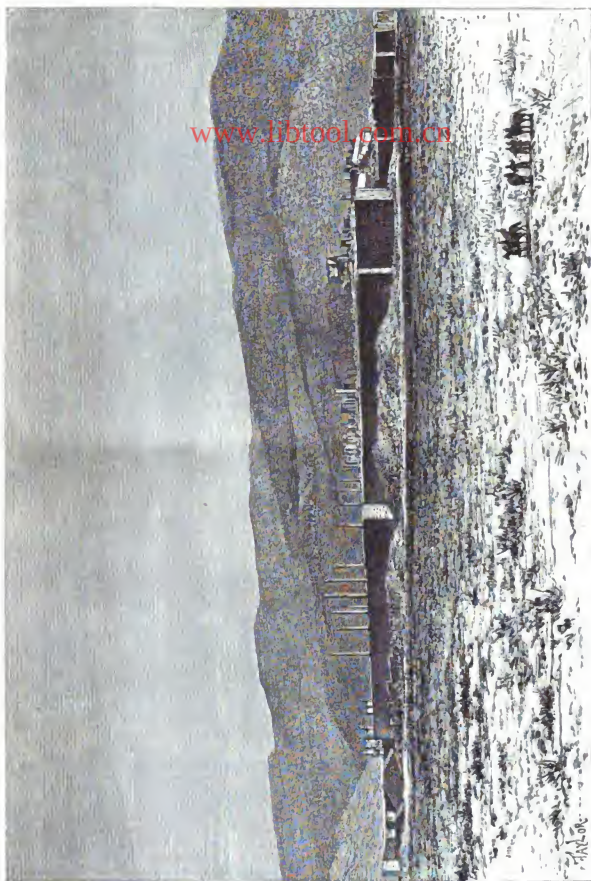


Die Generaltüre von Rafsch-i-Kuslam.

Seine auf die Lage der Königeburg zu Persepolis bezüglichen Ausführungen schließt Dr. Stolze folgendermaßen. „Ich muß — sagt er — hier noch dem Einwande begegnen, daß man, wenn die Königeburg bei Rafsch-i-Kuslam gelegen sei, nicht wisse, welchen Zweck denn eigentlich Tacht-i-Tschamshid habe. Nun hatte Dr. Andreas schon in Abwiche mit seiner Zweifel mitgeteilt, die ihm besonders auch nach seinen sorgfältigen Untersuchungen der Sitten und Gebräuche der Persis in Fuma darüber aufgestoßen waren, ob die Bausteine in Tacht-i-Tschamshid jemals eigentlichen Wohnzwecken gedient hätten. Er sprach seine Ansicht dahin aus, daß es den religiösen Anschauungen durchaus zuwiderlaufe, Wohnstätten so in nächster Nähe, im Anblick von Gräbern aufzuschlagen. Nach seiner Ansicht seien die Gebäude in

Tacht-i-Tschamshid feierlichen, mit dem Kultus in enger Verbindung stehenden Handlungen gewidmet gewesen, wie z. B. dem Rörös-Fest, mit dem ein Ahnenkultus verbunden war, der Krönungsfeier u. s. w. Diese Ansicht nun erfährt eine überraschende Bestätigung durch die obigen Auseinandersetzungen. Man hat in Tacht-i-Tschamshid eben nicht die eigentliche Königeburg, sondern einen Komplex von Gebäuden für feierliche Gelegenheiten zu suchen, der eben deshalb auch abseits von der Stadt und vom großen Wege gelegen war, während das eigentliche Schloß naturgemäß sich dicht bei derselben befand.“

Ehe die Keilenden, zu deren Verdichte wir jetzt zurückkehren, von dem verfallenen Tschapar-chane aus die nahe Trümmerschätte von Tacht-i-Tschamshid besichtigen konnten, wurden sie durch die nächtliche Muesitoplage und das Aus-

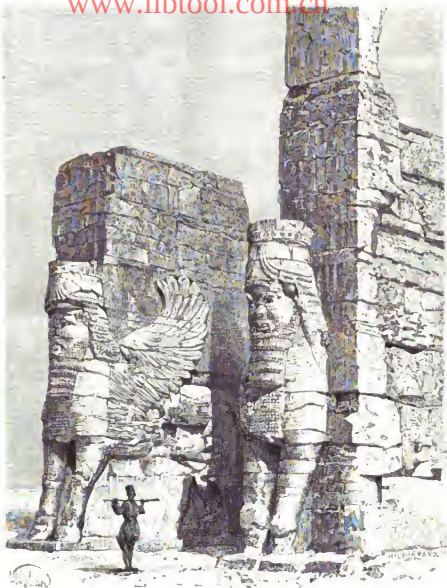


Gesamtsicht von Tacht i. Dschamshid.

gehen der Lebensmittel gezwungen, in dem etwas entfernteren Dorfe Kenata eine bessere Unterkunft zu suchen und sie fanden dieselbe in dem Palachane (Oberstube) eines wohlhabenden Banern. Freilich mußten sie hier andere Uebelstände in den Kauf nehmen: um die Ruinen oder das Quatier zu erreichen, war Morgens und Abends ein längerer Ritt nöthig und bei ihren Mahlzeiten und photographischen Arbeiten, welche sie auf der Terasse vor-

nahmen, hatten sie stets eine Menge von Zuschauern, indem sich auf allen Dächern der Nachbarschaft die Weiber, alte und junge, drängten. Seit Nader-i-Soleiman hat sich der Typus der Bevölkerung geändert: hier giebt es junge Frauen von schlankem Wuchse und blauen Augen, und zum ersten Male während ihrer Reise sahen Dieulafoy's blonde, weiche Haare, eine Erscheinung, welche nach Angabe der Eingeborenen nach Süden hin immer mehr

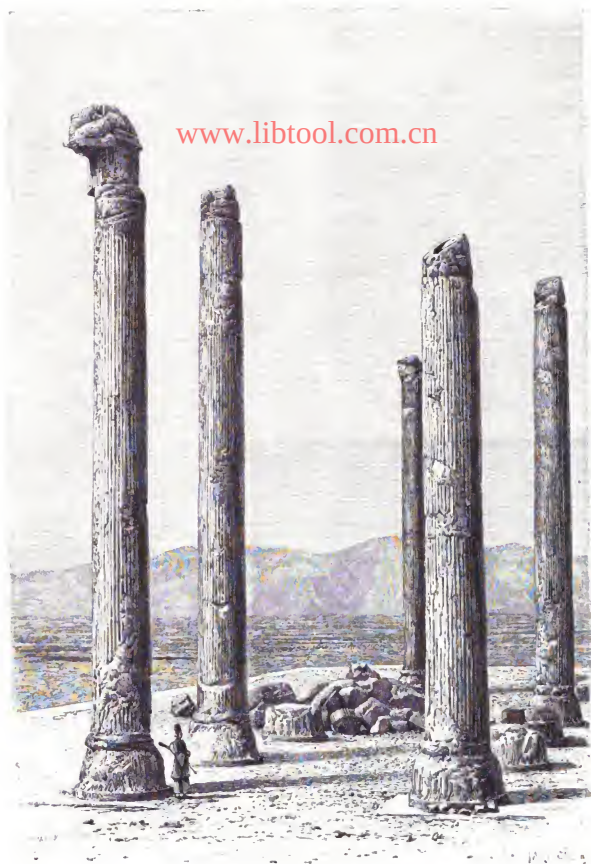
www.libtool.com.cn



Geflügelte Stiere von der Thorhalle des Kertes.

zunehmen soll. Im Großen und Ganzen wird der Typus der Bevölkerung, wenn man in dieser Richtung vorwärts dringt, schöner; doch sind von dieser Regel die alten Frauen ausgenommen, welche, wie im ganzen Orient, widerwärtig häßlich und in den Törfern starrköpfig obenbein noch von großer Schmutzigkeit sind. Ihre Haare kämmen sie fast nie; nur selten waschen sie sich und ihre Kleider tragen sie, ohne sie zu reinigen, bis sie ihnen in Fetzen vom Leibe fallen. Zudem tragen sie weiter nichts als einen Kittun-

rod, der unterhalb des Bauches festgebunden wird und kaum bis zu den Knien reicht, und ein vorn weit offenes Hemde, welches den Bauch nicht mehr bedeckt. Während also Brust, Bauch und Unterschenkel nackt bleiben, wird der Kopf did mit schmutzigen Tüchern und Lappen umwickelt. Die Kinder werden vor dem dritten Jahre nicht gewaschen, weil das für ungesund gilt; auch sie gehen, selbst im Winter, vollständig nackt, nur den Kopf ausgenommen, der ihnen gleichfalls mit einer schweren Last



Südlicher Portikus der Säulenhalle Tschihil Minar.



von Pumpen, Glasperlen und Amuletten behängt wird. Nimmt man dazu die Zitte, Mengeborenen am dritten Tage zur Ader zu lassen, um ihnen das unreine Blut der Mutter zu entziehen, die Gewohnheit, sie sofort mit wässrigen Früchten zu stillern, zu warten, bis der Schmutz sich in langen Fladen von den kleinen Körpern löst und daß der Eiter, der sich rings um ihre Augen bildet, von Fliegen beseitigt wird — so wird man sich nicht wundern, wenn sich jede Mutter für gottbegnadet hält, wenn sie von einem Dutzend Kinder, das sie zur Welt gebracht hat, drei oder vier am Leben erhält.

Nun zurück zu Tacht-i-Tschamschid. Nordöstlich vom Dorfe Kenara und der Ebene Merubelicht erhebt sich das Gebirge Mahmed, von dessen Fuße nach Westsüdwest ein 9 bis 12 m hoher Felsen vorspringt, der die Terrasse mit ihrem Prachtbauten trägt. Der aus gewaltigen Blöden schwärzlichen Marmors sorgfältig gegliederte Unterbau erinnert durchaus an die Plattform von Nader-i-Tschaman und ist gewiß nach deren Vorbild erbaut worden; sein Umfang ist nicht regelmäßig viereckig, sondern vielfach durch ein- und auspringende Winkel geziert und seine Oberfläche nicht wagerecht. Vielmehr steigt dieselbe von Norden nach Süden und senkt sich dann nahe dem Südrande wieder ganz bedeutend, so daß die darauf errichteten Bauwerke in drei verschiedenen Höhenstufen liegen. An der nordwestlichen Ecke führt eine prächtige Doppeltreppe von 106 so niedrigen Stufen, daß man dieselben bequem hinauf- oder hinabsteigen kann, von der Ebene auf die Terrasse hinauf. Jede Treppensstufe ist so breit, daß sie von zehn Menschen neben einander bequem benutzt werden kann und besteht aus lauter tolosaten, gut gegliederten und polierten schwarzen Marmorblöden. Oben angelangt, befindet man sich zwei gewaltigen Stieren gegenüber, denen auf der entgegengelegten Seite dieser quadratischen Vorhalle zwei andere geflügelte Stiere mit menschlichem Antlitz entsprechen; sie haben fast die vierfache Höhe eines erwachsenen Menschen und bilden die Pfosten des Ein- und Ausgangespores des Bauwerkes, welches der, über den Flügeln in drei Sprachen eingetragenen Keilschrift zufolge von König Xerxes (485 bis 465) errichtet worden ist. „Ich bin Xerxes, der Großkönig, — heißt es da — der König der Könige, der König reich bevölkerter Länder, der Herrscher dieses weiten Reiches, der fern und nah beschiet. Ich bin der Sohn

des Darius, der achämenidische König. Xerxes, der Großkönig, sagt: Diese Säulenhalle, genannt Vshadajha (d. h. von wo man alle Länder überblickt) habe ich erbaut, wie auch viele andere Tempelmäler, welche ich in diesem Paria erbaut habe; ich habe sie erbaut, wie mein Vater sie erbaut hat und dieses prächtige Werk und alle diese herrlichen Bauten, wir haben sie errichtet durch die Gnade des Ahuramazda“ u. s. w.

Die phantastischen Stiere gleichen denen von Ninive (das 603 v. Chr. in Trümmer sank), übertreffen sie aber an Schönheit und Größe; so sind z. B. die Reine gut modelliert, die Flügelspitzen elegant nach oben gebogen und es steht ihnen der linke Fuß, den die assyrischen Bildhauer ihren Geschöpfen verliehen. Auf dem Haupte tragen sie die königliche Tiara der altbabylonischen Fürsten; vorn an derselben sind sechs Hörner angebracht, das Abzeichen ihres göttlichen Charakters.

Hat man diese Vorhalle durchschritten und wendet sich nach Süden, so erstigt man eine gleichfalls von Xerxes erbaute marmorne vierflüchtige Treppe und erreicht eine circa 2½ m höher gelegene Terrasse, welche einst eine auf 36 schwarzen Marmorsäulen ruhende und auf drei Seiten von je einem Portikus umgebene Halle trug. Als Carsten Niebuhr vor etwa 120 Jahren Persepolis unterwarf, standen von den im Ganzen einst vorhandenen 72 Säulen noch 17 aufrecht, deren Haßl jetzt sich auf 13 vermindert hat. Von denselben hatte die Ruine den Namen Tschihil Minar (die vierzig Thürme) erhalten, eine Bezeichnung, welche neuerdings Dr. Stolze nicht mehr gehört hat; heute nennen die Perser sie stets „Tacht-i-Tschamschid.“

Die Kapitele der Säulen bestanden aus den zusammenstoßenden Vorderleibern zweier Stiere; auf diesen ruhte eine hölzerne Decke. Die Perser nämlich, welche seit der Zeit des Xyros sehr zierliche und elegante Säulen von geringem Durchmesser und großer Höhe anwendeten, konnten dieselben nicht mit schweren Steinarchitraven, wie die Ägypter, belasten. Daß die Decke in der That aus jenem leichteren Materiale bestand, beweisen Stücke verfaulten Eichenholzes, die vor einigen Jahren bei Ausgrabungen gefunden wurden. Ueber der Decke lag noch eine Schicht Erde, um die Hitze der Sonne abzuhalten, welche trotz der hohen Lage von Persepolis (das Dorf Kenara liegt fast 1600 m über dem Meere) hier gewaltige Kraft zu entwickeln vermag.

## Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde.

Von H. Abbes.

### I.

Die Expedition, welche die deutsche Reichsregierung zur Unterstützung der internationalen Polarforschung nach dem Cumberland-Sunde entsandte, verließ Hamburg am Morgen des 27. Juni 1882. Der kleine Schoner „Germania“, 1869 gebaut für die zweite deutsche Nordpolar-Expedition, auf welcher er sich unter Kapitän Kolbe's hundertfacher Leitung als tüchtiger Segler bewährt hatte, war zur Ueberführung der aus 11 Mann bestehenden Expedition bestimmt. Die Ladung des Schiffes bildeten der Proviant und die Kohlen für die Station, zahlreiche Risten mit den notwendigen wissenschaftlichen Instrumenten, sowie das Material für den Bau des Stationshauses und zweier Observatorien.

Ruhiges Wetter, abwechselnd mit schwachen und widrigen Winden, verzögerten die Fahrt durch die Nordsee. Erst in der Nacht vom 6. zum 7. Juli posierte das Schiff dem Pentland Firth. In den folgenden vierzehn Tagen wurde im Atlantischen Ocean die Strecke von der schottischen Küste bis zur Südspitze Grönlands, dem Kap Farewell, zurückgelegt. Wegen eines heftigen Sturmes, der in diesen Tagen wehte, hielt der Kapitän den Kurs des Schiffes soweit südlich, daß wir das Vorgebirge selbst nicht zu Gesicht bekamen.

Beim Durchschneiden der Davis-Straße begegnete das Schiff zum ersten Male dem nördlichen Treibeis. Schon aus weiter Ferne machte sich das Herannahen eines Eis-

selbes bemerktlich durch dumpfes Brausen, das ununterbrochen die Luft erfüllt und herrührt von dem Bränden der Wellen am Eise, von dem Zusammenstoßen und Brechen der Schollen. Noch früher aber als durch dieses Geräusch wurde durch das plötzliche Sinken der Meerestemperatur auf 7,2 Grad auf 3,8 Grad die Ankunft des Eises verrathen.

In der Nähe gewährten die schon stark im Schmelzen begriffenen, aber immerhin noch mächtigen Eiskügel dem Auge mancher angenehme Unterhaltung und forderten durch ihre wunderbaren Gestalten die Phantasie zu mehr oder minder kühnen Vergleichen mit Thier- und Pflanzenformen heraus. An der Meeresfläche läßt der Kessel des Wassers das blendende Weiß der Schollen in ein glänzendes, durchsichtiges Blau übergehen. Wäden hatten einige der Schollen zu ihren Sitzplätzen erwählt, auf anderen ruhten Seehunde, die sich bei der Annäherung des Schiffes eiligst ins Meer begaben. Die dunklen Wasserströme zwischen den Schollen belebten kleine Unten, welche nach Nahrung suchend munter im Wasser untertauchten. Die weiße Farbe des Eises rührt her von zahllosen eingeschlossenen Luftbläschen. Eine kleine Scholle, die später behufs Gewinnung von Wasserdampf mit vieler Mühe an Bord gebracht wurde, lieferte anfangs bradiges ungenießbares Wasser, der Kern war jedoch vollständig salzfrei, was sowohl am Geschmack als auch am specifischen Gewicht zu bemerken war. Einen Begriff von der Mächtigkeit des polaren Gletschersees erhielten wir in den nächsten Tagen durch mehrere gewaltige Eisberge, die in der Nähe des Schiffes langsam vorübertrieben. Die Höhe eines dieser Riesen schätzten wir auf 200, die Seite des annähernd quadratischen Querschnittes in der Wasseroberfläche auf 600—700 Fuß.

Am 1. August kam Kap Mercy in Sicht, die Südspitze der Insel Cumberland. Dieses Kap präsentirte sich als ein seltsames Massengebirge ohne besonders auffallende Erhebungen. Die Gipfel der Berge zeigten tafelförmige Abdachungen oder runde Kluppen. Die dunklen vielfach zerklüfteten Felswände fielen fast lothrecht ins Meer hinab. Zwei kleine oder felseneilande, die Koburg- und die Koppel-Insel, erheben sich östlich vom Kap aus dem Meere. Ein tiefer Fjord, wegen der dort häufig vorkommenden Eisbären der Bärenfjord genannt, soll sich nach den Angaben der Eskimos, mit denen wir später zusammentrafen, vom Kap Mercy an in nördlicher Richtung tief in das Land hinein erstrecken. Vom Schiffe aus war dieser Wassereinschnitt wahrscheinlich wegen vorgelagerter Inseln nicht zu bemerken. Westlich vom Kap Mercy verschloß eine dicke Eisbarriere den etwa 6—8 Seemeilen breiten Eingang des Cumberland-Sundes. Jenseits desselben erblidete man bei klarem Wetter die westlichen Küsten des Sundes bei Kap Edwards und Harrison-Point als einen niedrigen grauen Streifen am Horizont.

Vorherhand war an weiteres Vordringen in den Cumberland-Sund wegen des Eises nicht zu denken. Der Kapitän hielt das Schiff stets in respektvoller Entfernung südlich von dem mit Eise und Fels aus und eintreibenden Eisfeldern, was um so mehr geboten war, als die vorherrschende Windstille das Glatteis des Schiffes erschwerte. Einige Versuche vorzudringen endigten damit, daß die „Germania“ mit Hilfe eines ins Wasser gelassenen und vorgespannten Bootes wieder zwischen den andrängenden Schollen hinausbugsiert werden mußte. Das Wetter war in dieser Zeit vorwiegend schön, der Himmel klar und wolkenlos, die Sonne spendete wohlthuende Wärme. Ab und an verhallten plötzlich aufstrebende dicke Nebel das Land und die weiße schimmernde Eisküste im Eingange des Sundes.

Die Expedition benutzte die unfreiwillige Muße zu Exkursionen im Boote, bei welchen Gelegenheiten hydrographische und andere Bestimmungen vorgenommen wurden. Meteorologische Beobachtungen waren während der ganzen Dauer der Reise täglich viermal zu festgesetzten Stunden angestellt worden.

Mittlerweile lichtete sich die Bahl der anfangs dicht gedrängten Eiskügel mehr und mehr und, nachdem ein anhaltender Nordost den Rest an die Westseite des Sundes getrieben hatte, zeigte sich am 15. August an der Ostseite eine breite Wasserstraße, durch welche die „Germania“, wenn auch wegen des ruhigen Wetters nur langsam doch ungehindert in den Cumberland-Sund hineinsagelte. Dieser Meerbusen, der sich in nordwestlicher Richtung vom 64. Grade bis 67. Grade nördl. Br. unter 66 Grad westl. L. erstreckt, wurde entdeckt und in seinem südlichen Theile zuerst besahen von John Davis in den Jahren 1585 und 1587. In den folgenden Jahrhunderten wurde der Golf wenig beachtet. Allgemein hielt man ihn für eine Straße. Erst im Jahre 1840 durchforschte William Penny den nördlichen Theil des Meeres und stellte den golfartigen Charakter desselben fest. Nach ihm trägt die westliche Küste den Namen Penny-Land. Seit Pennys Entdeckung begannen die Waldfischhänger den Sund zu besuchen und später auch dort zu überwintern. In den fünfzig Jahren sollen manchmal sechs bis acht schottische und amerikanische Wähler dort überwintert haben, von denen einige feste Stationen im Lande errichteten, so in Mianitit an der Westseite des Einganges in American Harbour, an der Mündung und auf Kistefat, einer Insel etwa in der Mitte der Küste.

Die erstgenannten Stationen sind schon seit einigen Jahren ausgegeben; am lehteren Theil befinden sich noch eine schottische und eine amerikanische Niederlassung im Betriebe. Die Station Kistefat errichtete das Schiff am 17. August. Der Kapitän der „Germania“ begab sich mit einem Theile der Expeditionsmitglieder an Land, um dem Vorsteher der schottischen Station ein Schreiben seines Vorgesetzten zu überbringen, wodurch er aufgefordert wurde, der deutschen Expedition beim Auslaufen eines passenden Landungsplatzes behilflich zu sein. Mr. Jimmy Nuch, der schottische Kapitän, stellte in Folge dessen seinen Steuer- mann, Mr. Sandy Hall, nebst zwei Eskimos der Expedition als Boos zur Verfügung und überließ ihr außerdem zwei große Waleboote zur Unterstützung beim Auslaufen der Ladung.

Die Eingeborenen erregten in ihrer Bekleidung natürlicher Weise allgemeines Interesse. Der ältere, Voktulle (b. i. „der dürstig Eingehergende“) mit Namen, war bei weitem zugänglicher als sein jüngerer Gefährte. Er unterhielt auf Verlangen die Gesellschaft mit Gesang, der allerdings mehr einem heiseren Gefröhe glich, auch spielte er die Handharmonika und tanzte Matrosentänze dazu. Einem Landemann Kofa (b. i. „Erstere“) schien dieses Treiben wenig zu gefallen, er ging davorhin erst auf Tod passieren und warf ab und an dem Voktulle mißbilligende Blicke zu. Wie wir von dem Wähler erfuhr, ist Kofa einer der angesehensten und reichsten unter den Eingeborenen, der sich sogar den Luxus zweier Frauen gestattet.

Am 19. August bugsierten zwei Boote die „Germania“ durch den Eingang des Kingana-Fjordes, des nördlichen Auslaufes des Cumberland-Sundes. Da ein weiteres Vordringen durch den aufstrebenden wirrigen Wind verhindert wurde, hielt es der Kapitän für rathsam, für die folgende Nacht in den offenen Sund zurückzutreten, zumal im vorderen Theile des Fjordes kein fester Ankergrund zu finden war. Bei der Rückkehr wurde das Schiff mit

großer Gewalt vom Ebbestrom gefaßt und durch eine schmale Wasserstraße geführt, wo es nur durch schlaues Anwerfen der Gefahr einer unangenehm Berührung mit den zahlreichen blauen Klippen entging, welche diesen Ausgang für größere Schiffe unpassierbar machen. Der folgende Tag war ein Sonntag, das Schiff blieb vor Anker liegen. Das helle und freundliche Wetter gestattete einen Besuch der nächsten Felsen und so bot sich Gelegenheit, die Umgebung etwas näher in Augenschein zu nehmen. Von dem Eingange, den wir am vorhergehenden Tage passiert hatten, trennte uns eine niedrige abgerundete Felsklippe. Der Gipfel war glatt abgeschliffen, wie die Spitzen der meisten Inseln und Berge, die wir später Gelegenheit hatten zu bemerken.

In den Spalten des arg zerklüfteten Gesteins wuchsen Flechten, Moose und spärliches Gras. Am Südbahange fanden sich einige blühende Exemplare von *Cochlearia officinalis* und *Saxifraga oppositifolia*. Nach Norden hin erweiterte sich zunächst der Fjord zu einem weiten von steilen Granitfelsen eingefassten Becken, aus welchem ein schmaler Durchgang in den Hauptteil des Fjordes führt, der sich 25 bis 30 Meilen in das Innere des Landes erstreckt. Von Schnee oder Eis war auf den umliegenden Bergen, welche die Höhe von 300 m nur an wenigen Punkten zu übersteigen schienen, keine Spur zu sehen. Vereinzelt Gletscherhöhlen trieben mit der Ebbe an uns vorbei in den Sund hinaus. Im Sund liegen kleine Inselgruppen und an seinem Ufer entlang ziehen sich ganze Ketten solcher Felseninseln, die in ihrer äußeren Form fast alle mehr oder minder sich der halbkugelförmigen Gestalt nähern. Auf einigen derselben bemernte man hohe Steinhäufen, welche die Eskimos dort errichtet haben als Wegweiser für ihre Reisen zu Wasser. Am 21. August früh wurden die Anker wieder gelichtet und Abends erreichten wir im nördlichen Ende des Fjordes einen Platz, der alle nothwendigen Bedingungen zum Landen und zur Errichtung der Station bot. Zwischen hohen Felsen eingeschlossen lag ein freundliches Thal, durch welches sich ein kleiner Fluß von Nord nach Süd schlängelte. Zur Rechten des Flußes bildete das Verland des Fjordes eine ebene, mit üppig grünem Moose bewachsene Fläche, deren steile Sandböschung nach Osten zum Fluße, nach Westen in eine Bucht des Fjordes hinabfiel. Ein anderer in Vorschlag gebrachter Platz wurde mit dem Boot aufgesucht und besichtigt, erwies sich aber als unangünstiger; so wurde der erste nach kurzer Berathung gewählt und alsbald mit dem Völkern der Landung begonnen.

Der Bau des Wohnhauses und der Observatorien beschloßte zunächst unausgesetzt sämtliche Mitglieder der Expedition. In den Mittagsstunden wurden vorläufige Bestimmungen der magnetischen Constanten vorgenommen und vom Astronomen die Lage des Dries annähernd bestimmt. In den nächsten Tagen stellten sich mehrere Eskimofamilien ein, die aus dem nordöstlichen Ende des Fjordes von der Renthierjagd zurückkehrten. Zwei Männer kamen im Kanals, den letzten Jagdbooten der Eingeborenen, herangewandert. Sie brachten einen erlegten Seehund zum Verkauf an Bord. Unser Schotte gab mit schlichem Verhalten das Geßirn und sog die Augen aus. Von dem Fische wurden am Abend einige Stüde wie Pfefferkorn bereitet und aufgetischt, fanden aber nur wenig Liebhaber. Das Fleisch dieser Thiere ist fast schwarz und schmeckt fälschlich thranig und zwar im gebratenen Zustande noch mehr als im rohen. Außer dem Seehunde erhielten wir eine Renthierkeule, die bedeutend besser münnete. Als Bezahlung bekamen die Eingeborenen Tabak und Schiffsbrot.

In ihren Wasserreifen behielten sich die Eskimos jetzt alter Walrhäufängerboote, die sie von den Walren gegen Felle und Thran einhandeln oder als Bezahlung für geleistete Dienste erhalten. Der früher gebräuchlichste Umiak aus einem Holzgerüst mit Ueberzug aus Seehundsfellen ist dadurch verdrängt worden. In einem Walreboote hausten gewöhnlich zwei Familien, Männer, Frauen, Kinder und junge Hunde, wissentlich dem ganzen Hausrathe an Seidbilden, Slangen, Schlafdecken, Lampen u.

Die Familien siedelten sich an der linken Seite des Flußes zwischen hohen Seeböden an. Dort war nach wenigen Tagen ein kleines Dorf, bestehend aus sieben Hütten, entstanden. Die männlichen Bewohner meldeten sich sofort zur Arbeit und wurden gern angenommen. Sie arbeiteten langsam aber beharrlich und zeigten sich im Ganzen sehr intelligent. So verstanden sie z. B. bald die Zusammengehörigkeit der mit gleichen Wurzeln benannten einzelnen Theile der Gebäude und brachten die Stüde auch ohne Anleitung an den richtigen Platz. Als Entgelt für die Arbeit erhielten sie Zwiebade und Bier nebst etwas Tabak. Nach Frischabend kamen gewöhnlich die Frauen an Bord. Sie trugen wie die Männer Pelzjacke, Pfeiffleiber und Stiefel; nur befanden sich an ersterer hinten ein Schutz, der bis auf die Knie reichte. Ihre weite Kapuze dient in herabgeschlagenem Zustande als Aufenthaltsort der Säuglinge, die man im Sommer meistens nadend darin herumkriechen sieht. Man kann unter den Eskimofrauen, obgleich sie im Allgemeinen breite und plumpe Formen haben, doch sehr wohl bibliche und hässliche unterscheiden. Einige zeigten sogar intelligente und ansprechende Gesichtszüge. Nur der allerdings unermessliche Tragenschmerz wirkt anfangs abschreckend. An übergerger Kleinlichkeit leiden die Frauen auch nicht. Sie sind sehr geschäftig und wenig zurückhaltend gegen Weiße. Uebrigens wollen sie höflich behandelt sein, denn als ich gelegentlich einer Frau in lauten und vielleicht etwas rauhem Tone eine Bestellung machte, wiederholte sie meine Worte mehrere Male mit ruhiger und sanfter Stimme und fügte dann lachend hinzu: „So you speak to ladies.“ Dieselbe Frau hörte zufällig, wie ein Mitglied der Expedition dem Schotten gegenüber die Verführung äußerte, die Eskimos möchten sich an den ohne Bewachung am Strande liegenden Sachen vergreifen. Hierüber aufgebracht, sagte sie mehrmals laut: „Innuits (Selbstbenennung der Eingeborenen) do not steal!“ und war schwer wieder zu beruhigen. Hr. Hall gab bei dieser Gelegenheit die Versicherung, daß die Eskimos das Eigentum der Weißen stets respektiren und sich selten heimlich etwas davon aneignen. Dem Tabaksgegnüß halbigden die Frauen ebenfalls stark wie die Männer. Für geringe Quantitäten, die höchstens einen Werth von 10 oder 20 Pfennig hatten, lieferten sie sehr sauber gearbeitete Stiefel oder Strümpfe aus weichen Seehund- oder Renthierfellen. Auch im Handel zeigten sie große Ehrlichkeit. Bei einer Frau hatte ich ein Kleid aus Seehundsfellen bestellt, wie es die Männer tragen, und ihr darauf im Voraus einige Stüde hatten Tabak gegeben. Nach mehreren Tagen erkundigte ich mich nach der Arbeit. Sie erwiderte, sie habe noch nicht die nötige Anzahl Felle zusammen. Der Schotte, welcher uns als Dolmetscher diente, machte ihr Vorwürfe darüber, daß sie nicht solchen Umständen Voransbezahlung angenommen habe. Ohne langes Besinnen ging die Frau auf ihren in der Nähe stehenden Mann zu und nöthigte denselben mit heftigen Schreien und Gestikulationen, trotz anfänglichen Widerspruches seine Unausgesprochenen auszuzeigen, die sie mir dann überreichen wollte.

Bei einer Familie befand sich ein kranker Knabe von etwa 14 Jahren. Die Mutter konsultirte den Arzt der Expedition. Ich fuhr als Dolmetsch mit hinüber zur Anseelung. Das Kind lag aufgehend des Bettes auf einem Strohstreu. Die Mutter und ein Eskimo trugen es auf dem Bette in das Innere des Bettes, wo der Arzt die Untersuchung vornahm. Am linken Knie hatte sich in Folge einer Verletzung beim Fallen eine eiterige Entzündung gebildet, die allem Anschein nach schon alt war. Das rechte Bein war bis auf den Knochen abgemagert. Bei dem stark krophulösen und schwächlichen Knaben schien dem Arzt eine Operation nöthig. Er begnügte sich deshalb damit, ihm etwas Morphium zur Verringerung der Schmerzen zu verabreichen und ließ ihm Krücken anfertigen, damit er sich bewegen könne.

Am 5. September war das Wohnhaus soweit vollendet, daß es bezogen werden konnte. Zwei Tage darauf verließ uns die „Germann“ mit den letzten Briefen und Grüßen in die Heimath. Hr. Hall und die Eskimos, bis auf einen, den wir für die Station dauernd engagirt hatten, fuhren mit dem Schiffe hinunter bis Kistertal, wo sich ihre ständigen Winteraufenthalte haben. Mit der Fertigstellung des Observatoriums für die erdmagnetischen Variationsapparate und der Inbetriebnahme der Instrumente begannen am 15. September die regelmäßigen Beobachtungsarbeiten der Station, die von diesem Datum an ununterbrochen bis zum 1. September 1883 durchgeführt wurden, gemäß dem Programm der internationalen Polarforschung. Im Wesentlichen bestanden die Beobachtungen in stündlichen Bestimmungen der Temperatur, des Luftdrucks, der Luftfeuchtigkeit, der Windrichtung und Stärke der Bildung und Zugrichtung der Wolken u. Daneben wurden ebenfalls stündlich die Ablesungen der Deklination, Inclination und Intensität des Erdmagnetismus aufgeschrieben.

Die absoluten Werthe der letzteren drei Größen wurden monatlich zweimal und die Konstanten der magnetischen Variationsinstrumente im Ganzen dreimal bestimmt. Am 1. und 15. jedes Monats mußten während 23 Stunden die Variationsinstrumente von 5 zu 5 Minuten und eine Stunde lang von 20 zu 20 Sekunden abgelesen werden. Auffällige Schwankungen des Erdmagnetismus zwungen in Verbindung mit dem Erscheinen des Polarlichtes erforderlichen gleichfalls ein häufigeres Beobachten der Instrumente. Astronomische und geodätische Arbeiten, Polarlicht- und Erdstrombeobachtungen u. s. w. ergänzten das Arbeitspensum der Expedition.

Vollständig eingerichtet war die Station erst im Oktober. Westlich und östlich vom Wohnhause erhoben sich das Variations- und das astronomische Observatorium, letzteres zum großen Theil aus Bruchsteinen aufgebaut. Hundert Schritte nördlich davon befand sich das Observatorium für absolute magnetische Messungen. Zwischen diesem und dem Variations-Observatorium, sowie zwischen der Sternwarte und dem Wohnhause waren elektrische Verbindungen hergestellt. Im Arbeits- und Wohnzimmer der sieben wissenschaftlichen Mitglieder hingen an einem Steinpfeiler die Feudelnkasten und zwei Barometer. Auf einem Bord darüber standen die Registrirapparate für die Beobachtungswinkel und den Luftdruck nebst dem Zeitregistrator der Sternwarte. Ersterer stand in elektrischer Verbindung mit dem Robinson'schen Schalenkreuz, welches oberhalb der Windfahne auf einer hohen Stange an der Dürste des Hauses angebracht war. Ein sechsfüßiger Refraktor und das Universalinstrument hatten südlich von dem Hause Aufstellung gefunden. Im Norden unmittelbar hinter

dem Hause war das Thermometerhäuschen placirt. Der Proviant lagerte theils im Proviantsaal an der Hinterseite des Wohnzimmers, theils zwischen dem Hause und dem Bache im Freien.

Die Witterung begann Ende September unbeständig und unfreundlich zu werden. Häufige Regen- und Schneeschauer wechselten mit wenigen schönen Augenblicken. An den Bergen und über dem Fjord lagerten sich dichte Nebelmassen.

Vom 1. Oktober ab hielt sich die Temperatur unter Null Grad und erreichte am 30. Oktober schon — 24,5 Grad C. Das Monatsmittel ergab sich zu — 10,7 Grad C. Am 20. Oktober war der Fjord zugefroren und bald bedeckte eine mehrere Fuß hohe Schneedecke Eis und Land. Der Bedarf an süßem Wasser, den man bisher mittels Boot von einem Wasserfall am linken Ufer beschafft hatte, weil das Flußwasser in der Nähe der Station wegen der aufsteigenden Fluth bradig schmedete, wurde nunmehr durch Schmelzen von Schnee gedeckt. Den Schnee holte man aus einiger Entfernung in großen Kisten auf dem Hundeschlitten des Eskimos herbei. Später wurde Eis aus dem oberen Theil des Flusses genommen. Die fernestehenden Nächte der Monate November und December brachten fast regelmäßig die überaus prächtigen Polarlichterscheinungen. Im Januar und Februar traten sie weniger häufig auf, im Frühjahr äußerst selten und in den hellen Sommer Nächten verschwanden sie natürlich gänzlich. Der Verlauf dieser Erscheinungen war im Allgemeinen stets derselbe. Wenige Grade über dem südlichen Horizont schossen zuerst vereinzelte Lichtgarben zum Zenith empor. Sie sich schnell vermehrend bildeten die Strahlenbündel schon nach Verlauf weniger Minuten ein ununterbrochen leuchtendes Band, dessen äußerer Rand sich gegen den dunkelblauen Himmel scharf abgrenzte. Der obere Theil dieses Bogenes gefranzt durch die bald mehr bald weniger hoch aufsteigenden Strahlen. Das Band bewegte sich in seiner ganzen Längenausdehnung langsam in der Richtung von magnetisch Süd nach magnetisch Nord und warf sich in mannigfache Falten, die ihm das Aussehen eines langen, glänzenden Vorhanges verliehen. Die Lichtsäule wechselte von der Helligkeit der Milchstraße bis zu der des Mondes und zwar nicht allein bei verschiedenen Nächten, sondern auch im einzelnen Bande selbst. Durch das gleichmäßige Fortschreiten der größten Helligkeit im Bande von West nach Ost und umgekehrt wurde der Eindruck einer wogenden Lichtmasse hervorgerufen. Das Zenith erreichten die Bänder selten. Meist erloschen sie schon in einer Höhe von 45 bis 60 Grad, entweder gleichzeitig in ihrer ganzen Länge oder an verschiedenen Stellen, wodurch sie sich wieder in vereinzelte Strahlenbündel auflösten, die dann nach und nach verschwanden. Eine der schönsten Erscheinungen war es, wenn die Bänder vor dem Erlöschen sich zu einem Kranz aufrollten. Der untere Rand zieht sich hierbei zu einer dichten, häufig flammenartigen Lichtmasse zusammen; aus dieser schießen die glänzenden Strahlen empor und bilden nach oben fächerförmig die sogenannte Corona borealis.

War die Erscheinung verschwunden, so entfiel meistens bald ein neues Band. Zuweilen zeigten sich auch mehrere gleichzeitig — ich zählte einmal deren fünf — die sich immer parallel zu einander und in gleicher Höhe hielten, niemals aber sich durchdringen oder berühren. Daneben erglühete an verschiedenen Stellen des Himmels auch vereinzelte Lichtgarben. Irgend welches Geräusch wurde in Verbindung mit dem Polarlicht niemals wahrgenommen. Leutenstille herrschte in der ganzen Natur, und wenn die Bezeichnung der Schneefläche als einer Leichenbede irgendwo



zulässig ist, so ist sie es hier, wo alles und jedes Leben erstorben scheint. Kein Laut ist vernnehmbar, kein Lüftchen regt sich, das Raufchen der Wellen im Fjord ist verstummt und das Plätschern des Wassers ersticht durch die darauf lagernde mächtige Eisdede. Doch ab und an unterbricht ein lautes Strachen und Stöhnen die Stille und mahnt uns, daß die Natur nicht erstorben ist, sondern nur schläft. Denn wie die Luft eines Schlafenden hebt und senkt sich die gewaltige Eismasse des Fjordes in regelmäßigen Unter-

vallen unter dem Einflusse von Fluth und Ebbe. Bei jeder Hebung zerberst das Eis längs des Ufers, die Fluth hebt die Schollen den Strand hoch hinauf und thürmt sie zu wunderlichen Figuren übereinander. In einer ununterbrochenen Reihe befürchten diese durch einander gewürfelten Schollen den Strand. Um auf das dahinterliegende ebene Eis zu gelangen, muß man sich mühsam über den Eisfuß hinwegarbeiten.

## www.libtool.com.cn Skizzen aus Algerien.

Von H. Robert.

### I. Nach Voghhar. (Erste Hälfte.)

Zur Zeit als Abd-el-Kader aus dem Höhepunkt seiner Macht stand und als Zultan über die ganze Provinz Oran, über die Hochplains der Provinz Algier und den weiten Saharaanhang gebot, errichtete er an den wichtigsten Punkten, wo eine Kommunikation zwischen den kultivierten Theil und der Wüste möglich war, feste Stationen, die er mit regelmäßiger Militär besetzte. Sie sollten ihm nicht nur als Stützpunkte dienen in dem heiligen Kriege, den er vorbereitete, sondern auch die unzuverlässigen Wüstenkämme im Zaume halten, welche in der Wüste kaum erreichbar, nur dann gefaßt werden konnten, wenn die glühende Sommer Sonne sie mit ihren Herden auf die Hochplains hinübertrieb. So entstanden Erdbau an der großen Handelsstraße von Tlemcen nach dem Innern, Saïda am Ausgange der Schlucht, durch welche der gleichnamige Fluß von der Hochfläche zur Ebene Eghiz herunterfließt, und Voghhar am Schellif, genau da, wo er sich aufsteigt, den Abhang zur Küstenebene hinab zu durchbrechen. Der Emir hatte die Wege ausgezeichnet gewißt und nach seiner Unterwerfung konnten die Franzosen nichts Besseres thun als seine Befestigungen zu regelmäßigen Citadellen ausbauen, in deren Schutz nun längst blühende Städtchen entstanden sind. Saïda hatte ich im Jahre 1881 einen Besuch abgestattet, Erdbau war damals des Aufstandes der Ued Sidi Schelil halber nicht zugänglich gewesen. Diesmal dagegen war überall in Algerien Frieden und Ruhe und so entschlossen wir uns — meine Frau und ich — Voghhar einen Besuch zu machen, um auch in der Provinz Algier das Land in seiner vollen Breite kennen zu lernen. Die Reise von Algier nach Voghhar bietet keinerlei Schwierigkeiten, wie ja überhaupt in ganz Algerien das Reisen jetzt ganz bequem geworden ist; eine Dilligence geht von La Giffa an der Reichsbahn bis zur Oase Vaghuat (el-Aghuat) und die Unbequemlichkeit des Dilligencefahrens ist die einzige auf der ganzen Tour; gute saubere Wirthshäuser findet man bis in die Sahara hinein überall.

Am 10. April ließen wir uns von dem Mittagszuge der Bahn Algier-Oran nach La Giffa bringen und bestiegen dort die Dilligence, die uns zunächst nach Medeah befördern sollte. La Giffa ist ein aufblühendes Dörfchen, das sich dank seiner fruchtbaren Umgebung wieder von der furchtbaren Katastrophe von 1867 erholte hat. Ein eigenthümlich eng umgrenztes Erdboden zerstörte damals das Dörfchen, das und bewachsbarte Kouzaïaville beinahe vollständig, während das kaum eine gute Stunde entfernte Midah nur ganz wenig litt. Die Straße läuft über eine Stunde lang schrägerade durch die Ebene, dann rücken die Hügel

näher, ein paar Mühlen von wunderbar schönen Drangengärten umgeben liegen an der Straße und gleich darauf verengt sich das Thal und die berühmten Gorges de la Giffa beginnen. Die malerische Schlucht gehört zu den Schönbildigkeiten Algiers, deren Besuch für jeden Wintergast obligatorisch ist und schon so oft beschrieben worden ist, daß ich mir hier eine genauere Schilderung ersparen kann. Nur darauf möchte ich jeden Besucher aufmerksam machen, daß der romantischste Theil der Schlucht erst am Hotel des Singes beginnt. Die Felsentafeln aus Midah, welche gewöhnlich die Fremden dorthin bringen, pflegen das Gegentheil zu versichern und drehen nur zu gerne am Hotel um und der Tourist kommt nach Midah zurück mit einem Gefühl der Enttäuschung, denn er hat wohl ein gutes gewundenes Thal mit steilen bewaldeten Hängen gesehen, aber keine Felsen und keine Affen, die ausgenommen, welche al fresco gemalt die Zimmerwand in den stündlich theuren Affenhöten zieren. Ist er ein Zoologe, so ärgert er sich auch bei diesen noch darüber, daß der Vater seiner Phantasie allzu freien Spielraum gelassen und statt des *Insus caudatus*, der doch den Namen vom Mangel des hinteren Abhängels trägt, lauter langgeschwänzte Meerlachen abkonterfeit hat. Wer sich mit den gemalten Affen nicht begnügen will, dem wird allerdings ein alter verwitterter Fels — er gäbe eine Prachtfigur für Meißner Gräbner — anbieten, ihn an eine Stelle im Thal des Ruissan des Singes zu führen, wo er sicher lebende Affen zu sehen bekommen könne, aber vorsichtige Menschen begnügen sich besser mit dem Anblick der kleinen Octavie, die wirklich ein ganz niedliches Affchen ist. Nicht als ob überhaupt keine Vierfüßler in der Schlucht vorkämen; der Wogot (*Insus caudatus*) ist durch ganz Nordafrika in seligen Schluchten anzutreffen und stellenweise so häufig, daß er durch seine unerschämten Räuberereien löstig wird, auch an der Giffa halten sich noch Pandas, aber sie sind so selten und vorsichtig, daß man sie nur unter ganz besonders glücklichen Umständen zu Gesicht bekommt; ich habe frei lebende Affen nicht gesehen, obgleich ich fast alle ihre Lieblingswohnplätze in Algerien — außer der Giffa-Schlucht die Gorges de Palestro, den Gouaia bei Bougie und Chabet el Akra — besucht und zu Fuß durchforscht habe. Vor dem Versteig zieht er sich überall zurück, im eigentlichen Kabanlande dagegen ist er häufiger und frecher, als es den Kapteln lieb ist, gerade als ob er sich eines besonderen Privilegiums bewußt sei. Die Wogamen — daher im Allgemeinen tödten nie einen Affen, denn sie wissen, daß der Kabi, wie sie ihn in Alger nennen, ein vernünftiger Mensch ist, ein Abstammung jüdischer Stämme, die,



wie der Kocan meldet, ihres Unglaubens wegen von Moses verflucht wurden. Auch der Kabyle theilt diesen Glauben, und wenn er es auch gerne sieht, daß der Europäer dann und wann einen Akt wegdreht, er selbst wird ihn nie tödten, obgleich er seine Thügärten und Weinberge Tag und Nacht gegen ihn bewachen muß. Wendet der Wächter einen Augenblick den Rücken, so geben die Zuhörer das Signal und in ein paar Minuten ist ein Baum geleert. Mitunter beraubten sie auch die Äpfel förmlich an Trauben und Reben und fallen den Wächtern in die Hände. Aber auch dann thut ihnen der Kabyle kein Leid; hier und da verfaßt er einen Gefangenen an die Franzosen, aber für gewöhnlich thut er das nicht, sondern näht ihn in eine rotze Weste fest ein, hängt ihm an einem festen Eisendraht ein Schellchen um und läßt ihn dann laufen. Das Thier sucht natürlich allezeit seine Familie wieder auf, aber diese, erschreckt durch das ungewohnte Kostüm und die Schelle, flüchtet vor ihm und verläßt schließlich die Gegend ganz.

Vom Affenhotel ab wird die Geschäftsflucht wirklich großartig, die Abhänge werden zu Hellen und treten so dicht zusammen, daß es keine Kleinigkeit gewesen ist, die Straße hindurchzuführen; häufig ist sie in den Felsen gehauen und an einer Stelle bildet sie eine förmliche Gallerie. Ein verwitterter Steinloß hat hier Jahre lang die Passirenden bedroht, bis er im November 1857 zusammenstürzte; noch erkennt man den mächtigen Schuttkegel. Am Abgange stehen ein paar stattliche Eiden und unter ihnen liegt ein einmiesiges Wirthshaus; dann erweitert sich das Thal etwas, aber nun beginnt die Straße in unglüklichen Serpentin den steilen Abhang zu erklettern, an dem hoch oben Medrah hängt. Ein guter Fußgänger ist rascher oben als die Hygiene. Es war mittlerweile dunkel geworden, der volle Mond goß ein zwieseltelndes Licht über die verworrenen Thäler und die gewaltige Masse des Mt Beni Salah, des Berges von Ouidah. Bergeshöhe schied ich mich über die Jagdrichtung zu orientiren, der Mond stand bald vor uns, bald hinter uns, bald rechts, bald links. Mitunter schien es, als stände der Wagen still und müßte schließlich zurüdtrollen, denn die algerischen Pferde laufen zwar einen ausgezeichneten Trab und sind dabei so ausdauernd, daß 30 km als die gewöhnliche Länge einer Postkutsch-Clappe angesehen werden, aber auch 35 und 40 km vorkommen, die ohne Halt im Trab durchfahren werden, aber im Schritt gehen sie ganz erdäutlich und kommen mit einer Vast kaum vom Hied. Die französischen Straßenbaumeister nehmen darauf sorgsamst Rücksicht und jucken stundenlange Umwege nicht, nur damit die Straße in beiden Richtungen im Trab befahren werden kann. Hier nach Medrah hinauf hat sich das aber beim besten Willen nicht machen lassen und so braucht man auf 32 km Fahrstraße fünf bis sechs Stunden Fahrzeit.

Endlich war aber doch die Höhe erstiegen und in raschem Trab ging es nun hinunter nach dem nahen Medrah, wo wir leider mit einem winzigen Stüchden vorlieb nehmen mußten, da das ausgezeichnete Hotel überfüllt war.

Am andern Morgen gingen wir zeitig hinaus, um den als Aussichtspunkt berühmten Tschabel Dalka zu besichtigen. Es ist das gerade keine schwere Aufgabe, denn der Dalka ist zwar, von der Ebene aus gesehen, ein sehr respektabler Berg von 1068 m Höhe, da aber Medrah selbst in einer Höhe von mehr als 900 m an seinem Abhange liegt, impuntiert er von dieser Seite weit weniger, und die einzige Schwierigkeit für uns bestand darin, daß der ganze flache Rücken nördlich der Stadt Dalka heist und uns niemand genau sagen konnte, wo eigentlich der berühmte Aussichtspunkt liege. Wir gingen also auf's Gerathewohl bergauf

zum nächsten Thore hinaus. Eine ganz andere Natur umgab uns hier als in Algier. Als wären wir in der Heimath, so grünten und blühten hier Kirichen, Virenen und Pflaumen; Silberpappeln, italienische Pappeln und Ulmen standen die Straße entlang und fingen eben erst an ihre Blätter zu treiben; Hainbuche und Weibdorn bildeten mit blühenden Duniten gemischt die Hecken, und mit streuten beglückten wir unter ihnen unsern Esharob (Ficaria ranunculoides) und die dolbenblüthige Vogelmilch (Ornithogalum umbellatum). Es war prächtig klar, die Sonne schien warm, die Vögel jubilanten, wie bei uns im Mai; sie sind in Algerien viel zahlreicher als in Italien, da der Franzose durchaus nicht in dem Maße die Vogelwöberei betreibt, wie der Italiener, und der Eingeborene die kleinen Vögelchen gar nicht bradlet.

Schon von der Stadt aus hat man einen wunderbaren Rundblick über das nach Süden hin langsam sich senkende Plateau von Medrah, das ein prächtiger Bergkranz von Jaccar und Laransensis an bis zum Dschebel Tira bei Kumlale umfängt. Aber auch in diesem Range springen nur wenige Kruppen in die Augen, es ist mehr ein gleichmäßiger Ring, der Abhang der höheren Plateaufläche, nicht eine Gebirgskette. Die ganze nähere Umgebung war mit Weinbergen bedekt und weiterhin sieht man überall sabylische Tagelöhner beschäftigt, den Boden anzureden zu neuen Anlagen. Es ist fast unglaublich, welche riesigen Fortschritte der Weinbau in Algerien und damit die allgemeine Volkskultur seit drei Jahren gemacht hat; Algier hat wahrhaftig Ursache, der Phylloxera vastatrix einen Danktempel zu errichten, natürlich unter dem Vorbehalt, daß sie das Land selbst mit ihrem Befehle verflucht. Als ich 1881 die Provinz Oran bereiste, wurde mir nur zweimal algerischer Wein vorgelegt und nur bei Mastara hatte der Weinbau größere Wichtigkeit. Diermal habe ich in ganz Algerien keinen Tropfen fremden Weines erhalten und ich muß gestehen, ich habe den algerischen arg vermischt, als wir nach Tunis kamen und uns dort wieder mit den Sabylanten von Gette begnügen mußten. Die mit Reben beplante Fläche ist im Allgemeinen auf das Dreifache, an manchen Stellen aber, wie um Bona, auf das Fünffache gestiegen und ganz sabelhafte Gewinne sind aus dem Verkauf anscheinend wertlosen Terrains erzielt worden. Der Export hat schon beträchtliche Dimensionen angenommen und die diejährige Ausfuhrleistung in Bordeaux hat sich zu einem wahren Triumph für die algerischen Weinproduzenten gestaltet.

Allerdings heißt dem glänzenden Vöbe auch der Schatten nicht. So lange nur die aus Südfrankreich auswandernden Vignerons Weinberge pflanzen, war alles gut, die Leute verstanden das Handwerk und wußten die Rebe und den Wein zu behandeln. Nun hat sich auf einmal die Spekulation der Sache bemächtigt und Weinberge wie Keller sind Leuten anvertraut, die nichts davon verstehen; ich habe Kahlen das Schneiden mit einer Zichel besorgen sehen. Auch die Kelleranlagen haben mit der Ausbreitung der Weinberge nicht Schritt halten können und so kann eine Reklamation nicht ausbleiben. Dinehin ist die Weinbereitung in Algerien beendlicher wie bei uns; Rebe und Wehrung müssen noch bei hoher Temperatur erfolgen und letztere führt nicht selten zu übermäßiger Säurebildung. Der einzelne Weinproduzent in dagegen machtlos; Aktiengesellschaften haben es mit künstlicher Aufbällung versucht, doch ohne sonderlichen Erfolg; jetzt will man große gemauerte Eiternen anlegen, die innen mit glänzten Platten bescheidet sind in der Weise, wie man sie in Nizza für die Ablagerung des Provençeröles hat. Schließlich wie man sich in den wärmeren Distrikten vielleicht genügt sehen, wie in Malaga, zum vorläufigen

Trocknen der Trauben und zur Weinfabrikation aus den Koffinen überzugehen. Die Ausfleckung in Rouen hat den algerischen Weinen ein entsetzliches Fläske gebracht; von circa 1200 ausgestellten Weinproben fand die Jury trotz aller Sympathie mit den Weinleuten in Nordafrika nur einige tadelig gut. Möge diese Feste in Algerien beherzigt werden und zur Vorhilfe und Anpassung an das Klima mahnen! Der französische Kultivateur hängt leider im Durchschnitt noch zäher an seinen ertöbten Methoden und Vorurtheilen als unser Bauer, und entschließt sich nur schwer, von dem abzugehen, was sich in der belle France seinen Vorfahren bewährt hat.

Medeah mit seinem relativ kühlen Klima ist für den Wein ganz besonders geeignet und sein Weißwein gilt für den besten im Lande. Aber auch andere Lagen sind nicht zu verachten. Die Weinproduktion ist übrigens hier niemals so ganz unbedrohen gewesen wie in Marekko, wo die fanatischen Herrscher alle Weinflöße, soweit sie erreichbar waren, vernichten ließen und seitdem nur noch die unabhängigen Uled Aïf an der Nordküste die Rebe der Koffinenfabrikation wegen kultivirten. Noch 1732 weicht Schaw von algerischen Weinen zu berichten, sie hätten früher dem besten Vermittlage an Lehaftem und lieblichem Geschmack nicht nachgegeben; aber seitdem 1723 und 1724 die Deutschen sie so furchtbar verwüstet, sei der Wein ausgeartet und habe seine gewöhnlichen Eigenschaften noch nicht wieder erlangt, obgleich er immer noch mit den gewöhnlichen spanischen und portugiesischen Weinen um den Vorzug streite. Im Alterthum war Nordafrika ja als Weinland berühmt; in Tanger, das eine Traube im Wappen führte, rühmt Plinius ellenlange Trauben, und in Tinnien nennt er Gegenden, die an denselben Stöcken zweimal im Jahre Veste hielten.

Um Medeah ist noch kaum genug für Weinberge, denn schon in geringer Entfernung von der Stadt beginnt wieder der Dufschwalm, hier fast nur aus niederen Giden (*Quercus illex*) bestehend, und zieht sich bis zur Höhe hinauf; dort hat man eine überraschende ausgedehnte Fersucht bis zum Timgjura und zum Meer. Nicht gegenüber liegen die beiden Zwillingberge Beni Salach und Mouzaia, zwischen denen die Giffa sich ihre Schlucht zur Meidtscha hinauf gegraben hat. Sie sind auch von dieser Seite her ein paar ganz respectable Berge, durch ein tiefes Schluchthal von der Hochebene getrennt, von der sie offenbar einstmals einen Theil bildeten. Die Ausbildung selbständiger Bergmassen am Abhange der ersten Plateaufstufe wiederholt sich in Algerien mehrfach; sie ist aber nur eine scheinbare Abweichung von der Regel und die Erklärung sehr leicht. Die ständig am Terrassenrande nagenden Klüfte haben hinter den harten Kalkmassen der beiden Berge weichere Schichten gefunden und sich so ein Thal parallel dem Rande gestrichen, das sich noch immer vertieft und gegen die Hochebene hin verlängert und mit der Zeit zu einem Vngenthal wird, das eine ganze Verglette von dem Hochplateau löstrennt. Das ausgewaschene Gestein hat den See, der sich einst zwischen Sabel und Beni Salach ausdehnte, in die fruchtbare Meidtschabene verwandelt. Ganz ähnliche Vorgänge sah ich wenige Tage später in der Umgebung von Boghar und nachher noch oftmals an den Rändern und im Innern des oirantischen Hochplateaus. Ueberall nagen die Wässer an dem ungeschützten Kiesenblock, und so gering auch ihre Wirkung scheint, sie werden schließlich einmal dahin kommen, die ungeschüttete Plateaumasse in ein Hügel- und Bergland mit scharfen Graten und tiefen Thälern umzuwandeln.

Die beiden Berge sind übrigens auch an ihrer Südseite

durchaus nicht kahl; wo nicht gerade die Felsen steil abstürzen, sieht man Oräu und oben erkennt man deutlich den berühmten Edermald. Wüsthafte Berge sind überhaupt in Algerien selten; selbst an den Kalkmassen, welche den Hochtaun den Timgjura bilden, wächst noch überall die Eder (*Cedrus atlantica*) und baumartige Eiche mit Kalktaubenblättern (*Quercus castaneaefolia*), und fast alle anderen Berge, die ich gesehen, und das ist ein hübscher Theil des Landes, haben Waldvegetation bis zum Gipfel hinauf, und bedürfen nur Schutz gegen die Ziegen und gegen die Araber, um sich bald wieder um Wald zu bedecken. Erstere sucht man durch tüchtige Pflanzungen zu vermindern, schwerer ist es mit den Arabern. Im Sommer, wenn der Boden von der Sonne angetrocknet und durchglüht ist, genügt ein Funke von einem Hirtenfeuer, die Nachlässigkeit eines Kindes, um Quadratrainen von Wald in Asche zu verwandeln; der Araber brennt die Wälder aber absichtlich wieder, um Weide für seine Schafe zu gewinnen, oder neuerdings auch um der Regierung einen Fiskus zu spielen. Vor und nach Aufständen nehmen die Waldbrände darum immer zu und hat man zum Erlaß eines Gesetzes schreiten müssen, welches bei absichtlich angelegten Bränden den benachbarten Gemeinden die Kollektivverantwortlichkeit auferlegt. Das hat denn auch einigermaßen geholfen; im Jahre 1882 kam das Gesetz nur in zwei Fällen zur Anwendung und so furchtbare Wälder wie in den früheren Jahren sind überhaupt nicht mehr vorgekommen.

Medeah selbst bietet dem Fremden durchaus nichts, obgleich es auf der Stelle einer römischen Niederlassung und theilweise aus deren Trümmern erhalten ist. Der antike Name hat sich auffallend rein erhalten; die Römerstadt hieß ab Medias, heute schreiben die Franzosen zwar offiziell Medeah, aber gesprochen wird es an Ort und Stelle ganz allgemein Medeah. Uebrigens ist die Ableitung doch nicht so ganz direkt, denn aus Medias hatten die Verber zunächst mit der im Süden so häufigen Buchstabenverwechslung Yembia gemacht und daraus wieder die Araber el Media; ein Eingeborener von Medeah heißt aber im Lande heute noch Yembani. — Von arabischen Ueberresten ist so wenig vorhanden, wie von römischen, obgleich die Stadt im zehnten Jahrhundert von den jizitischen Sultanen neu begründet wurde und von da ab bis zur Eroberung durch die Franzosen immer eine gewisse Wichtigkeit behalten hat. Die Umgebung aber ist noch vielfach in den Händen der Eingeborenen, die sich zwar arabisch tragen, aber echte Verber sind. Ueberall sieht man ihre Steinhäuschen mit Ziegeldächern, meistens in einem Garten gelegen und nur ein paar zusammengegruppirt; größere stadthafliche Ansiedelungen liebt der Kaleb einmal nicht. Die Stadt ist darum ganz den Franzosen und den eingeborenen Juden überlassen und sieht genau aus, wie alle diese algerischen Städte: eine Zinnenmauer in regelmäßigem Viereck, geradlinige Straßen, die sich an dem Hauptplatze schneiden, und an der einen Seite die Soldatenkaserne mit den Kasernen; arabisches Gepräge, enge, gemündete Gassen, die sich nur in einigen Ecken erhalten, aber auch da sind die Häuser von französischer Konstruktion. Das Klima gibt für eine der angenehmsten und gesündesten in Algerien und die Umgebung für sehr fruchtbar. In dieser Hinsicht kann Medeah noch immer von sich sagen, was der geistreiche und hochfeste Bagabund Si Ahmed den Housfi einmahl nachsagte: „Medeah ist eine Stadt des Ueberflusses; wenn etwas Vases am Morgen hinein kommt, geht es vor Abend wieder heraus.“ (Schluß folgt.)

## Streifzüge in Portugal.

Von Spiridion Gopčević.

## II. Braga und Guimarães.

Die alte Bischofsstadt Braga ist die drittgrößte Stadt Portugals (1878 fast 20 000 Einwohner). Sie liegt in einer Thalebene und besteht aus einem Kern, von dem aus sich nach drei oder vier Richtungen Vorstädte erstrecken, so daß die Stadt, aus der Vogelperspektive gesehen, einem Seeferne gleicht. Das Centrum derselben bildet der riesige Platz Campo de Santa Anna, welcher durch prächtige Anlagen theilweise in einen Volksgarten verwandelt wurde, wo mehrmals wöchentlich eine ganz gute Militärkapelle spielt. Er bildet Abends die Promenade der Bevölkerung; an ihm liegen die meisten — allerdings beschidenen — Hotels, sowie die Kathedrale, der erzbischöfliche Palast und die Vestsbibliothek. Die Kathedrale stammt aus dem 11. Jahrhundert, wurde jedoch seither umgebaut und ist verhältnismäßig klein. Das Innere ist wunderbar und verwirrt auf den ersten Blick durch seine Unregelmäßigkeit. Zu beiden Seiten des Altars befinden sich die Gräber des Grafen D. Henrique und der D. Theresa. Um sie in jenen Platz zu zwingen, haben die biehenden Pragerer dem Grafen die Beine gestugt. An Merkwürdigkeiten besitzt die Kathedrale unter anderem ein mit Glöckchen behängenes Kreuz aus dem 16. Jahrhundert, eine wunderbare Orgel und das Grabmal des berühmten Erzbischofs D. Vourceno de Vourinã, welcher in der Schlacht von Aljubarrota (1385) sich durch besondere Tapferkeit auszeichnete und schwer verwundet wurde. Für diesen seinen Antheil an der Begründung der portugiesischen Unabhängigkeit wurde er vom König D. João I. sehr ausgezeichnet. Sein Grab wurde 1663 geöffnet und seine Leiche unverwest gefunden, wovon man sich noch heute überzeugen kann.

Außer der Kathedrale giebt es noch viele Kirchen, von denen aber höchstens noch die Santa Cruz erwähnenswerth ist. Alle sind mit dem Doppeltrenn geschmückt, zum Zeichen, daß der Erzbischof von Braga das Patriarchat über ganz Iberien in Anspruch nimmt. Auch sonst fehlt es nicht an Kapellen und Heiligenbildern, welche die Bigotterie der Bevölkerung verrathen. Darin machen die Pragerer unter den übrigen Portugiesen eine Ausnahme.

Während meines Aufenthaltes in Braga herrschte ganz besonderes Treiben in den Straßen und man sagte mir, es finde eine Vomeria (Wallfahrt) statt. Vom Campo de Santa Anna bis zu den Ausläufern der östlichen Vorstadt waren alle Heiligenbilder und Kreuze besonders geschmückt. Einige waren von Krämpfen umgeben, die meisten mit Blumengeirnen, Sträußchen, Blumenbüschen, Vasen, Ampeln, Kerzen, ja sogar mit Spiegeln, Theelhalen, Flaschen, Strohbüten und dergleichen Dingen geschmückt, deren Verziehung zum Heiligenbilde mir unerträglich war. Seit ich übrigens in Lourdes Säbel, Pistolen, Krullen, Strümpfe, Epauletten, Felsen, Kautschukbussen, Strümpfbänder und Hosensträger als „Bettungsgegenstände“ aufgehängt sah, wundere ich mich über nichts mehr.

Durch die erwähnte Straße führt eine Tramwaylinie nach Bom Jesus, berühmt als Wallfahrtsort und mehr noch durch seine unvergleichliche Ansicht. Unter dem

Tramway hat man sich aber nicht eine gewöhnliche Pferdebahn vorzustellen — einzelne Waggons wurden von Ochsen gezogen! Warum, weiß ich nicht, da ich nicht mit der Ochsenbahn fuhr, sondern zu Fuß nach Bom Jesus ging. Ebenso benutzte ich auch nicht die Drahtseilbahn, um den 386 m hohen Berg zu erklimmen, sondern den gewöhnlichen Fassionsweg, welcher viel interessanter ist.

Bis an den Fuß des Berges geht man stets in der Ebene. Dann hat man die Wahl, sich entweder links von der Drahtseilbahn hinaufziehen zu lassen, oder rechts im Schweiße seines Angesichtes den Fassionsweg zu erklimmen. Letzterer ist sehr originell. An den ersten sechs Wegströmungen (die Straße führt im Zickzack hinan) liegt je eine Kapelle mit einem Brunnen daneben. Letzterer hat jedesmal ein anderes Ansehen. Der erste ist der „Hoffnungsbrunnen“; das Wasser sprudelt aus einer Arche Noah; der zweite ist der „Nägelbrunnen“ mit der Aufschrift: In de fuent aquas vivas; der dritte der „Fassionbrunnen“ mit in den Felsen gemeißelten Folterinstrumenten u. s. w.

Die Kapellen sind ebenso originell und sehenwerth. Sie enthalten sehr geschickt zusammengestellte Gruppen von 8 bis 20 Heiligenfiguren, welche so kunstvoll geschnitten und bemalt sind, daß sie Heiligenfiguren gleichen und der Ausdruck und das Charakteristische einzelner Personen geradezu verblüffend ist. Nach den ersten sechs Stationen kommt eine Kriestreppe mit vielen Statuen und Blumen. Sie fiel mir unwillkürlich ein, als ich heute in des Jaren Lustschloß Peterhof vor der Schloßterrasse stand. Auf diese Kriestreppe folgen abermals sechs Stationen und Brunnen, bis man endlich die auf dem Gipfel stehende eigentliche Wallfahrtskirche erreicht. Diese ist auffallend einfach und nüchtern, aber gerade dadurch wohlthätig für das Auge. Das Altarbild stellt die Kreuzigung vor und besteht aus 20 lebensgroßen in Holz geschnittenen Figuren. Ein mit Eisenstein eingelegetes Ebenholzkreuz, „Rom Jesus don Navagantes“ genannt, steht besonders bei den Seelenten in hoher Verehrung.

To man immer nur von der prächtigen Aussicht von Bom Jesus geschwärmt und mir das Besteigen der Thürme besonders empfohlen hatte, suchte ich den Klüster auf. Dieser meinte jedoch, er habe keine Zeit, und so sah ich mich veranlaßt, einen süßlich von Bom Jesus befindlichen, „Santo“ genannten Berg zu erklimmen, von welchem ich anahm, daß er eine noch bessere Aussicht bieten müsse, als der Bom Jesus. In der That hatte ich mich nicht getäuscht, denn ich machte eine Entdeckung, für welche mir meine Nachfolger gewiß dankbar sein werden.

Hinter der Kirche erstreckt sich ein wahrscheinlich zum Hotel da Boavista gehöriger großer und überaus schöner Park mit Teich, Bächen, Brücken, Felspartien, sorgsam gepflegter Vegetation, hübschen Anblicken, kurz ein reizender Fleck irdischen Paradieses. Durch diesen Park gelangte ich ins freie auf eine Straße, welche zu dem Berge Sameiro führte. Dort sah ich bloß eine kleine Kirche und vor

dieser eine vom Blitz zerschmetterte steinerne Marienstatue. Als ich zu dieser hinaufgestiegen war, stieg ich einen Schrei der Ueberraschung und des Entzückens aus. Eine so ausgedehnte Rundsicht hätte ich nicht erwartet! An meinen Füßen lag die Thalebene von Braga mit der Stadt und ringsum die banten, wechselreichen Gesteirne der Provinz Minho. Wenn man die Ausichten von der Wartburg nad dem Inselberg im Thüringerwalde und vom Johannsberge bei Danzig zusammen vereinigt, so hat man etwa einen Begriff von dem entzückenden Panorama des Sameiro. Und selbstverständlicher ist dieser Punkt bisher niemandem bekannt gewesen! Selbst in Braga wußten nur wenige darum, da die meisten sich mit der Wallfahrt nach dem Felsen begnügen und andere, welche sich etwa gleich mir auf dem Sameiro verirren, für Naturreize kein Verständnis haben mochten. Natürlich darf man den Sameiro nicht mit Nizé, Schalberg oder einer sonstigen Hochgebirgsansicht vergleichen.

Braga hat ein hohes Alter; es soll 296 Jahre v. Chr. unter dem Namen Bracara Augusta gegründet worden sein. Unter den Sueven war es Hauptstadt des Reiches. Ebenso residirten bis zur Eroberung Coimbra's die portugiesischen Monarchen daselbst. Nach dem 15. Jahrhundert begann jedoch Braga vor Lissabon ganz in den Hintergrund zu treten.

Von Braga sind es nur 20 km nach Guimarães, der „Wiege der portugiesischen Monarchie“. Die Straße führt über den Bom Jesus und Galperra, von welchem Punkte sich ein dem Sameiro ähnliches Panorama erschließt, nach dem Vado Caldas das Taipas. Daselbst soll für Sicht und Hautkrankheiten gut sein und war schon den Römern bekannt. An diese erinnert ein großer Granitblock mit der Inschrift: „IMP. CAES. NERV. F. TRAIAN“, was die Portugiesen höchst überflüssigerweise auf der andern Seite in ihre Sprache übersetzt haben.

Guimarães (1878 nahe an 8000 Einwohner) ist eine der interessantesten Städte Portugals. Seinen Beinamen „Wiege der portugiesischen Monarchie“ hat es daher, daß der Conde D. Henrique, als er 1095 vom König Alfonso VI. von Leon die Grafschaft Portugal zum Lehen erhielt, hier seine Residenz aufschlug. Sein Nachfolger D. Alfonso Henriquez wurde hier 1109 geboren. Eine der schönsten Stellen der Fustaden behandelt die Tene des Ego's Moniz, welcher 1127 die Stadt gegen Alfonso VII. von Leon zu vertheidigen hatte. Als er sich nicht länger halten konnte, verpflichtete er sich die Oberhoheit des Königs anzuerkennen, wenn dieser sich nach Galizien zurückziehe. Im nächsten Jahre gelang es jedoch dem Grafen D. Alfonso Henriquez, sein kleines Reich wiederzugewinnen und während alle ihm den Könige von Leon geleisteten Eid vergaßen, begab sich der einzige Ego's Moniz mit Weib und Kind zu D. Alfonso VII., um durch seinen Tod den Eohn des Monarchen zu bekräftigen. Gerecht von dieser Beweiskraftigkeit, schenkte ihm der König das Lehen und der Graf von Portugal blieb unangefochten.

Von Guimarães fagen die Portugiesen scherzend, es habe eine Kathedrale ohne Bischof, einen Palast ohne König und eine Brücke ohne Fluß („sem uma Sé sem Bispo,

um Paço sem Rei, e uma Ponte sem Rio“). Die „Kathedrale“ wird nämlich fälschlich so genannt, denn es ist nur eine Klosterkirche. Ihren Namen „Nossa Senhora da Oliveira“ hat sie von einem in der Kirche verwahrten Olivenbaum, über dessen Ursprung die Sage Folgendes erzählt:

Im Jahre 672 versammelte sich das Volk der Lusitaner, um einen König zu wählen. Die Wahl fiel auf Wamba, welcher jedoch rundweg ablehnte. Als ihn das Volk immer dringender bat, die Krone anzunehmen, stieg er gelangweilt seinen eisenschlagenen Stod in den Boden und schwor bei den vier Evangelisten, daß er erst dann König werden wolle, wenn der Stod zu blühen beginne. Andern Tages hatte sich der Stod in einen blühenden Delbaum verwandelt. Aber Wamba ließ sich nicht so leicht aus der Fassung bringen. Er behauptete, es sei mit höllischen Kräften gegangen und zum Beweis dessen werde er den Delbaum ansteigen. Aber die Wurzeln lagen zu fest und so blieb dem guten Wamba nichts übrig, als an ein göttliches Wunder zu glauben, in den lauren Apfel zu beißen und König zu werden. Er errichtete also einen Palast an dieser Stelle und das war das erste Haus von Guimarães. Dann bante er die Kirche und der heute in ihr gezeigte junge Delbaum ist ein Schößling von Wamba's blühendem Stod. Abgesehen von ihm wurden auch nach Brasilien gebracht und dort angepflanzt. In Anbetracht dieser Sage wurde es auch von D. João's I. Streikgenossen als gutes Omen betrachtet, daß er von hier aus seinen Feldzug gegen Spanien begann, in dem er durch die Schlacht von Aljubarrota (1385) Portugals Unabhängigkeit begründete.

Die Kirche ist auch ohne Delbaum ganz interessant. An der Außenseite des Schiffs besagt eine Inschrift vom Jahre 1387, daß D. João I. die Kirche aus Dankbarkeit für den Sieg von Aljubarrota durch Meister João Carr habe erbauen lassen. Die alte von Wamba gegründete Kirche scheint also demolirt worden zu sein, oder nicht mehr existirt zu haben. In der Kirche ist auch das Monument der D. Maria Figueira schenkwürth, welche in der Schlacht von Aljubarrota tapfer kämpfte, das Schwert in der Rechten, einen Palmzweig in der Linken.

Zum Kofell schreitet man auf einem hübschen Pfade hinan, der sich durch Felsen windet, welche von der üppigsten Vegetation überhangen. Die äußeren Mauern sind gut erhalten und an den Ecken und in der Mitte mit vieredigen Thürmen versehen. Ueber eine hölzerne Brücke gelangt man in die ehemalige Königswohnung. Doch ist dies nicht der älteste Palast; dessen Ueberbleibsel befinden sich unweit des Schlosses und sind jetzt in Kofernen verwandelt. Die Aussicht von den Zimmern des Schlosses ist entzückend. Von allen Seiten umgeben dichtelante Hügel die Stadt; das Kloster São Jeronimo und die Kirche N. S. da Penha (letzte auf einem steilen Hügel) sind die am meisten in die Augen springenden Objekte.

In der Stadt selbst kann man mit Genuß spazieren gehen und die alten Gebäude betrachten. Vom Marktplatz (Praça da Feira) hat man hübsche Ausicht. Von den Stadtmauern, die vom Könige D. Diniz errichtet wurden, liegt jetzt ein Theil mitten zwischen den Häusern.

## Aus allen Erdtheilen.

## Europa.

— In dem Vereine für Erdkunde zu Dresden sprach am 2. und 9. Mai d. J. Professor Dr. S. Kuge über die älteste geographische Gesellschaft, als welche nicht wie bisher diejenige in Paris (gegründet 1821) sondern die „Kosmographische Gesellschaft“ in Nürnberg zu gelten hat. Um 1740 gegründet, trat sie erst 1746 in die Defensivität; sie steht in engem Zusammenhange mit der Homann'schen Officin in Nürnberg. Diese ging nach dem Tode des Gründers, des berühmten Kartographen Johann Baptist Homann (geboren 1662, gestorben 1724) an dessen Sohn Johann Christoph Homann über, der, weil kinderlos, seinen Schwager, den Kupferstecher Eberberger, und seinen Freund Johann Michael Franz zu seinen Erben ernannte, unter der Bedingung, daß sie das Geschäft unter der Firma „Homann'sche Erben“ fortführten. Franz suchte eine Ehre darin, in seinen Karten Originalzeichnungen zu liefern, trat daher mit verschiedenen Gelehrten in Verbindung und wurde so der Begründer der „Kosmographischen Gesellschaft“, die sich in die mathematische, geographische und historische Klasse theilte. In einer 1750 erschienenen, von Begeisterung und patriotischen Gesinnungen getragenen Schrift „Kosmographische Nachricht und Sammlung auf das Jahr 1748“ erhob die Gesellschaft laute Klagen über den bedauerlichen Zustand der Vermessung und Messung der deutschen Länder, kritisierte die vorhandenen einzelnen Karten von Deutschland als sehr unzuverlässig und machte Vorschläge, wie die Erdkunde in Hinsicht Deutschlands zu verbessern sei. Einen Atlas von Deutschland zu schaffen, officielle und zuverlässige Landbeschreibungen zu veranlassen und überhaupt die Erdbeschreibung Deutschlands gründlich zu reformieren, das waren Ideen, welche die Kosmographische Gesellschaft verwirklichte. Vorsehungen, durch welche man ganz und gar an die Ziele erinnert wird, welche in neuerer Zeit die Geographentage aufgestellt haben. Zu den wichtigsten Mitgliedern der Gesellschaft gehörten Mayer, Lomow, Franz, Büdning, Böhme u. A. Tobias Mayer (geboren 1723 zu Marbach und gestorben 1792 zu Göttingen), Sohn eines Stellmachers und durchaus ein Autodidakt, trat 1746 in die Homann'sche Officin, entwarf baldoh mindestens 30 neue Karten, befaßte sich mit astronomischen Studien, besonders über den Mond, und gab durch die Verbesserung der Mondkarten das Mittel zur Verheimlichung zuverlässiger Kängen zur See. Johann Georg Lomow (geboren 1722 in Fürth, ermordet 1774 in Rußland) steht in enger Verbindung mit einem Projekte von Franz zur Verfassung der Mittel, die zur Gründung einer „Kosmographischen Akademie“ nöthig wären. Es sollten durch ihn vollkommenere Erd- und Himmelsgloben hergestellt werden, für welche die Annoncanten den Preis im Voraus zu bezahlen hatten; doch infolge solcher Berechnungen und ungenügender Einfälle konnten die Verrechnungen nicht erfüllt werden. Ebenso mißlang der Plan einer kosmographischen Lotterie, durch welche 20.000 Homann'sche Karten verlost werden sollten, und die Verlosung, durch die Kolportage eines Atlases von Deutschland die nöthigen Geldmittel zu erlangen. Die Verlosung von Franz, Lomow und Mayer als Professoren an die Universität Göttingen förderte die Erreichung des ursprünglichen Zweckes ebenso wenig, zumal es Franz nicht einmal möglich war, aus mir die Fülle der Homann'schen Officin nach dem neuen Siege der Kosmographischen Gesellschaft zu verlegen. Der Tod von Franz und Mayer und die Verlosung Büdning's nach Petersburg löste gegen das Ende des siebenjährigen Krieges die Gesellschaft auf; denn es

blieb nur noch Lomow übrig, der 1765 ebenfalls nach Petersburg berufen wurde, und zwar als Professor der Astronomie. (Verhandl. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin, 1884, Nr. 6 u. 7.)

— Am 21. Oktober wird in Manchester und gleich darauf in Edinburgh eine neue geographische Gesellschaft gegründet, die sich als die erste in Großbritannien außerhalb Londons, die vornehmlich bald in Liverpool und Glasgow nachfolgenden finden werden, wenn auch dort mehr Gewicht auf die sogenannte Handelsgeographie gelegt werden dürfte. Auch Dundee mit seiner Flotte von Walfisch- und Seehundsfängern könnte ganz gut eine eigene Gesellschaft haben, welche artistischer Forschung Unterstützung ließe. So viel derartige Gesellschaften aber auch entstehen mögen, so muß nach Ansicht der „Times“, denen wir obiges entnehmen, doch die „Royal Geographical Society in London stets das Centrum geographischer Forschung in England bleiben.

## Asien.

— Der englische Reisende Charles R. Doughty hatte seine zum Theil in Bd. 39 die 41 des „Globe“ veröffentlichten Routenreisen aus dem nordwestlichen Arabien zu einer Gesamtkarte des Gebietes zwischen dem Meerbusen von Akaba, Oail und Neffa zusammengearbeitet, welche im Anhange der Proceedings of the R. Geographical Society veröffentlicht wurde, doch ohne die letzten Verbesserungen und Zusätze des Autors. Von dieser Karte hat nun die R. Geographical Society eine zweite Auflage unter dem Titel „A sketch map itinerarium of part of North Western Arabia and Negd by Charles R. Doughty, (ungefähr 1830) veranfaßt, worin nicht nur alle nöthigen Verbesserungen, sondern auch die zahlreichen Routen Doughty's, eine große Menge von Höhenjahren und geologische Grenzen nachgetragen sind. In dieser Hinsicht bezeichnet die Karte einen gewaltigen Fortschritt in unserer Kenntnis von der Wiege des Mohammedanismus.

— Die letzten Nachrichten von der meteorologischen Station Sagahur an der Renamündung datiren vom 3. Januar und 14. Februar dieses Jahres. Die im vergangenen Jahre aus Jafut'st eingeschnittenen Voden hatten unter der ohnehin schon spärlichen Bewölkung des Renadeltas große Verbesserungen angedeutet. Fast alle in Unlan lebenden Jafuts, 70 an der Zahl, sind daran gestorben, und in den drei Anhebungen am Kap Wafow erlagen 40 Personen; selbst in Unlan, dicht bei der Station, starb im December ein Jafut, der vor der Seuche gestorben war. Die Besatzung der Station befand sich im Februar bei guter Gesundheit und hatte bei ihren reichlichen Vorräthen von frischem Fleische keine Furcht vor dem Eorbat. Die magnetischen Stürme waren nicht so heftig als im vorhergehenden Winter. Die größte im December beobachtete Kälte war — 48° C., und im ganzen war der Winter viel milder als im Vorjahre. Frühe von mehr als — 40° waren selten und Temperaturen von — 52° wurden in diesem Winter nicht beobachtet. Die durchschnittliche Temperatur des Februar betrug nur — 33°, anstatt — 41°, wie im Jahre 1883. Dagegen waren starke Winde häufiger als im Vorjahre.

— Alljährlich entlassen viele Zwangsarbeiter aus Sachalin und versuchen das Festland zu erreichen; aber nur höchst selten gelangt einer an einen bewohnten Ort des Festlandes. Hier erzählt der Hüftstich, daß er sich seines Namens nicht erinnere, er wird auch neue nach Sachalin zu



rückwärts, jedoch nur auf fünf Jahre. Die Flucht ist daher ein Mittel, eine lange Arbeitsfrist um einen guten Theil zu verkürzen. Zur Flucht wählen die Leute gewöhnlich den Winter, weil dann der Tatarische Haß gefroren ist und die Möglichkeit vorliegt, das Fehland bald zu betreten. Aber da die Hirschkühe sich nicht mit Weizenkörnern versehen können, so sind sie gezwungen sich von Wurzeln (Kaudu) zu nähren, welche sie unter dem Schnee hervorholen. Viele kommen schon durch Hunger auf Sachalin selbst nur, andere gelangen bingering und erkranken auf dem Fehland, um hier zu sterben. An der ersten Stelle des Tatarischen Volkes springt am Fehlande ein kleines Vorgebirge vor, es führt den Namen „Vorgebirge des Todes“. Hier ist der Boden bedeckt mit Knochen umgekommener Hirschkühe. — Eine Anzahl der eulassischen Sträflinge geht auch zu Grunde durch die Giskalen, welche mitunter eine regelrechte Jagd auf sie veranstalten, um sich der Kleider der Gefangenen zu bemächtigen. Jeder Sträfling besitzt einen Fels, Fährzeichen und Mähe und danach streben die Giskalen.

Kein Sträfling kehrt von Sachalin zurück; nach Ablauf der sechzehnjährigen Straftzeit werden sie auf der Insel angesiedelt, wobei die Regierung ihnen anfangs monatliche Rationen an Nahrungsmitteln verabfolgt. Zur Einrichtung einer Wirtschaft erhält ein jeder die allernothwendigsten Mittel: Bauholz, ein Pferd, Werkzeuge, Saatgetreide u. s. w. So sind durch Sträflinge bereits zwei große Ortschaften gegründet: Alexandrowskoje und Koksowskoje. Der Ackerbau geht aber nicht sonderlich auf der Insel vorwärts; der Roggen gedeiht schlecht, weil er oft durch Froste zu leiden hat, nur die Kartoffel giebt erträglich Ernte. Die Leute haben auch kein Weibchen zu arbeiten, weil die ihnen geleisteten Rationen sie vor dem Hungertode schützen.

— Wenn auch die Verbrechen, der weiblichen Jugend eine bessere Erziehung zu geben, in Indien vielfach von den verschiedenen Seiten Unterstützung erfahren (vergl. oben S. 271), so leiden doch die orthodoxen Hindos der Sache lebhaften Widerstand. Ihre Ansicht, die sie auf verschiedene Weise zur Geltung zu bringen suchen, geht dahin, daß die Schastros vorzuziehen, daß, sobald ein Mädchen mannbar wird, es auch das Leben einer verheirateten Frau führen soll, und demnach muß die Erziehung mit dem 13. Jahre abgeschlossen werden.

### Inseln des Stillen Oceans.

— Die Londoner Zeitungen bringen folgende Mittheilung: In Uebereinstimmung mit der Anfindung, welche Hr. Gladstone im Hause der Gemeinen zu Ende der vorigen Session gemacht hat, wurden Schritte gethan, um das britische Protectorat über alle südlichen Küsten von Neu-Guinea östlich von 149° östl. L. Gr. zu vergrößern. Telegraphisch hat der Commandeur auf der australischen Station Befehl erhalten, nach Neu-Guinea sich zu begeben und das Protectorat zu verkleinern, welches die dem südlichen Theil von Neu-Guinea vorliegenden Inseln einschließen wird. Aufhebung innerhalb des Protectorates wird gegenwärtig nicht gektacht werden. Ueberhaupt aber scheint man die Absicht zu haben, dort sehr vorzüglich vorzugehen. Wie die „Proceedings der N. Geogr. Soc.“ berichten, hat der High Commissioner für den westlichen Stillen Ocean der Geographischen Gesellschaft in Sidney angedeutet, daß

eine derartige Expedition, wie sie von General M'Dor geplant wurde, unter jetzigen Verhältnissen viel mehr Schaden als Nutzen haben würde. Die Gesellschaft hat darauf geantwortet, daß sie unter diesen Umständen keine derartige Expedition unterstützen werde.

Eine frisch und muster geschriebene Schilderung einer Erdumgehung durch das deutsche Schiff „Gisela“ bietet das Buch des Marineparrers F. W. Heim s.; Mitter der Kriegsschiffe des Deutschen Reichs. (Weipzig, H. Hart und Sohn; Preis 6 Mk.) Anker oft beschriebenen Plänen in Südamerika und Ozean bedachte das Schiff von unbesetzten Gegenden namentlich die Nordküste von Brasilien, über welche wir manches Neue erfahren; auch die Schilderungen von Kaibab, Ketau und anderen Punkten der Goldküste werden gerade jetzt Interesse erregen. Den Deutschen in den überreichen Ozeanfahrten widmet der Verfasser seine belobende Aufmerksamkeit; wir führen als Beispiel an, was er über unsere Landbesitzer in Hawaii mittheilt (S. 90 f.). In Honolulu nehmen sie (die Deutschen) eine hohe Stelle in Handel, Wandel und Kultur des ganzen Landes ein. Im Jahre 1878 wurden im Königreich der „Hawaianer Inseln“ (so der offizielle Name) 272 Deutsche gezählt, darunter in Honolulu 139. Ihre Zahl soll sich auf 500 vermehrt haben seitdem; jedenfalls aber sind die größten Handelsbänder deutsche Firmen oder Deutsche haben an ihnen Theil; einem deutschen Firmennamen ist die Verwaltung der arg vernachlässigten Waldwirtschaft übertragen worden; einem Deutschen die Erziehung der Hawaianer zu reglementirtem Gartenbau; seit über zehn Jahre wird die vortheilhafte königliche Militärkapelle von Herrn Kapellmeister Berger vorzüglich dirigirt zur Freude und zum Stolz der Eingeborenen; denn die Bande besteht ausschließlich aus Kanaken, denen die musikalische Begabung, welche der richtige Leitung sehr Nutzen leisten kann, gar nicht abzusprechen ist. . . . In deutschen Händen ist ferner eine Einrichtung, die geradezu in ihrer Art großartig und mühevoll genannt zu werden verdient: der Betrieb der Telephonie in seiner Anwendung auf den Privatverkehr, von der wir leider dabeim kaum eine schwache Ahnung haben. Die ganze Insel ist mit einem weinähnlichen Netz von Drahtleitungen überzogen, das in Honolulu zu einem so engmaschigen Netz, daß in besagter Stadt von 14 000 Einwohnern nicht weniger als derzeit 230 Telephonstationen in Privathäusern errichtet sind. . . . Ueberhaupt regt sich der Unternehmungsgeist mächtig. Ein Lieblingsplan des Königs ist es, das Inbmarine Kabel, welches zwischen San Francisco und Hiesobama protiektirt ist, von Honolulu aus legen zu lassen; vielleicht ein etwas fähiger und riskanter Plan. Auf der Insel Hawaii ist vor kurzem der erste Glühbühnenwagen abgelassen, ein kleiner, aber vielversprechender Anfang; ein Dack ist geplant für den Hafen und der Handel des Landes, durch den für beide Theile vortheilhaften Handelsvertrag mit Nordamerika begünstigt, nimmt täglich größere Ausdehnung an. Sonntagsportierel ist Jader, von dem schon 1878 über 80 Plantagen 56 Millionen Pund producierten, hat 8 Millionen im Jahre 1882. Ein anderer wünschender Ausfuhrgegenstand ist die Kaktusische Kiste Frucht der Banane, die zu prächtig zum Schmuck der Gärten heitragt und jetzt auch national geant wird. . . . Im ganzen überwiegt 1882 die Ausfuhr um 2 Millionen Dollars — gleich 8 Millionen Mark — die Einfuhr; ein gutes Zeichen für ein Land, auf dem 1820 die ersten Missionare die ersten schwachen Keime der Kultur ausstühten.

Inhalt: Tulasio's Reise in Westpreußen und Babelonien. XVIII. (Mit vier Abbildungen.) — H. Adde: Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Gumbel-Land. I. — W. Kobelt: Thieren aus Algerien. I. (Erste Hälfte.) — Spiridon Wopreic: Streifzüge in Portugal. II. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaction: 19. October 1884.)

Verlag: Dr. A. Krieger in Berlin, S. W. Unter den Eichen 11, III 27.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.

www.librol.com.cn

N<sup>o</sup> 20.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Hudec.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Diculaşov's Reise in Westpersien und Babylonien.

### XIX.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Diculaşov.)

Nur 30 m südlich von der Säulenhalle Tschihil Minar liegen die Trümmer eines andern Prachtgebüdes, zu welchem zwei seiner Fagade parallele Treppen von Osten hinaufführen. Durch eine von acht Säulen getragene Halle gelangt man zu dem Palaste, welcher nach Diculaşov's Ansicht zur Privatwohnung des Herrschers bestimmt war, und durch eine Thür zwischen vier Fenstern tritt man in einen Saal, dessen Decke auf sechzehn Säulen ruhte. Rings um diesen Raum gruppirt sich fünf große Oeffnungen, die der Eingangs Thür gleichen und die centrale Halle mit Seitengemächern in Verbindung setzen. Zwischen ihnen sind, jedoch nicht symmetrisch, vier Fenster, welche nach der Säulenhalle hinausgehen, und große viereckige Nischen angebracht, wie man sie ähnlich noch heutigen Tages in den Mauern der persischen Häuser findet. Gurtstreifen, Oberschweller der Thüren und Fenster und Säulenbasen bestehen aus wunderbar genau bearbeiteten Blöcken grauen Porphyrs. Um die Nischen und Fenster im Inneren der Thüröffnungen wie an den Futtermauern der Treppen sind in der Art von Ornamenten sehr saubere Keilinschriften eingemeißelt, welche berichten, daß Darius der Erbauer dieses Palastes war und daß ihn sein Sohn Xerxes restaurirt oder vollendet hat.

Am meisten ziehen aber den Besucher die Vasreliefs an, welche dieses Bauwerk schmücken und, wie die Inschriften, im Inneren der Thüröffnungen und auf den Seitengemächern der Treppen angebracht sind; denn diese Sculpturen

sind nicht allein wegen ihres künstlerischen Werthes von Bedeutung, sondern auch, weil sie uns mancherlei Einzelheiten über die Tracht und Geräthschaften der Perser offenbaren, Details, welche durchaus mit denjenigen übereinstimmen, was uns die alten Autoren darüber berichten. Bis auf die Zeit des Xerxes hatten die Perser jenes mit Pelz gefütterte Gewand getragen, in welchem nach jener König auf dem Vasrelief von Nader-i-Soleiman (vergl. oben S. 261) dargestellt ist. Nach der Eroberung Mediens aber nahmen sie die weichlichere Tracht der Besiegten an und die Achämenidenkönige erschienen sogar in dem Weibertrode, den dreifachen Hosen, doppelten Tunicen und dem Mantel der medischen Frauen. Die obere Tunika war weiß und reichte bis zu den Knien, die zweite mit Blumen gestickt und reichte bis zu den Füßen; im Winter trugen sie einen purpurnen, im Sommer einen mit Blumen gestickten Mantel; die Großen bedeckten ihr Haupt mit einer Tiara, ähnlich den Mügen aus gepreßter Wolle, wie sie die Bauern von Pers heute tragen, während das Volk den Kopf in eine unter dem Kinn geflochtene Kappe von weichen Stille hüllte, deren schädlichem Einflusse Herodot die dünne und zerbrechliche der Perserkappe zuschreibt. Vielleicht stellt man sich diese Kappe am besten ähnlich vor, wie den Vahschir der Russen.

Jener von Herodot und Strabon berichtete Modewechsel wird durch einen Vergleich der Monumente von Nader-i-Soleiman und Tacht-i-Tschamshid vollkommen bestätigt;

die Tracht des Darius und seiner Nachfolger weicht durchaus von der des Xyros ab und gleicht ganz der eben beschriebenen medischen — ein Beweis mehr, daß die Ruinen von Persepolis jüngeren Datums sind als die von Wad-i-Zeiman, und daß wir es in dem mehrfach erwähnten Relief mit dem ersten Xyros zu thun haben und nicht mit Xyros dem Jüngeren, wie man früher vermuthet worden ist.

Gehen wir auf einige der Reliefs näher ein. Eines derselben stellt eine Jagd des Königs dar. Hierbei und wahrscheinlich stets, wo er seine Glieder frei gebrauchen mußte, steckte er den Saum seines obern Gewandes in den Gürtel und warf den Mantel über die Schulter zurück. So ist er in Taht-i-Tschamschid und auf seinen Goldfüßen dargestellt. Ihm gegenüber erhebt sich auf den Hinterfüßen ein Löwe, um sich auf ihn zu stürzen — auf



Thür des Dariuspalastes (Taht-i-Tschamschid).

dem berühmten Relief der „Halle der hundert Säulen“ nordöstlich vom Palaste des Darius tritt an dessen Stelle das aus Bestandtheilen des Löwen, Stieres und Adlers zusammengesetzte Thier des Ahriman, des bösen Principes der Zoroastriischen Lehre — mit jener Ruhe, die den Orientalen eigentlich niemals verlassen darf, bohrt ihm der König einen Dolch mitten in die Brust.

Auf einem andern Bilde geht der Herrscher gravitätisch spazieren und stützt sich dabei auf einen Kommandostock,

wie ihn die Großwüchenträger der schittischen Weisthätigkeit noch jetzt in der Hand halten. Hinter ihm wandeln zwei Hofbeamte mit Fächer und Sonnenschirm, wichtigen Dingen in einem Lande, wo die Sonne so heiß brennt, wie in Persien. In dieser Darstellung läßt Darius sein langes Gewand, welches auch die königlichen Leibwächter tragen, auf dem Boden schleppen, während die niederen Diener, die ihr Dienst auch ins Freie rufen kann, nur eine um die Mitte des Leibes zusammengeknüpfte Tunika und Hosen

tragen, wie sie auf römischen Bildwerken die parthischen Krieger charakterisiren.

Während die Basreliefs auf den Thürbelleidungen Episoden aus dem Leben des Königs darstellen, haben die

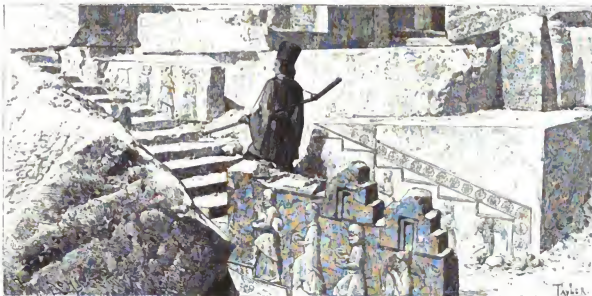
Bilder an der Treppe einen viel intimern Charakter: Männer scheinen die Stufen zum Palaste hinaufzusteigen, welche kleine Ziegen, Schüsselu mit Früchten, Schläuche voll Wein oder Getreidefäße tragen. Es sind das Leute,



Palast des Darius (Naqsh-e Rostam).

welche zum Neujahre ihrem Herrscher Geschenke bringen, ein persischer Brauch, der noch heutigen Tages nach fünf- und zwanzig Jahrhunderten in Teheran geübt wird. Unter diesen Menschenbustellungen ist, um den Winkel, welchen

die untersten Treppenstufen bilden, auszufüllen, eine der interessantesten Sculpturen von ganz Persepolis eingefügt: ein Stier, der von einem Löwen angefallen wird. Das Raubthier beißt seine Beute in die Hinterkeulen und zer-



Treppe des Dariuspalastes.

bricht ihm gleichzeitig durch einen gewaltigen Schlag seiner Tazte das Rückgrat. Die Bewegungen sind lebhaft, Schulter und Tazte des Löwen vorzüglich gearbeitet, die Zeichnung klar und elegant; ganz ausgezeichnet ist die geschnitten und

vollendete Bearbeitung des sehr harten Porphyrs. Die Vorträge dieses Basreliefs sind um so leichter zu schätzen, als dasselbe bis vor wenigen Jahren mit Erde bedeckt und deshalb nicht solchen barbarischen Zerstörungen ausgesetzt



war, wie die meisten anderen Statuen von Persepolis.

Südöstlich vom Darius-Palaste, aber mit der Front nach Norden, der Eingangshalle des Xerxes zugekehrt, liegt ein zweiter Palast, der den König Xerxes zum Erbauer hat, in Trümmern; sein Grundriß ist jedoch noch deutlich erkennbar und derselbe gleicht im Wesentlichen dem des Darius-Palastes. Geht man dann längs des Abfalles des Rahmes Gebirges wieder nach Norden zurück, so trifft man 500 m vom Südrande der Terasse auf das großartigste und ausgedehnteste Gebäude der ganzen Anlage, die sogenannte „Halle der hundert Säulen“, welche mit ihrem riesigen Dache fast 5000 qm Bodens beschattete. Thüren und Fenster der vier Facaden stehen hier noch aufrecht; sonst aber hat sich nichts weiter über dem Erdboden erhalten, als die Basen der Säulen. Manche im Innern der Thüren angebrachten Basreliefs stellen ähnliche Vorgänge dar, wie die im Palaste des Darius, andere haben ihren ganz besondern Charakter. Eines der

letzteren bezieht sich offenbar auf die Bezahlung der Steuern. Oben sieht man den König auf einem stuhlartigen Throne sitzen, das Haupt von einem Baldachin bedeckt, die Füße auf einem vierseitigen Schemel; ein Bächeträger weht ihm Kühlung zu, Leibwachen umgeben ihn von allen Seiten. Ein Beamter, durch den an seinem Gürtel hängenden Säbel als solcher bezeichnet, trägt einen schweren Sack herbei, der wahrscheinlich den gemünzten Tribut einer Satrapie enthält. Darunter sind Leibwächter des Königs, die gefürchteten „Unsterblichen“, dargestellt, kenntlich an ihrem langen Gewande und ihrem Kopfschmuck; ihre Bewaffnung besteht theils aus Lanzen, theils aus Bogen und Pfeilen.

Diese Basreliefs von Persepolis sind denen von Na-bad-i-Dschiman entschieden überlegen, wie sich schon aus einer Vergleichung des Faltenwurfes ergibt, der von den Künstlern aus der Zeit des Darius und seiner Nachfolger mit großem Verstandnisse wiedergegeben wird. Ihre Arbeiten harmoniren trotz mancher Mängel vortrefflich mit den Bauwerken, die sie zu schmücken bestimmt waren. Die



Löwe, einen Stier angreifend (Tacht-i-Dschimschid).

Zeichnung ist richtig, die Modellierung ohne jene Uebertreibung, welche für die Statuen des Xerxes und des Darius charakteristisch ist, die Arbeit vollendet. Vor allem aber ist anzuerkennen, daß die Perser die wahren Bedingungen des Basreliefs verstanden, auf die perspektivische Darstellung der Landschaften verzichteten und sämtliche Personen einer und derselben Handlung in dieselbe Fläche verlegt haben. Leider aber hat die persopolitanische Architektur, welche die Achämeniden ihrem Volke brachten, das dafür wenig geeignet war, den letzten dieses Kunstgeschlechtes nicht überlebt. Es konnte nicht anders kommen in einem Lande, wo kein Baupolz wächst und Erde und Lehm die einzigen praktischen Baumaterialien sind. Deshalb wurden die Paläste von Tacht-i-Dschimschid nach dem Sturze des Darius Cobannus niemals nachgebaut und deshalb banten die parthischen und sassanidischen Könige wieder mit Bassteinen und bedeckten ihre Bauwerke mit hohen Kuppeln, wie sie für die nationale Architektur Trans charakteristisch sind.

Bekannt ist das Ende, welches die Königsburg von Perse-

polis — mag man dieselbe nun mit Dr. Stolze bei Rastch-i-Kusam oder mit den früheren Erklärern in Tacht-i-Dschimschid suchen — durch die Zerstörungswuth des trauernen Alexander fand. Die Stadt dagegen dauerte noch Jahrhunderte hindurch; nach dem Tode des macedonischen Eroberers wurde dort den Mänen Philipps und Alexander's geopfert; dort wohnte Artabanus Bagabir, als er sich gegen die Parther empörte; von dort versetzte Schapur II. 6000 Einwohner nach dem von ihm zerstörten Niniveh, und noch 632 war Ischad, wie der Ort nun hieß, Residenz des letzten Sassanidenkönigs. Aber bald darauf wurde er von Omar, dem zweiten Kalifen, zerstört, die meisten Einwohner nach Schiraz versetzt und die Städte bald ganz verlassen. Erst in unserm Jahrhundert, vor wenigen Jahren nur, traf die Ruinenstätte ein neuer Zerstörungsversuch: es hatten sich damals Räuberbanden festgesetzt und um diese gründlich zu vertreiben, gab ein Kalim von Schiraz Befehl, alles, was noch von Trümmern erhalten war, dem Erdboden gleich zu machen. Aber die riesigen Steinblöcke der Achämenidenpaläste, welche 22 Jahrhunderte



hindurch den zerstörenden Naturkräften getropt hatten, machten den Reitern des Hafem lange zu schaffen, und inzwischen gelangte die Nachricht von dieser Barbarei nach Teheran, von wo aus derselben sofort Einhalt gethan wurde. Evident hat man die Ruinen respektirt und nur zweimal sind geringfügige Nachgrabungen unternommen worden. Solche würden sicherlich zu hochinteressanten Entdeckungen führen; aber bis jetzt hat sich selten ein Reisen-

der dort länger aufgehalten. Die Malaria, die Dige, die Muckitos und die schlechte Unterlunft im nahen Tschaparchane treiben die wenigen Besucher stets rasch wieder fort.

Als das Dieulafoy'sche Ehepaar am letzten Abend seines Aufenthaltes nach Kenata zurückkehrte, fand es vor dem Dorfe ein Zelt von Gebern, die auf der Pilgerfahrt nach Rasch-i-Kuftan begriffen waren. Gebern oder, wie

www.libtool.com.cn



Gebernfamilie.

sie in Indien heißen, Parsis, welche auch fälschlich „Feueranbeter“ genannt werden, sind die letzten Anhänger der altpersischen Religion, schöne kräftige Leute und echte Repräsentanten der altärsischen Bevölkerung des Landes; denn während die übrigen Perser mit arabischen, türkischen, mongolischen, afghanischen Elementen stark versezt sind, haben sich die Parsen, die der Ehe mit Andersgläubigen durchaus abgeneigt sind, stets rein und unvermischt erhalten. Das Familienhaupt fand Dieulafoy gekleidet, wie die Perser der

armen Klasse, nur daß sein Rock sehr sauber war. Derselbe war von gutem Tuche und offenbar ganz neu, dennoch aber auf der Schulter mit einem Stücker andersfarbigen Stoffes geflickt; durch dieses erniedrigende Abzeichen müssen sie sich von den Mohammedanern unterscheiden; ebenso dürfen sie in den Städten nicht reiten und ihren Kultus nicht unter freiem Himmel ausüben; doch ist es ihnen gestattet, ihre Todten von Raubvögeln verzehren zu lassen. Die noch junge hochgewachsene Frau trug ein

Kostüm ähnlich wie Schapur auf dem Relief von Nafisch-Rufnam; es fanden sich darin die drei Höfen, die Tunka mit Aermeln, wie sie die Arbeiter des Mittelstandes trugen, und die Mita mit dem leichten Turban wieder, welchen die Bewohner Trans seit den ältesten Zeiten um den Kopf wickeln. Die Zahl der Gebern betrug Ende 1879 fast 8200 Köpfe, wovon 6483 auf Jedd und Umgebung, circa

1500 auf Kirman, die übrigen auf Schiraz, Buschehr, Kaschan und Teheran entfielen. Es sind fleißige, intelligente, sittenreine Leute, die sich vor ihren Vorgesetzten vortheilhaft durch Wahrheitsliebe und Rechtschaffenheit auszeichnen und darum einen ansehnlichen Theil des Handels in den südlichen Provinzen in Händen haben ....

Am 8. Oktober trafen die Reisenden in Schiraz ein.

www.libtool.com.cn

## Eine Fahrt auf dem Flusse Amgun<sup>1)</sup>.

An den Flüssen Amgun und Bureja, welche von links her in den Amur fallen, wurden vor kurzem einige Goldwäschereien eröffnet. Im Sommer des Jahres 1883 erhielt Herr Dolgolewitsch, der Verfasser der nachfolgenden Skizze, den Auftrag, die Tiefe und Breite der Flüsse zu untersuchen, in Rücksicht auf die Möglichkeit einer Dampfschiffahrt. Die Ergebnisse dieser Reise geben wir hier verkürzt hier wieder.

Im Juni 1883 erreichte Herr Dolgolewitsch mittels eines Dampfschiffes der Amurcompagnie das Dorf Tyr, welches am rechten Amurufer, 90 Werst von Nikolajewsk liegt. Dasselbe wird zur Hälfte von Russen, zur Hälfte von getauften Gijälen und Golben bewohnt. Hier am steil abfallenden Felsufer ist eine Missionsschule erbaut, in welcher Gottesdienst in der Sprache der Golben gehalten wird. Es befindet sich dort auch eine Elementarschule zum Unterrichte der Golben- und Gijälensinder, die als sehr gelehrig und fleißig geschätzt werden. Vom Dampfschiffe aus, bei der Talstation, erstreckt sich die Lage Tyr's entzündend. Der Amur hat hier eine sehr beträchtliche Breite, 300 Fathnen (über 600 m) und eine sehr starke Strömung. Die Kirche steht auf einem 40 Fathnen (circa 8,4 m) hohen Abhang und daneben erheben sich zwei steinerne mit mandchurischen Inschriften bedeckte Säulen. Die Schriftzüge besagen, daß die Säulen Grenzsteine sind und daß einst ein bedeutender Mandchubeamter hier amwesend war.

In einer Entfernung von 1½ Werst unterhalb Tyr ergießt sich von links her in den Amur der Fluß Amgun, in welchen Herr Dolgolewitsch auf dem Dampfer „Bobel“ einfuhr. Die Gegend ist ein prächtiges 10 Werst weites Thal, bedeckt mit hohem Gras, durchzogen von zahlreichen kleinen Strömen und Seen, welche unter einander kommunizieren, besteht von unangähigen wilden Gängen und Enten. Außer der Mündung ist die Stromgeschwindigkeit des Amgun etwas größer als weiter hinauf, das Fahrwasser hat hier nur eine Tiefe von 7 bis 8 Fuß (2,1 bis 2,4 m). Weiter stromaufwärts macht der Fluß einen Bogen nach Westen, während das Fahrwasser bis auf 10 Fuß (3 m) sich vertieft.

Weiter aufwärts (ca. 20 Werst oder Kilom.) liegt am Amgun ein kleines Dorf Kenty von nur 5 bis 6 Jurten. Die hier wohnenden Gijälen sind alle getauft und beschäftigen sich ausschließlich mit Fischfang und mit der Jagd auf wilde Gänse und Enten. Uebrigens ist der Ertrag der Jagd nicht immer ausreichend, sie und die zahlreichen Hunde, deren sie bedürftig, zu ernähren. Die Jagd betreiben sie ohne Waffen, nur mittels ihrer Hunde. Frühmorgens, am besten unmittelbar nach einem Regen, begreifen sich die Jäger mit einem oder zwei Hunden an einen See; che noch der Vogel Zeit hat, aus dem dichten und hohen

Ufergrase aufzuspringen, hat ihn der Hund schon gefaßt und überbringt ihn dem Jäger. Die Gijälen sind klein von Wuchs, schwach, dünnig und gegen alles, was sie umgibt, gleichgültig; sie leben unbelästigt um ihre Zukunft wie die Vögel unter dem Himmel. Gibt es nichts mehr zu essen, so geht der Gijäl und fängt sich einige Fische, um sich daran satt zu essen; den Rest bestreut die Hunde; so treibt er es Tag für Tag. Der Gijäl liegt Sommer im Bette und Winter in der Jurte ruhig einen ganzen Tag lang, bis schließlich der Hunger sowie das heftige Wollen der hungrigen Hunde ihn bestimmen sich zu erheben; dann geht er auf eine bis zwei Stunden zum Flusse und kehrt mit großer Beute an Fischen heim. Der Reichtum an Fischen ist hier im Amgun wie in anderen sibirischen Flüssen kolossal; in gehöriger Weise betrieben, könnte die Fischerei außerordentlich lohnend werden.

45 Werst von der Mündung ergießt sich rechtsseitig das flüßchen Ischatsy in den Amgun; hier liegt das Winterquartier des Golbwälders T. Der Amgun macht viele Windungen und bildet 60 Werst von der Mündung eine große Insel, auf welcher Korkbäume, Eichen, Silberpappeln und der wilde Weinstock gedeihen. 75 und 80 Werst von der Mündung haben die Goldwäscher besondere Niederlagen errichtet. Hier wurden zahlreiche Gijälen angetroffen, welche lebende Gänse, Enten und mannigfaltige Fische um sehr billige Preise anboten. Für einen halben Thergel gabten sie zwei Gänse, für ein kleines Glaschen Braantwein und ein Pfund Zucker einen großen Stör von 48 Pfund (circa 20 kg). Der Braantwein ist dem Gijälen alles, für Braantwein that er alles und duldet alles; das wissen die Händler vortrefflich auszunutzen; der Gijäl arbeitet für sie im Schwitze seines Angesichts nicht um Brot, sondern um Braantwein.

Im Dorfe Gaga, 180 Werst von der Mündung, leben getaufte Gijälen, die sogar eine kleine Kapelle haben. Gegenüber auf dem rechtsseitigen Ufer des Amgun wohnen in drei Jurten Negiden, welche in ihrem Aussehen den Gijälen vollkommen gleichen, aber eine fremde, jenen unverständliche Sprache reden. Nach den Mittheilungen des Missionars Protodjakonow, welcher jene Gegend und ihre Bewohner gut kennt, sind die Negiden nur in geringer Anzahl vorhanden, leben in Gruppen von drei oder vier Jurten an den Seen und Nebenflüssen des Amgun und beschäftigen sich mit Jagd und Fischerei, sind einfacher und umgänglicher, aber viel ärmer als die Gijälen und werden durch die zureifenden jachidschen Händler, welche Fische- und Bobelstelle einkaufen, entsetzt überfordert.

Während anfangs die Flußufer niedrig sind, werden sie weiter stromaufwärts höher; 205 Werst von der Mündung erhebt sich fast unmittelbar am Ufer ein unbewaldeter Hügel, welchen die Einwohner Daban-Schadang, d. h. Schlangen-

<sup>1)</sup> Nach dem Russischen: „Sibir“ 1884, Nr. 21.



Wischer vom Amur. (Aus „Rothschild, Das ostasiatische Jagdland“. Leipzig, Ullrich und Exner.)

berg, nennen. Im Innern desselben befindet sich eine vier-eckige Höhle von etwa 5 Arschin (circa 3,5 m) Höhe mit glatten Wänden, welche der Reisende besuchte. Er fand darin zahlreiche Tier- und Menschenknochen liegen, darunter auch zwei wohlgeschaltene Renntierhädel. Der jolnische Führer erzählte, daß bis vor fünf oder sechs Jahren in der Höhle eine große 3 Easjen (2,1 m) lange und baumbide Schlange mit gelbem Kopfe gehaust habe; Abends hätte sie einen Laut von sich gegeben, als ob man mit einem Stod an einen Baum schlage. Sie habe Menschen und Thiere gerandt und in ihrer Höhle verweilt. Die Giljäten hatten nicht gewagt, das Ungeheuer zu tödten. Vor etwa fünf Jahren sei die Schlange verschwunden und nun kämen die Giljäten wieder hierher zur Jagd.

Am linken Ufer des Amgun (250 Werst) liegt das große Giljätendorf Galsanga, in welchem die Hälfte der Bewohner noch Heiden sind. Um besonderen Käfigen wurden drei junge Bären gehalten, um am großen Feiertage der Giljäten geopfert zu werden.

10 Werst weiterhin mündet von rechts der Fluß Oshiklin, welcher aus dem See Gutschagor (Teufelssee) entspringt. An letzterem wohnen die Gutschagoren, welche in Lebensweise und Gebräuchen den Giljäten gleichen, aber eine denselben unverständliche Sprache reden. Von dem See wurde dem Reisenden eine Legende erzählt. Die Anwohner beschäftigten sich wie gewöhnlich auf dem See mit Fischfang; plötzlich am hellen Tage taucht ein schwarzer Teufel aus dem Wasser und verschlingt einen Mann mit seinem Birkensboot. Er griff nach dem vor aller Augen und löste den Fischern ein solches Grauen ein, daß sie von jener Zeit an das Fischen im See aufgaben und an die nächsten Seen überfischten; seit jener Zeit führt der See den Namen Teufelssee. Es wird behauptet, daß der Gutschagor

überaus reich an Fischen sei, und daß man nicht selten Lachs und Hechte bis zu 40 Pud (640 kg) Gewicht antreffe; es ist nicht unglücklich, daß ein so großer Reis einen Menschen verschlingen könnte.

270 Werst von der Mündung liegt etwa  $1\frac{1}{2}$  Werst vom Ufer ein Hügel, aus welchem bisher die Giljäten Schleifsteine holten, um sie den Amur zu bringen und bei den Randtschu gegen Hirsche und andere Sachen einzutauschen. Seit zwei Jahren ist jedoch der Hügel unzugänglich, weil sich eine große Menge kleiner Schlangen in der ausgeräumten Grube gezeigt hat.

Auf der 316. Werst liegt am linken Ufer Ois-Kerbinsk, ein Depot der Brüder V., das Ziel der Fahrt. Von Kerbinski an ist der Amgun noch 100 Werst aufwärts schiffbar; die Entfernung bis zum Ursprung beträgt nach Aussage der Giljäten ebenso viel wie bis zum Amur; das heißt die Länge des Amgun ist etwa 600 Werst, wovon 400 Werst schiffbar und völlig ungesährlich sind, wie die bereits gegenwärtig auf dem Flusse betriebene Dampfschiffahrt beweist.

In der Nähe der Niederlassung wurde von den Giljäten gefischt und Inkal bereitet; so heißt der zum Winter vorrath aufgespeicherte getrocknete Fisch. Die Fische, denen man die Eingeweide herausgenommen, werden einfach auf Stangen getrocknet, bis sie vollständig hart werden. Ist der Sommer trocken, so trocknen auch die Fische sehr schnell und es verdirbt wenig; während eines regnerischen Sommers aber fängt der Fisch an zu faulen und muß dann in das Wasser zurückgeworfen werden. Zu dieser Zeit ist der Aufenthalt in den Giljätendörfern unerträglich — so stark ist der Fischgeruch.

Mit dem Besuche der Giljätendörfer endigte die Forschungsreise.

## Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde.

Von H. Abbes.

### II.

Der Eskimo Akteitak (d. h. der mit dem Wolfsrachen), den die deutsche Expedition für ihren Dienst engagiert hatte, stellte sich bald nach dem Fortgange seiner Landbeute etwa 200 Schritte südlich von der Station an. Als Arbeitslohn erhielt er wöchentlich 5 Pfund Schiffszwieback, ein kleines Quantum Thee, einen Becher Srup und etwas Tabak. Beim Fortgange der Expedition überließ man ihm noch ein Mausergewehr mit den nötigen Patronen. Er bewohnte mit seiner jungen Frau und einem  $1\frac{1}{2}$  jährigen Kinde ein Zelt aus Eechumfellen. Zwei am Boden stehende Thranlampen erwärmten die enge Behausung und gaben das nötige Licht. Im Hintergrunde auf Renthiereellen, die den kalten Boden bedeckten, lagerte die Familie.

Eine Eckbank an der linken Seite des vorderen Zeltes diente den Besuchern als bequemer Sitzplatz. Zum Schutz des Zeltganges gegen den Wind errichtete Akteitak am 25. November eine Vorhalle aus harten Schneerplatten. Den Schnee hatte er am Tage zuvor mit den Füßen festgestampft. Der Bau repräsentierte sich als ein Kuppelgewölbe. Die einzelnen Platten, Paralleltreape, deren

Seiten 30 bis 50 cm lang und etwa 6 bis 8 cm dick waren, wurden hochkant aufgestellt und bildeten vom Boden bis zum Schlußsteine des Gewölbes eine Schneefachlinie, die nur durch den niedrigen Ein- und Ausgang unterbrochen wurde. Nachts diente diese Vorhalle als Aufenthaltsort der Hunde. Ein heftiger Schneesturm zerstörte am 9. December dieses erste Bauwerk, doch konnte sofort ein neues errichtet werden und zwar aus besserem Material.

Der Sturm hatte durch einiges Zusammenpressen der außerordentlich feinen Krysalte, die sich dann durch den Proceß der Regolation noch fester verbinen, an den meisten Stellen eine dicke und harte Schneedecke gebildet.

Aus dieser Masse wurde das eine Haus gebaut. Wir benutzten unterseits den harten Schnee zu Schutzmauern für die Observatorien, um eine gleichmäßige Temperatur im Innern zu erhalten. Um ferner die Kommunikation zwischen dem Wohnhause und dem Variations-Observatorium auch bei starkem Unwetter aufrecht erhalten zu können, verband man beide Gebäude mit einander durch einen Gang aus dicken Schneequadranten. Die horizontale Abdeckung des Ganges bestand aus Platten von gleichem Material, die

mittels einer Fischschwanzsäge aus der Schneefläche herausgeschnitten wurden. Am Nachmittag des 5. Decembers wurde der Arzt der Expedition zu der erkrankten Frau des Eskimo gebeten. Der Ingenieur und ich begleiteten ihn. Durch das Knirschen des Schnees von unserer Annäherung benachrichtigt, trat Offteut aus dem Zelte, begrüßte jeden mit kräftigem Händegrüßen und lud uns ein, näher zu treten. Ein großer Schiltlin, der aufrecht im Schnee stand, und viele fremde Hunde befehten uns, daß Besuch von Offteut's Vandleuten angekommen sei. Wir trugen auf allen Seiten einen nach dem andern in die Schneevorgänge und von dort in das Zelt, wo wir auf der bereits erwähnten Seeliste Platz nahmen. Außer Offteut, seiner Frau, die an starkem Bindehautkatarrh litt, und ihrem Kinde lauerten im Hintergrunde noch drei fremde Eskimos, darunter Offteut's Schwiegervater. Diese waren am Morgen von Ananaut gekommen, einer kleinen Insel im nördlichen Theile des Cumberland-Landes, unweit vom Ausgange des Kingawajördes.

Wir schenkten ihnen Tabak und bald qualmten sämtliche Anwesende mit alleiniger Ausnahme des Säuglings aus den bekannten holländischen Thopfeisen. Zum Ablassen des Rauches wurde ab und an der Eingang des Zeltes aufgesperrt, was auch in Anbetracht der Treibhauswärme, die im Innern herrschte, sehr wohlthuend war. Das Gespräch drehte sich zunächst um die Seehunde- und Neuliejerjagd. Wir erfuhren, daß ein Theil der Bewohner von Ananaut wöchentlich mehrmals mit Offteut am Ausgange des Jördes zur Seehundsjagd zusammensteht. Dort an einer schmalen Stelle, wahrscheinlich in der Passage, in welcher die „Germania“ am 20. August lag, hindert die heftige Fluth- und Ebberströmung das Verfeuern des Wassers. Diese Eröffnung bietet einer großen Zahl von Seehunden als Zufluchtsstätte für den Winter.

Von der Neuliejerjagd hörten wir wenig Erstensliches. Im Winter wandern die Thiere nach Süden und kehren erst spät im Frühjahr zurück. In der nächsten Umgebung der Station sollen sie sehr selten vorkommen, zahlreich dagegen im nördlichsten Theile des Jördes, wo ein fischreicher Fluß mündet, der aus einem weiten ebenen Lande kommt.

Der Aufforderung, zu singen, kam der älteste von den Eingeborenen, Abbot mit Namen, nach und trug einen monotonen Gesang vor, dessen Bedeutung wir nicht verstanden. Später spielte er einige leichte Melodien auf einer Plechöte, wie man sie bei uns auf den Jahrmärkten findet. Das Instrument wird er von irgend einem Natrosen eingetauscht haben. Abbot ist unter den Eingeborenen der Beizgerichte. Er hat als Natrose eine Fahrt nach New York gemacht und kennt Eisenbahnen und Dampfschiffe und eigener Anschauung. Der Begriff des Geldes ist ihm ebenfalls nicht fremd. Nachdem wir etwa anderthalb Stunden in angenehmer Unterhaltung bei den guten Zeiten zugebracht hatten, verabchiedeten wir uns mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen.

Am folgenden Morgen fuhren die drei fremden Eskimos nach Ananaut zurück. Sie sahen zu dreien auf einem Schiltlin, der von 12 Hunden gezogen wurde. Decken, Schlafplätze, Gewehre u. s. w. wurden mit Seehundriemen am Schiltlin befestigt. Zur Reise nach Ananaut brauchten sie im December mindestens zwei Tage, da sie wegen der Dunkelheit nur wenige Stunden des Tages zur Fahrt benutzen konnten. Des Nachts ist das Reisen gefährlich. Hindernisse, wie tiefe Spalten im Eise oder ausliegende Schollen lassen sich auf der weiten Schneefläche schon im Dämmerlicht nur in großer Nähe erkennen.

Im November hatten die meteorologischen Beobachtungen eine Erweiterung erfahren. In Erkenntnis des Umstandes, daß in dem Thale der Station die Ost- und Westwinde durch die umliegenden Berge aus ihrer ursprünglichen Richtung abgelenkt werden mußten, war von vornherein die Errichtung einer meteorologischen Rekenstation auf einer benachbarten Felsen Spitze in Aussicht genommen. Dort wurde ein Mastbaum errichtet, dessen Spitze ein Wimpel zierte. Mit Hilfe eines Fernrohrs konnte die Windrichtung von der Station erkannt werden. Am untern Theile des Mastbaumes wurden zwei Räten mit Barometer, Thermometer und Hygrometer befestigt, außerdem lag in der Nähe ein Thermometer zur Bestimmung der Schmelztemperatur. Diese letzteren Instrumente wurden täglich einmal um 10 Uhr abgelesen. Der Weg zu der Vergeltung war im Winter nach starkem Schneefall sehr beschwerlich. Die Felswand, auf deren höchster Erhebung 220 m über dem Jörd der Wimpel sich erhob, zog sich parallel dem Flusse an der rechten Seite das Thal hinauf. Nur an zwei Stellen war die im übrigen schroff abfallende Granitwand durch Felsstürze unterbrochen und hier konnte man zwischen mächtigen Felsblöcken sich durcharbeiten auf das Plateau gelangen. Der südliche Aufstieg wurde als der weniger steile am meisten benutzt. Er bildete zugleich den Abfluß eines Wasserbedens, das sich oben in einer Thalsenkung gebildet hatte. Solche hochgelegene kleine Seen waren charakteristisch für das Bergland unserer Umgebung. Sie sammeln im Sommer das Schmelzwasser der höheren Berggipfel und gehen ihren Ueberfluß durch kleine Bäche an das Thal ab. Ohne Zweifel sind diese Abflüsse auch die wesentliche Ursache der erwähnten Felsstürze. Vor ihrer Entfaltung mußte das Wasser mühsam einen Weg durch die Spalten und Schichtungsflächen des Gesteins finden. Aus den Fugen heraustretend fiel es dann an der steilen Wand hinab. Die Zersetzung des Gesteins in Verbindung mit der Ausdehnung des Wassers beim Gefrieren erweiterte allmählich die Fugen, lockerte die Felsen und brachte sie endlich zu Falle.

Ein interessantes Beispiel der so beginnenden Zerkürung zeigte dieselbe Felswand eine halbe Stunde thalwärts von der Station. Von unten gesehen erschien auf dem Scheitel der an dieser Stelle schon zurückgetretenen Wand ein kräftiger Wasserstrom, verschwand dann auf eine kurze Strecke in den Felsen, um unterhalb aus einer Schichtungsfläche wieder herauszutreten. Die Felspartie, hinter welcher er verschwand, war bereits einen halben Meter aus der Wandfläche hervorgehoben und neigte dem Einsturze zu. Der obere Theil des Felsens war bereits zu Bruch gegangen, was ein großer Schuttkegel bewies, in dem das herabfallende Wasser plätschernd verschwand. Aus dem Schuttkegel am Fuße der Wand, in welchen der Wasserfall hinabstürzte, konnte man schließen, daß ein höherer Theil des Felsens schon zu Bruch gegangen sei.

Am 30. November hatte uns die Sonne verlassen. Wenngleich sie auch noch oberhalb des Horizontes blieb, so trat sie doch nicht mehr über die niedrigen Berge hervor, welche am gegenüberliegenden Ufer des Jördes den südlichen Horizont begrenzen. Die Tage bestanden Mitte December nur aus Morgen- und Abendämmerung, die unmittelbar aneinander anschloßen. Zum Arbeiten im Zimmer bedurfte man auch Mittags des Lichtes, woran aber auch die von fingerbreitem Eise überzogenen Fenster mit Schuld waren. Die Instrumente der Vergeltung konnten um 10 Uhr stets ohne künstliche Beleuchtung abgelesen werden.

Am 22. December kamen wieder Eskimos aus Ana-



natul. Sie wollten Tabak gegen Seehunds- und Renthier-felle eintauschen. In der Frühe des folgenden Tages fuhren sie zurück. Das Weihnachtsfest brachte für die meisten Mitglieder der Expedition eine freundliche Ueberraschung. Auf Veranlassung des Präsidenten der Polar-Kommission waren die Geschenke von den Angehörigen der Expeditionsmittglieder ohne Vorwissen der letzteren der Expedition mitgegeben. Als daher die große Weihnachtstafel geöffnet wurde und sich für einen Oben allerhand nützliche und angenehme Sachen darin fanden, das die Freude allgemein. Am ersten Festtage wurde ein Renthierbraten angetischt, den Tags zuvor ein Eskimo gebracht hatte. Er hatte eine zweitägige Reise darum gemacht und in diesen zwei Tagen nichts gegessen, weil er unterwegs seinen Seehund erlegt hatte und das Renthierfleisch nicht angreifen sollte.

Um die Weihnachtstage erkrankte Olleitts' Tochter am Brechdurchfall. Das Kind war etwa 1½ Jahre alt und mußte von der Brust entzogen werden, zumal die Mutter schwach und leidend war. Auf Verordnen des Arztes erhielt sie lindenirte Milch aus unserm Vorrathe und filtrirtes Schmelzwasser. Mit Benutzung eines Gummifingers gelang es sogar, eine Saugflasche für das Kind herzustellen. Leider waren diese Bemühungen vergeblich. Die Kräfte des Kindes nahmen langsam ab. Am 5. Januar starb es. Die Leiche wurde in eine Kiste gelegt und diese auf dem Schlitten vom Vater und zwei andern Eskimos über den Eisfeld nach einem Vorberge gefahren, wo sie in halber Höhe des Berges in den Schnee eingegraben wurde. In den letzten Tagen der Krankheit waren viele fremde Eskimos zum Besuch gekommen, am 29. December sogar zwei Eingeborene aus Kistital, die drei Tage zur Reise gebraucht hatten. Vermuthlich waren unter diesen Leuten Angestellte oder Handwerker, welche die Krankheit beschwören wollten. Man hörte das Rauschen im Zelte häufig singen. Ihr übriges Treiben hielten sie so geheim, daß man nicht dahinter kommen konnte. Am Tage vor dem Tode des Kindes baute Olleitts' Schwiegervater unter beständigem Weinen ein großes Schneckhaus, zehn Schritte vom Zelte entfernt. In dieses Haus zog die Familie sofort nach der Beerdigung des Kindes. Das alte Zelt mit allem seinem Inhalte mußten die Bewohner, ihrer Stammesstätte folgend, verlassen.

Als zum letzten Augenblicke bemühte sich der Arzt, den Eltern die Hoffnung auf Genesung ihrer Tochter aufrecht zu erhalten, weil zu befürchten war, daß sie andernfalls, um das Zelt mit den Sachen zu retten, das Kind aussetzen würden, wie es die Eskimos nach Erzählungen von Reisenden (Kistital: „Als Eskimo unter den Eskimos“), die uns auch von den Walfischjägern bestätigt waren, zu thun pflegen. Doch glaube ich, daß in diesem Falle die Versicherung ungenügend war, denn einestheils zeigte Olleitt, indem er einen Theil seiner Teden rechtzeitig aus dem Zelte schaffte, daß er die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang der Krankheit doch schon aufgegeben habe, und andernteils hielt es auch schwer, angesichts der aufrichtigen Theilnahme und Sorge der Eltern für das Leben des Kindes an die Möglichkeit eines so grausamen Verfahrens zu glauben. Um sich und seiner Frau neue Kleidung und Geräthe zu verschaffen, ging Olleitt am 7. Januar mit seinen Randelenten nach Ananait.

Das neue Jahr begann mit harter Kälte. Am 8. Januar fiel das Thermometer gegen 5 Uhr Morgens auf  $-40,7^{\circ}$  C., während es sich bis dahin immer zwischen  $30^{\circ}$  und  $40^{\circ}$  gehalten hatte; das Monatsmittel war  $-30,8^{\circ}$  C. Bei ruhiger Luft — im Januar herrschte 20 Tage

lang absolute Windstille — war die niedrige Temperatur ohne Beschwerde zu ertragen. Nur wer andauernd und ohne Bewegung im Freien zu beobachten hatte, beklagte sich der Kälte. Im übrigen genügte starke Wollkleidung, besonders wenn sie im Zimmer vorher gut durchwärmt war. Einige Aufmerksamkeit mußte man allerdings auf Nase und Ohren verwenden. Die Verhütung von Metallen mit bloßen Händen rief sofort Frostblasen hervor.

Die Sonne war am 14. Januar wieder erschienen und blieb mit jedem Tage höher. Weiß war sie umgeben von einem weiten glänzenden Ringe, in dem sich zwar die Farben des Spektrums erkennen ließen, doch niemals so ausgeprägt, wie am Regenbogen. Vier Neberringe schlossen sich oben und unten, wie rechts und links von außen tangierend an die Peripherie des ersten Ringes. Sie zeigten sich immer unvollständig ausgebildet, meistens als höckerartige Ansetze des primären Ringes oder auch nur als eine Verhäufung der Lichtintensität an den vier Stellen, wo sie sich mit dem primären Ringe bedeckten. Diese Stellen werden hiezu als Nebensonnen bezeichnet, obgleich sie weder den Charakter als solche, noch kreisförmige oder überhaupt scharfe Konturen haben.

In den interessantesten Erscheinungen am polaren Himmel gehören unstreitig die Dämmerungsercheinungen, auf welche Prof. Bezold in München neuerdings wieder die Aufmerksamkeit gelenkt hat. Dieselben lassen sich in der arktischen Zone vorzüglich studiren. Leider war die Wahl des Beobachtungsortes für alle Erscheinungen am Firmament (Gewölkung, Wolkensform, Nordlicht, Farbenphänomen, Refraktionsercheinungen in der Atmosphäre) eine sehr ungünstige, da der Gesichtskreis nach seiner Seite hin frei, nach Osten und Westen sogar durch ganz nahe etwa 200 m hohe Hügel außerordentlich eingengt war. Die einschlägigen Beobachtungen konnten deshalb nur bei gelegentlichem Festsetzen der oben erwähnten Hügel oder noch höherer benachbarter Bergspitzen angestellt werden. Das „helle und dunkle Segment“, wie Bezold sich ausdrückt, war jedesmal bei unbedecktem Himmel in der Dämmerungszeit deutlich zu erkennen. Das helle Segment leuchtete in der, dem Horizont benachbarten Partie in gelblichem Lichte, das dunkle gleich einem in der Complementärfarbe — grauviolett — gefärbten Schatten. War der Horizont des hellen Segments mehr ins Grünliche — ein Hervortreten der grünlichblauen Firmamentfarbe, die bekanntlich den größten Theil des Jahres über die Himmelsfarbe in unseren gemäßigten Klimaten ist — spielend, so ging derjenige des dunklen Segments ins Dunkelblauviolette (Mischfarbe von Violett und Spectralroth) über. Zeigten einige Cumulus- oder Cirruswolken im hellen Segment die Färbung des Abend- oder Morgengrothens, so waren die entsprechenden Wollen im dunklen Segment weiß, silberglänzend auf dem dunkelvioioletten Schatten. Auch dieses Farbenverhältniß ist dem von Complementärfarben entsprechend, da die Bestandtheile der ersten Mischfarbe (Orange und Violett) zu Complementärfarben solche Spectralabschnitte in Blau und Gelb haben, welche ihrerseits Weiß geben. Herr Dr. Schliephake, der diese Erscheinungen eingehend und auf seinen späteren Zeichnen weiter studirte, wußte er den Vortheil eines uneingegengenen Horizontes hatte, theilte mir mit, daß er sie nie wieder so deutlich als am Polarhimmel sah. Auch auf unserer Dinnreise, während welcher wir im Angst bei klarem Wetter häufig Gelegenheiten hatten die Dämmerung zu beobachten, habe ich niemals so intensive Farbenerscheinungen bemerkt, als in den Wintermonaten.

Das schöne Wetter des Januar wurde benutzt, um auf

dem Eise des Hjordis eine Kabelschleife für Erdstrombeobachtungen zu legen. Die Enden des Kabels führten in das Wohnzimmer der Station und endigten in einem Galvanometer, nach dessen Ausschlägen die Stärke der, durch die Veränderungen der Vertikalintensität des Erdmagnetismus im Kabel inducierten elektrischen Ströme bestimmt wurde. Das Kabel zerrte in Folge der Bewegungen des Eises häufig und mußte Mitte April außer Gebrauch gesetzt werden. Die anstrengenden Arbeiten auf der blendenden Eisfläche verursachten bei mehreren Mitgliedern der Expedition vorübergehende Schneekindheit. Später wurden Schneeschuhen mit feinem Drahtseil oder ge-

färbten Gläsern in Gebrauch genommen. Die letzteren sind aber mißlich, weil sie zu häufig beschlagen. Die Eskimos haben hölzerne Schneeschuhen, bei denen sie durch schmale horizontale Schläge sehen. Ein weit vorsehender Schirm beschattet außerdem die Augen.

Der Februar erreichte mit  $-36,2^{\circ}$  C. das niedrigste Monatsmittel. Das Minimum betrug  $-45,5$  am Nachmittage des 4. Februar. Selbst auf der Verglation, wo im allgemeinen die Temperatur einige Grade höher als im Thale war, fand man mehrere Male das Quecksilber im Barometer gefroren.

www.libtool.com.cn

## Skizzen aus Algerien.

Von B. Robell.

### I. Nach Boghar. (Fortsetzung und Schluß.)

Die Diligence nach Boghar verläßt Medeah Morgens um fünf Uhr. Wir fahren erst der aufgehenden Sonne gerade entgegen, dann langsam nach Süden herum an den Vergleichern hin, immer bergauf. Trotz der heißen Stunde waren die Eingeborenen schon überall auf den Beinen, überall hielten sie an den arabischen Cafés in und außer der Stadt herum, aber ganze Trupps zogen auch mit der Gade auf der Schulter hinaus, um beim Anroben der Weinberge zu helfen. Noch vor wenigen Jahren beschränkte sich die europäische Kultur auf ein paar kleine Dörfer in der Nähe der Stadt, aber seit der Aufschwung des Weinbaues begonnen, schiebt sie sich der Straße entlang immer weiter vor und ein Dörfchen nach dem andern wird gegründet. Mit der zunehmenden Meereshöhe verschwinden die Weinberge und treten Weizenfelder an ihre Stelle, Bäume sieht man nur sehr wenig, wohl aber in der Umgebung der Dörfer grüne Wiesen. Die Straße zieht hoch oben dem Schiffsal entlang, der Beni Salach bleibt immer gegenüber, hier und da sieht man durch eine Bergklüfte Medeah in ganz geringer Entfernung hinter sich; endlich nach Hurdigung von 25 km verschwindet der Berg und die Straße wendet sich nach dem Innern. Hier liegt nahe dem Kulminationspunkte Ben Chisao, eine Smalah der Spahis, d. h. ein Ort, wo die verheirateten eingeborenen Polizeiträger ihre Wohnungen und Familien haben. Die Spahis sind in Algerien genau das, was in der Türkei die Baptsche, in Tunisien die Hambas, in Marokko die Mofbahnis sind und entsprechen ziemlich unsern Gendarmencorps, nur daß ihre Funktionen bei einer Bevölkerung, die dem Gesetze nur dann zu gehören pflegt, wenn sie es verleiht in Uniform und hoch zu Ross vor sich sieht, viel mannigfacher und schwieriger sind als bei uns. Sie zerfallen in mobile Bataillone, denen der Führerdienst bei Truppenmärschen, die Beschaffung von Proviant und Bourage und dergleichen zufällt, und Garnisonbataillone, welche mit ihren Familien zusammen in solchen Smalahs wohnen, Land und Herden besitzen und nur innerhalb des Bezirks verwendet werden. Sie auf Anseerment dienenden Europäer ausgenommen, die höchstens ein Zehntel ausmachen, bestehen sie ausschließlich aus Arabern, denen das Leben als Spahis außerordentlich behagt; sie können ja also solche auf schönen Pferden im

feuerrothen Mantel umherreiten und draußen auf dem Lande kommandiren nach Herzenslust. Man findet darum auch ganz wohlhabende Leute unter ihnen und die Kleinsten sind gewöhnlich Araber „von großem Jelle“, d. h. aus den vornehmsten Familien. Neben ihnen befehlen seit Errichtung der Communes mixtes noch die Derrers, durch einen blauen Mantel unterchieden; sie sind die Vollstrecker der Befehle des Administrateurs, der höchsten Autorität in der Commune mixte, die oft ein ganzes Stammgebiet umfaßt.

Bei Ben Chisao hatte man früher, als man noch alles Heil für Algerien von der Einführung fremdartiger Kulturen und Zuchtthiere erwartete, eine Musterschäferei angelegt, in welcher neben Angoraziegen auch Kamass und Aspacos an das algerische Klima gewöhnt werden sollten. Ich sah mich vergebens nach solchen Thieren um; man wird wohl das kostspielige Experiment aufgegeben haben. Altem Anschein nach hat man sich in Algerien überhaupt überzeugt, daß die Entzweiung der heimischen Kulturen, die Veredelung der einheimischen Hausthierrassen von unendlich großem Werthe ist, als die Einführung von neuen. Alle die kostspieligen Versuche, so interessant sie sind, haben das Land eigentlich nur um zwei Gewächse bereichert, die Kaffearbäume und den Cuscutapflanz; höchstens könnte man für die heißesten Klimateilen noch die Banane hinzufügen; Baumwolle, Kordonsille, Kamisch, Mueskatbaum und dergleichen sind längst wieder aufgegeben worden, oder werden höchstens noch hier und da als Spielerei geübt. Weizen, Gerste und Wein, die einheimischen Hülsenfrüchte, der Tabak, und von wildwachsenden Pflanzen die Zwergpalme, das Galfagras und etwa noch die Aloe sind für das Land wichtiger, als alle Tropengewächse zusammengenommen. Nur schade, daß unter der Kratation auch der prächtige Garten von Hamma bei Algier zu leiden hat.

Kurz hinter Ben Chisao erreicht die Straße mit über 1500 m den höchsten Punkt und führt dann in ziemlich gleicher Höhe weiter, in endlosen Windungen den Klüften folgend, welche zwischen den tief eingestrichenen Thälern stehen geblieben sind. Das Gebiet der Ued Ali-ben-Hassen ist zwar ansehnend ein Bergland, aber bei genauer Betrachtung sieht man doch, daß es nur ein jetzt

freies Plateau darstellt, an welchem der Proceß schon seinen Ende zuneigt, den man an anderen Stellen noch in seinen ersten Anfängen sehen kann. Alle Vergänge sind aber bis oben hinauf fruchtbar und anbaufähig, stellenweise auch recht gut kultiviert. Anellen rieseln überall. Weiterhin ging es hinaus zu den obersten Zuflüssen des Jffer, der durch die Gorges de Balstro dem Meere zufließt. Hier ist das Land gut bewaldet, in den Schluchten stehen fogar recht hübsche Eichen; neben der immergrünen Quercus ballota, welche von dem Kahlen ihrer süßen ephoren Eichen wegen als Fruchtbaum gefehnt wird, und der ebenfalls immergrünen Vorleie, welche durch ihren Kinderpansen gegen die mit gegen Südt geföhnt gleich gut am glühenden Meeresstrande und auf den eisigen Klüften des Djurdjara gedeiht, trat hier die Zweizeile (Quercus Mirbeckii) auf, welche eben ihre ersten Blättern austrieb. Sie ist für Algerien ein sehr wichtiger Fortbaum; ihr schweres festes Holz reißt leider beim vorsichtigen Trocknen, aber unter Wasser oder in der Erde hat es eine fast unbegrenzte Dauer.

In einem weiten Thalgrunde auf üppig fruchtbarem Boden liegt Perruagnia, das Kolonisationscentrum für das obere Jffergebiet. Formen schieben sich von ihm bereits nach allen Richtungen hin die Straße entlang, ein ansehnlicher arabischer Markt wird hier jede Woche gehalten, vielleicht noch eine Erinnerung an die Zeiten, in denen hier die wichtige Rämerstadt Tanamarusa Castra lag. Nach kurzem Halt geht es wieder bergauf, diesmal mehr westlich; im tollen Galopp stürmen die Pferde dahin, obgleich sie bereits 35 km im Trab gemacht haben; noch ist ihnen kein Haat naß und sie wissen den Stall in der Nähe. Das Land ist fruchtbares Schuttlend, aber noch wenig kultiviert; in den Thälern liegen die Duars der Uled Yahia oder Schälra, wie sie die Franzosen nennen, eines ganzen Stammes, der sich der Abstammung von Mohammed rühmt. Sein Ahn Yahia ben Sliman, einer der zahllosen Abkömmlinge des maroccanischen Muley Israh, ließ sich im sechzehnten Jahrhundert hier auf einem Gebiet nieder, das ihm die umwohnenden Stämme freiwillig abgetreten hatten, die Kabbah seines Sohnes Si el Khelja liegt dicht an der Straße, umgeben von einem ausgedehnten Totenfeld, zu welchem drei Stämme, die Beni Hassen, die Hassen ben Ali und die Beni Sliman — sämtlich arabische Völker — ihre Toten bringen. Die Schälra waren bis in die neueste Zeit von allen Abgaben befreit, erst die Republik hat ihnen dieses Privilegium genommen.

Jenseits der Kabbah Si el Khelja's verschwinden die Eichen, aber Strauchbüschen treten an ihre Stelle. Der Boden, von Perruagnia an mit Kalllagen durchzogen, wird nun zu reinem Schuttlend und an der Straße merkt man bald, daß die Steine selten geworden. Die Hänge nach dem Schälragebiete hinab sind entsetzlich zerfressen; besser als irgendwo kann man hier im thönigen Boden die Wirkung der Erosion studieren, wie sie die Schluchtenwandungen erst in parallele Rämme zerlegt, dann die Rämme durchbricht und aus ihnen spitze Fels bildet, im Kleinen ganz die Vorgänge nachahmend, wie wir sie am Giffathal im Großen gesehen. Aber auch an den zerfressensten Abhängen hat sich die Strandflora erhalten und oft sieht man stattliche Stämme die kleinen Fels krönen. In unzähligen Windungen geht es hinauf ins Thal des Uled el Fakom, der auf einer Brücke kurz vor seiner Einmündung in den Schälra übertritt wird. Gegenüber auf hochragendem Hang wird Boggar sichtbar, aber nicht es ist das Ziel unserer Diligence, sondern das unten im

Thale liegende Städtchen Boghari, das sich im Schutze der Felsung an der Straße entwickelt hat. Noch eine Stunde lang fahren wir das Schälra aufwärts. Zur Linken erheben sich steile fahle Wände, aus abwechselnden Fagen von Kies und mächtigen Steinblöcken so regelmäßig aufgeschichtet, als hätten Kiesen hier ein Mauerwerk errichtet, oft wunderbar gebogen und die lehrreichsten geologischen Profile bildend. Nach rechts streckt sich eine nicht sehr breite, anscheinend ununterbrochene Ebene bis zum Fuße des Berges, welcher Boggar trägt; sie ist mit halbkugelförmigen weichen Sandhügeln so dicht besammet, daß man glauben möchte, eine Wiefe mit Hausbaun zu sehen. Kein Spru aber verräth, daß hier der Hauptstrom Algeriens von dem Hochplateau herabkommt; der Schälra hat sich sein schmales Bett so tief in den Fels gegraben, daß man es erst sieht, wenn man unmittelbar an seinem senkrechten Rande steht. Endlich, als wir nun eine Lücke biegen, liegen Häuser vor uns und gleich darauf erscheint auf einem fahlen, niederen, fast abflüßenden Hügel ein weises ummaueretes Städtchen, der dessen Anblick man sich nach Mittelalten verseht wöhnen könnte, so enggeschlossen liegt es droben auf der Höhe. Handelnde Domscherber aus Boghar, die Nebenbuhler der Mogabitin im westlichen Nordafrika, haben sich 1829 hier eine Niederlage gegründet, die als Stützpunkt für den Handel mit dem Feß dienen sollte, sie haben sie ganz in der Weise erbaut, wie die Festungsküste (Kforsa) in den Sahara-oasen. Schon früh haben einzelne handelsreisende Europäer sich ihnen angeschlossen und seit die Franzosen ihre Herrschaft dauernd hier etabliert haben, hat sich 200 m tiefer in der Schälraebene ein ganzes französisches Städtchen gebildet, in dem die Beamten und die Vertreter der wichtigsten Händler wohnen. Eine bedeutende Zukunft ist ihm sicher, denn durch die Pforte von Boggar, die sich nur 500 m hoch zwischen die Plateauberge einfenkt, wird einmal die Bahn nach Kaghwat, die erste Abzweigung des „Transsaharien“, hindurchgeführt werden. Heute schon ist der Montagemarkt von Boghari, oder wie es nach einem Marabut, der an der Gründung theilnahm, eigentlich heißt, Boulghari, der wichtigste im Süden; viele Tagesreisen weit kommen die Stämme von den Hochplateaus und selbst aus der Sahara, um ihre überflüssigen Sammel gegen Getreide und europäische Produkte umzusetzen. Dem regen Verkehr hatten wir es auch zu danken, daß wir hier am Rande der Sahara noch zwischen ein paar guten Hotels wählen konnten und in dem Hotel du Midi ein ganz leichtes Quartier und ausgezeichnete Verpflegung fanden.

Die Umgebung von Boghar ist zwar für den Zoologen und Botaniker hoch interessant, denn hier greift in der tiefen Einsenkung Fauna und Flora der Sahara weiter herein als sonst irgendwo und finden sich Reptilien, Molken und Insekten, wegen deren man sonst weit nach Süden hin gehen muß. Schün kann aber die Gegend nicht genannt werden. Nur die Berge von Boggar sind bewaldet, sonst erstreckt sich überall die Formation, die wir oben geschildert, abwechselnde Fagen von Guss und mächtigen Blöden, oder ein tauf verwirrender murgeliger Sandstein mit dazwischen liegenden feisteren Bänken. Viele von diesen haben der Verwitterung fleigreich widerstanden, während die weiche Umgebung weggewaschen wurde; als selbst gestaltete Felsentrüben, mit mächtigen Wüstenräumen bedeckt, erstrecken sie sich hundemeter durch die Gegend, meist nur wenige Schritte breit und nach beiden Seiten hin senkrecht abfallend. Sie folgen genau den Streichen der Schichten und durchsetzen das Thal in schräger Richtung, wieder mannigfach an schwächeren Stellen von den

vom Berge herunterkommenden Schuchten durchbrochen. Nach Osten hin thürmen sich Felsenberge übereinander, oben von Rinnen und Rinnen festeren Gesteins getrennt, eine schauerliche Oede, selbst jetzt im Frühling noch einem regenreichen Winter fast aller Vegetation bar, trauriger und kahler als selbst die Sahara. An den festen Felsenrücken sieht man hier und da Baumstümpfe, Reste eines ehemaligen Waldes und hie und da sieht sich noch eine Fische oder eine Pflanze erhalten; an den Hügeln östlich von Boufkrari aber sieht man keine Spur davon. Der Boden ist nicht unfruchtbar; in den Thalgeräben, wo die fleißigen Völker jeden Fußbreit Land anbauen und durch Düngung und kleine Gräben bewässern, sehen wir Weizenfelder mit wunderbar reicher Bestodung; 20 bis 25 Palme aus einer Wurzel waren keine Seltenheit. Aber an dem Gange arbeitet die Verwitterung rascher, als die Vegetation Wurzeln schlagen kann; der weiche mergelige Sandstein zerfällt unter dem Einfluß des Wassers in feinen thonigen Sand, die härteren Klöde werden von allen Seiten umspült, bis sie nach einem stärkeren Regen endlich einmal in dem sie umfließenden Sandbrei zu gleiten anfangen und ins Thal hinabstürzend zerfallen. Bis tief hinein sind die anscheinend festen Felsenklünste zerfallen und man hat sich beim Klettern sehr in acht zu nehmen. Nur nördlich des Südhangs tritt festerer Kalk auf und damit etwas Vegetation, aber auch hier gestalten die zwischentliegenden Grus-schichten der Verwitterung das Eindringen und nicht selten besitzen die Thälerwände aus einer festen, nackten Kalkwand, welche durch die regelmäßige Artförmigkeit in Quadern fast wie Menschenwerk erscheint. Kleine Öffnungen, durch Versteinerungen einer bestimmten Anzahl über die Formation zu bekommen, welcher diese Schichten angehören, blieb unerfüllt, der Analogie mit anderen Pololithen nach sind sie zum Theil aber zur Kreide zu rechnen.

Nach Süden hin wird das Schichtstuf einfaßig von einem freien Felsrande; steigt man an einem der Hügel hoch genug empor, so sieht man, daß es der Abfall der höchsten Plateaufläche ist, und dann schneift der Blick über ihn hin fast ohne Grenze in unendliche Ferne. Von Boghar aus ist die Aussicht nach Süden hin fast unbegrenzt; eine kahle bittre Ebene erstreckt sich bis zum Horizont, an dem nur ganz unendlich die Gipfel des Tschebel ben Ammad schimmern. Am Abhange lag die Berggäugerin von Boghar, das römische Munieripium Usinaza, das den Schichtspaz gegen die unabhängigen Wüstenklämme deckte; die Stadtmauer ist noch sichtbar und behauene Steine und Säulentrümmer finden sich in Menge; eine Aufschelung von Eingeborenen hatte sich dort erhalten bis zur Gründung von Boufkrari.

Im oberen Schichtstufale wohnen die Uled Antar, einer der reinen Araberstämme, welche nach Nordafrika einwanderten, als 1050 der salimbische Khalif auf den Rath des Beiers el Hayari die Kluftstämme aus Hebschah, die Hilal und Seilein, gegen die empörten Ziriten losließ. Die Stämme hatten Theil genommen an der großen Empörung der Karmat, welche die in dem heherischen Nordafrika emporgelommenen Fatimiden nicht als Khalifen anerkennen wollten. Sie wurden mit Hilfe der Völker niedergeworfen und in dem Raume zwischen dem Nil und dem Rothen Meere eingeperrt, machten sich aber dort sehr unbequem und belästigten das Nilthal fortwährend durch ihre Räubereien. Da rief sie der Beier zum heiligen Kriege gegen die empörten Völker auf; mochten sie siegen oder erschlagen werden, er wurde sie damit los. Abenteurer aus allen Stämmen Arabiens schlossen sich ihnen an und warfen sich wie ausgehungerte Wölfe zu-

nächst auf die Cyrenacia, dann auf das Reich der Ziriten in Raicouan, das ihrem Anprall erlag. Dann trennten sich die Stämme; der eine zog dem Südrande der Plateaus entlang, drängte die Wüstenberber nach Süden zurück und machte die Oasen tributpflichtig; von ihm stammen die Wüstenaraber, die typischen Beduinen, deren Führer sich heute noch stolz Djaud, Chle, nennen und ihren Stammbaum und den ihrer Berber und Tugis bis zu den Zeiten des Propheten und darüber zurück nachweisen können; ein anderer Theil setzte sich auf den Hochschulen bis zum Tschebel Amour fest und hält sich dort heute noch. Den Gebirgsgebirgen konnten sie wenig anhaben, aber indem sie in den erliegenden Bergkette zwischen den verschiedenen Dynastien bald dieser, bald jener Partei beistanden, vermochten sie sich nach und nach aller ebenen Flächen und ihre Nachkommen haben heute noch die Ebene Ghazir, die Reibia und die Scheliffebene, sowie den größeren Theil der Provinz Oran inne. In die Berge sind sie nie eingedrungen; wohl aber ist es ihnen gelungen, die Berber zum guten Theil zu arabisieren und selbst zum Aufgeben ihrer Sprache zu bringen. Die Arabisierung erfolgte theils durch einzelne arabische Familien, namentlich solche aus der Nachkommenschaft Mohammed's, welche von den Bergstämmen mit abergläubiger Verehrung aufgenommen wurden, noch mehr durch Hirten. Reiche Kabylen setzten einen Stolz herein, Araberinnen aus dem Stamme des Propheten in ihr Oberst zu führen; ihre Nachkommen gewannen dadurch das Recht, sich auch Schirja zu nennen und mußten als solche natürlich auch Tracht und Sitte der Araber annehmen. Am leichtesten ging das bei den Maurusern und anderen Hirtenstämmen, die schon vor der Einwanderung der Araber eine nomadische Lebensweise, wie sie allein den Aufenthalt in der Sahara und auf den Hochflächen ermöglicht, geführt hatten; von ihnen gelten heute viele und gerade die mächtigsten, die Ganenscha, die Uled Antar, die Kigga, die Amamra und in Tunis die Woghamma, die Karaschisch und andere für echte Araber, obwohl sie fast reinblütige Berber sind und ansässige Ackerbaukulturen selbst als ihre nächsten Verwandten anerkennen. Auf die Bergstämme dagegen ist der arabische Einfluß verschwindend klein geblieben und selbst der Islam hat sich den alten Sitten anpassen müssen; unbehindert der Frömmigkeit und des religiösen Fanatismus wird der Berber von dem Araber immer mit Mißtrauen angesehen und viele Stämme gellen, wie die Beni Njzab und die Djeraab geradezu für Keger, die man in keiner Moschee duldet, während die Tuareg ja bekanntlich sich gegen den Islam wie gegen das Christenthum unbedingt ablehnend verhalten haben. In civilisirten Beziehungen haben aber selbst die alexandrischen Berberstämme den Koran niemals als Gesetzbuch anerkannt.

Die Uled Antar rechnen sich zu den ersten Araberstämmen, denn kein geringerer als Antar, der große Held und Dichter der vorislamischen Zeit, ist ihr Stammvater, und sie haben ihre alten Sagen nicht nur bewahrt, sondern in ihren Stammsagen auch neu lokalisiert und zeigen im Scheliffstufale alle die Punkte, wo Antar seine Heldenthaten verrichtete und wo er endlich seinen Feinden erlag.

Dem Scheliff steht man bei Boghar maßlosig nicht an, daß er schon gute dreihundert Kilometer weit herkommt und seine Quellen in den Bergen des Tschebel Amour am Sahararande liegen. Freilich bekommt er auf der ganzen Strecke kaum soviel Wasser, als er durch die Verdunstung verliert, und seinen Nebenflüssen von Westen her geht es nicht besser, obgleich sie der ganzen Kette des Maranfens entlang fließen, denn auch das „Auge der Welt“,



von Norden her ein imposantes Gebirge, das im Juni noch Schnee trägt, hat nach Süden hin nur eine schwache Abdachung und seine sämtlichen Thäler führen dem Schellisch ihr Wasser erst im untersten Theile seines Laufes zu. Doch verläßt der Schellisch auch bei Voghar niemals ganz und beherbergt sogar eine, wenn auch bescheidene, Fischfauna. Erstreckt sich einmal die Kolonisation bis hier herauf, so wird es nicht schwer halten, durch Barragebauten einen Theil der Dschebene für regelmäßige Kultur zu gewinnen. Einsteilen sind aber die Flußufer noch sich selbst überlassen und es ist nicht uninteressant, ihnen entlang zu wandern und zu sehen, in welcher Weise der Fluß hier arbeitet. 30—40 Fuß tief fallen die Wände, scharf ab, in einer Entfernung von 8—10 Fuß geleiten sie tiefe Sprünge und schneiden hohe schmale Erdmaassen ab, die bei der nächsten Regenzeit zum Oxyer bestimmt sind. Daywischen sind tiefe braunenartige Erdlöcher ausgewaschen, die unterirdisch mit dem Flußbette communiciren und neue Ablösungen vorbereiten. Was in der Regenzeit zusammenfließt, wird sein zertheilt mit fortgeschwemmt und befruchtet die untere Schellebene, und für einen aufmerksamen Beobachter dürfte es nicht schwer fallen zu bestimmen, wie viel Zeit der Fluß brauchen wird, um sein ganzes Thal auf die Tiefe seines gegenwärtigen Bettes abzutragen. Dann beginnt für ihn eine neue Epoche; das Uferall verändert sich und eine Verlängerung der Austreibung rückwärts nach der Dschebene zu ist die nächste Folge.

Wir blieben vier Tage in Boufharci, eifrig bemüht, die Schätze der Moosfensfauna auszubenten, und unsere

Ernte war trotz der sterilen Umgebung sehr befriedigend. Weniger angenehm war das Klima; nach einem glühend heißen Südwinde folgte in wenigen Stunden eine so intensive Kühle, daß am 14. April Feuer im Speisesaal angemacht wurde und wir die Hölle festbinden mußten, um sie gegen den wüthenden Nordsturm zu schützen. In der tiefen Einsenkung zwischen der Sahara und dem Küstenlande sind naturgemäß die Luftströmungen besonders heftig, und wenn auch die Fieber hier nur im höchsten Sommer vorkommen, so sind Rheumatismen um so häufiger; Strenge haben sich sehr vor ihnen zu hüten. Schwere Gewitter sind auch hier keine Seltenheit; wenige Tage vor unserer Ankunft hatte ein solches mit einem wolkenbruchartigen Regen die ganze Gegend unter Wasser gesetzt und in dem Thonboden jede Kommunikation unmöglich gemacht. Im Winter wird es manchmal erheblich kälter, der Palme, Aloe und Kaktus gedeihen um Ali-Boufharci trotzdem ganz gut und in geschützten Gärten hat man sogar Citronen und Orangen mit Erfolg angepflanzt. — Wir waren nach Voghar gegangen in der Hoffnung, von dort nach Kumaal gelangen zu können; aber umsonst fragten wir nach einem Wege dahin; es existirt nicht einmal eine route stratégique, höchstens ein den Eingeborenen bekannter Saumpfad, und so blieb uns nur die Rückfahrt nach Algier auf demselben Wege übrig, auf dem wir gekommen. Die Dilligemen schließen in dieser Richtung ziemlich gut an einander; wir umhüllten freilich schon um ein Uhr Nachtis aufbrechen, aber dafür erreichten wir auch noch am selben Abend Algier und konnten von den gehalten Strapazen ausruhen.

## Das Weib in der Natur- und Völkerkunde.

Anthropologische Studien von Dr. F. Pfaff. (Leipzig, Grieben's Verlag 1884.)

Der Verfasser, ein Leipziger Arzt, hat seit einem Menschenalter sich eine besondere Specialität in der Anthropologie geschaffen, in der er mit Erfolg thätig ist. Es sind dieses die mehr dunkeln und verborgenen Seiten, zumal die auf fernelle Verhältnisse des Menschen bezüglichen Dinge, die er mit regem Sammelverstande kultivirt. Vage und Betrug der Frau bei der Geburt, die operative Behandlung der weiblichen Geschlechtsorgane bei verschiedenen Völkern, das Männerfindelbier oder die Couvade, die Art der Abnabelung des Kindes bei verschiedenen Völkern, über künstliche Formierung der weiblichen Geschlechtsorgane, das sind Thematika, welche Pfaff mit vieler Sachtmuth in Einzelschriften und Aufsätzen behandelt, und denen seine beiden Werke über das Kind und über das kleine Kind folgten. Nun liegt auch das größere Werk über das Weib vor. Es ist ihm hierbei nicht um eine kulturhistorische oder ethnographische Schilderung zu thun, wie wir sie z. B. von G. Klemm in seinem fleißigen Buche „Die Frauen“ (6 Bände, 1854) besitzen, sondern mehr um eine anthropologische Darstellung, um die naturgeschichtliche Seite des behandelten Gegenstandes. Pfaff hat sehr fleißig gesammelt und gearbeitet, namentlich dient ihm die vorhandene gynäkologische europäische Literatur in sehr umfassender Weise als Grundlage; dazu gesellen sich Notizen und verschiedenen sehr ungleichwerthen deutschen Zeitschriften und endlich die in der deutschen anthropologischen Literatur vorhandenen

Arbeiten. Zwar ist hier und da die französische anthropologische Literatur herangezogen, aber nur mehr zufällig und gelegentlich und doch würde gerade sie und die kaum benutzte englische dem Verfasser noch eine sehr reiche Ausbeute geliefert haben. Erkennen wir aber dankbar an, was zunächst geleistet wurde.

Der Inhalt ist ein sehr reicher, kann aber hier nur andeutend werden. Mit der anthropologischen Auffassung des Weibes beginnt Pfaff und wir begeben hier einer verhältnismäßig Auseinandersetzung der Frauentrage, welche, weil naturwissenschaftlich aufgebaut, von den Pantomimen in la Veibel oder dem Uffnen der extremen Frauenkörper nichts wissen kann. Es wird dann über weibliche Schönheit, über die Anschauung des Weibes unter abergläubigen und religiösen Gesichtspunkten gehandelt, um auf das Hauptthema: die sexuellen Beziehungen, einzugehen. Hier handelt es sich um allerdings um Darstellungen, die nicht zur Letztheit für ein Mädchenpensional geeignet sind, aber nicht übergegangen werden dürfen. Bei der Schilderung der Sexualorgane des Weibes in ethnographischer Hinsicht hätte Pfaff auch auf die Deformationen eingehen können, die mit den weiblichen Brüsten vorgenommen werden, so das Ausgescheiden der Brustwarzen, welches Cameron zu Malakana am Tanganjika beobachtete, wie der Engländer vermutete, „als Strafe“, wie die Frauen sagten „zur Zierde“ (Cameron, Vier durch Afrika I, 252), ein Versehen, welches



übrigens an das Ausschneiden dieser Organe bei den weiblichen Stoppeln erinnert.

Sehr reich ist das Kapitel über die Pubertät des Weibes, über die Menstruation und die weitverbreitete Anschauung, daß die Menstruierende „unrein“ ist. Wie weit diese Anschauung geht und wie sehr das Weib als „giftig“ und schädlich für den Mann zur Zeit jenes physiologischen Processes angesehen wird, dafür will ich als Ergänzung des (übrigens völlig genügenden) Materials bei Fisk noch das nachfolgende Faktum mittheilen. Im Jahr 1870 lebte ein Australier in der Nähe von Townsville sein Weib, weil es sich zur Zeit der Menstruation in die Tede des Mannes geküßt hatte und so diesem Schaden brachte (Armit im Journ. Anthropol. Instit. IX, 459).

In dem Kapitel „Beziehung des Weibes zum männlichen Geschlecht“ läßt es Fisk noch fraglich, ob die „kommunale Ehe“ im ursprünglichen Zustande des Menschengeschlechts die herrschende gewesen sei (S. 209). Wir glauben aber doch den sich häufenden Beweisen für diese ursprüngliche allgemeine sexuelle Vermischung gegenüber daran nicht mehr zweifeln zu müssen; interessant erscheint uns in dieser Richtung, was Vorner Hinton von den Mangan-Wylerien aus den Fidji-Inseln berichtet, mit denen wir erst jetzt bekannt werden, bei denen in jeder Beziehung der vollste Kommunismus herrscht und die widerlichsten Szenen auf offener Straße sich abspielen. The nearest relationships — even that of own brother and sister — seem to be no bar to general licence, the extent of which may be indicated by the expressive phrase of an old Nandi chief, who said: While it lasts, we are just like pigs! (Journ. Anthropol. Instit. XIV, 28, auch S. 24) und das noch heute bei einem der am weitesten vorgeschrittenen Südvölkern, was sicher als „Liebesleben“ aus der Zeit „kommunaler Ehe“ aufgefaßt werden muß.

Daß der Begriff der Keuschheit kein ursprünglich angeborener, sondern ein nur angezogener ist, steht wohl fest, und unter diesem Gesichtspunkte erscheint denn auch die Sitte, die Ehefrau dem Gastfreunde anzubieten, weniger schlimm. Und hier möge und der Verfasser gestatten, sein Material etwas zu ergänzen. Schon A. von Chamisso, dessen Blick auf seiner Weltreise geklärt wurde, ist auf diesen Punkt eingegangen. „Die Keuschheit“, sagt er, „ist nur nach unseren Sagen eine Tugend. In einem der Natur näheren Zustände wird das Weib in dieser Hinsicht erst durch den Willen des Mannes gebunden, dessen Besitzthum es geworden ist. Der Mensch lebt von der Jagd. Der Mann jagt für seine Waffen und den Gang; das Weib dient und duldet. Er hat gegen den Fremden keine Pflicht; wo er ihm begegnet, mag er ihn tödten und sein Besitzthum sich aneignen. Schenkt er aber dem Fremdling das Leben, so schuldet er ihm selber, was zum Leben gehört. Das Weib ist für alle bereit und der Mann bedarf eines Weibes. Auf einer höheren Stufe wird die Gastfreundschaft zu einer Tugend und der Hausvater erwartet am Bege den Fremdling und giebt ihm unter sein Zelt oder sein Dach, daß er in seine Wohnung den Segen des Himmels bringe. Da macht es sich leicht zur Pflicht, ihm sein Weib anzubieten, welches dann zu verschmähen eine Beleidigung sein würde. Das sind reine unverderbte Titten.“ (Chamisso's Werte, Leipzig 1836, I, 217.) Und so nahm es denn auch Adolf Erman auf, als ihm ein

familiäralistischer Häuptling Nahts das Weib mitleidig ins Bett schickte, um ihm die Einsamkeit zu kürzen (Reise um die Erde. Histor. Bericht III, 425). Die hyperboräischen Regionen scheinen der beste Boden für diese Art der Gastfreundschaft zu sein, denn Straßennimfow (Beschreib. v. Kamtschatka, Pengo 1766, 271) bekräftigt die Angaben Erman's mit dem Hinzufügen, es gelte für die größte Verleumdung, wenn der Gast die Frau ausschlage, und von den Eskimos wissen wir ähnliches, wie dieses Hall (Narrative of the Second Arctic Expedition, Washington 1879, 102) nach eigenen Erfahrungen erzählt. Hearne, der vor hundert Jahren die nördlichen (Tinné-) Indianer besuchte (Journey from Prince of Wales Fort to the Northern Ocean 1767—1772, p. 129) sagt, daß es ein gewöhnlicher Brauch bei jenen sei, die Nacht bei der Frau des Gastfreundes zuzubringen, but this is so far from being considered criminal, that it is esteemed one of the strongest ties of friendship. Noch als von Widdendorff in Sibirien reiste (Sibirische Reise, St. Petersburg, 1875, IV, 1407) gehörte es bei den Samojeden zu den Pflichten der Gastfreundschaft, den Gast durch freie Verfügung über Frau und Tochter zu ehren. Doch auch in anderen Gegenden findet oder fand man dasselbe. Marco Polo berichtet (ed. Bantzier, Paris 1865, 384) genau diesen Brauch aus Tibet; Verfassers erzählt seine Angabe durch Biddulph, der von den Bemoluren Hunas im westlichen Himalaya angibt, daß ein Mann seine Frau zur Verfügung des Gastes zu stellen hat (von Ulsay, Aus dem westlichen Himalaya. Leipzig 1834, 294).

Wieder zu Fisk und wendend, erwähnen wir ferner das höchst interessante Kapitel über die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Weiber und den damit verknüpften Aberglauben, wozu wir dem Herrn Verfasser gleichfalls einige Nachträge liefern wollen. Einer kinderlosen Wüsthmansfrau in Kalifornien wird von ihren Freundinnen eine Puppe aus Gras geschenkt, welche sie an die Brust legt, als ob sie dieselbe säugen wolle; dazu singt sie Wiegenlieder. Das soll Fruchtbarkeit erregen (St. Powers in Contribut. to North American Ethnology. Washington 1877, III, 318). Bei Bourg-d'Oisel in den Pyrenäen steht ein 1 1/2 m hoher Stein von Menschengestalt, éra payra dé Peyrahita genannt. Unfruchtbare Frauen begeben sich zu demselben, umfassen ihn mit den Armen, läßt ihn und reiben sich an demselben, um so Kinder zu bekommen. (Vullet. loc. d'Anthropologie 1879, 167.) Solchen Stein vertrat auf Java eine alte holländische Kanone, die auf freiem Felde bei Batavia lag, und der man Opfergaben an Reis, Früchten u. d. darbrachte. Wollte ein Weib fruchtbar werden, so hatte es sich rittlings auf die Kanone zu legen. „So jeder Tageszeit konnte man einige Weiber auf der Kanone sitzen sehen, mit Blumen geschmückt und in ihren besten Kleidern, manchmal zwei gleichzeitig. Solcher Brauch dauerte Jahre lang, zum Besten der Priester, welche die Opfergaben einstecden.“ (Kiehl im Journ. Anthropol. Instit. VI, 359.)

Der Rest des Werkes beschäftigt sich mit Schwangerschaft und Geburt und gerade durch die überall durchgeführten Vergleiche, durch die Berücksichtigung der Kultur wie der Naturvölker gewinnt die Arbeit des Autors hier auch ihren hohen Werth. Sie ist einzig in ihrer Art und darf von Niemandem übergangen werden, der mit dem Weibe in anthropologischer Beziehung sich beschäftigen will.

R. Andree.

## Aus allen Erdtheilen.

## Africa.

— Von dem Kabel, welches England mit seinen westafrikanischen Besitzungen und dem Kaplande verbinden soll, ist die Strecke zwischen Capri und Teneriffa gelegt und im Betriebe. Am 22. October hat nun die „Teneriffa“, das größte unter den großen, eigens für Kabellegen erbauten Dampfschiffen von fast 5000 Tonnen Tragkraft mit 1200 engl. Meilen Kabel an Bord die Theme verlassen, um zunächst ein kurzes Kabel von 200 bis 300 engl. Meilen zwischen Teneriffa und Lanzarote, einer andern der Canarischen Inseln, zu legen und dann das Hauptkabel nach der französischen Anseelung Tafar und der britischen Bathurst fortzuführen. Von letzterem Punkte aus wird unweifelhaft bald eine Verbindung mit der Insel Santiago (Capeverden) hergestellt werden, welche über S. Vicente herrscht mit den Linien der Capern und Brasilian Companies verbunden ist; man gedenkt dadurch eine Nebenlinie, welche verfügbar bleibt für den Fall, daß die Hauptlinie, welche Kolonien verschiedener Nationalität berührt, in Folge kriegerischer Verwicklungen unterbrochen wird. Die Wichtigkeit solcher Vorkehrungsmaßregeln hat sich bei dem jüngsten Kriege an der Westküste Südamerikas ergeben, wo bald von Chile und bald von Peru der Kabel durchschnitten wurde und der telegraphische Verkehr häufige Unterbrechungen erfuhr.

## Nordamerika.

— In Nr. 1 und 2 des vorigen Bandes des „Globe“ veröffentlichte Prof. A. Vahsan Beschreibung und Abbildungen einer Anzahl neuer Entdeckungen der Ethnographischen Abtheilung des Berliner Museums, welche Kapitän Jacobson von seinen höchst erfolgreichen Reisen an der Nordwestküste Nordamerikas zurückgebracht hatte. Den Gang dieser Reisen nach Jacobson's Tagebuch hat jetzt A. Woldt unter dem Titel: „Kapitän Jacobson's Reise an der Nordwestküste Amerikas 1881 bis 1883 zum Zwecke ethnologischer Sammlungen und Untersuchungen nebst Beschreibung verbündlicher Erlebnisse“ (Leipzig 1884. Mor. Speng.) veröffentlicht und damit die deutsche Reiseliteratur um ein an neuen ethnographischen Details und spannenden Schilderungen sehr reiches Werk vermehrt, das durch zahlreiche Originalabbildungen und einige Karten besonderen Werth erhält, und auf welches wir bald ausführlicher zurückkommen werden. Für heute wollen wir nur zwei Stellen aus demselben hervorheben, welche weitere Belege für die weit verbreitete Steinbohrerei (über die der „Globe“ letzthin verschiedenes veröffentlichte) enthalten. Auf S. 58 wird ein Stein bei den Cucko-Indianern in British-Columbia geschildert; dann heißt es: „Nach Beschreibung der Neben wurde ein Pfeilstein bereitet, indem zwei feste Steine in der großen hölzernen Trommel gelocht wurden. Es herrscht dort der eigenthümliche Gebrauch, die große Tangtrommel, möge sie nun aus einer gewöhnlichen vieredigen Kiste oder

aus einem geschnittenen hohlen Thierkörper bestehen, bei feierlichen Gelegenheiten als Kochtopf zu benutzen. Die Trommel wurde also zuerst mit Wasser gefüllt und alsdann glühend heiße Steine hineingeworfen, bis das Wasser kochte. Darauf legte man das Sechsbündel hinein und es dauerte gar nicht lange, bis dasselbe gar gelocht war.“ Ganz ebenso geht es bei den Festen der Bewohner von West-Vancouver an (S. 110): „Nachdem alle Eingeladenen rings um das Feuer Platz genommen haben, wird das Essen gelocht. Dieses geschieht dadurch, daß man in eine große, mit Wasser gefüllte hölzerne Kiste heiße Steine hineinstellt, bis das Wasser ins Kochen geräth und alsdann die nöthigen Ingredienzien, namentlich das Fleisch hineinstellt, worauf dasselbe sehr schnell gar kocht.“

— Der bekannte Missionar und Reisende E. Pettit hat kürzlich ein Lexikon der Sprachen der Schippewi, Huron-Indianer und Ojibwa und in der Einleitung dazu die Ergebnisse seiner langjährigen Studien über die Sprachen, welche diese Völker über ihren Ursprung besitzen, veröffentlicht. Er findet nun im Gegenlage zu seiner früheren Ansicht reichliche Beweise für die asiatische Herkunft derselben. Sein interessantester Schluss ist aber vielleicht der, daß man in diesen lebenden Sprachen des äußersten Nordens nicht nur die Sprache der Navajos, eines Indianer-Stammes, der sich linguistisch von den anderen unterscheidet, sondern auch die ursprüngliche Astele-Sprache wiederfindet, welche dem noch in Südamerika gesprochenen Quichua nahe verwandt ist. Welches neue Licht diese Behauptungen, falls sie von anderen Gelehrten als richtig anerkannt werden, über die Verbreitung Amerikas verbreiten können, das bedarf nicht erst weiterer Erläuterung.

## Polargebiete.

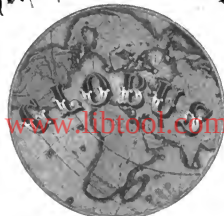
— Ueber die auf S. 176 dieses Bandes berichtete Auffindung von Gegenständen, die der untergegangenen „Jeannette“ angehört, finden wir Näheres in den „Deutschen Geographischen Blättern“ (VII, Heft 3, S. 289). Danach haben am 18. Juni d. J. Grönländer, welche sich auf der Sechsbündel befanden, in der Nähe der Kolonie Inlianahab in Westgrönland auf einer Scholle Reste einer Polkiste, Papiere, ein Uebuch und ein Paar mit Louis Vrooks' gezeichnete Hosen aus Oelzug gefunden. Einzelheiten über den merkwürdigen Fund enthält eine Broschüre des Herrn G. Vrooks in San Francisco; man vermutet, daß die betreffende Eischolle im Norden von Sibirien durch das Grönlandmeer längs der grönländischen Küste und dann mit der bekannten Strömung an der Westküste hinaufgetrieben sei. Mr. Vrooks gründet auf diesen Fund den Vorschlag, an verschiedenen Stellen auf Eischollen des Polarmeeres eine größere Anzahl besonders gezeichneter Ruten zur Vervollständigung unserer Kenntniss von den Polargebieten anzulegen.

**Inhalt:** Denculov's Reise in Westpersien und Babylonien. XIX. (Mit fünf Abbildungen.) (Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.) — Eine Fahrt auf dem Fluße Amuna. (Mit einer Abbildung.) — J. Abbes: Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde. II. — W. Kobelt: Skizzen aus Algerien. I. (Zweite Hälfte.) — Das Weib in der Natur und Völkerverände. Von H. Andree. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Nordamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 27. October 1884.)

Redakteur: Dr. H. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III. Z.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.



Nr. 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Audree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen<sup>1)</sup>.

### V.

Am 18. Januar 1880 hatten Montano und Rey die Rhede von Zulu verlassen, um bereits am 20. d. M. nach einer vom Wetter wenig begünstigten Ueberfahrt die Bai von Sandakan zu erreichen, an deren Ufer sich die Hauptstadt des der North-British-Borneo-Company gehörigen Territoriums Saba liegt. Sie führt den Namen Ulot-Pura, was im Malaischen so viel als „die schöne Stadt“ bedeutet, und ist die Residenz des Direktors der Kompagnie, welche Stellung damals Herr W. B. Fryer bekleidete, der den Forschungsreisenden mit großer Zuverlässigkeit eines der neuen Häuser jener aufblühenden Hafenstadt anwies. An diesem Orte bot sich hinlänglich Gelegenheit, das bunte Völkergemisch, das die Verwinnung hier zusammengebracht, eingehend zu beobachten. Neben dem eigentlichen Malaien fielen insbesondere die Bidadjars auf, jene echten Eigener des Südlichen Archipels, die sich nur aus dem Wasser heimisch fühlen, für die es eigentlich keine andere Heimath giebt als das Meer; sie sind in anthropologischer Hinsicht den Malaien überlegen. Es ist überhaupt eine eigenthümliche Erscheinung, daß überall, wo Montano in Luzon, Mindanao wie Borneo Völkersämme traf, welche von den (eigentlichen) Malaien wie den Negritos sich unterschieden, selbe trotz ihrer anthropologischen Vorzüge eine niedrigere Stellung einnehmen als die Malaien. Nämlich häufig in Ulot-Pura und Umgebung waren die von der Nachbarschaft Gelebes zugewanderten Bugis. Einen anderen interessanten Volksstamm, die

Buled Upi, besuchte Montano in den ersten Tagen des Februars. Diese wohnen in den von Elephanten, dem Rhinoceros und von Drang-Ulango belebten Wäldern, welche die Ufer des in die Bai von Sandakan mündenden Flusses Sagalin begleiten. Die Buled Upi, in deren armseligem Dorfe Montano eine sehr höfliche Aufnahme fand, sind von verhältnißmäßig heller Hautfarbe, ihre Körpergröße erreicht 1583 mm im Durchschnitt. Sie sind leidenschaftliche Jäger, die sich mit ihren elenden Feuergewehren muthig an die größten Dickhäuter ihrer Wälder heranwagen.

Nachdem Ulot-Pura und Umgebung den Forschungsreisenden Montano's und seines Gefährten hinlänglich besichtigt hatten, schiffen sich die beiden auf einem französischen Kreuzer nach Zulu ein, wo sie Anfangs März anlangten. Hier verbrachten die Reisenden einige, durch die Zuverlässigkeit der spanischen Officiere angenehm verlebte Wochen, bis endlich die Ankunft des Dampfers „Pañig“ ihnen die lang ersehnte Möglichkeit bot, nach dem Südwesten Mindanaos abzureisen (6. April). An Bord des Dampfers lernten sie den Major Don Joaquin Rajal y Larre kennen, welcher die Regierung der südlichsten Provinz der Philippinen — Davao — übernehmen sollte. Derselbe bot den Reisenden alle seine Dienste und Unterstützung an, was den Reisenden um so angenehmer sein mußte, als in den Provinzen jenes Archipels die Gewerben mit der Nachfolge eines absoluten Monarchen ausgestattet sind. Insbesondere ist dies auf der Insel Mindanao der Fall, wo sämtliche Distriktspräsidenten (dem die Unterabtheilungen des „Gobierno militar de Mindanao“

<sup>1)</sup> Vergl. oben S. 49.  
Globus XLVI. Nr. 21.

führen den Titel „Districito“) dem Officiercorps des stehenden Heeres oder der Kriegsmarine entnommen sind. Es ist dies hier um so nothwendiger, als diese Insel, deren Küsten sich ganz im Besitze der Spanier befinden, nicht nur von den, den Spaniern seit Jahrhunderten ergebenden und christianisirten Bisayas, sondern auch von feindseligen mohammedanischen Malaien (den sogenannten „Moros“ d. i. Mauren) und blutdürstigen, der Institution der „Kopfgeld“ bühligenden Heiden bewohnt wird. Montano schätzt die Zahl der Bisayas auf 150 000, jene der Mauren und Heiden zusammen auf 300 000 Seelen, einer Schätzung, welche er selbst als eine nur annähernde Angabe betrachtet, und die in der That mit den Angaben anderer Autoren nicht übereinstimmt.

In dem Canale, welcher die Sarangani-Inseln von der südspitze Mindanaos trennt, kamen die Reisenden mit dem Schiffsleutnant Ramos zusammen, der hier mit drei Voceleten die Piraten überwacht und eine Karte jener genannten Eilande aufnimmt. Ramos war durch einen

Brief des französischen Consuls in Manila auf die Ankunft der Reisenden aufmerksam geworden, die er jetzt an Bord des „Fasig“ aufsuchte, um sie zu beglücken und darauf hinzuwirken, daß die Provinz Davao sie in jeder Hinsicht befriedigen würde. Und in der That, sobald der „Fasig“ in den Golf von Davao hineindampfte, entrollte sich ein herrliches Landschaftsbild vor den Augen der Franzosen: hohe Bergketten, mit aus Cogongras gebildeten Prärien abwechselnde Waldbestände zeigten sich auf der Abendseite, im Hintergrunde erblühte man den Matatan, während bei Davao selbst der Vulkan Apo sich majestätisch vom Focile abhob. In der Entfernung von 11½ Meilen von Davao, dessen gleichnamiger Fluß bei der Mündung eine Barre bildet, ließ der „Fasig“ am 9. April um 2 Uhr Nachmittags seine Anker fallen. Dank der Zuverlässigkeit des Lieut. Ramos ging die Ausschiffung der umfangreichen Bagage rasch von Statten, so daß Montano sich alsbald nach einer passenden Wohnung umsehen konnte, welche er bald durch die Gefälligkeit der spanischen Freunde



E. F. V. A. C.

Malaie

von der Bai von Sandolan (Korboß - Vorneo).

Diabiao

(Nach Photographien von Montano und Rex.)

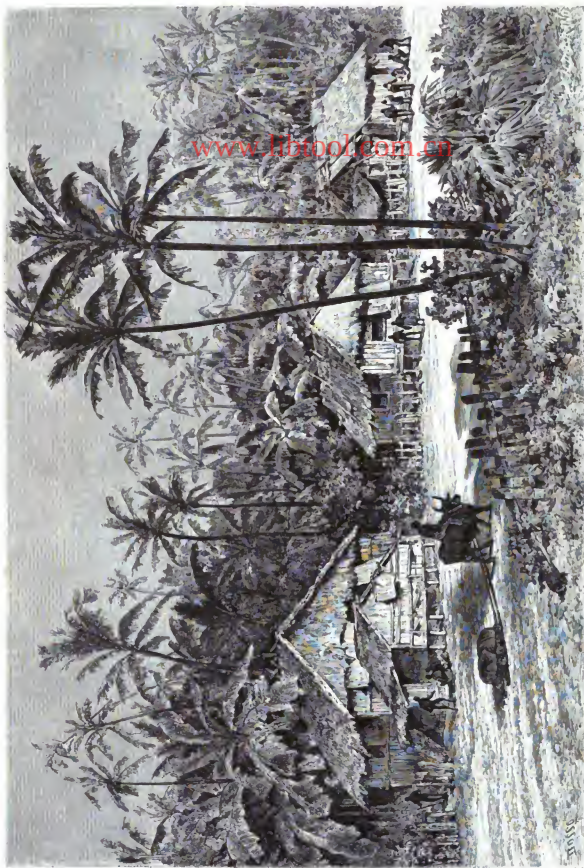
Bugi

faud. Ebenso rasch hatte man „Nachado“, d. h. junge Leute als Diener, Pferdewärter, Ruderer etc. angeworben und eine „Banca“, d. h. ein Boot, und endlich Pferde sich verschafft. So nach allen Richtungen hin versehen, hatte man alle Ruhe, in der neuen Station Umschau zu halten.

Davao, dessen zweiter Name Vergara lautet, ist die unansehnliche Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, welche den südlichsten Theil der Insel Mindanao bildet und vordem den Namen Nueva Guipúzcoa führte. Sie ist erst seit kurzem den Spaniern unterthan, denn erst im Jahre 1847 sammelte ein tapferer spanischer Officier Namens Cyanguaren, welchen Montano nicht mit Unrecht den letzten Conquistador der Philippinen nennt, mit Bewilligung der Regierung in dem beschuderten Caraga einen Haufen Freiwillige, mit denen er den durch die Piraterie verunsicherten Mauren Davao abnahm. Cyanguaren wurde zwar zum Gouverneur ernannt, mußte aber bald das Schicksal aller spanischen Conquistadoren theilen, er wurde abberufen und starb in Armut und Elend zu Manila 1859. Seine That aber schlug zum Vortheil des Vaterlandes aus;

heute beugen sich die Küstenbewohner der Provinz vor der spanischen Herrschaft, welche durch eine Flottendivision und eine Compagnie Landtruppen ihr Prestige zu wahren versteht. Die mit dichten Wäldern bedeckten Gebirgslandschaften sind mehr oder minder unabhängig. Der Reichthum, welchen diese Provinz an Naturprodukten aufweist, wird leider noch wenig ausgebeutet; auch bieten sich dem Schiffsverkehr große Schwierigkeiten dar, indem die Küsten des Golfes den heftigen Winden, besonders zur Zeit des Monjunwechsels, ganzlos preisgegeben und wegen vorgelagerter Sandbänke und Korallenriffe nur schwer anzulanden sind. Es ist nicht allein die unermüdliche Dauluk der letzterwähnten Polypen, welche das Fahrwasser stetig ändern, auch die heftige tägliche, wenn auch nur schwach sich bemerkbar machende Erdbeben tragen dazu bei, die Karte jener Küste ewers zu gestalten. So soll denn nur die einzige Bai von Malac einen sicheren Ankerplatz gewähren. Auch die Flüsse dieser Provinz sind, wenn nicht Stromschnellen schon die Schifffahrt erschweren, durch Mündungsbarren für einen regeren Handelsverkehr halb





Eine Straße der Stadt Tabaco. (Nach einer Skizze Montano's.)



untauglich gemacht; dies gilt auch von dem Rio de Davao, an dessen Ufern in kurzer Entfernung vom Meere die gleichnamige Hauptstadt des Distriktes liegt. Die hohe Gebirgseite, welche diese Provinz im Westen begrenzt, wird von dem gewaltigen Vulkan Apo beherrscht, wie denn überall am Golfe von Davao vulkanischer Boden zu Tage tritt. Auch bezeugen Höhlen und Korallenlippen in ziemlich bedeutenden Höhenlagen die erfolgte Hebung des festen Landes und das damit korrespondierende Zurückweichen des Meeres. Der fruchtbare Ackerboden besteht zumest aus dem Tertiär von Eruptionsgesteinen.

Das Klima von Davao wird als ein verhältnismäßig gutes angesehen, wenn auch Diarrhöen, Dysenterie und intermittierende Fieber häufig genug auftreten. Bei den Europäern stellt sich oft Anämie ein. Dr. Paul Rey, der treue Gefährte Montano's, mußte hier seine unermüdbare Jagd- und Sammellust schwer büßen; er erkrankte plötzlich und so schwer, daß die schleunige Rückkehr nach Europa für ihn der einzige Weg zur Genesung erschien.

Nur mit schwerem Herzen schied Montano von seinem treuen Reisegefährten, um von nun allein die Aufgaben der Expedition durchzuführen.

Montano begann nun von Davao aus, wo er sein Gepäc zurückließ, die Umgebung der Stadt fleißig zu durchstreifen. Da die Regengüsse den Rio de Davao zu einem breiten, tiefen und reißenden Strome gestaltet hatten, so waren die Ausflüge in südlicher Richtung wegen des notwendigen Flußübergangs mit erheblichen Anstrengungen verbunden; nichtbedeutenderer streifte Montano gerne in der That reizend, besonders reizend aber das Mühlungsgebiet des Rio Matina.

An den Ufern des Rio de Davao in der Nachbarschaft der Stadt liegen einige Hütten, welche von Infieles, d. h. halb barbarischen Heiden bewohnt werden. Die Nähe der spanischen Bajonnette hat diesen Edeln der Wildniß einiger Respekt eingeflößt, so daß sie einige ihrer unmenselichen Bräute gemildert haben, doch ist ihr Leben und Treiben



Ein Huptling der Bagobos auf der Reise. (Nach einer Photographie Montano's.)

im Ganzen und Großen dasselbe geblieben, wie bei ihren im Binnenlande hausenden Stammesgenossen. Alle besitzenden Elaven, was nicht so anständig ist als der Umstand, daß keiner von diesen Unfreien den Versuch macht zu entfliehen oder die Intervention der spanischen Behörden anzufragen; vielleicht haben sie kein Vertrauen zu diesen oder ergeben sich nur der ihnen eigenthümlichen Resignation stumpfsinnig in ihr Schicksal. Werthwüdig ist auch, daß die wenigen christlichen Bisayas (meist entlassene Sträflinge), welche sich in der Nähe dieser Halbwilden angesiedelt haben, ebenfalls Elaven halten. Als Montano einem dieser Christen hierüber Veranlassung machte, erwiderte dieser: „Herr, wenn ich meine Elaven entlasse, so finde ich keine Achtung mehr und bin ein ruinirter Mann, ganz abgesehen davon, daß ich vereinzelt dastehend mich selbst der Gefahr anverleihe, gefangen genommen und als Elave verhandelt zu werden.“

Jene Halbwilden, von denen eben die Rede war, gehören zu den Bagobos, welche unter den heidnischen Stämmen dieses Landes, welche sämmtlich Pferdezüchter sind,

im Reife stehen, die besten Rasse zu besitzen. Alles zeigt sich hier beritten, selbst die Weiber und Kinder, und jenes edle Thier erkennt sich einer ebenso sorgfältigen Aufmerksamkeit und Pflege, wie in den Duars der algerischen Araber. Trotz dieser Vorliebe für das Pferd sind diese Leute ungeübte Reiter, woran hauptsächlich der plumpe Bau ihres Sattels schuld trägt, welcher dem Reiternden nicht gestattet, seine Knie zum festen Sitz zu verwenden, so daß man durch Valanciren sich im Gleichgewicht erhalten muß, was im Verein mit dem Reigen des Sattelgockers öfters zu einem Sturze vom Pferde Anlaß giebt. Da diese Heiden immer mit blanken Waffen anreiten, so sind Unglücksfälle bei solchen Anlässen nicht gar zu selten; Montano selbst war Augenzeuge eines Unfalles. Der Franzose begab sich mit zwei Huptlingen aus der Nachbarschaft Davaos auf die Jagd und zwar galt selbe Hirschen und Wildschweinen. Der Jagdplatz lag am Rande einer sanftgewellten angedeckten Prärie, welche von einer dichten Waldmauer begrenzt war. Ein Heer von Zacoep (Sörges) und Elaven begann mit schrillum Geschrei das Wild aufzutreiben. Dieses ließ nicht

lange auf sich warten, ein Hirsch brach hervor und die Jäger setzten ihm im Galepp nach. Ein solcher Ritt durch eine mit hohem Cogongras bestandene Prärie ist nicht ohne alle Gefahr, denn verflocht unter dem dichten Grün finden sich giftige Schlammwürmer. Die Pferde der Pagobos erkennen an der Witterung diese Gefahr und suchen mit einem Sprunge hinüber zu setzen. Hier aber verrecknete sich das Pferd eines Häuptlings, indem es einen

Rechtsprung machte und zusammenbrach, der Reiter fiel in einem Bogen aus dem Sattel, fiel aber so unglücklich, daß er seine Lanze sich in den Leib rannte. Zum Glück war die Verwundung nicht lebensgefährlich.

Was die heidnischen Stämme der Umgebung von Davao anbelangt, so sind sie von einander gänzlich verschieden. Das nächste Interesse erregen die Atas, denn diese gehören zu jener merkwürdigen Rasse, welche in Luzon



Atas vom Sultan Api. (Nach einer Photographie Montano's.)

den Namen der Negritos führt, hier aber nur mit jener der Bisaya-Sprache entlehnten Bezeichnung benannt wird. Montano lernte einzelne Individuen dieses Stammes kennen, welche sich im Zustande der Sklaverei befanden; dann traf er aber auch Tribus freier Leute im Nordwesten des Api. Diese letzteren zeichneten sich sowohl durch ein stattlicheres Aussehen, als auch durch mehr vorgezeichnete sociale Verhältnisse aus. Die unabhängigen Atas sind die einzigen Heiden dieses Distrikts, welche sich vor den Mauren

oder Mohammedanern, mit denen sie in ewiger Fehde stehen, nicht furchten; ihre Kriegszüge sind denn auch mit Erfolg belohnt.

Ein anderer Stamm führte den Namen der Tagabawas; es ist dies eine Mischrasse der Pagobos und Aniangas, mit deren Sitten und Bräunen auch die ihren übereinstimmen, ja Montano besuchte eine Tagabawas-Tribus, welche sogar an munterem und freundlichem Wesen ihrer Individuen die anderen Stammesgenossen hinter sich ließ.

Für gewöhnlich trägt der Tagabawa nur wenige Gewandung, bei festlichen Anlässen aber wird in dieser Hinsicht desto mehr geleistet, insbesondere die Hainpflingstochter schmückten sich da mit einer wahrhaft erdrückenden Last von Halsbändern und Armingen. Einen Begriff von dieser Festtracht giebt die beigegebene Abbildung, welche die Töchter eines Hainpflings in dem Augenblicke darstellt, wo sie sich dem Tanzvergnügen hingeben. Montano bewunderte die Ausdauer dieser braven Grazien, welche in der Tageshitze, beschwert mit dem gewichtigen Schmucke, unermüdet durch mehrere Stunden hindurch cancanartig herumtanzten.

Die Guingao und Bagobos bewohnen die östlichen Abhänge des Apó. Auffallend erscheint an ihnen das weibliche Aussehen. Sie sind sehr gewandt und ge-

schickt, trotz ihrer zarten Erscheinung auch sehr kräftig. Ihre mittlere Körperhöhe erreicht 1631 mm, Montano traf aber Personen von 1715 mm Höhe.

Eines der methuindigsten Völker, welche diesen Theil der Insel Mindanao bewohnen, sind die Samal (s. Dieser kleine Stamm ist nur auf der im Golf von Davao liegenden Insel Samal sesshaft und zeichnet sich sowohl durch hohe Intelligenz, als auch durch Tapferkeit und Arbeitslust aus. Mit allen Stämmen des festen Landes setzen sie auf dem Kriegsfuße, wie sie denn durch ihre Mitwirkung den Spaniern die Eroberung Davaos sehr erleichtert haben. Dr. Montano fand auf der größten der Malipano-Inseln eine Grabstätte dieses Stammes. Das Eiland selbst erregte schon die Aufmerksamkeit des französischen Forschers,



Töchter eines Tagabawahäuptlings im Ballkostüm. (Nach einer Photographie Montano's.)

denn es war ein Korallenriff, das erst vor kurzer Zeit aus dem Meere sich erhoben hatte, da der Vegetationsbede alte, hochentwidelte Bäume fehlten. Der Golf von Davao und seine Küstengebiete liegen eben in einer vulkanischen Region, wo täglich Schwamplungen des Erdbodens eintreten. In der Mitte jener Insel, wenige Schritte vom Meere entfernt, unter einer Nische von ungefähr vier Meter Höhe und zwei bis drei Meter Tiefe entbedte Montano den Begräbnisplatz, bei dem Anblick einer wahren Schatzkammer bot: denn auf der Erde blieghen im wirren Durcheinander menschliche Gebeine, über denen sich ein Gerüst, hergestellt aus dem Holze der Palma brava (*Corypha minor*), erhob. Auf diesem Gerüste ruhten neben einander zwei Särge. Diese hatten die Gestalt jener philippinischen Schiffe,

welche „Bintas“ genannt werden, und waren wie diese aus einem einzigen Baumstamm harten Holzes ausgehöhlt. Der Deckel selbst schloß genau an, war übrigens mit Schnüren aus Rejuro (Nötang) fest mit dem eigentlichen Sarge verbunden. Die Leichen selbst waren wie Mumien in Baumwollenzeug und Matten eingewickelt. Die Beigaben, welche oben auf den Sargdeckeln lagen, bestanden in einem Spinnrad, dann in Quantitäten von zum Verspinnen zurechtgelegten Manilabansen, einem Korbchen mit Buno, d. h. einer Betelportion, und endlich in zwei chinesischen Porcellangefäßen, in denen offenbar einß sich Reis befunden hatte, den aber längst die Vögel verzehrt hatten.

Zu den Pariahs dieses Landes sind die Tagacaalos zu zählen, welche von ihren überlegenen Nachbarn viel zu

leiden haben. Sie bewohnen die Vorberge des Apó, in der Nähe der Bilán oder Bilané, zwischen Cautit und Malalac. Ihre Ansiedelungen sind klein und unansehnlich. Die mittlere Manneshöhe beträgt bei ihnen 1594 mm.

Alle diese heidnischen Stämme werden von christlichen

Bisayas sowohl, wie von den mohammedanischen Moros auf das Unverschämteste ausgebeutet und betrogen. Hier nur ein Beispiel: Bei den Ehen der Wilden kann nur aus ganz gewichtigen Gründen der Mann die Gattin verstoßen, die Bisayas-Händler aber schließen mit den heid-



Begräbnishütte der Samals auf dem Gilande Malipano. (Nach einer Skizze Montano's.)

nischen Schönen Ehen ab, die selten lange dauern; wird der Gatte seiner ehelichen Hälste überdrüssig, so vertauscht er sie gerne gegen einige Hektoliter Reis, ohne aber seinem Schwiegervater jene Geschenke zurückzugeben, welche derselbe dem Manne seiner Tochter in Gestalt von Pferden, Dar-

zen u. gegeben hat. Wäre der untrene Gatte ein Stammesgenosse, er würde der Blutrache verfallen; der edle Christ aber entzieht sich den Verfolgungen durch Uebersiedelung in eine andere Gegend oder er stellt sich unter den Schutz der spanischen Bajonnette.

## Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland = Eunde.

Von H. Abbes.

### III.

Ellektus lebte mit seiner Frau, nicht einem hübschen jungen Mädchen, die den schönen Namen Avin-gal, d. i. Maus führte, von Ananatus zurück und bezog die von seinem Schwiegervater erbaute Schnerwohnung. Die Frau sah noch immer bleich und leidend aus. Der Verlust des einzigen Kindes schien sie stark angegriffen zu haben. Sie ist, wie wir in Erfahrung brachten, bereits die zweite Gattin Ellektus; die erste hat er den Schwiegereltern zurückgeschickt. Hierzu sind die Eskimos berechtigt, wenn ihre Frauen den Anforderungen nicht entsprechen, welche die Führung des Haushalts, insbesondere die Aufertigung der Kleider, an sie stellt. Um diese Berechtigung dürfte mancher weiße Ehemann die Eskimos beneiden. Anfangs März schien die Kälte noch zunehmen zu wollen. Am 2. Abends gegen 8 Uhr zeigte das Thermometer — 49,4, den niedrigsten überhaupt erreichten Grad. Die folgenden Tage waren etwas gelinder. Am 9. März stieg die Temperatur unerwartet schnell bis auf 3,7° um 5 Uhr Nachmittags. Dabei wehte starker und trockener Nordost. Die angenehme Wärme war höchst willkommen, man konnte doch endlich wieder einige Stunden im Freien zubringen, ohne sich mit Kleidung überladen und dabei noch für Nase und Thren besorgt sein zu müssen. Das Thaumetter wich allerdings bald wieder der Kälte. Das Monatsmittel des März betrug — 21,3°. Die Wirkung der Sonnenstrahlen auf die Schmelzlöcher machte sich bereits im März bemerklich. Allmählich traten an den steilen Südoabhängen der Berge die dunkleren Farben des Schnees wieder hervor. Ellektus's Jagd, der im Innern vollständig vereist war, schmolz auch von außen zusammen und wurde Ende des Monats verlassen, doch war der Schnee in der Ebene noch immer hinreichend hart, um das Material für einen Neubau liefern zu können. Mit dem Frühjahr begann für die Eskimos der Fang der jungen Seehunde, deren weiches weißes Fell besonders zu Strümpfen benutzt wird. Früh morgens fahren die Jäger auf ihren Hundeschlitten hinaus und kehren abends selten ohne Beute nach Hause zurück.

Das Fleisch der Thiere ist weniger thranig als das der alten und wird daher auch von Walvischwängern gegessen. Mit Koffinen gefüllt und gebraten erschien ein solches Exemplar auch einmal auf unserem Tische und wurde von einigen Mitgliedern mit sichtlichem Behagen verzehrt. Am 21. März erhielten wir unerwarteten Besuch. Gegen Mittag zeigte sich im Südoßen auf der Gletscher des Nordes ein dunkler Punkt, der sich mit großer Geschwindigkeit auf die Station zu bewegte. Allmählich erkannte man eine Anzahl Hunde, die einen Schlitten zogen, auf dem zwei Personen saßen und bald darauf zogen die Hunde mit lautem Geheul, getrieben durch die Peitsche eines Eskimos, den Schlitten die steile Böschung zum Stationsplate hinaus.

Die Insassen waren abgestiegen. Einer von ihnen kam auf das Wohnhaus zu und begrüßte uns in unserer Muttersprache. Er war ein Altpreuße, aus Gumbinnen

gehörig, Eherden mit Namen und seines Zeichens ein Schmelzer, der, nachdem er Deutschland durchwandert hatte, nach Amerika gegangen und dort vom Schicksal schließlich auf einen Walvischwänger geführt worden war, auf dem er zur Zeit als erster Steuermann fungierte. Da Mr. Egerden gehört hatte, daß wir Deutsche seien, so war er von Kiffertal, wo sein Kapitän überwinterte, gekommen um die Vandeblente in der Einfahrt zu begrüßen. Die Reise, die er in Begleitung eines Eskimos unternommen, hatte drei Tage beansprucht. Als Landmann wurde Mr. Eherden natürlich herzlich bewillkommen und während der zwei Tage seines Aufenthaltes auf das Beste bewirthet. Den Einrichtungen der Station, insbesondere des Observatoriums, schenkte er viel Interesse und trotz seiner durch die Reise stark angegriffenen Augen ließ er sich nicht nehmen, noch am Tage seiner Ankunft auch die Verstellung in Begleitung des Leiters der Expedition zu besichtigen. Nach seiner Erzählung ist unser Freund seit 14 Jahren auf dem Walvischwänger und hat die letzten vier Jahre ununterbrochen im Cumberland = Eunde zugebracht, aber ohne besonders günstigen Erfolg, denn in diesen vier Jahren sind seiner Mannschaft nur zwei große Wale als Beute zu Theil geworden, während noch vor acht Jahren in zwei Monaten deren neun erlegt wurden. Im Sommer pflegt sein Kapitän mit dem Schiffe in den Nord zu kommen, um Jagd auf weiße Wale zu machen, die hier besonders zahlreich sein sollen. Mit dem Versprechen aus obdem häufiger zu besuchen, schied Eherden wieder, nachdem ihm vom vorzüglichen Proviantmeister noch einige Flaschen Cognac zur Erquickung auf der Reise mitgegeben waren.

Dieser Besuch war nicht der einzige, den wir erhielten. Am 6. April kam zu aller Freude auch unser alter Bekannter Mr. Hall aus Kiffertal, blieb jedoch nur einen Tag auf der Station. Sein Schlitten wurde von 16 wohlgenährten Hunden gezogen. An der Rückseite war ein Reithiergeweih mit den Enden auf den Rücken befestigt, dessen Rinken zum Anhängen der Jagd- und Provianttaschen dienten.

Auch Mr. Hall klagte über die schlechten Ergebnisse des Walfanges der letzten Jahre, und lebte die früheren Zeiten, besonders das Jahr 1870, in dem er 900 weiße Wale gefangen hat. Der weiße Wal (*Beluga catodon*) lebt gesellig in Herden von 5 bis 8 Stück. Er erreicht eine Länge von 4 m. Fischwein besitzt er nicht und wird nur des Speckes halber gejagt. Eisbären sind auch in diesem Winter, wie überhaupt seit langen Jahren, nicht bis Kiffertal hinangefommen; auf einer südlicheren Insel sind dem Schotten jedoch drei Jagd Walvischpfe von den Vätern zer schlagen und ihres Inhalts beraubt worden. Man hat aber von den Thieren weiter nichts gesehen als ihre Spuren im Schnee. Mr. Eherden sowohl als Mr. Hall erschienen vollständig im Eskimokostüm, da diese Kleidung den besten Schutz gegen die Unbilden des arktischen Winters gewährt. Das Aprilwetter war hauptsächlich gegen das Ende des Monats beständig heiter, bei anbauender



Windstille. Die Wirkung der Sonnenstrahlen wurde am Tage manchmal schon recht lässig. Dennoch erreichte das Monatsmittel der Temperatur nur die Höhe von  $-15,2^{\circ}$ . Das absolute Minimum betrug  $-30,6^{\circ}$ , das Maximum  $+2,2^{\circ}$ . Das Kältegefühl der Tage empfand man besonders bei den Nachschneen als eine große Annehmlichkeit, da namentlich die Instrumente bis abends 10 Uhr ohne künstliche Beheizung abgelesen werden konnten. Die Kälte von Schneeliegenheit meckerten sich sowohl bei den Mitgliedern der Expedition als auch bei den Eingeborenen, von denen eine große Anzahl den Arzt der Expedition konsultierte.

Das animalische Leben wurde im Frühjahr auch etwas lebhafter als im vergangenen Winter, wo uns außer zwei Kottkaten und einer Schneemaus, die der Zimmermann fing, nichts zu Gesicht gekommen war. Zwei weiße Rüdige wagten sich bis in die unmittelbare Nähe der Station und wurden erlegt, der eine von Ekstul, der andere von Herrn Antrom, dem Astronomen der Expedition. In den letzten Tagen des April machten sich auch Wölfe des Nachts durch anhaltendes Heulen bemerkbar. Die 20 Hunde Ekstul's erwiderten dieses mit ebenso gräßlichen klägenden Tönen, so daß manchmal ein ohzerrückendes Konzert entstand, welches einen zur Verzweiflung bringen konnte, zumal wenn man schlafen wollte. Gesehen haben wir keinen der Wölfe.

Am 24. April ging Ekstul zum ersten Male in diesem Frühjahr auf die Renthierragd. Morgens um 7 Uhr fuhr er mit seinem Schlitten nach dem nordwestlichen Ende des Fjordes, ließ den Schlitten sammt den Hunden auf dem Eise zurück und ging dann allein, bewaffnet mit einem Mausegewehr, in das Innere des faden Landes, wo sich nach den Angaben der Götinos im Sommer zahlreiche Renthiere aufhalten müssen. Ekstul war auch so glücklich zwei große Thiere zu ergreifen und sich unbemerkt an sie heranpirschen zu können. Nachdem ein sicherer Schuß das erste getödtet hatte, blieb das andere erschrocken noch eine Weile mit erhobenem Haupte stehen, augenscheinlich unschlüssig, wohin es seine Flucht richten sollte; doch ehe es noch den Jäger erblickt hatte, wurde es vom zweiten Schusse niedergestreckt. Ekstul war ungemein eifrig über diesen Erfolg, den er hauptsächlich dem Mausegewehr zuschrieb. Seinem Vorderlader wäre wahrscheinlich die zweite Beute entgangen. Die vier hinteren Renthiere bildeten in der nächsten Woche eine höchst willkommene Vermehrung unserer Mittagsgemächkeiten. Es war das erste frische Fleisch, das wir seit langer Zeit gegessen, und mundete daher besonders gut. Die Helle bezieht Ekstul zur Anfertigung von Winterkleidern, die Gewichte hatte er leider zurücklassen müssen, da der Transport des Fleisches und der Helle bis zum Schlitten ihn schon genügend beanspruchte.

Das zweite Schneehaus Ekstul's war kaum einen Monat alt geworden, als es Ende April eines schönen Tages theilweise zusammenstürzte. Der Schnee hatte sich mittlerweile erwidert, und durfte er deshalb nicht daran denken einen neuen Jagd zu erlangen. Da die nöthigen Schneehäuser fehlten um eine Zeitbede anzufertigen, so mußte unser Jäger sich vorläufig mit einem alten Zegel befehlen, das ihm von der Expedition geliehen wurde. Er zog von ihnen die Stangen aus seinem verfallenen alten Zelte, welches die Hunde inzwischen arg verwüthet hatten, und errichtete daraus das neue an einer höher gelegenen Stelle, wo unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen die Schneedecke bereit dem grünen Moosetopfe gewichen war. Um seine Fressen für den Verlust ihres Kindes zu trösten, nahm

Ekstul ein etwa dreijähriges Mädchen bei sich auf, für welches er den Eltern zwei alte und einen jungen Hund nebst etwas Tabak als Entschädigung zahlte. Später gestellte er diesem Mädchen noch einen kleinen Knaben bei.

Im Monat Mai wurden von der Station zwei Schlitten untergenommen, um die Umgebung, insbesondere den Ringawa-Fjord aufzunehmen. Die erste Expedition, bestehend aus dem Astronomen Antrom, dem Ingenieur Boelsen, dem Segelmacher Heide und dem Götino Ekstul, veranlaßte zehn Tage auf die Erforschung des nordwestlichen Theiles des Fjordes. Der erforderliche Proviant, die Ausrüstung, die geodätischen Instrumente, ein Zelt aus Segeltuch nebst den nöthigen Stangen, die Schlafsäcke u. s. w. wurden auf einem Schlitten mitgeführt, den die Hunde des Götinos zogen. Das Zelt, welches hinreichenden Schutz gegen den Wind gewährte, schlug man des Nachts auf dem Eise auf und trocknete dann in die pelzgefütterten Schlafsäcke, die vollständig hinreichten, jede künstliche Erwärmung überflüssig zu machen, zumal die vier Reisegossen in dem kleinen Räume dicht bei einander liegen mußten. Den Hunden schien das Reiten am wenigsten zu behagen, denn zweimal brachten des Nachts einige von ihnen durch und kehrten zur Station zurück, trotzdem Ekstul die Vorrichtung gebraucht hatte sie anzubinden und je ein Vorderbein durch den Riemen des Geschirres zu stecken, der um ihre Brust ging. Die Peine, welche sie trugen, fragten die Hunde durch und liefen auf drei Beinen davon. Ekstul hatte dann die Mühe ebenfalls zurückzukommen und sie aufs neue einzufangen, wobei er sie durch einige derbe Anstöße auf das Ungehörige ihrer Handlungsweise zu belehren suchte.

Das Ziel der zweiten Expedition, an welcher der Leiter der Expedition Dr. Giese, der Mechaniker Seemann, der Zimmermann Weile und Ekstul theilnahmen, war der östliche Theil des Fjordes, bis zu seinem Ausgange in den Gumberland-Land. Die Expedition ging am 14. Mai fort und brauchte 14 Tage bis zur Rückkehr. Das Wetter war für diese Schlittenreise schon bedeutend ungünstiger als für die vorige im Anfang des Monats. Die Temperatur stieg am Tage immer einige Grade über den Gefrierpunkt, wodurch der Schnee weich und feucht und das Vorbringen unmöglich wurde, weil die Hunde und der Schlitten zu tief einsanken. Man zog es daher vor des Nachts zu reisen, dagegen am Tage einige Stunden zu schlafen. Die Nächte waren um diese Zeit schon so hell, daß man um 12 Uhr im Freien auch bei bedecktem Himmel ohne Ankerung sehen konnte.

Außer den geodätischen Arbeiten machte Dr. Giese unter Aufsicht von Seemann täglich Vermessungen der Intensität, Declination und Inklination des Erdmagnetismus, auf dem Eise zu einer Station, die vorher mit den auf der Station zurückgelassenen verarbeitete war, damit diese gleichzeitig die Variationen der genannten Größen, die in den Rechnungen zu berücksichtigen sind, an den Instrumenten der Station beobachtet konnten.

Beim Verlassen eines Berges am Ende des Fjordes glaubten Dr. Giese und Seemann im südlichen Theile des Gumberland-Landes offenes Wasser gesehen zu haben, was auch mit Angaben eines Eingeborenen stimmte, den ich am 22. Mai sprach, und der erzählte, daß die Whaler auf Küstern bereits ihre Boote ins Wasser gelassen hätten, um auf den Waifang zu gehen. Am Eise des Fjordes zeigte sich noch keine besondere Veränderung. Der Schnee schmolz zwar mehr und mehr zusammen und bildete an einigen Stellen große Wasserlachen, die jedoch des Nachts, da die Temperatur noch bis  $-6^{\circ}$  fiel, wieder gefroren.

Die Eingeborenen aus Ananatu besuchten uns im Mai häufiger als sonst und brachten auch zuweilen Reithierfleisch, wofür sie Brot, Thee, Tabak, Pulver und Meisel erhielten. Die Walfischjäger pflegen für eine Reithierfente das halbe Gewicht derselben in Brot zu geben. Später entwickelte sich zwischen der Station und den Estimos ein reger Austausch von ethnographischen Gegenständen, aus Wäffen, Pfeilhebern u. s. w. gegen Wollzeug, Ketten, Messer und Tabak.

Wie alle uncivilisirten Völker, so haben auch die Estimos eine große Vorliebe für die Kleidung der Weißen und süßten sich in ihrem Selbstvergnügen ungemein gehoben, wenn sie statt ihres hübschen und praktischen Jadesets den alten Rod eines Europäers anziehen können, in dem sie sich dann bei der ersten Gelegenheit eine tüchtige Erhaltung zuziehen. Die Frauen tragen über ihren Feinleibern gern einen Rod von Statten, über den hinten der lange Schurz des Jadesets herabhängt, was der ganzen Figur ein wunderliches Aussehen verleiht. Von einigen der Estimos erhielten wir sauber gearbeitete Modelle ihrer Kanals und Uniafs nebst den zugehörigen Wäffen in Miniatur. Die einzelnen Rippen und Langhölzer dieser Modelle werden äußerst geschickt durch Federrücken mit einander verbunden. Außerdem schlugen sie kleine Puppen aus Holz, zuweilen mit Arm- und Beingelenken, die von den Frauen mit Bekleidung versehen wurden und als Anlassen für die Poete bestimmt waren. Aus Walrothzahn und Reithierfleisch verfertigen die Estimos allerlei Thierfiguren, wie Hunde, Robben, Enten, Walfische u. s. w. in einer Vollendung nachzubilden, die unser Erfahrenen hervorrief. Die zahlreichsten Stilde, die ich von diesen Sachen gesammelt und mitgebracht habe, übertrug in ihrer Ausführung die ähnlichen Kunstzeugnisse, welche Prof. von Nordenfjöld bei den Eskimofischen gefunden hat. Freilich bleiben sie noch zurück hinter verschiedenen Schmuckstücken der Labrador-Estimos, welche ich Gelegenheit hatte bei Dr. Koch zu sehen und die den besten chinesischen Eisenarbeiten gleichzustellen sind.

Die Estimos benutzen zur Anfertigung solcher Gegenstände allerdings längst die eisernen Werkzeuge der Weißen und wissen mit Meißel und Feile sehr wohl umzugehen. Doch muß man nicht glauben, daß diese eigenartige Industrie erst durch die Weißen hervorgerufen ist, denn schon Davis fand auf seiner ersten Reise in den Eumderland-Sund im Jahre 1585 auf einer Insel, deren Bewohner gerade abwesend waren, außer einem Schlitten, der aus Fischbein, tannenen und eichernen Brettern zusammengefügt war, auch allerlei geschmückte Bilder und das Modell eines Bootes.

Das anhaltend schöne und warme Wetter des Monats Mai, dessen mittlere Temperatur nur noch  $-0,8^{\circ}$  betrug, hatte den Schnee an den Sonnenstrahlen zugänglichen Orten vollständig vertrieben. Begünstigt wurde das Schwimmen der Schneedecke besonders durch die außerordentlich trockene Luft — das Barographometer zeigte an manchem Tage nur 48 Proc. Feuchtigkeitsgehalt. Ueberaus schnell entwickelte sich jetzt die Flora, von deren Reichthum man sich in der Regel keine Vorstellung macht. Wo nur kurze Zeit es der Sonnenwärme gelingt, den Eis- und Schneeeberzug des Felsensodens aufzuhauen, in erster Linie also an den Südhängen der Berge, findet man mindestens Flechten und zwar an allen bis jetzt besuchten Punkten der Polarregionen.

Bekanntlich hat die neuere Forschung in den Flechten botanische Doppelwesen erkannt, die aus einer Pflanz- und einer Algenart bestehen, bei welchen die Alge die physio-

logischen Funktionen der Ernährung übernimmt, der Pilz vorwiegend das die Form der Flechte bestimmende Element abgibt. Wir können also diese Flechtenflora als eine Flora von Algenbasen und auf ihnen schwarzen Pilzen bezeichnen. Es fanden sich von den Flechten die verschiedensten Arten vor, unter welchen hier an das interessanteste Moos, die Flechtenflechte und die fadenförmige Köpfe tragende *Cladonia corallifera* erinnert werden soll.

Der zunächst durch physikalische Einflüsse, besonders Temperaturwechsel, vermittelte Lebensboden geht durch die ununterbrochene stetige Fortsetzungsarbeit der Flechten, aus Flechten bestehenden Pflanzendeckungen in seiner Dekomposition immer weiter und so entsteht im Laufe der Jahre eine dünne Schicht lockerer Erde. Wo eine solche sich bilden konnte, d. h. nicht wieder abgewaschen wurde, entwickelt sich sofort eine reichere Flora, Laubmoose, Flechtenarten, darunter das Wollgras und mehrere zu den Vaccinien (Heidelberarten) und Ericaceen (Saidsträucher) gehörige Species. Die letztere beiden Familien die ersten Repräsentanten der höheren Phanerogamen der arktischen Flora darstellen, so geben sie auch die ersten Daten für den arktischen Blüthenkalender, indem sie schon Ende April an den Südhängen den Wanderer durch ihre Blüthen erfreuen. Ihnen gefolgt sieht überall der einzige Repräsentant eines Strauches, die in mehreren Fuß langen Stämmen auf dem Boden hinstreckende, sich jedoch nur ein paar Zoll erhebbende Polarweide, zu, welche ebenfalls zu den am frühesten blühenden Pflanzen gehört, da die Knospen ihrer Ästchen in sehr günstigen Tagen schon Ende März erkennbar sind.

Für weitaus den größten Theil des Landes machen nun die oben genannten Pflanzenanordnungen und Gattungen, denen wir für den moorigen Boden der kleinen Süßwassersee noch das gewöhnliche Torfmoos zuzählen müssen, die gesammte Flora aus. Namentlich etwas entfernt von der Küste kann man meilenweit wandern, ohne eine andere Pflanze als die genannten anzutreffen.

Anderes an gewissen bevorzugten Plätzen. Die Südhänge und Südsüdhänge der felsigen Küste beginnen schon im März schnee- und eisfrei zu werden. Während an einzelnen Nord- und Nordwesthängen der Gebirge im Jahre 1883 der Schnee überhaupt nicht vollständig verschwand, rieselte an jenen seit Mitte Mai eine Anzahl kleiner Bäche in Furchen, die sich das Wasser in den harten Granit eingegraben hat, zum Thale nieder. Diese Bäche werden je mehr die Masse des schmelzenden Schnees abnimmt, desto wasserreicher. Eine Anzahl von ihnen verschwindet bald ganz; nur diejenigen, welche Abflussskanäle der hoch gelegenen kleinen Vergers darstellen, hancen auch während der eigentlichen Sommerzeit aus. An den Rändern und in der Umgebung dieser Süßwasserbäche, noch mehr im Pette der im Frühjahr austretenden und etwa im Juli verschwindenden kleinen Wasserläufe, tritt man später als bei den erwärmten, nämlich eine Mitte Juni sich bemerkbar machende Flora — die eigentliche arktische Blumenflora — auf, wenn wir unter Blumen solche phanerogame Pflänzchen verstehen, welche durch ihre Größe und Farbe das Vegetationsbild der Landschaft beeinflussen. Weist ist zwar hier auch die vorherrschende Farbe; es hebt sich vom dunkeln Felsgrunde oder dem schwärzlichen gelbbraunen Flechtenüberzug, beziehungsweise dem grünlichbraunen Teppich der Vaccinien und Ericaceensträucher deutlich genug ab. Wir haben hier besonders Repräsentanten der Steinbrecharten, der Stelarien und andere mehr vor uns. Dazwischen zeigen sich gleich schneeflechte Pette, die von weitem einander vollständig gleich sehen, aber aus Vertretern zweier verschiede-

nen Gattungen bestehen. Eine Stammesart, die auch in den Polarregionen der Butterfarbe ihrer Blüthen, welche den verschiedensten Species in unseren Gegenden einen und denselben Volksnamen zugezogen hat, treu bleibt, sowie eine zierliche Rosenblüthe, die auf einem dünnen blätterlosen Stiele sitzt (Papaver nudicaule), sind es, welche jene gelben Blumenbeete bilden. Zählen wir noch die purpur-

violetten, großen, weißlich auffallenden Blüthen einer Art Weidenröslein (Epilobium) hinzu, so haben wir zwar den Pflanzenkatalog jener Gegenden noch lange nicht erschöpft, aber doch diejenigen Blüthenpflanzen angeführt, welche gewiss, besonders günstig gelegenen, aber leider an Ausdehnung nur sehr beschränkten Vertikalflecken charakteristisch sind.

www.libtool.com.cn

## Der neueste centralasiatische Reisende.

Von H. Pambéry.

### I.

Herr Heinrich Moser auf Charlottensfels bei Schaffhausen verdient von Rechts wegen nicht zu den neuesten, sondern zu den ältesten, d. h. frühesten Reisenden Centralasiens gerechnet zu werden. Es war im Späthjahr 1866, als mein Landmann Graf M. mich ersuchte, ich möchte seinem in Drenburg weilenden Schwager, einem unternehmungslustigen, für Reisen in fremde Länder begeisterten jungen Manne, ein Empfehlungsschreiben nach Bucharä geben. Nach Bucharä, dachte ich mir, dort mag die Kommandation des Eiderwises, der sich glücklich schätzte, mit heiler Haut davon gekommen zu sein, wohl wenig frommen. Doch da man in mich drang, so schrieb ich an Hussein Ischan, den Vorsteher des damals berühmtesten Klosters, wo ich selbst Gastfreundschaft genossen, einige warm gehaltene Zeilen mit der Bemerkung, man möge dieses Briefes sich nur im äußersten Noth bedienen, da, wie ich dem Grafen M. sagte, ich für den Erfolg meines Schreibens nicht einstehen könne. Dieser Brief nun war für Herrn Moser, einen damals kaum zwanzigjährigen Jüngling bestimmt, der in Folge der langjährigen Gesandtschaftsverbindungen seines Vaters mit Rußland in der Hauptstadt an der Rewa keinesfalls zu den Fremdlingen zählte und nun, von dem Rufe der neuen Eroberungen im Süden angelockt, einer der ersten Europäer sein wollte, die auf dem jungfräulichen Boden Innerasiens ihre Wälder versuchten. Eine Reise in das damalige russische Turkestan gehörte noch nicht zu den sichersten Unternehmungen. Die Scharte der russischen Waffen bei Achtschar war allerdings schon ausgewogen, die Tollkühnheit Tschernajew's hatte der besonnenen Politik Romanow's und Kaufmann's Platz gemacht. Man brütete in Tashkent über neuen Eroberungen, die man vor den Augen Europas, namentlich aber Englands, sorgfältig verheimlichen wollte. Und unter solchen Umständen ist es leicht erklärlich, daß General Krivoschewski dem thätendurstigen jungen Schwieger, wie gut er auch immer angeschrieben war, den Zutritt in das russische Turkestan kategorisch verweigert hat. Herrn Moser aber scheint dies Verbot, sowie seinen späteren Nachfolger Mac Gahan wenig infrommobiirt zu haben. Er unternahm daher das Wagniß — denn für ein solches kann es angesehen werden — auf eigene Faust in Begleitung eines Kirgisen nach Tashkent zu reisen. Als er an den Ufern des Araxes aufstand, wurde er aber mit der sich Erwartung von den Rußen freundlich aufgenommen; ja, Herr Moser, von Beruf Soldat, schloß sich als Freiwilliger bald jenem Armeekorps an, das unter Leitung General Kaufmann's 1868 gegen Samarkand vorgezogen war und diese Stadt

dem Emir von Bucharä entriß. Moser war somit der erste Europäer, der mit den Siegern in die alte Residenz Timur's eingebrungen war. Seine diesbezüglichen Ergebnisse müssen von besonderem Interesse sein und wir erwarten auch von ihm, daß er dieselben, schon des geschichtlichen Moments halber, der Welt nicht vorenthalten wird. Er war Augenzeuge, als die Rußen des berühmten hüflich geschriebenen Koranemplares von kolossaler Dimension sich bemächtigten, eines Korans, der aus der Zeit der ersten Khalifen herstammt und heute als Kleinod in St. Petersburg aufbewahrt wird; ja ein Kleinod, dessen Rückgabe der Fürst von Bucharä gelegentlich der Garenkrönung durch seinen Sohn sich erbitten ließ, welche Bitte natürlich nicht gewährt wurde. Herr Moser drang ins Grabmal Timur's gerade im Momente ein, als russische Soldaten den aus Rephrä bestehenden berühmten Grabstein zertrümmern wollten, welcher heroistisches Verdienst er theilweise verhinderte; einige Bruchstücke von diesem merkwürdigen Steine sind abgelöst später nach Europa gekommen und der glückliche Zufall hat es gewollt, daß ein Bild, von Freundeshand verehrt, mir zugekommen ist. Allerdings ein sonderbarer Zufall! Vier Jahre noch vorher hatte ich, umgeben von meinen Pilgergefährten vor diesem Steine mehrere Stunden betend und singend zugebracht. Ich konnte nur mit tausendfachen Gesäßen zu ihm gelangen und einige Jahre später hat der Stein mich selbst in Pest angelockt und bildet selbstverständlich eine der werthvollsten Reliquien meiner centralasiatischen Erinnerungen.

Nachdem Herr Moser an den mannigfachen Abenteuern dieses merkwürdigen Zuges sich gestättigt, dachte er auch mit Recht, sein Unternehmen von der praktischen Seite zu verwerten und durch Einführung der bucharischen Seidenkultur in Europa unserer Industrie zu dienen. Doch die russischen Amtsewege sind dunkel und, als der unternehmende Schweizer auf dem Punkte stand, sein unter riesigen Schwierigkeiten begonnenes Unternehmen herauszuheben, griff plötzlich die russische Behörde ein, und nach Verlust von bedeutenden Summen enttäuscht und erbittert, kehrte er Ende der sechzig Jahre wieder nach Europa zurück, fest entschlossen, Mittelalten und Rußland nie mehr zu besuchen. Doch wer einmal das freie, an bunten Abenteuern reiche Leben im Inneren Asiens gekostet, dem fällt es überaus schwer, in den durchaus prosaischen Rahmen unseres europäischen Alltagslebens sich hineinzugewöhnen. Herrn Moser hatte überdies seine während der ersten centralasiatischen Reise unerfüllt gebliebene Sehnsucht, nämlich von Drenburg aus durch Centralasien nach Indien vorzudringen, zu neuen

Thaten angepöndet und um diesen Lieblingsgehabten anzu-  
führen, brach er 1882 das zweite Mal auf. Dieser Zug  
von Treuburg nach Beladawer hat merkwürdigerweise  
trotz der völligen Eröffnung Turkeistans bis heute noch nicht  
seinen Mann gefunden und ist in ungelährter Richtung  
können wir die Reise des Dr. Hönigberger vergleichen,  
der als ehemaliger Leibarzt Kendlshid Singh's über Kabul  
und Beshara 1834 nach Kaschan und Europa geritt war.  
Den Ueberlandweg von Indien nach Kaschan haben in  
einer westlicheren Richtung, nämlich über China und das  
Ralschide Meer, auch die englischen Officiere Abbott und  
Richmond Schafespeare gemacht, während nach Osten  
hin, nämlich von St. Petersburg nach Calcutta, der Ueberland-  
weg nur einem einzigen Reisenden gestuft ist. Es ist  
dies der in geographischen Kreisen wenig bekannte Ungar  
Percezezy, ein merkwürdiger Kautz und Zollepsy sonder-  
gleichen, ein Mann, der ohne jegliche Vorbereitung und  
Kenntniß der Zuchlage, um die Vergehe des magarischen  
Volkes aufzuspüren, ins Innere Sibens sich begeben hatte.  
Des Türkenhuns nur halbwegs mächtig, reiste er von St.  
Petersburg über Sibirien bis an die Grenze der damaligen  
Besitzungen Jatsch Kuschkog's, wo er wahrscheinlich von  
Räubern überfallen und von einer osttürkischen Grenz-  
wache arg zugerichtet aufgefunden wurde. Mit gebrochene  
Händen und Füßen und eingeschlagenem Kopfe soll der  
Mann schon zwei Tage in einem Graben gelegen haben.  
Die tatarischen Soldaten hoben ihn auf und so langte er  
versäumlerte Fremde in Kaschan an. Glücklicherweise traf  
eben zur selben Zeit die Gesandtschaft des Herrn Forsyth  
aus Indien an. Die Engländer nahmen sich selbstverständ-  
lich des verlassen Europäers an und brachten ihn auf  
ihrem Rückwege nach Calcutta, von wo er an Oris, nicht  
aber an Körper gebrochen, nach Ungarn zurück kam. Er  
starb bald darauf im Irrenhause. Den letzten Versuch zu  
einem Ueberlandweg hat, soweit wir wissen, der russische  
geheim Agent Paschko 1873 gemacht, wurde jedoch in  
seinem Vorhaben von den englischen Behörden im Kenschab  
verhindert und mußte unerrückter Dinge nmschren.

Das Vermöhen des Herrn Moser, diesen Plan nun  
einmal auszuführen, war daher vollstätt berechtigt und seine  
Offnung auf Erfolg war diesmal um so mehr begründet,  
da er zur selben Zeit, nämlich 1882, mit seinem alten  
Freunde und Bekannten General Tschernajew, der eben  
damals zum Gouverneur von Turkestan ernannt worden  
war, in St. Petersburg zusammentraf, ja von demselben auf-  
gefordert die Reise nach Tadschik mit ihm zusammen  
machen konnte. Die Fahrt durch die Steppe war diesmal  
im Festzug; der Empfang des neuen Generalgouverneurs  
im Centralasien der russischen Verwaltung ein überaus  
prachtvoller, denn Tschernajew, den die Mittelasiaten  
Tschir-najeb (d. h. der Völkervorstand) nennen, ist seiner  
Fertigkeit wegen unter Sorten, Tadschiken und Tz-  
begen eine beliebte Persönlichkeit. Herr Moser ist voll  
des Vobes für den Eroberer Turkeistans, der, was die  
Energie und den Viderstiss anbelangt, in der That hoch  
über seinen Vorgänger, General Kaufmann, gestellt zu  
werden verdient. Dieser russische General hätte den schred-  
lichen Angasfall russischer Verwaltung am Zarates wohl  
auch zu reinigen vermocht, doch administrative Maßregeln  
dinsten ihm nur eine Nebenache. Dem paullavischen  
Heißsporne lagen hochfliegende Zukunftspläne mehr am  
Herzen. Er begann sein Lieblingspiel der Intrigen gegen  
England, verrieth bald dieselben unter dem Einflusse des  
Champagners in seinen Träumen und mußte, wie bekannt,  
nach kurzer Herrschaft wieder das Land verlassen. Zug  
er unserm Reisenden, seinem Günstlinge, den direkten Weg

durch Afghanistan nach Indien verweigert hatte, ist uns  
nicht ganz einleuchtend, da ein Einseilungsgehabten an  
Abdurrahman Khan, mit dem Tschernajew auf gutem Fuße  
stand, den Zug über den Hindukusch und den Chabirpaß  
leicht ermöglicht hätte. Herr Moser sah sich daher ge-  
zwungen, nach 14 tägigen Aufenthalt in Tadschik die  
Reise nach Indien auf einem Umwege, d. h. über Beshara,  
China und Kewo auf eigene Faust zu versuchen, was ihm  
um so leichter schien, da er von Tschernajew die Erlaubniß  
erhalten hatte, den eben damals in außerordentlicher Mission  
nach Beshara sich begebenden Prinzen Wittgenstein  
begleiten zu dürfen. Letzterer hatte, wie es sich nun nach-  
träglich herausstellt, vom Emir Muzaffareddin die Er-  
laubniß zu einer russischen Telegraphenlinie über Beshara  
und Tschirhardshui nach Kewo zu erwirken, wozu der Emir  
aber damals, d. h. vor zwei Jahren, seine Einwilligung  
noch nicht gab. „Verlange von mir alles, was in meiner  
Macht steht“, sagte der Emir, „nur nicht solche Neuerungen,  
die an den Aberglauben und die Vorurtheile meiner Unter-  
thanen anstoßen.“ Die Opposition gegen den elektrischen  
Draht schien damals im edlen Beshara noch überaus groß  
gewesen zu sein; doch die Ängst vor dem Garen, zu dem  
weißen Badischah an der Kewo, scheint noch größer zu sein;  
denn was Tschernajew anstellen ist, hat General Rosen-  
bach glücklich der Völkführung entgegengebracht, und in der  
alternenesten Zeit geht die telegraphische Kommunikation  
von Samarkand über Beshara, Karaköl und Tschirhardshui  
nach Kewo hin, um von da über Mikhlabad, Mikhlabad  
und Vasta mit der kausatischen Linie sich zu verbinden.

Die abschlägige Antwort, die der Emir damals dem  
Prinzen Wittgenstein gegeben, hatte selbstverständlich auf den  
ceremoniellen Empfang, auf den Austausch gerichtlicher Ge-  
schichte und Freundschaftsbezeugungen keinen Einfluß. Man  
ist sich in dieser Beziehung in Beshara trotz des immer  
mehr und mehr zunehmenden Kultureinflusses der benach-  
barten russischen Welt immer tren geblieben. Die euro-  
päischen Mächte — denn außer Herrn Moser nahm an der  
Mission auch der französische Militär-Bevollmächtigte in  
St. Petersburg Anteil — wurden von der endlosen Reihe der  
Desturhane (Wassmühlen) und Chalate (Ehrenkleider) förm-  
lich erdrückt; auch Erdbebenverrichtungen seitens des Emirs  
hatten stattgefunden, denn Muzaffareddin, den ich seiner  
Zeit als den Grundpfeiler moslemischer Religioneinheit  
gekannt, hat sich auch hierin dem christlichen Westen ge-  
nähert, indem er einen Orden gegründet, welcher den Namen  
Nischani dar es Saltanat Bocharai scherif,  
d. h. der Orden oder das Andenken an die Reisenden des  
edlen Besharas führt. Das Exemplar, das ich gesehen,  
stellt eine große achteckige Platte mit ziemlich primitiver  
Verzierungen und grobster Färbung dar; nur, scheint mir,  
hat sich dabei ein kleiner chronologischer Fehler eingeschlichen;  
denn die mohammedanische Jahreszahl, welche oberhalb des  
Sternes sich befindet, will uns einreden, daß der Orden  
noch vor der Ankunft der Russen gegründet worden ist,  
was mir keinesfalls einleuchtend kam. Des Ehrenscheins  
selbst ist aus gutem und massivem Golde angefertigt, hat  
also mehr reellen Werth als der Sonnen- und Völkernorden  
der persischen Majestät, welcher bekanntermaßen fast ver-  
goldet, aber aus sehr zweifelhaften Mineralien zusammen-  
gesetzt ist. Ob meine guten Beshariten nun das Knopf-  
schloß schon bekommen haben, ist mir nicht bekannt. Um  
Europa ist, so weit ich weiß, mit diesem Embleme nur  
Herr Moser geziert, und unsere Erdenbürger sollten schon  
der Anciennität halber dieser Karität nachsehen. Aber auch  
bezüglich der Person des Emirs selbst erfahren wir durch  
Herrn Moser so manche interessante Neugierigkeiten. Emir



Musaffaredin, heute, wenn ich nicht irre, 62 Jahre alt, ist körperlich sehr getrocknet und herabgekommen: sein grell gefärbter Bart und Augenbrauen stehen von der scharfen, kräftigen Gesichtsfarbe ab und sind ganz in Ueberreizung mit seiner bizarren, man könnte sagen theatralischen Kleidung. An Stelle des rituellen Gewandes ist eine Art Uniform in violetthorther Sammetfärbung getreten, welche, mit breiten russischen Wädnern besetzt, ihm bis zum Knie reicht. Auf den Schultern dieses kurzen Schlafrobes sitzen zwei große Epauletten, auf der Brust, richtig auf dem Magen, trägt er seinen eigenen Orden, rechts und links die russischen Dekorationen des St. Stanislaus. Vor St. Petersburg. Ueberdies hängt ihm vom Halse noch ein anderes russischer hochartiger Ordens herab, in dessen Mitte sich ein Diamant in der Größe eines Taubeneies befindet; um sein Wädnern seiner Brustbesetzung unbedeckt zu lassen, hat der Emir ein halbes Tugend Cremplaire seiner eigenen Anzeichnung sich angeheftet, über deren Bedeutung, wie man sieht, er noch ganz im Unklaren ist. Was die Politik dieses Fürsten anbelangt, so hat er bekanntermaßen, den Verhältnissen Rechnung tragend, sich den Russen mit ganzer Seele angeschlossen. Sein ältester Sohn, der gegen ihn revolvirte und heute als englischer Söldling in Indien lebt, ist ganz vergessen und an dessen Stelle ist als Thronfolger sein zweitältester Sohn Töre-Tschan, ungefähr 24 Jahre alt, getreten. Dieser, sowie der dritte Sohn, der in St. Petersburg erzogen wird, sind schon der russischen Sprache einigermaßen mächtig, und russisch ist selbstverständlich die Lösung des Tages, russisch auch die Organisation der Armee, die, wiebeni gesagt, alle erdenklichen Monturen der Welt trägt und nach der Anweisung des Herrn Moser, der hier als Sachmann spricht, seine besonderen Fortschritte gemacht hat. In administrativer Beziehung ist Dschodara, wie vorher, streng mittelaltäglich geblieben, alles geht hier noch seinen alten Weg, daher auch die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes wenig Veränderung erfahren. Der Wohlstand ist hier ein viel größerer als im eigentlichen russischen Turkestan; in den Augen der Mittelasiaten ist das Centrum am Jerschkau noch immer das Hauptquartier weltlicher und religiöser Vollkommenheit, und hier hat die russische Administration nicht jenen Krebsfaden hervorstechen können, wie unter den Kirgisen im nördlichen Steppengebiet, wo durch Abschaffung der alten Zulane und durch Einführung des Amtes der Wolosten die Nomaden einer gänzlichen Verarmung mit Kriesschritten entgegengehen. Dies ist übrigens das Vordämmlicht der asiatischen Kultur in die Hände russischer übergegangenen Nomaden und Halb-nomaden. Es macht sich auch in Taschkent und in Samarland süßlich und der Wohlstand Dschodaras wird nur so lange als seine heilige, allerdings nur nominelle Selbstständigkeit dauern.

Um zu der Reise des Herrn Heinrich Moser zurückzukehren, wollen wir hervorheben, daß seine Angaben sowohl über das politische als sociale Leben als auch über den Handel und die Industrie, soweit dieselben in den Aufzeichnungen des „Journal de Genève“, wo er seine Reiseindrücke anzugehen veröffentlicht hat, vorliegen, und in jeder Beziehung werthvoll erscheinen. Erstens war Herr Moser kein Reising auf diesem Felde und die angestellten Vergleiche zwischen Dschodara 1868 und Dschodara 1883 sind von besonderem Interesse. Zweitens zeichnen seine Nachrichten sich durch Aktualität aus, indem sie wie seine Schilderungen das allerneueste Bild der dortigen Zustände kennen lehren. Drittens war die hohe offizielle Empfehlung, die er mitgebracht, am meisten geeignet, ihm Einsicht in solche Zustände zu verschaffen, die von seinen jüngsten Vor-

gängern nur oberflächlich berührt oder gar nicht gekannt wurden. Mit einem Worte, wir erwarten mit lebhaftem Interesse das Buch, welches der Schweizer Reisende zunächst zu veröffentlichten gedenkt, das um so mehr, da es ihm gelungen, einige hundert photographische Aufnahmen mitzubringen, mit welchen er seinen Reisebericht zu illustriren beabsichtigt.

Nachdem Herr Moser die Gastfreundschaft des Emirs von Dschodara reichlich genossen, verließ er am 6. November vergangenen Jahres die Stadt von Jerschkau, um seine Route über Tschiharbischui nach China fortzusetzen. Obwohl er in Tschiharbischui in Töre-Tschan, den präsumtiven Thronerben Dschodaras, der heute als Gouverneur in Tschiharbischui sich aufhält, versehen war, war es ihm doch nicht leicht von seinen europäischen Gefährten sich zu trennen und nun ganz allein inmitten eines rauhen Winters die Reise fortzusetzen. Die Selbstenatur unserer Reisenden hatte natürlich über manche Unannehmlichkeiten und Beschwerden sich hinwegzusetzen und abgeben von der fargen Konversation mit dem des Russisch kundigen Kirgisen Turtum Bai, den ihm Prinz Wittgenstein als Begleiter mitgegeben, mußte er Tage, ja Wochen lang in Einsamkeit zubringen. Von Tschiharbischui ging es nach der Uferstadt Ildschit und von da auf einer dort bereit stehenden Barke flussaufwärts nach Petro-Alexandrowel, eine Route, die von jeher als Hauptkommunikation zwischen den beiden Chanaten gedient und nur durch die zeitweiligen Ueberfälle der räuberischen Telle - Turtumen einigermaßen gefährlich war. Vergegenwärtigt man sich, daß namentlich auf Schiffsreisen schwimmend das abwärts gleitende Fahrzeug anzugreifen, es nach Ueberwindung der Mannschaft aus Ufer zu ziehen und anzupöhlern. Auch unsern Reisenden drohte die Gefahr einer solchen Leber-rumpelung und nur durch die ängstliche Vorsicht, indem dem Steuermann befohlen wurde mitten im Flusse zu halten, das Feuer auf der Barke anzuzünden und die Ruder mit Leinwandbännen zu umwickeln, damit sie kein Geräusch verursachen, gelang es ihm glücklich zu entkommen. Er erreichte Petro - Alexandrowel und setzte nach einigen Ruhetagen seinen Weg nach China fort, wo er gegen Ende November eintraf und auf Empfehlung des russischen Kommandanten der früher er-wähnten Festung freundlich aufgenommen wurde.

Nedrechim Khan (eigentlich Nedimeh Khan), der Sohn desselben Fürsten, dem ich vor mehr als 20 Jahren meine Aufmerksamkeit gemacht, ist ein junger Mann von höchstens 30 Jahren. Zur Zeit meiner Reise in China war er ein redt munter ansehender, schwarz-äugiger und schwarzhaariger Knabe, der im Sommerpalaste von Urumtschjan, wo ich ihn gesehen und gesegnet, mich munter und angelehnt hat. Seit jener Zeit hat gar traurige Stunden über ihn heringebrochen, denn der unglückliche Einsatz, gegen den Willen des weisen Kaiserhofes an der Hand sich anzuschließen, hat ihn die Unabhängigkeit seines Thrones, ja seine ganze Glückseligkeit gekostet. Als General Kaufmann 1873 China eroberte und den besiegten jungen Fürsten vor sich laden ließ, da ward der Arme todtendick, zitterte wie Espenlaub und dachte, daß er nun morio patrio durch Heulerfurchte ins Jenseits befördert zu seinen Ahnen heingehen werde. Er hatte sich glücklicherweise getäuscht; das Leben wurde ihm belassen, aber ein trauriges, mühseliges Leben, denn nach Punkt 18 des Friedensvertrages muß der arme Chuan von China 2200000 Rubel an den russischen Staatsfiskus in harten Münzen bezahlen und zwar 100000 während der ersten zwei Jahre, 125000 während der folgenden zwei



Jahre, 175 000 in den nächstfolgenden zwei Jahren und dann weiter jährlich 200 000 Rubel, bis die ganze Schuld sammt 5 Proc. Zinsen getilgt ist. Nur wer den armseligen Zustand der Chiwar Staatsfinanzen kennt, wer da weiß, wie schwer und mühselig jeder Pfennig den halsstarrigen Turkmene abgepreßt werden muß, die bei Annäherung des Steuernehmers sich flüchten und Schritt für Schritt verfolgt werden müssen, der wird es leicht begreifen finden, daß Seine Hoheit Mordchim Chan (der Titel Majestät ist ihm bei der russischen Okkupation abhanden gekommen) sich keinesfalls in blühenden finanziellen Zuständen befindet. Die **Armen der Kirchen von Chirgiz** macht sich selbst in seiner Haushaltung bemerlich, und als der schwedische Reisende die üblichen Empfangsgeschenke präsenirte, mußte Seine Chiwarische Majestät mit Hinweisung auf die Dürftigkeit seiner Mittel um Entschädigung bitten, die dargereichten Geschenke nicht in gebührender Weise erwidern zu können. Herr Moser ist übrigens voll des Lobes über die Liebenswürdigkeit und die geistige Begabung Mordchim's. Was erstere anbelangt, stimmen auch andere europäische Reisende damit überein; doch mit Bezug auf letztere dünkt uns die Kritik des Herrn Moser etwas zu wohlwollend. Der junge Chan hat eine viel zu mangelhafte Erziehung genossen und seine Erscheinung in Moskau während der Czarentrönung hat alles, nur nicht den Eindruck eines geistig begabten Fürsten zurückgelassen. Er spielt heute die Rolle eines ganz kläglichen Schattenkönigs, richtiger eines Oberpolceinnehmers des Chiran und hat eine ganz gewaltige Furcht vor dem

am rechten Ufer wohnenden russischen Fortkommen, der mit ihm auch in einer höchst barocken, ja groben Weise umgehen soll. Der Rahmen der alten chiwarischen Regierung steht daher nur dem Namen nach und der erste Minister, d. h. Diwanbegi, eine Stelle, die heute Met Murad (richtiger Mochammed Murad) einnimmt, hat nichts Anderes zu thun als mit der Einkommung der zur jährlichen Kriegskontribution nötigen Summe sich zu befassen. Unser Reisende scheint in den Augen des jungen Fürsten besonderes Wohlgefallen gefunden zu haben, denn man veranlaßte ihn zu Vieh Wettrennen, Wüderkämpfe und sonstig Vergnügungen; doch als er nach zehntägigem Aufenthalt in Chiwa auf die weite Reise sich begeben wollte, um die nötige Eskorte aufzusuchen, mußte er zu seiner Verwunderung hören, daß er dieselbe nur durch Vermittelung des Diwanbegis, nämlich Met Murad's, erhalten könne. Doch Met Murad war wie gewöhnlich von der Reise abwesend. Er besand sich auf der üblichen Reise der Steuerexekutionen unter den Zomat-Turkmenen, und Herrn Moser blieb nichts Anderes übrig als sich auf die Suche nach diesem ersten Wüderträger des Reiches zu begeben und einen Ritt durch das Chanat von Chiwa zu unternehmen. In der Abschiedsaudienz versicherte Mordchim Chan unseren Reisenden aufs neue seiner Gefühle der Freundschaft gegen den Westen, indem er seinen innigsten Wunsch ausdrückte, Europa sobald als nur möglich persönlich besuchen zu wollen, was der gute Mann auch thäte, wenn seine Mittel es erlaubten, richtiger, wenn dies der Regierung des weisen Chiran angenehm wäre.

## Sibiriafow's diesjährige Expeditionen nach Sibirien.

Das königlich schwedische Departement des Aeußern hat von dem schwedisch-norwegischen Generalkonsul in Archangel folgendes, in der amtlichen „Post“ och „Ur. Tidsn.“ vom 13. October d. J. veröffentlichte Schreiben erhalten:

Um einige kürzere Nachrichten zu vervollständigen, welche dann und wann in schwedischen und norwegischen Zeitungen über die von Herrn Sibiriafow nach Sibirien ausgesendeten Expeditionen zu lesen waren, erlaube ich mir wegen des allgemeineren Interesses der Sache das Nachfolgende mitzutheilen, was mir von dem hiesigen Vertreter Sibiriafow's, Herrn Fischerpawow, dem die Leitung dieser Expeditionen übertragen und der während der beiden letzten Jahre an denselben theilgenommen hat, berichtet worden ist.

Es dürfte bekannt sein, daß Sibiriafow's Dampfschiffe „Nordenstjöld“ und „Dö“ im vorigen Sommer auf der Reise nach dem Jenissei auf halbem Wege umkehren mußten. Ersteres nahm in der Jugorstraße die Mitglieder einer holländischen wissenschaftlichen Expedition sowie die Beladung des von dieser gesandten und im Karischen Meere während des Winters 1882–1883 verunglückten norwegischen Dampfers „Parna“ an Bord und ging dann mit dem hawariten russischen Dampfer „Louise“ im Schlepptau nach Tromsö, wo die Ladung magaziniert wurde und das Schiff überwinterete.

„Nordenstjöld“ ging alldann in diesem Jahre in den ersten Tagen des Juli von Tromsö nach dem Jenissei ab und traf auf der Höhe von Swetnoje bei dem Eingange zum Weißen Meere den Dampfer „Dö“; am 12. Juli kamen beide Schiffe bei Kowaja Zemlja an. „Nordenstjöld“

wurde indessen durch eine Beschädigung der Maschine zur Umkehr gezwungen, ging nach Trontheim und von dort nach benachbarter Reparatur nach Archangel. Die Akeris von dort, mit Herrn Sibiriafow an Bord, erfolgte am 14. August. Unterwegs wurde das auf einer Insel im Weißen Meere gelegene Kloster Solovetki besucht. Nach einigen Stunden Aufenthalt daselbst wurde die Reise von dort fortgesetzt; am 20. August traf man bei der Insel Koguljew wieder den „Dö“, der inzwischen auf dem Petchoraflusse eine Reise bis zu der ca. 100 Werst von dessen Mündung belegenen Stadt Kuja gemacht hatte. Dort wurde die hauptsächlich aus Zunder und Tabak bestehende Ladung gelöst und verschiedene sibirische Waaren wieder eingeladen.

Als „Nordenstjöld“ bei Koguljew ankam, fand man das Kogulwasser zwischen dieser Insel und dem Festlande mit großen Eismengen angefüllt. Nach mehreren vergeblichen Versuchen hindurchzubringen, glückte es schließlich beiden Schiffen, indem sie der Küste des Festlandes folgten, die Jugorstraße zu erriden; da aber deren Mündung ins Karische Meer dicht voll Eis gepackt war, so mußten in Anbetracht der späten Jahreszeit alle Versuche, die Reise fortzusetzen, aufgegeben werden. Man war deshalb gezwungen, nach dem ungefähr mittweges zwischen der Jugorstraße und der Petchora belegenen Insel Karandei zurückzufahren, wo die Umladung der an Bord des „Nordenstjöld“ befindlichen Waaren erfolgt, welche von „Dö“ in Kuja magaziniert worden waren, um dieselben später weiter zu bringen, bis wohin das Kogulwasser es gestatten würde.

Kleebann wurden die vom „Eb“ aus Kuja mitgebrachten ca. 1800 Pud sibirische Waaren, bestehend aus Weizenmehl, Feinsamen, Häuten, Schweineborsten, Viehhaaren, Ratten, Thee ic. an Bord des „Nordenstöß“ gebracht. Diese Waaren waren im vorigen Winter von Tobolsk nach Tranets am Petchorafluße (700 Werst von dessen Mündung) geschafft worden und von dort auf Barken bis Kuja. Die Transportkosten von Tobolsk bis Kuja haben ca. 1,32 Silberrubel per Pud betragen, nämlich 1,20 Silberrubel für den Land- und 12 Kopeken für den Wassertransport, was aber zu theuer war. Herr Tschiriatow hat deshalb einen Kontrakt wegen Beförderung von 10 000 Pud verschiedener sibirischer Produkte abgeschlossen, welche bereits im Herbst in Barken verladen, von einem Dampfer auf dem Eblusse nach Verchow (63° 56' nördl. Br.) geschleppt werden sollen; von dort gehen dieselben per Dampfer weiter auf den Flüssen Tigwa und Soewa nach Wapineth-Turti und von hier im kommenden Winter, mit Herden und Renthiern besetzt, nach Tranets. Da die Fracht von Tobolsk nach Wapineth auf 75 Silberrubel per Tag festgesetzt ist und die Reise einen Monat dauern dürfte, so würde sich die Fracht auf höchstens 25 Kopeken per Pud belaufen.

Im nächsten Jahre sollen die Waaren auf Barken bis Kuja befördert werden, hier vom „Eb“ aufgenommen und entweder nach Archangel geschafft oder, wenn es „Nordenstöß“ nicht bis zum Jenissei vorzubringen glückt, auf leichteren Dampfer zur Weiterbeförderung nach Europa umgeladen werden.

Die Entfernung von Wapineth bis Tranets beträgt gegen 170 Werst. Der Weg geht durch waldiges Land mit guten Weiden. Die Vergeltete des Ural ist in dieser

Gegend nicht besonders hoch und von Tranets ist Werdebeförderung zu bekommen. Die Anlage eines Weges würde auf seine großen Schwierigkeiten stoßen, und da die Entfernung ja auch nicht bedeutend ist, so scheint man hier einen brauchbaren Transportweg gefunden zu haben, der, wenn die begonnene Kanalanlage zur Verbindung der Flüsse Jenisei und Eb nach einigen Jahren fertig sein wird, eine große Bedeutung erlangen dürfte.

Zum Theil unter der Voraussetzung, daß von Tdorek nach dem Jugorunde eine Eisenbahn, die auch während längerer Zeit projektiert war, gebaut werden würde, ließ Herr Tschiriatow im vorigen Jahre bei Chabarova ein Bahnhofs bauen; da aber das von der Bahn zu passierende Terrain eine Tundra ist, so dürfte wohl das Bahnbau-projekt nicht zur Ausführung kommen.

Vor der Petchoramündung liegt eine Barre mit nur 12 Fuß Wasser, aber der Fluß ist bis Kuja schiffbar. Seegehende Schiffe würden also bis zu diesem Orte kommen können, was auch bereits vor einigen Jahren bei der Verschiffung von Lärchenholz aus dieser Gegend geschehen ist.

Herr Tschiriatow ist nun nach Sibirien zurückgekehrt; er geht mit dem Dampfer „Eb“ den Petchoralfluß hinauf, soweit das Fahrwasser es zuläßt, dann per Boot weiter bis nach Tranets und von dort auf dem oben beschriebenen Wege nach Tobolsk und weiter nach seinem Wohnorte Irkutsk. Der Dampfer „Eb“ wird wahrscheinlich in der Petchora oder in Archangel überwintern, wenn die begonnenen Untersuchungsarbeiten auf dem genannten Fluße so sehr beendigt werden, um die Reise nach hier fortsetzen zu können. „Nordenstöß“, der vor zwei Wochen in Archangel ankam, wird dort überwintern. W. F.

## Aus allen Erdtheilen.

### S i e n .

— Ueber den glücklichen Fortgang von Feshewalski's Expedition ist folgende vom 20. August datirte Depesche über Kiachta eingegangen: „Die schwierige Aufgabe der Expedition ist mit Erfolg gelöst worden. Während der drei Sommermonate reisten wir 1000 Werst in Nordost-Tibet. Zuerst zogen wir von Tsaidam 400 Werst südlich über die Quellen des Soangbo (Gelben Flusses) zu dem Blauen Flusse hinab, den zu überschreiten sich als unmöglich herausstellte, und erstiegen dann die großen Eten am Oberlauf des Gelben Flusses. Einer derselben wurde „Rufischer See“, ein anderer „Expeditionsee“ genannt. Ihre Höhe betrug 15 500 Fuß, die Umgebung ist ein Bergplateau von 1000 Fuß Höhe mehr. Längs des Blauen Flusses (Jang-tse-kiang) liegt ein gebirgiges, aber baumloses Alpenland. Das Klima des durchwanderten Gebietes war sehr kühl; der ganze Sommer war kalt mit Regen und Schnee; Ende Mai trat scharfer Frost ein, im Juli herrschten Schneeschirme wie im Winter, und dabei ist der Betrag der Niederschläge, welche die Südwest-Monsune vom Indischen Oceane herbeiführen, so groß, daß im Sommer das nördliche Tibet fast ganz in einen zusammenhängenden Sumpf verwandelt wird. Wilde Thiere und Fische giebt es in Menge, Vögel und Flora wenig, aber originell.

Am Blauen Flusse und bei den Seen des Gelben Flusses leben die Tanguten. Hier wurden wir zweimal von etwa 300 berittenen Käufern angegriffen; aber die tapferer Haltung

meiner mit Verdangewehren bewaffneten Gefährten rettete die Expedition. Den ersten Angriff am 25. Juli schlugen wir rasch ab und gehörten dann das langatmige Lager. Eine Woche später griff uns ein zweiter Haufen aus einem anderen Stamme an. Zwei Stunden lang hielten wir uns an den Ufern des Gelben Flusses die berittenen Käufern durch wiederholte Salven aus unseren Gewehren vom Leibe, und als wir dann die Offensiv ergreifen, zogen sich die Tanguten hinter die Hügel zurück und begannen überreich Salven abzugeben. Wir hatten das große Glück, sämmtlich heil und gesund davon zu kommen; doch wurden uns zwei Pferde verwundet. Dagegen wurden den Käufern in beiden Gefechten 40 der ihrigen getödtet oder verwundet.

Wir gehen nun nach dem westlichen Tsaidam, legen in Wan ein Depot an und werden während des Winters die dortige Umgegend durchforschen.

— In Tsaidamtschok in Ost-Sibirien hat sich eine Gesellschaft gebildet zu dem Zweck, den Munar-Bezirk zu erschließen und später in Tsaidamtschok ein naturgeschichtliches Museum für dieses Gebiet zu gründen.

— Aus dem reichen Inhalt des vierbändigen Werkes „Reisen in Indien und Soudanien“, welches der bald darauf verstorbenen Hermann von Schlagintweit (Schlagintweit 1880) vollendet, und in engem Anschlusse an den Originaltext hat W. Berner unter dem Titel „Das Kaiserreich Ostindien und die angrenzenden Gebirgsländer“ (Jena, F. Göschen'sche, 1884) einen für weitere Kreise bestimmten illustrierten Auszug verfaßt, der von vielen dankbar auf-

genommen werden wird. Da die Reiten der Brüder Schlag; intweit fast 30 Jahre zurückliegen, so suchte Werner in zwei kurzen Schlusskapiteln eine Uebersicht der neueren Reisen und Entdeckungen in Ostasien zu geben, die aber unvollständig angefallen ist. Der Leser mag sich aber an die ersten 550 Seiten halten, die ihm des Reichthums und Interessanten in Fülle bieten.

Ueber Chantabun, den haushälterischen Hafen an der östlichen Küste des Meerbusens von Siam theilt der amerikanische Konsul zu Bangkok Folgendes in seinem Rapport mit. Die gemischte Bevölkerung, aus Chinesen, Annamiten und Siamesen bestehend, wird auf 100,000 Schätz. In dem Ort wird Pfeffer im Betrage von 25,000 Büschel jährlich exportirt, ebenso Edelsteine, Kardamom und Pfeffer in kleinen Quantitäten. Raucher wir auf den angrenzenden Hügeln gewohnt. In der 20 Meilen landeinwärts gelegenen sich ebenso weit nach Nordwest erstreckenden Alluvialfläche werden Saphire gefunden, die denen von Ceylon nicht nachstehen. Die Franzosen bemühen sich, aufsteigend mit Erfolg, um eine Dampferlinie von Bangkok über Chantabun nach Saigon zu Stande zu bringen.

Im vorigen Jahre sind, soweit Angaben vorliegen, in Niederländisch-Indien 40,243 Personen aufgewaltsame Weise aus dem Leben gekommen, wovon 283 durch den Mord getödtet, 17 durch Schlägen, 133 durch Kratballe, 140 durch Tiger, 54 durch wilde Schweine und andere Thiere getödtet wurden; 37,404 erkrankten, 134 wurden ermorbt und 1810 kamen durch andere Unglücksfälle um. Von den Ertrunkenen zählte man 12,500 in den Kampungs, 2384 in Batavia und 21,538 in Pantan; bei weitem die meisten waren Opfer des Ausbruchs von Kratatau.

In Holländisch-Indien scheint man sich jetzt die Kultur von Guttapercha-Bäumen anlegen sein lassen zu wollen. Der Adjunkt-Direktor des botanischen Gartens zu Batavia hat eine dreimonatliche Reise nach den Padangischen Hochlanden gemacht, um dort Nachforschungen nach den Guttapercha fciern Pflanzen anzustellen. Er hat etwa 60 junge Pflanzen von da mitgebracht; außerdem hat man zu Batavia aus von Panama erhaltenem Samen eine große Anzahl Pflanzen gezogen. Man war den letzten Berichten nach beschäftigt in den Pranger Regentchaften geeigneten Boden für Anpflanzungen auszufinden, die man für unbedingt nöthig hält, um die Guttaperchakultur vor gänglichem Untergang zu schützen.

#### Australien.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß die Regierung von Queensland damit umgeht, die Einführung der Kanakas von den Südsee-Inseln auf die Zuckerplantagen dieser Kolonie möglichst zu beschränken. Es geschieht dies, um dadurch den vielen dortigen unbefähigten Weissen Arbeit und Verdienst zuzuwenden, obwohl es Thatsache ist, daß letztere im Freien eines tropischen Klimas unbeschadet ihrer Gesundheit nicht lange arbeiten können. Nachdem in neuerer Zeit bekannt geworden, daß auf Neu-Brannien, Neu-Irland und auf anderen bei Neu-Guinea gelegenen Inseln wieder Menschenraub betrieben worden,

hat die Regierung streng unterlagt, von dort Eingehorene für den Dienst auf den Zuckerplantagen dieser Kolonie überhaupt anzuwerben. Die Planter erhoben darüber viel Geschrei und warfen der Regierung vor, daß sie die Zuckerindustrie „stranguliren“ wolle.

Es handelte in Queensland im Jahre 1883/84 (die Agrikulturstatistik in Australien schließt mit dem 31. März des Jahres) 36,568 Acres oder 14,795 ha unter Zuckerrohr. Dann konnten 24,884 Acres oder 10,008 ha geschnitten werden und lieferten einen Ertrag von 34,237 engl. Tonnen Zucker. Die Kolonie exportirte im Jahre 1883 Zucker im Werthe von 54,973 Pfd. St. gegen nur 152,188 Pfd. St. im Vorjahre, wo eine Missernte war. Natürlich reichte dieser Export bei weitem nicht hin, die übrigen Kolonisten mit ihrem Bedarf an Zucker zu versorgen, so daß von einer Ausfuhr nach anderen Ländern nicht die Rede sein kann.

Die Zuckerplantagen Australiens gehören eigentlich nur dem Norden von Queensland an. Zwar existiren auch im nördlichen Neu-Süd-Wales, namentlich in dem an Queensland grenzenden Clarence-Distrikt, auf kleineren Flächen Anpflanzungen, welche nur von Weissen betrieben werden, allein das dortige Klima liefert keine guten Ernten. Verände an der Nordküste des sogenannten Northern Territory namentlich Port Darwin haben wenig Erfolg geliefert. Die dortige Delahaville Sugar Plantation Company, welche ein Areal von 10,000 Acres oder 4046 ha besitzt, hat zwar schon 20,000 Pfd. St. auf ihre Plantage verwendet, aber im vorigen Jahre die ersten sieben Tonnen Zucker mäßiger Qualität gewonnen, und die diesjährige Ernte verspricht kaum fünf Tonnen. Wie verlanet, soll die Pflanzung eingehen. Zwei andere Verände wurden von Mr. Cowen am Daly N. und von Mr. Zerglen am Adelaide N. gemacht, sind aber wieder eingestellt worden. Weitere Verände sind nicht des Kennens werth. Um übrigens Australien wird und kann kein Zuckerrohr produziert werden und alle gegenwärtigen Angaben sind nicht begründet. Eingehen ihrer Größe in der Zuckerindustrie zielt auf keinen. Im Jahre 1875 exportirte sie die ersten 96 Tonnen Zucker im Werthe von 3418 Pfd. St., im Jahre 1882 aber schon 1731 Tonnen zu 58,857 Pfd. St. Zucker bildet dort jetzt, nächst Copra, den bedeutendsten Exportartikel.

#### Südamerika.

Die Expedition des Dr. med. Karl von den Steinen, welche sich die Erforschung des Xingü-Gebietes im inneren Brasilien zum Ziel gesetzt hatte (vergl. „Globus“, Bd. 45, S. 286), ist nach einem Telegramme aus Para an der Mündung des Amazonasstromes angelangt. Die letzte Nachricht von ihr datirt vom 20. Juli und kam vom Rio Batovy, einem kleinen, von ihr erst entdeckten und benannten nach Norden fließenden Fluße, auf welchem sie sich einschiffen wollte, obwohl es unentschieden war, ob derselbe zum Rio Manaoel und dadurch zum Gebiete des Tapajos oder zu demjenigen des Xingü gehörte. Hauptsächlich in letzterem der Fall gewesen, denn der Tapajos ist bereits etwas bekannt, während der Xingü der größte noch unerforschte Nebenfluß des Amazonasstromes war.

Anhalt: Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen. V. (Mit sechs Abbildungen). — H. Abbe: Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Eismeerlande Tund. III. — G. Rembér: Der neue centralasiatische Reisende. I. — Sibirialow's diesjährige Expeditionen nach Sibirien. — Aus allen Erdtheilen: Äten. — Australien. — Südamerika. (Schluß der Abhaltung: 2. November 1884.)

Verlag: Dr. H. Kieritz in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III. Lc.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.

Nr. 22.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

### VI.

(Die Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

Nach der Rückkehr von der Insel Samal fand sich eine günstige Gelegenheit den Vulkan Apo zu besteigen, wozu die Bagobos für den Wohnsitz des Tamons Mandarangan anziehen, weshalb die Eingeborenen eine große Scheue vor diesem Berge hegen. Wani, der Datto der mächtigsten Bagobo-Tribus von allen, welche den Fuß jenes Vulkans bewohnen, hielt es insbesondere für seine Pflicht, allen Weißen wie Arabern den Zugang zu dem gigantischen Götterthron zu wehren, um nicht der Rache der erlittenen Gottheit zu verfallen. Da zwei von den Spaniern, in der Absicht den Vulkan zu ersteigen, unternommene Expeditionen gescheitert waren, so gab sich der Datto dem Glauben hin, der Apo wäre ebenso wie sein eigenes kleines Reich den Spaniern unerreichbar. Auf diesen Glauben hin wurde der Datto in seinen Rathschlüssen immer kühner, bis endlich das Maß seiner Thaten voll war: eines schönen Morgens sah er sich in seiner Residenz von einem spanischen Truppcorps umzingelt und mußte nun wohl oder übel sich unterwerfen. Mit genügender Anteiligkeit begab sich Wani willig in die neue Sachlage und rüchelte jetzt auch in Davao selbst, um dem neuen mit Montano angelangten Gouverneur Royal seine Aufwartung zu machen. Dieser beschloß den Eifer des jüngst Unterworfenen zu erproben; so wurde ihm denn angelündigt, daß man den Vulkan besteigen wollte. Der Datto erhob keinen Einwand, ja er erbot sich sogar als Führer zu dienen. Der leibnämwürdige Gouverneur lud

nun den durch die Abreise seines erkrankten Kollegen Rey vereinsamten Dr. Montano ein, an dieser Expedition theilzunehmen, was natürlich mit lebhaftem Danke acceptirt wurde.

Die Zurüstung währte nicht lange. Um die Höhe des Vulkans möglichst genau bestimmen zu können, erklärte sich der Kommandant der in Davao stationirten Flottenabtheilung Don Enrique de Ramos bereit, täglich sechsmal zu vereinbarten Stunden den Baro-, Thermo- und Hygrometerstand zu Davao zu notiren, während gleichzeitig dasselbe von Montano während seiner Tour gemacht werden sollte. Am 5. October 1880 um 6 Uhr morgens sah die Reisegesellschaft zu Werke; sie bestand aus dem Gouverneur mit seinen Dienern, dem Deputationsmissionar P. Mateo Gildert, einem Infanterie-Leutnant und drei Spaniern; Montano hatte außerdem seine „Mindachos“ oder eingeborene Diener Lorenzo und Marcello mitgenommen. Der Weg führte durch dicke Wälder, in denen einige Ausfiedelungen von Guaiacas lagen, denen man einen kurzen Besuch abstatte. Dann ging es im Galopp auf dem ebenen sandigen Boden der Küste hin, bis endlich in Pinagao Halt gemacht wurde. Hier erwartete eine Abtheilung Soldaten unter der Führung eines europäischen Sergeanten die Expedition, um dieselben als Eskorte zu dienen, aber auch der Datto Wani hatte sich bereits mit circa hundert Krieger seines Stammes eingefunden, welche theils beritten, theils zu Fuß gleichmäßig mit Lanze und Baldneser bewaffnet waren.

Von da an begann der Aufstieg nach der Kancheria (Niederlassung) des Datto Mani; der Weg bot keine besonderen Schwierigkeiten dar: zuerst ging es durch einen Wald, hierauf über sanft gewellte Gogon Prärien, welche von tiefen Schluchten durchfurcht waren, deren Fette von vulkanischem Gestein ausgefüllt erschienen. Endlich um 7 Uhr abends erreichte man Sibulan, die Residenz Mani's, welche mitten im Walde in einer Höhe von 613 m über dem Meeresspiegel liegt. Diese Niederlassung besteht aus einem sehr großen Hause, welches ringum von einigen kleinen Hütten und entsprechenden kleinen Neu-lands umgeben ist. Alle diese Wohnhäuser stehen hoch über dem Erdboden auf Pfählen von Bambus. Als das größte Weltwunder dieser Kancheria wird die kleine Schmiede mit ihrem Amboss angesehen, um dessen Besig der Datto Mani (der selbst ein tüchtiger Schmied ist) von

allen Nachbarstämmen lebhaft beneidet wird. In dieser Werkstätte werden gute Dolche (Krisse) und Waidmesser erzeugt.

An den obersten Sprossen jener leiterartigen Treppe, welche in das Haus des Datto führt, wurden die Reisenden von den Frauen und dem mehr als achtzigjährigen Vater des Häuptlings empfangen. Dieser am Sturz erkrankte Greis ließ seine jüngste Gattin, ein vierzehnjähriges Bagobomädchen nicht einen Augenblick von seiner Seite. Hier in Sibulan nun wurde das Nachtquartier aufgeschlagen; zeitig am anderen Morgen sollte es weitergehen. Als man aber um 6 Uhr früh aufbrechen wollte, zeigten sich unerwünschte Schwierigkeiten: ein Theil der Bagobos, welche die Gesellschaft am Tage vorher von Yungao nach Sibulan eskortirt hatte, war in der Nacht desertirt, offenbar in der richtigen Vorahnung, daß sie sich an dem



Sibulan, die Residenz des Bagobohäuptlings Mani.

Trogon des für die Expedition nöthigen Mundvorrathes theilnehmen mußten, vielleicht auch aus Furcht vor dem Mandagaran. Mani, der öffentlich einen großen Eifer für seine Gäste entwickelte, förderte heimlich die Unlust der Träger, bis endlich nach langem Verzuge die Sache zu beiderseitiger Aufreuetheit geregelt wurde. So konnte man erst um Mittag aufbrechen.

Der Weg führte zunächst über einen tief eingeschnittenen Gießbach, eine Passage, welche den Pferden viele Anstrengungen kostete, dann aber kam man hinab auf eine Ebene, welche mit einem Walde bedeckt war, in welchem die Bäume von Bambusbüschen, die sich bis zu 10 bis 13 m Höhe erhoben, verdrängt wurden. Hier überfiel die Reisenden ein heftiger von einem starken Sturm begleiteter Regenguss. Als man den Marsch wieder aufnahm, sah man sich an dem Rande einer steilen, für Pferde nicht passbaren Schlucht, so daß man sich mit schwerem Herzen

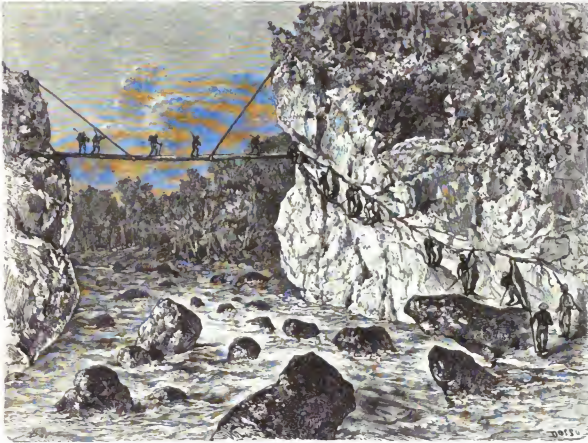
entschließen mußte, die edlen Reithiere, ohne die Hoffnung sie wiederzufinden, hier zurückzulassen. Ein Theil des Gepäcks, der bisher von den Pferden getragen worden war, mußte nun den mitgenommenen Soldaten der Disziplinärkompanie aufgeschalt werden. Nun stettete man den jähen Abhang herab, auf der anderen Seite wieder hinauf, um dann wieder bergab zu wandern, bis man endlich an den Ufern des Rio Tagulaya Halt machte. Dieser gerade angeschwollene und verhältnismäßig breite und tiefe Fluß strömt über gewaltige und sanfte Felsblöcke zwischen zwei steilen Wänden dahin, so daß der Uebergang nur durch eine Brücke vermittelt werden kann. Eine solche war in der That auch hier vorhanden, sie bestand aber in nichts Anderem als einem mächtigen Bambusstamme, über welchen die darfsüßigen Bagobos mit der Gewandtheit geborener Akrobaten hinüberbalancirten, während die Europäer mit größeren Schwierigkeiten beim Passiren des schwindel-



erregenden Sieges zu kämpfen hatten. Mit dem Ueber-  
schreiten dieser merkwürdigen Brücke war aber noch nicht  
viel gewonnen; nun galt es längs der steilen Felswand  
zum Anker hinabzusteigen und zwar in der Weise, daß  
man mit der Hand sich an einer an dem Felsen befestigten  
Klamm anklammerte, während die Füße an Bodenvorsprüngen  
sich einen Halt suchen mußten. Diese halbschwebende  
Kletterpartie war sehr ermüdend und besonders für die  
Soldaten, welche außer ihren Waffen und der herkömm-  
lichen Ausrüstung noch, wie erwähnt, die Package der Rei-  
senden trugen, sogar nicht ohne Gefahr. Da bei dem  
Hinfüßübergang naturgemäß immer nur ein Mann hinter  
dem anderen marschiren konnte, so hatte sich der Zug über-  
mäßig angedehmt; erst auf einer schmalen Landzunge, die

sich nur wenig über das Niveau des wilden Bergstromes  
erhob, kam die Gesellschaft allmählich wieder zusammen;  
hier entfloß man sich das Nachtlager aufzuschlagen. Das  
Landschaftsbild, belebt von Calaos (Nashornvögeln) und  
Wildtauben, war reizend. Trotz dem Heulen des Wassers  
des Tagulaya brachten die Reisenden die Nacht verhältniß-  
mäßig gut zu; selbst einige heftige Regengüsse vermochten  
nicht ihren Schlaf erheblich zu stören.

Am anderen Morgen (7. Oktober) brach man zeitig  
morgens auf. Der Weg am Ufer verschwand und man  
hatte den Anblick des reißenden Flusses, der hier  
durch eine gewundene, von steil abfallenden hohen Ufern  
gebildete Schlucht fließt, den Marsch fortzusetzen. Offen-  
bar wollte der schlaue Datto Mani, da es ihm unmöglich



Bambubrücke über den Rio Tagulaya.

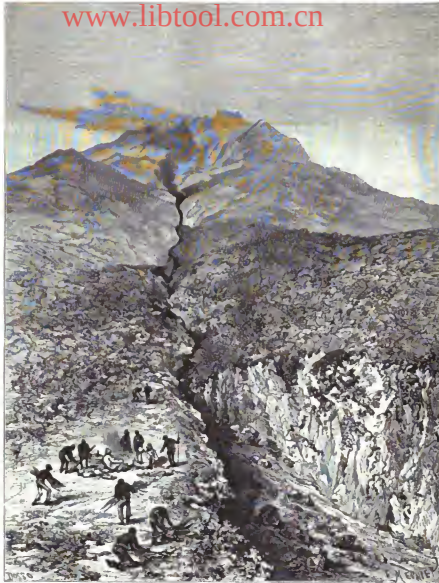
war, dem Gouverneur die Führung abzusagen, der Gesell-  
schaft die Reise so sehr als möglich erschweren, um sie ent-  
weder zur Rückkehr zu bewegen oder wenigstens allen  
Nachahmern die Lust an Apo-Expeditionen zu verleiden.  
Nun entlegliche Stunden warteten die Reisenden in dem  
scheußlich eiskalten Wasser, das ihnen mitunter bis an die  
Schultern reichte. Mit Mühe kämpfte man gegen den  
Anprall der schäumenden Wogen an, während der Anst auf  
dem glatten Gestein nur mit Anstrengung einen Halt fand.  
Bei alledem fesselte die landschaftliche Schönheit der durch-  
wanderten Strecke die Aufmerksamkeit der Europäer und  
entschädigte so für die ständigen Beschwerden und Mü-  
hseligkeiten. Beide Ufer steigen senkrecht bis zu einer Höhe  
von 50 bis 100 m empor; sie bestehen aus einem dunkel-

farbigem Gestein, über welches Wasserfälle herunterstürzen  
oder Kriechpflanzen einen bunten Vorhang ziehen,  
der bis zum Wasserspiegel reicht und halb und halb jene  
eigenthümlichen und großen Höhlen dem Auge des Be-  
schauers entzieht, welche mit Gerölle ausgefüllt, in den  
Uferwänden des Tagulaya sich nicht selten vorfinden. An  
manchen Stellen war der Himmel selbst durch die reiche  
Vegetation der Uferländer verdrängt, so daß die Sonne nur  
durch die Blätterlücken der hochstämmigen Farnkräuter  
und Amentaceen sichtbar wurde. Teilt man sich dies  
reizende Bild von den braunen, bis auf die grellfarbigen  
Felsen nackten Gehäusen der Bagobos, welche mit  
der Lanze in der Hand von Ast zu Ast sich durch das  
schäumende Wasser vorwärts bewegten, so wird man es

begrifflich finden, daß Montano versichert, daß ihm der Anblick jener Landschaft (freilich aber auch die ansehnliche Mühe) ewig unvergänglich bleiben wird.

Endlich kam der Augenblick, wo man den Tagulaya verließ; man kletterte nun einen steilen Abhang, wo stellenweise Anbesitz zu Tage trat, hinan und erreichte so todmüde mittags einige Hütten, die inmitten von mit Reis bepflanzen Feldern lagen. Es war dies die Rancheria

Tagandaya, welche dem Datto Bitil, einem Bundesgenossen Mani's, gehörte. Diese Bagobos hatten noch keine Europäer gesehen; doch schwand ihr anfängliches Mißtrauen bald und sie brachten so viel Lebensmittel, als sie selbst überflüssig hatten, zum Verlaufe dar. Da alle Mitglieder der Reisegesellschaft sehr erschöpft waren, so blieb man in Tagandaya über Nacht. Den folgenden Tag konnte die Expedition die Rancheria noch nicht verlassen,



Der Vulkan Apó, aufgenommen in der Seehöhe von 2000 m.

denn es war einer von den Reisenden von einem heftigen Fieberanfälle erfaßt worden. Die Situation wurde sehr kritisch: die Bagobos von Tagandaya konnten der vielköpfigen Expedition nicht viel bieten; diese aber hatte, um nicht die Leute zu stark zu belasten, nur wenig Mundvorrath mitgenommen; es galt demnach sobald als möglich den Apó zu ersteigen. Eine Folge dieser Erwägungen war, daß man sich entschloß, den Erkrankten in der Rancheria zurückzulassen; bei ihm blieben die zwei am meisten

ermüdeten Soldaten und einer seiner Freunde mit einer Tofel Chinin zurück.

Am 9. Oktober bewegte sich der Zug gegen den Monte Pupuc, einen plateauartigen Vorberg des Apó (789 bis 1080 m hoch), der mit rotblühenden Planen (Melastomeen), Vejuno (Kotang) und niederem Strauchwerk bedeckt war. Hier schon wies der Erdboden eine höhere Temperatur auf, während die Luft etwas nach Schwefel roch. Hier am Nordabhange des Pupuc überschritten

die Reisenden einen der Quellflüsse des Tagulaya. Die Vegetation bot jetzt einen anderen Anblick dar: baumartige Farne erhoben sich bis zu einer Höhe von 10 bis 20 m, ihre Stämme waren sowie der Boden mit einer dichten Bede von Moos und Flechten (*Hypnum*, *Usnea*, *Stictis* etc.) bedeckt. Alles troff von Feuchtigkeit; das Wasser sammelte sich auf dem Boden und rieselte von den Baumstämmen, Zweigen und Blättern. Um zwei Uhr nachmittags erreichte man bei 1680 m Seehöhe das halb trockene Bett eines Gießbaches, welchen die Bagobos *Daclayan* oder *Siriban* nennen. Hier wurde eine halbe Stunde gerastet.

Nun folgte man dem Bette des *Siriban* aufwärts kletternd. Der Lauf dieses Bergwassers hat eine tiefe Rinne in den Bergabhang eingerissen, welche bei ausgiebigem Regen wohl den Anblick eines von Kaskade zu Kaskade eilenden Stromes gewährt. Damals aber war in dem Rinnsal fast gar kein Wasser vorhanden, so daß die Reisenden den *Siriban* als ihre Straße benutzen konnten. Es war dies freilich kein bequemer Weg, denn es galt über

große Felsblöcke und von Aralien beschattete Klüfte hinüberzukommen. Die Situation wurde nicht unerträglich durch die Ermüdung der schwergepackten Seelanten und die verstockte Böswilligkeit der Bagobos verschlimmert, deren einer überdies plötzlich zusammenbrach und das Beunruhigte verlor, so daß man ihn nur mit Mühe nach dem Plaz schaffen konnte, den man in der Seehöhe von 2229 m sich zum Nachtlager ausersehen hatte. Während die Vegetation bisher hauptsächlich durch *Melastomen* und *Rhododendron*-Species vertreten war, herrschten hier niedrige *Farn*-träuter vor. Die allenthalben vorhandene Nässe machte sich um so mehr in unangenehmer Weise fühlbar, als das Thermometer in der Nacht bis auf + 8° C. fiel.

Von dieser Stelle an hörte die Ortskenntnis der Bagobos auf und die Reisenden waren auf sich selbst angewiesen, den richtigen Weg zum Gipfel des Vulkans zu finden. Uebrigens konnte man von hier aus den Apo ganz deutlich wahrnehmen; er zeigte sich mit seinem südlichen Abhang, welcher durch eine gähnende, breite Kluft,



Panorama des Golfs von Davao, aufgenommen vom Apo (in der Höhe von 2400 m).

aus welcher dichte Dampfswollen aufstiegen, gespalten erscheint. Man sah sofort ein, daß dieser Riß unmöglich zu passieren wäre und so entschloß man sich denn am östlichen Rande der Schlucht den Marsch fortzusetzen, was ein sehr glücklicher Gedanke war, denn auf der entgegengesetzten Seite wäre man nicht weit gekommen.

Am 10. Oktober setzte man den Aufstieg fort, der sich sehr böse gestaltete. An Stelle der hochstämmigen *Farn*-träuter, welche schon bei 1900 m Seehöhe verschwunden waren, traten niedere Dichtete derselben Pflanzenfamilie, deren knorrige und nachgebende Äste die Reisenden zwangen, von Zweig zu Zweig zu springen, was nicht ohne manchen Fall abließ. Die Vegetation wurde nun immer krüppelhafter und spärlicher, dagegen zeigten sich vulkanische Äste und Andesitblöcke, vielfach bedeckt mit einer 1 bis 2 cm starken Schwefelschicht. In Felshöhlungen stieß man auf frisches, kühles Wasser, ein wahres Lob- sal für die erschöpfte Reisegesellschaft. Nach zweistündiger, mühseliger Wanderung erreichte man endlich jene Spalte, die man schon tags vorher vom Lagerplaz aus gesehen

hatte. Ihre senkrecht abfallenden von Andesit und erhöhter Äste gebildeten Wände waren an einzelnen Stellen 60 m hoch, an anderen niedriger, bis zu 20 m herab. Aus diesen Seitenwänden drangen zischend Schwefeldämpfe hervor, deren Weiße lebhaft gegen die gelbe Farbe der Schwefelschicht, welche den Boden der 50 m breiten Kluft bedeckte, abfiel. Eine romantische Episode trug sich hier zu: einer der Bagobos behauptete den Dämon des Vulkans, *Manbarangan*, zu erblicken, wie er aus dem Krater in Wolken gehüllt vor den Weißen fliehe; sofort wollten auch andere Bagobos diese Erscheinung, welche ihnen Muth zum weiteren Vordringen einflößte, gesehen haben. Endlich erreichte man mittags den Fuß des Kraters, dessen steilen Rand man, Dank den in die Äste fadenförmig eingesenkten Andesitblöcken, ohne sonderliche Vorkehrungen erklimmen. Die Hoffnung, von hier aus eine schöne Rundstift zu genießen, erfüllte sich nicht; die dichten Wolken, in denen man bereits den letzten Theil des Weges zurückgelegt hatte, ballten sich zusammen und ein stürziger Regen ging auf die Gesellschaft nieder. Montano mußte sich begnügen, den Krater

nur flüchtig zu beschreiben: er hat einen Durchmesser von 500 m, seine Innen- wie trüppeligen Wacholderbüschen bedeckt. Nach den Beobachtungen Montano's betrug die erreichte Seehöhe 3133 m.

Das schlimme Wetter trieb zur raschen Umkehr. Als man wieder bis zu 2400 m Seehöhe herabgestiegen war, klärte sich plötzlich das Wetter auf und man genoß einen wunderbaren Anblick: Im Hintergrunde erhob sich die Kraterwand wie ein gigantischer in Ruinen zerfallener Wall mit seinen vom Himmel sich scharf abhebenden zackigen Konturen; zu Füßen der Reisenden, die auf einem gelben Schwefelteppich standen, zeigte sich über dem violett schimmernden Nebelmeere, das den nächsten Abhang verhüllte, das Panorama des Golfes von Davao; seine blauen Fluthen, aus denen die Vorgebirge von Dumalac und Malalac und die Inseln Sâmal und Tali-cud in tiefem Grün sich erhoben. Das Bild war eingerahmt von den dunkeln Wäldern, welche die Cordillere des Apó bedecken.

Das schöne Wetter hielt nicht lange an; kaum war man in das oben erwähnte Dornkrautgebüsch gekommen, als ein heftiger mit Sturmwind gepaarter Regen die Reisenden durchwachte. Montano verlor hier einen großen Theil der beim Aufstieg gesammelten Pflanzen. Man brachte nun eine bitterkalte Nacht in dem Lager zu, das man des Morgens verlassen hatte. Der weitere Abstieg gestaltete sich um so angenehmer, als man nicht mehr den schlimmen Weg durch das Bett des Tagulana nahm. Der Datto Nani führte sie nämlich jetzt einen ganz praticablen Pfad herab, den er deshalb (so suchte er sich anzureden) zum Aufstieg nicht gewählt hätte, weil die Reisenden mit dem Ersteigen des Berges gerillt hätten, weshalb von ihm die kürzeste Route eingeschlagen worden wäre. In der Randheria des Datto war inzwischen eines seiner Weiber gestorben; die Reisenden befürchteten, daß die

Bagobos diesen Todesfall der Rache des Wandarangan zuschreiben möchten, denn bisher hatten diese, wenn sie den Apó um Schwefel einzusammeln besaßen, dem Berggeist einen



Der Mariano Lorenzo, ein Filipino.  
(Nach einer Photographie Montano's.)



Vincungan, maurisches Dorf am Tagum.



Skaffen geopfert, was bei dieser Expedition unterblieben war. Es gelang den Europäern, dem Totto jeden Zusammenhang zwischen diesen Sterbefälle und der Ausrüstung des üblichen Menschenopfers auszuweisen, ja dieser schwur, nie mehr den alten barbarischen Brauch zu befolgen, welchen Schwur, wie Montano später erfuhr, Mami auch trennlich gehalten hat. Am Morgen des 13. Octobers langte die Gesellschaft zwar ein wenig ermüdet, sonst aber wohlgenuth wieder in Tádao an, zum Erkennen der Eingeborenen und Bisapas, welche die Besiegung des Apó für eine Unmöglichkeit erklärt hatten.

Nun beschloß sich Dr. Montano, mit seinen Männern seine Absicht war, von dem Golf von Tádao landeinwärts bis zur Bai von Putáan vorzudringen, dann jene nordöstliche Halbinsel Rindanaos, auf welcher die Stadt Surigao liegt, zu besuchen, um von dort aus längs der Küste um das Kap S. Augustin herum wieder nach Tádao zurückzukehren. Diese Route ist nicht ohne Schwierigkeiten, wie Montano von den Jesuiten P. J. Heras und P. J. Minoves erfuhr, welche dieselbe Tour, wenn auch in entgegengesetzter Richtung, zurückgelegt hatten und nun in zuvorkommender Weise dem französischen Forscher ihre Erfahrungen zum besten gaben. Ueberdies war auch die Jahreszeit (es trat der Monsunwechsel ein) dem Unternehmen nicht günstig, doch Montano ließ sich durch nichts von seinem Vorhaben abschrecken, und verließ so in einer großen Banca (Ruberboot mit Segel) am 4. November 1880 Tádao. Seine Bedienung hatten hieher die Muchachos Marcello und Lorenzo besorgt; nun nahm er noch zwei neue zu diesen auf: Flores, einen ausgebildeten Matrosen der philippinischen Kriegsmarine, und Francisco, einen Cuadrillero (Milizfeldaten) von Tádao, dem der Gouverneur Urlaub gegeben hatte; alle diese Muchachos oder Diener gehörten

der Rasse der Bisapas an. Außerdem mietete Montano noch einen Kräuter, der viele Verbindungen mit den Muchachos zu haben behauptete, welcher als Dolmetscher zu fungiren hatte. In der Hoffnung, unter dem Schutze des Weisigen gute Geschäfte machen zu können, hatte der Handelsmann auch Waaren mitgenommen; doch auch Montano selbst war mit einem genügenden Vorrath von Beuten und anderen Artikeln versehen, um mit den Wilden in Tauschverkehr treten zu können.

Die Fahrt gestaltete sich nicht angenehm, denn heftige Windstöße wechselten mit Windstillen, so daß man nicht mehr als bis zur Mündung des Rio Kasán kam; hier in der Nähe wurde die Nacht vor Anker zugebracht. Am 6. November lief das Boot, den Ansturm der Strömung überwindend, nicht ohne Schwierigkeiten in den Rio Tagum ein, auf dem man in das Innere der Insel eindringen wollte. Der Tagum windet sich in unzähligen Klümmungen durch eine aus Alluvionen gebildete Ebene; seine Ufer sind mit Rohrkraut und Cogongras besanden. Erst oberhalb Vincungán beginnen dieselben etwas höher zu werden. Der eben erwähnte Ort ist eine Rauderia der Moros oder Nauten, welche früher den Ruf unverbesserlicher Piraten genoßen. Diese heimtückischen Gesellen hatten vor einigen Jahren den Gouverneur von Tádao, Don José Pinzon, mit einem Theile seiner Begleitmannschaft verächtlich niedergemetzelt. Die Strafe folgte auf dem Fuße; seitdem verhalten sich diese Nauten ruhig. Man bot einem von ihnen für Lebensmittel sechs Reales (3 Franc. 75 Cents.) an; er wollte aber aus Misstrauen kein Silbergeld annehmen, sondern verlangte eine Elle Coco crudo (ein Baumollenzeug), worauf der Reisende sehr gern einging, denn der Stoff hatte ihm nur zwei Reales gekostet.

## Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde.

Von H. Abbes.

### IV.

Das Wetter zeigte im Juni ganz den wenig freundlichen und unbefähigen Charakter des verrufenen Aprilwitters in Deutschland. Schnee, Regen- und Hagelschauer wechselten mit einigen freundlichen Stunden am Tage. Morgens und abends lagerten dicke Nebelwolken über dem Fjorde und an den Gipfeln und Abhängen der Berge. Die Temperatur hielt sich zwar durchgehends über dem Gefrierpunkte, doch traten noch häufig Nachfröste ein. Am 11. sank die Temperatur sogar noch bis  $-5,1$  Grad.

Das Tagesmittel blieb vom 6. ab stetig über Null Grad. Das Monatsmittel ergab sich zu  $+2,5$  Grad.

Das Eis des Fjordes wies immer noch keine wesentliche Aenderungen auf; hier und da traten zwar Spalten ein und längs der Küste bildete sich ein schmaler Wasserkanal, doch hinderte dieses nicht, daß die Gelimts nach wie vor mit ihren Schlitzen den Fjord besuchten. Anfangs Juni erhielten wir außer mehreren Renthiereken auch 30 große Lachse, die in einem der in den Cumberland-Golf mündenden Flüsse gefangen waren, dazu 20 Dutzend Entenier von den kleinen Inseln des Golfes. Die Lachse, deren wir später noch eine große Menge erhielten, wurden theils

zur Mittagesszeit gekocht, theils geräuchert, um als Auf- lage zum Frühstück und Abendessen zu dienen. Für die Räucherung erbaute der Segelmacher, der sich dieser Aufgabe mit Vorliebe widmete, einen besondern Ofen, dessen Feuerungsanlage aus Ziegelsteinen hergestellt wurde, während als Räucherflammer eine alte Kiste diente, in welcher die Fische an eisernen Stangen hingen. Zur Feuerung nahm man Sägespäne, welche als Verpackungsmaterial für die Blechdosen der Proviantvorräthe in reichlicher Menge in den Kisten sich vorfanden. Die Resultate der Räucherung fielen zu aller Befriedigung gut aus.

Am 1. Juli ging der Zimmermann Weise mit Ostfial auf die Renthierejagd. Sie fuhren westlich den Fjord hin- auf, mußten die Fahrt aber häufig unterbrechen, um über Spalten und Sprünge des Eises hinwegzuklettern, wobei der Schlitzen als Brücke benutzt wurde. Zwei Renthiere und zwei Sequende brachten sie als Beute zurück. Die Giese schoß zwei Schneehühner in der Umgebung der Vegetation.

An den wenigen schönen Tagen des Juli machte Dr. Schliephole Excursionen zur Erforschung des Landes in botanischer und geologischer Beziehung. Ueber die Flora



ist bereits oben berichtet. Die geologischen Verhältnisse sind einfacher Natur. Vom Kap Warcy bis hinaus nach Kingama bestehen die meist steil, oft senkrecht aufragenden, seltener sich allmählich erhebenden oder flachen Felsaufer ebenso wie die kleinen Inseln (Zehren) im Golf und kleinen Fjorden aus Gesteinen der Granitgruppe: Granit, Granitit, Gneiß, Xenit. Am häufigsten findet sich ein aus der frischen Bruchfläche graulich fleischrother, an der verwitterten Oberfläche grau werdender grobkörniger Granit, aber auch nicht selten ein schon gestreifter Xenit. Die freie Oberfläche der Gesteine ist fast durchgehend von Flechten überzogen und zeigt deshalb wechselnde Farben: Grau, Schwarz, Bräunlich, Gelblichgrün. Auch sieht man mannigfaltige Zeichnungen, insbesondere hervorgerufen durch die „geographische Flechte“.

Überall macht sich eine starke Verwitterung des Gesteins durch den Einfluß der Kälte, der Atmosphärcilien und endlich der Flechtenvegetation geltend. Besonders bemerksich durch tief hängende Sprünge an den freien Felswänden ist die für die Granitarten charakteristische parallellepipedische Zerküftung, deren Ursache vorwiegend im Temperaturwechsel zu suchen ist. Am Rande der Felswände lagern herabgerollte Trümmerhaufen, theils große, mehrere Kubimeter haltende Felsblöcke, theils großes Geröll und feinerer Gneiß, theils ganz feiner Sand, in welchem nur die widerstandsfähigeren groben Quarztrümmale zu runden Kieselsteinen abgerollt, und die Glimmerplättchen aus der feinen, scheinbar homogenen Masse erkennbar sind. Das verwitterte Granit geben Gneis nicht, ist bekannt; deshalb zeigen die mit verwittertem Gneis angefüllten resp. bedeckten Schichten und Abhänge während des kurzen Sommers eine relativ üppige Vegetation.

Somit unsere Streifzüge ins Innere des Landes sich erstreckten, fanden sich immer nur die genannten Gesteine. Glimmer brachten zum Tauschhandel aber auch Muschelschaleverfeinerungen, ohne daß sich, da die betreffenden Objekte, wie es scheint, meist durch mehrere Hände gegangen waren, genau feststellen ließ, woher diese Proben einer anderen geologischen Formation stammten. Nicht unwahrscheinlich findet sich diese Schicht Sedimentärgerölle in der Gegend des Vase Kennedy, eines ausgedehnten Süßwassersees im Penny-Lande, zwischen Fox-Channel und dem Cumberland-Golf.

Ebenso erhielten wir massenhafte Proben von Brauneisenstein und einige Stübe fast gediegenen Eisens, ob tellurischen oder meteorischen Ursprungs, ist unbestimmt. Eisen findet sich dort überall, indem alles Wasser Eisenerz absetzt. Einige Meilen nördlich von der Station lag ein großer Sumpf, in dem sich Torfschichten bildet. Auch von Schwefelstein erhielten wir durch Glimmos einige Proben. Ohne Zweifel haben die in dem Sandlager, auf welchem die Stationen sich befand, reichlich vorhandenen Eisenerzminerale — mit einem Magnet sog man beim Durchstreichen des Sandes sofort eine Menge Splitterchen heraus — die absoluten Verhältnisse stark beeinflussen. Eherden erzählte bei seiner Annahmenseit von Kohlen, die an einigen Stellen des Landes zu Tage treten, die aber nicht zum Brennen eignen sollen. Wahrscheinlich wird es sich hier um Torf handeln, obgleich es immerhin möglich ist, daß so gut wie Grönland auch der arktisch-amerikanische Archipel feinerzeit eine Flora besessen habe, welche reich und stattlich genug war, um als Braunkohle oder Steinkohlenlager zu persistieren. An verschiedenen Stellen, einige Kilometer weit von der Station, bemerkte man Ansammlungen von Granitgeröll von mörnerartigen Ansichten; doch glaubte Dr. Schliephale aus deren Vorhandensein nicht ohne Weiteres den Schluß auf

frühere Gletscher ziehen zu dürfen — jetzt sind solche überhaupt nicht mehr vorhanden —, da die oben erwähnte parallellepipedische Zerküftung auf der geeigneten Felsoberfläche eines Thales und nachträgliche Abkühlung der so gewonnenen würfelförmigen Stübe durch das zwischen den Blöcken überall sich durchdrängende Schmelzwasser genügt, um die Erscheinung zu erklären. So finden sich nicht nur einzelne oder wenige, sondern zuweilen sehr massenhafte, große Fledern bedeckende Ansammlungen abgekühlten, cubusförmigen Steingerölles hart unter dem Gipfel der Berge auf glatten Flächen, die geneigt genug sind, um das Schmelzwasser zum Abfluß zu bringen, doch aber nicht steil genug abfallen um die Steintrümmer in die Tiefe rollen zu lassen. Für diese ist natürlich die Entstehung an Ort und Stelle anzunehmen.

Am 5. Juli kamen nach langer Pause wieder Glimmos zum Besuch und zwar fünf an der Zahl, auf einem Schlitten, der nur von drei Hunden gezogen wurde. Die Strecke von Ananath bis zum letzten Eise im Fjorde hatten sie im Boote zurückgelegt. Sie brachten Eier, Waffen, ein Büchsenfell und dergleichen. Einem von ihnen, Abbot, hatte ich bei seiner letzten Annäherung Papier und Bleistift gegeben, damit er von dem Fjorde und seiner Umgebung Karten zeichnen könne.

Es ist bekannt, daß Parry und andere Polarfahrer, welche den amerikanischen Archipel besuchten, sich von den Eingeborenen solche Karten anfertigen ließen und bei weiterem Vordringen ersahen waren über die Genauigkeit, mit welcher die Küstenlinien, Inseln u. s. w. von den Glimmos lediglich nach dem Gedächtnisse angegeben waren. Diese Aufstellungsgabe wollte ich auch bei unseren Freunden erproben. Von den Karten, die er mit selbstverfertigten Lächeln überreichte, verdienen nur zwei besonderes Interesse. Die eine stellt den Kingama-Fjord dar. Die einzelnen Buchten der Küsten sind mit Sorgfalt verzeichnet. Die Theilung des Gewässers am westlichen Ende ist unerkennbar. Der Stationsort ist angegeben und sind die einzelnen Gebäude auf dem Plage markirt, auch der Fluß an der östlichen Seite sehr nicht. Die Gebirge sind jedoch nicht hervorgehoben. Am Ausgange des Fjordes scheinen die vielen Inseln dem Verfertiger der Zeichnung Sorge gemacht zu haben, denn hier verliert die Karte durch ein Gewirre durcheinander gehender Linien jede Klarheit. Die zweite Karte stellt den Vase Kennedy dar, in welchem sich nach der Zeichnung viele kleine Inseln befinden müssen. Man bemerkt auch die beiden Abflüsse nach dem Cumberland-Golf und Fox-Channel. Ein wunderliches Gefirgel an der einen Seite soll andeuten, daß sich dort viele Renthiere aufhalten. Bemerkenswerth auf den anderen Karten, die einzelne Theile des Cumberland-Golfes darstellen sollen, aber jeder Deutlichkeit entbehren, sind einzig die eingekreisten Schlitten, vor welchen auch die Hunde durch Strichzeichnungen markirt sind. Abbot will damit die Richtungen angeben, nach welchen sie auf den Eismassagen fahren. In einer Bucht der Insel Kulkat hat er sogar das Schiff des amerikanischen Walres eingezeichnet.

Eine bessere Karte des Cumberland-Golfes nebst Beschreibung von einem Eingeborenen findet man in der illustrierten Zeitschrift „Atmagagbluitt“ („Etwas, das zu lesen ist“), welche von den in der Kultur schon weiter vorgeschrittenen Glimmos Grönlands seit 1861 in monatlichen Hefen herausgegeben wird.

Abbot und seine vier Knechte waren die letzten, die mittels Schlitten das Eis passirten. Zwischen dem 15. und 21. Juli verschwand die Eidecke vom Fjorde. Nachdem sich anfangs, wie schon bemerkt, die Verbindung mit

dem Eisfusse längs der Ufer gelöst hatte, trieb die mittlere große Fläche mit Fluth und Ebbe auf und ab und löste sich allmählich in einzelne Schollen auf, die dann der Ebberstrom aus dem Fjord gen Süden führte. Den mächtigen Eisfuss, der am Strande liegen blieb, hatte das Wasser mit der Zeit so stark unterwassert, daß man in einzelnen Höhlungen aufrecht untergehen konnte. Schließlich zerbrach ihn eine Springfluth und führte die einzelnen Brocken fort.

Sobald es die treibenden Schollen erlaubten, wurde das Boot der Expedition ins Wasser gelassen und in Dienst gestellt. Am 22. Juli machte ich in Gesellschaft von Herrn Ambrohn mit zwei Leuten von der Mannschaft eine Zugelfahrt mit der Absicht, auf den Inseln am Abgange des Fjordes nach Eiern zu suchen. Trotzdem wir schon um 9 Uhr morgens abgefahren waren, kamen wir, durch widrigen Wind aufgehalten, doch erst um 7 Uhr abends an die gewinnlichste Stelle, wo im Jahre vorher bei der Einfahrt in den Fjord die „Germania“ vor Anker gelegen hatte. Die Insel, auf welcher Eier vermuthet wurden, zeigte sich von dichtem Pflaster umlagert und war daher ohne Gefahr für das Boot nicht zugänglich. Wir glaubten auch zu bemerken, daß die anhaltenden südwestlichen Winde der letzten Tage schwimmende Eisblöcke vor den Ausgange des Fjordes gelagert hatten, deren mächtige Dimensionen die Vermuthung nahe legten, daß sie nicht aus dem Golf oder Fjord, sondern aus der Davidstraße stammten. Bei der verhältnißmäßigen Nähe der beiden Eiten von drei Seiten eingeschlossenen Wasserboden und der gänzlichen Abwesenheit von Gletschern ist die Bildung von Eismassen, die durchgehends acht bis zehn Meter aus dem Wasser emporragen, nicht wahrscheinlich. Wir mußten also unverrichteter Sache unsere Heimreise zur Station antreten, wo wir gegen Mitternacht wieder anlangten. Auf der Hin- und Rückfahrt zeigten sich viele weiße Wale, in Scharen von fünf bis sechs Stück, munter im Wasser sich umher tummelnd. Der Zimmermann Weiße, sonst ein guter Schütze, feuerte verschiedentlich nach den Thieren, sowie nach Seehunden und Wöden, aber jedesmal ohne Erfolg.

Wehr Mühl hatte Eisfistat, aber am 25. Juli vom Kanal aus einen weißen Wal mit zwei wohlgezielten Schüssen erlegte. Er warf dann noch eine Harpune hinein, die mit einem langen Riemen versehen ist, an deren anderem Ende als Boje ein aufgeblasenes Seehundstest figt. Nachdem hierdurch das Thier vor dem Nieder sinken bewahrt war, rief er unsere Leute herbei, denen es mit dem großen Boote auch gelang, den Kadaver an den Strand zu ziehen. Die lineare Länge des Thieres betrug 3,53 m, sein größter Umfang 2,15 m. Die Haut, welche glänzend

weiß ist, etwa wie emailirtes Blech, wird von Waltsischfängern als Lederriemen gepriesen. Und war die Zubereitung unbekannt, sonst wäre sie vielleicht auch auf den Tisch gekommen. Die Seefosse essen das Fleisch und füttern die Hunde damit. Den Sped löste Dreimal sorgfältig vom Körper, um ihn später an die Waltsischfänger zu verkaufen.

Der weiße Wal (*Beluga catodon*) und der gewöhnliche Seehund (*Phoca*) waren die einzigen größeren Seethiere, welche im Fjord vorkamen. Von den Fischen fand sich am zahlreichsten der *Salmo alpinus*, von dem wir, wie schon erwähnt, große Portionen von den Eingeborenen erhielten. Er wandert zur Thauzeit zum Laichen die Flüßchen nach den Vergleichen hinauf und kehrt im August zurück. Bei diesen Zügen wird er von den Seefossen gefangen und zwar geflochten mit einer Harpune, die einer dreizinkigen Gabel gleicht. Die mittlere Zinke durchbohrt den Fisch, die beiden anderen flammern ihn fest. Zum Anlocken bedient man sich künstlicher Räder in Gestalt kleiner, aus Wein geschmiegter Fische, welche der Fischer an dünnen Riemen im Wasser spielen läßt. Es mag hier erwähnt werden, daß die Verwendung künstlicher Insekten beim Fischfang und die Wahl dieser Phantome je nach der erwünschten Fischart von den Indianern an den Flüssen Gnapanos stammt.

In der See fanden sich massenhaft die „Schrimps“, kleine garnelartige Krabben, die den Walen als Nahrung zu dienen scheinen, denn der Mageninhalt sowohl eines geöffneten Seehundes als auch des erwähnten weißen Wals bestand nur aus diesen Schrimps.

Von Säugethieren, die in der Umgebung der Station vorkamen, mögen außer dem Rentier noch Felschaf, Scherhafe, Lemming und Vielfel hervorzuheben werden. Der Eisbär hält sich weiter im Süden, dem offenen Ocean näher, auf. Von den Vögeln bemerkten wir mehrere Enten species, Möven, das im Winter weiße, im Sommer bräunlich gefleckte Schneehuhn, Kalksäger und die Schneeammer. Eigentliche Raubvögel, die Kumlent erwähnt, bekamen wir nicht zu Gesicht, auch bei ausgelegtem Fleisch löst sich nur Raben. Von den Insekten verdienen besonderer Erwähnung die Stachlfiegen, ein Falter der Gattung *Adespha*, eine Spinne, die in Erdlöchern lebt, und die Renthierbremse. Die Stachlfiegen, welche Ende Juli und Anfang August massenhaft auftreten, bilden eine wahre Plage. An manchen heißeren Tagen wurde man von diesen Thieren so sehr gequält, daß es unzulässig war im Freien zu arbeiten. Am 20. August waren sie schon wieder verschwunden.

## Der neueste centralasiatische Reisende.

Von H. Vambéry.

### II. (Schluß.)

Nachdem Herr Moser am 8. December auf der Suche nach dem Timanbegi Ghiva verlassen, reiste er über Tash-Dang nach Iliak auf einer zur Geringen bekannten Straße, mußte jedoch von hier nach Süden weiter in die Steppe vordringen, bis er endlich mit dem Premierminister des Ghans im Fort Selti Altai (8 Reiter) zusammentraf

und wie leicht erklärlich, auch warm empfangen wurde. Met-Nacab ist, wie so mancher seiner Vorgänger, dem Ueppung nach ein persischer Sklave, der zu der hohen Würde infolge seines iranischen Scharf sinnes und jener Geschmeidigkeit, mit welcher die Kinder Tanas über die schlichten ägyptischen Einwohner stets triumphirt, gelangt

ist. Als Perser von Geburt ist er in Politik und diplomatischen Kunstgriffen bewandert; er kennt sich in manchen Angelegenheiten des wunderbaren Strengsians gut aus und interessiert sich für die staatlichen Angelegenheiten unseres Welttheiles. Unserem Reisenden gegenüber hat er übrigens die Rolle des Diplomaten ganz geschickt gespielt. Er gab ihm einen Serdar (Anführer) sammt der nöthigen Eskorte mit und nur, als Herr Moser auf dem Punkte war, die Reise von Seliz-Ait nach Achsabad anzutreten, nur dann erst konnte er zu seiner nicht geringen Verwunderung erfahren, daß dieser Plan nicht genehmigt wurde, und daß er die Route von Seliz-Ait nach Kizil-Armat einschlagen müsse, d. h. anstatt der geflohenen hundert Meilen nur auf einem Umwege von 130 Meilen nach Achsabad gelangen könne. In der hierauf bezüglichen Anekdote hieß es, daß jener Theil der Steppe, den Herr Moser zu durchkreuzen beabsichtige, von solchen Felle-Turkmenen bewohnt sei, die vor der russischen Juchtraihe sich geschildet und dort sich niedergelassen hätten. Die Reise des reichen Europäers wäre zu sehr bekannt geworden, es könnte sich leicht eine Alaman (Raubzug) von 400 Reitern auf dem Wege befinden, und da der Kopf eines Gastes viel zu theuer sei, so wolle man ihn der Gefahr einer Ueberumpelung nicht aussetzen.

Wie der Faser sieht, ist unser Reisende in der Ausführung seines Planes einigermaßen gehindert worden. Der Zug von Seliz-Ait nach Achsabad wäre allerdings ebenfalls ein neuer gewesen, doch auch der Weg vom erstgenannten Orte nach Kizil-Armat ist, so weit uns bekannt, noch von keinem Europäer zurückgelegt worden. Die Reisenden, die in den letzten Jahren von Vochara in das transkaspijsche Gebiet der Russen sich begeben haben, haben theilweis wohl dieselbe Straße zurückgelegt, aber meistens Krasnowodsk als den Endpunkt ihres Stepperrittes genommen. Die Franzosen Dondalot und Copus sind 1881 über Kasafol, Ulschil, Petrow-Alexandrow und das Plateau des Ust-Jurt nach Krasnowodsk gelangt. Desgleichen der englische Missionar Henry Conwell, der von Sibirien, namentlich von Tobolsk aus über die Steppe nach Vochara resp. Kaschik reiste und hier ebenfalls via Chimwa, Tschingau, Kizil und Alt-Urgendj im November 1882 nach Krasnowodsk gelangt war. Nur ein Russe, nämlich Lieutenant Kalitina, hat im Februar 1881 die von Herrn Moser zurückgelegte Route annähernd gemacht, indem er von Alt-Göl-Tepe nach dem Chanate von Chimwa in gerader, nördlicher Richtung den Weg von 356 englischen Meilen in 14 Tagen zurückgelegt hat. Herr Moser hat daher bei seinem Ziele durch die Steppe, was die ganze Ausdehnung anbelangt, noch keinen europäischen Vorgänger gefunden. Ueber die Einzelheiten dieses mühsamen Zuges inmitten eines rauhen Winters, wo die Temperatur zwischen  $-15$  bis  $-20^{\circ}$  variierte, erfahren wir aus den folgenden Notizen, die in den Briefen des Herrn Moser enthalten sind, vorüberhand nur sehr wenig. Er beginnt seine Route bei Kizilidsche-Kala am selben Punkte, wo Lieutenant Kalitina seinen Weg von dem Süden nach dem Norden hin beendet, und geht über Ota-Kubut (Mittelbrunnen), den er am 19. December erreicht, nach dem Brunnen Demirschan (28. December), von wo er bald darauf in Kizil-Armat, bekanntermassen der Endstation der transkaspijschen Eisenbahn, eintrifft. Den ganzen Steppeweg hat unser Reisende, wie gesagt, mit Hilfe seiner guten Pferde in 12 Tagen zurückgelegt, was natürlich nur im Winter auszuführen ist; ja, wie ich mir seiner Zeit sagen ließ, haben gut berittene Turkmenen die Strecke von Chimwa bis zum Urtel selbst in zehn Tagen gemacht. In

dieser Jahreszeit fallen nämlich die Furcht vor unentzähllicher Eise und Turbulenzen sowie auch die Beschwerden eines Kites durch den Sand gänzlich weg. Au deren Stelle tritt hingegen der erschauernde Nordwind, der das Verbleiben im Zeltel ganz unentzähllich macht, hier auf der kasachischen Steppe aber bei weitem nicht so gefährlich ist, wie im Norden des Kasakstans und auf dem Plateau von Ust-Jurt. Die Strapazen einer Winterreise in letztgenannter Gegend hat unser Kapitän Abbot gelegentlich seiner Reise nach Mangischlau geschickt, während der Winterritt über die kirgisische Steppe mit allen grauenvollen Episoden von Vurchau ausführlich beschrieben wurde. Was wir von Herrn Moser, abgesehen von den ausgedehnten Strapazen, am meisten bewundern, das ist die Geschicklichkeit, mit welcher er, der alleinstehende Europäer, inmitten einer Steppe seine aus Deswegen, Turkmenen und Kirgisen bestehende Karawane befehligen und in Schach halten konnte. Ohne der Landessprache mächtig zu sein, genigte ein Blick des kühnen Europäers, diese an Vochoram nicht sehr gewöhnten Kasaken zur Erfüllung ihrer Pflicht zu bewegen. Dabei galt es noch gegen etwaige Ueberfälle seitens herumirrender Felle-Turkmenen sich zu schützen und Herr Moser wußte häufig die halbe Nacht bei grimmiger Kälte wachend zubringen, wenn er bemerkte, daß seine Leute, vom Tagesrute ermüdet, in Schlaf verfallen waren. Mit einem Worte, der Ritt von Seliz-Ait nach Kizil-Armat ist ein seltenes Abenteuer und wir erwarten die Details dieser Route mit leicht begreiflichem Interesse.

In Kizil-Armat angekommen, konnte unser Reisende seitens der Russen sich nicht einer besonders guten Aufnahme erfreuen. Seine Empfehlungsbriefe lauteten nach Achsabad und nicht nach Kizil-Armat und als besonders Urtel kann er es sich anrechnen, daß er in letztgenanntem Orte einen in russischen Dienste stehenden Landsmann antraf, der ihm zur Weiterreise nach Achsabad beihilft war. Außer General Meyer, dies war der Name des Schweizer, begegnete Herr Moser auch einem anderen europäischen Hingehörigen, nämlich Herrn Vambéry von Florenz, mit dem er ein befreundetes Gemach in einem der Kizil-Armat Hotels (ein venia verbo) getheilt hatte. Kizil-Armat ist eine der jüngsten Kolonien russisch-europäischer Elemente im Inneren Asiens und besteht nächst Kasaken und Armeniern und Persern, die sich zumest mit Handel beschäftigen. Es giebt auch einige Branntwein-Fabrikanten, ja sogar Champagner wird in dem neugegründeten transkaspijschen Gebiete herrscht und zwar durch eine Mischung von Kimonade-Gewürze mit Cognac. Der moussierende Gist dieses schauerlichen Getränkes ist ein vollkommener, noch vollkommener aber das bald darauf folgende Kopfschmerz. Doch Turkmenen und Perser haben einen starken Magen und schwelgen im Genuß dieses turkmenischen Beude Cliquat.

Von Kizil-Armat nach Achsabad reiste Herr Moser am 17. Januar 1884 in Begleitung eines ehemaligen Räuberhauptmanns, den er Vasi-Serdar (vielleicht richtiger Serdar-Baschi) nennt, eines wahren Prototyps turkmenischer Kinaldim's, der heute aber nach der russischen Veltion von Göl-Tepe ganz mürrisch und nach dem türkischen Sprichwort: „Die Hand, die du nicht abwaschen kannst, lässe und lege sie auf deinen Kopf“ den Russen ein ganz ergebener Diener geworden ist. Er erzählt unsrerem Reisenden so manche Elemente seiner früheren Feldentfaltung während der Raubzüge in Persien, ja er gab ihm als freundschaftliches Andenken ein schweres Dolchmesser und Fußschellen mit — Gegenstände, in welchen früher so mancher Perser geschmachtet und zu Grunde gegangen ist.

Auch in Politik läßt sich der Greis über ein — doch hat dieselbe schon ein entschieden russisches Kolorit, denn er sagt: „Wir haben Jahre lang mit Erfolg gegen China und Bokhara gekämpft, wir haben die Perser jämmerlich geschlagen und zu Karren getrieben, auch die Russen hatten einen harten Strauß mit uns zu bestehen; doch da sie uns besiegt haben und unsere Herren geworden sind, so wollen wir ihnen treu und ergeben dienen. Wir betrachten sie als brave Sieger und schätzen sie viel höher als die Engländer, die uns zwölf Jahre hinter einander zum Kampfe angereizt und schließlich im Stiche gelassen haben.“ Die Umgestaltungen, welche die russische Eroberung im Leben der Turkmenen hervorgerufen hat, geben sich übrigens nicht nur in den persönlichen Anschauungen des ehemaligen Räubers kund, sondern der Reisende begegnet denselben auf Schritt und Tritt und zwar in einer nicht immer gefälligen Weise. Die Akhal-Tekke, vor 20 Jahren infolge des kulturellen Bodens ihrer Heimath als die Wohlhabendsten bekannt, eilen in der Kluft mit raschen Schritten der Verarmung entgegen und viele derjenigen, die ehemals Hunderte von Karainen und Tausende von Schafen besaßen, nagen heute förmlich am Hungertrude. Von besonders erschreckender Dimension ist die Abnahme der Bevölkerung. Der Kampf mit den Russen hat hierher Ströme der Turkmenen aus dem Leben von mehr als 30 000 Menschen gelöst, von welchen beinahe zwei Drittel waffenfähige Männer waren. Heute sollen auf einen Mann 10 bis 15 Frauen fallen und die Polygamie nimmt in solcher Weise zu, wie sie nirgends in der muslimischen Gesellschaft anzutreffen ist. Für einen Spottpreis kann man Mädchen und junge Wittwen betrauen, und der Diener unseres Reisenden hatte gleich am Tage seiner Ankunft auf einmal mit mehreren türkischen Turkmeninnen einen Ehevertrag abgeschlossen; denn die Armen, für welche früher ein beträchtliches Kalim (Vorgengabe) zu bezahlen war, gehen heute den Eheband ein, nur um nicht zu verhungern.

Die Hausindustrie der Akhal-Tekke ist total ruiniert. Die russischen Soldaten haben während ihrer Plünderungen alle die schönen Seidenereien, alle die kostbaren Teppiche weggenommen und mit denselben dermaßen den russischen und kaukasischen Markt überschwemmt, daß einzelne persische Kaufleute selbst bis nach Wien und Budapest gelangten, um an den Ufern der Donau die Kunstschätze der Hausindustrie vom Akhalgebiete abzuholen. Ohne Waffen, ohne Vieh, ohne Geräthschaffen leben die spärlichen Ueberreste dieses ehemals reichen Stammes gehungert, gebrochen, mühsam, aber im Inneren nach Rache schnaubend, unter russischer Herrschaft; und diese Herrschaft ist eine strenge und gewaltige. Jeder gemeine Soldat erlaubt sich dem ehemaligen stolzen Sohn der Wüste die größten Beleidigungen zuzufügen und sein Wunder, wenn der Turkmen im bitteren Grolle des *vae victis* seinen früheren Charakter gänzlich umgestaltet. Aus dem freien Räuber ist ein Dieb geworden und, wie Herr Moser erzählt, sind die Diebstähle hier so zahlreich wie noch nie. Stark demoralisirend wirkt auch der Einfluß des russischen Brautweins. Die Epiken der Tekke-Turkmen haben in russischer Gesellschaft mit dem Glässchen Bekanntschaft gemacht und das früher so stark verpönte Raß hat beinahe schon in jedem Hute Eingang gefunden, ja Rußland ist aus dem besten Wege, ihr gänzlichem Untergange der ehemaligen patriarchalischen Verfassung sich aus den Turkmenen gute Unterthanen und gefähige Werkzeuge seiner zukünftigen ehrgeizigen Pläne im Inneren Asiens zu bilden. Vientenant Kopatinski hat vergebens eine Geladon turkmenischer Reiter aus den verschiedenen Klans der Tekke

zusammengestellt und dermaßen eingereizt, daß ihre Haltung und Bewegung, ihr Handeln des Hinterlabers und präzise Befolgung des russischen Kommandos unseren Reisenden, der von Raß Soldat ist, in Verwunderung gesetzt hat. Bisher ist es nur eine Geladon, doch es werden keine fünf Jahre ins Land gehen und die russische Regierung wird aus dem turkmenischen Materiale eine Kavallerie sich erschaffen, die namentlich in ihren Feindzügen in Ästen Erstaunliches zu leisten vermag und das vertrauensvolle Altkon ganz anstands und dem Schale stützen wird.

Doch wir wollen zu unserem Reisenden zurückkehren. Als Herr Moser von Akhal-Arwal in Akhalab anlangte, überraschte ihn der Anblick der weiß getünchten russischen Häuser und der Küche überaus angenehm. Lediglich auch der Empfang seitens des Generals Komarov, des jetzigen Militärfeldkommandanten des transkaspischen Bezirks, der nicht nur ein gewiegter Politiker ist, wie seine recente Transaktion mit Persien bewies, sondern auch als Mann der Wissenschaft sich hervorhob. Der General, dessen Name schon während des letzten russisch-türkischen Krieges bekannt wurde, ist Entomologe von Fach und lebensfähiger archaischer Sammler. Auf dem Gebiete seiner jetzigen Thätigkeit hat er ein genügend reiches Feld gefunden und seine Kollektionen müssen von besonderem Interesse sein. Herrn Moser gegenüber war er die Feinseligkeit selbst, die Gostrennbarkeit war eine tadellose; doch als der Reisende ihm von seinem Vorhaben, einen Absteher nach Persien zu machen, gesprochen, gab er seinem Bedauern Ausdruck, hierin unter keinen Umständen willigen zu können. In Persien spielte sich eben damals die Komodie der freiwilligen Unterwerfung unter die russische Herrschaft ab, eine höchst unantere Transaktion, bei der man die Augen eines ungetrübten Gastes nicht haben wollte. Es wurde daher Herr Moser unter dem Vorwande der Gefährlichkeit eines Besuchs inmitten der noch nicht stabilisirten Gegend dahin beschieden, entweder seinen Weg wieder über China und Bokhara, oder was wohl zweckmäßiger wäre, über Buchara nach Teheran zu nehmen. Umsonst verlor er die schweizer Kassenfreund wenigstens die Erlaubnis zu erweisen, über das Grenz-Gebiet nach Tschelischlar reisen zu dürfen. Doch der gelehrte russische Kommandant war unerbittlich, denn erstens traute er dem russophilen Reisenden nicht ganz, und zweitens hatten die Empfehlungen General Tichonajew's, der mittlerweile abgestift worden war, wovon Herr Moser nichts wußte, ihre Wirkung verloren. Es blieb daher nichts Anderes übrig, als inmitten des Winters die hohe Gegend des iranischen Nordbundes, der eben damals mit tiefem Schnee bedeckt war, zu überschreiten und durch sibirische Gedränge nach Iran zu gelangen, deren Uebersteigung selbst im Sommer nicht ohne Gefahr bewerkstelligt werden kann. Der Weg, den Herr Moser genommen, ist, was die ganze Ausdehnung anbelangt, d. h. von Akhalab bis nach Schaharud, bisher noch von keinem Europäer zurückgelegt worden, und nur in einzelnen Theilen war Kapitän Rapier 1874 gelegentlich seiner Fortschrittsreise an der Nordgrenze Chorassan sein Vorgänger geworden. Von Akhalab ging Herr Moser in südöstlicher Richtung bis zum Fuße des Kubi-Ör-mach, überschritt den gleichnamigen Paß bis zur Station Örmach und gelangte, den 7770 englische Fuß hohen Berg Tschiffan rechts zur Seite lassend, nach Babat, von wo er auf einer in den bis heute vorliegenden Karten nicht genau bezeichneten Route nach Buchara, dem Hauptorte des Arabendistriktes im Norden Iran, gelangte. Auch in dieser Gegend haben seit der russischen Okkupation sich



bedeutende Veränderungen zuge tragen. Die um Pashnurd und Kufshan herum wohnenden Kurden sind bekanntermaßen von Schah Abbas dem Großen aus dem westlichen Iran hierher angesiedelt worden, um einen militärischen Grenzordon gegen die zu jener Zeit räuberischen Turkmenen zu bilden, welchem Zwecke die Kurden auch insofern entsprachen, als sie nicht minder räuberisch als ihre Nachbarn in der Steppe, mit denselben in ewiger Fehde lebten, die Einfälle aus Hindurden oder durch Gegenbeinde vergalt. Den größten Nutzen zogen hieraus die Ghane der Kurden, die in Folge ihrer Wichtigkeit beihaud als unabhängige Fürsten sich geberdeten und einerseits von den Turkmenen, andererseits von der Regierung in Teheran den Lohn ihrer Arbeit erhielten. Durch die russischen Eroberungen im Kaspische haben diese Ghane von ihrer ehemaligen Wichtigkeit viel eingebüßt; die heutige Sachlage gefällt ihnen nicht mehr und da sie von Iran keinen Lohn für ihre Dienste mehr erwarten, so wenden sie sich allmählich den russischen Behörden zu und suchen in auffälliger Weise mit dem Kommandanten in Akhsabad. Der russische Einfluß dehnt sich hier von Akhsabad bis nach Meshed immer mehr und mehr aus, russische Handelsartikel überschwemen schon längst die ganze Gegend und da russische Mode und russische Lebensweise zum guten Ton gehören, hat der Hof von St. Petersburg den Nordrand Irans mit bestem Gesicht zu seinen zukünftigen Plänen vorbereitet.

Der Chan von Pashnurd, an den unser Reisende empfohlen war, war eben damals in seinem Hauptsitze nicht anwesend, denn er befand sich auf dem Feldzuge gegen die Jomut-Turkmenen, die einige Zeit vorher einen Raubzug aus iranisches Gebiet unternommen und 100 000 Schafe weggetrieben hatten. Es sind dies die Jomuten am Gorgensfluß, die sogenannten persischen Turkomenen, Unterthanen, um die seiner Zeit der König von Persien sich wohl vergebens bemüht hatte, denn wie man sieht, ist ihre Eingliederung dem persischen Staate eine Quelle des Unheils geworden. Den russischen Turkmenen ist die Lust zu Raubzügen schon allmählich benommen, während ihre Völker unter persischer Herrschaft noch wie zuvor das eble Hand-

werk des Raubes und der Plünderung üben. Das Resultat des persischen Feldzuges gegen die Turkomenen ist nicht genau bekannt, doch von den geraubten hundertaufend Schafen mögen nur wenige in den Besitz ihrer früheren Herren gelangt sein.

Von Pashnurd ging Herr Moser durch das Gebiet der Schablin-Kurden über die Stationen Siruz, Tamar, Terband und Tschurabad nach Tschahschem; das Gebirg Ala-Dag (Pantes Gebirge) ward überschritten, unser Reisende befand sich in der Ebene und wie in einem Nu veränderte sich das früher rauhe kalte Winterlima in ein lieblich sanftes Frühlingswetter. Auf der Ebene von Isfahan brennt die Sonne im Monate Februar schon recht heiß und mit Ausnahme einzelner Berge zwischen Schahrud und Zimnan hatte er jumeist einen ebenen Weg mit ziemlich guten Posthäusern vor sich. Am 20. Februar dieses Jahres langte er denn auch in Teheran an, glücklich inmitten von Europäern an die großen Strapazen zu denken, welche die Zurücklegung des Rittes durch die Steppe und durch die Berge inmitten des Winters gekostet. Die Reise war wohl beendet, doch Herr Moser war körperlich gebrochen und es folgte einige Wochen, bis er in der persischen Hauptstadt seine zerlittene Gesundheit wieder herstellen konnte. Von Teheran in seine Heimath zurückgekehrt, hat Herr Moser bis jetzt nur einige Notizen in der Form von Feuilletons und Briefen in den Spalten des „Journal de Geneve“ veröffentlicht. Den eigentlichen ausführlichen Bericht seiner Reise behält er sich für die nächste Zukunft vor, und wir sehen dieser Publikation mit einem um so begründeteren Interesse entgegen, als sein Buch vor allem das jüngste Bild von den heutigen Zuständen Centralasiens und bringen soll. Herr Moser war im Inneren Afrikas kein Neuling; er reiste überdies mit Empfehlungen der obersten russischen Behörden, er hat als Soldat und Soldat von Sach für so mancher Naturerscheinungen, politische und sociale Verhältnisse ein fundiges Auge wie nur wenige seiner jüngsten Vorgänger und was er über Persien, China und die Turkmenensteppe zu berichten hat, wird den Freunden der centralasiatischen Literatur eine willkommen Gabe sein.

## Die Terpentinindustrie im Süden der Vereinigten Staaten.

F. M. Ueber die Terpentinindustrie im Süden der Vereinigten Staaten verbreitet sich Prof. Carl Mohr zu Mobile (Alabama) in einem Aufsatze in Nr. 9 des zweiten Bandes der New Yorker Pharmaceutischen Rundschau (Sept. 1884). Von den sieben im südlichsten Theile des östlichen Nordamerica vorhandenen Pinusarten sind vorzüglich Pinus australis Michx., P. Cubensis Griesbach und P. Taeda L., welche über weite Strecken sich ausdehnende Waldungen bilden, durch reichen Gehalt an harzigen Stoffen ausgezeichnet. Unter diesen drei Arten nimmt wieder P. australis hinsichtlich ihrer Verbreitung und ökonomischen Bedeutung den ersten Rang ein. Die Bestände derselben erstrecken sich fast ohne Unterbrechung über viele Tausende von Quadratmeilen. Bei der grenzenlosen Vermehrung des Waldes aber, die in jenen Gegenden üblich ist, darf man auf einen zukünftigen Bestand dieses nützlichen Baumes nicht rechnen. Da die jungen Bäume sehr langsam wachsen (sie erreichen sich in

den ersten 4 bis 5 Jahren kaum über das umgebende Gras), so werden sie meist durch die diese Wälder alljährlich heimstreichenden Feuerbrünste oder die zahlreichen seit unvordenklichen Zeiten wieder vernichtet. Wo die P. australis entfernt wurde, tritt theils P. Taeda, theils P. Cubensis an ihre Stelle. Beide sind durch rasches Wachsthum besser gegen zerstörende Einflüsse geschützt als ihre Verwandte. Während P. Cubensis weniger harzreich ist, steht P. Taeda der australis in dieser Beziehung nur wenig nach und wird daher nach der Anordnung der letztgenannten Art die größte Wichtigkeit besitzen.

Während bis zur Einführung der kuppelnen Destillationsgeräthe im Jahre 1834 die Terpentin-Industrie auf die zwischen dem Kap Fair und dem Tar-Pfusse gelegenen Districte beschränkt war (der größte Theil des Terpentins ging nach England), hat sie seitdem mächtig an Ausdehnung gewonnen und sich über Süd-Carolina, Florida,



Louisiana, Mississippi und Alabama verbreitet. Der Aufschwung wurde wesentlich befördert durch die um sich greifende Fabrikation von Kautschuktaacern, sowie die hiesig mehrbende Verwendung des Leies als Beleuchtungsmittel (Kerosin, Camphin etc.). Infolge der mit der Steigerung der Terpentinerzeugung verknüpften Ueberschussproduktion des rüchständigen Harzes (Rosin, Kibbelharz, Koloophonium), welche eine Entwerthung dieses Nebenproduktes mit sich führte, sah man sich veranlaßt, den Destillationsbetrieb in die unmittelbare Nähe der Erte zu verlegen, welche das Rohmaterial liefern. Wichtige Reaktionsmittel und ein genügendes Vorhandensein von fließendem Wasser zur Abführung bei der Destillation sind für derartige Anlagen notwendige Bedingungen. Erforderlich ist ferner eine Etzede von 4000 Ader Walblandes vom besten Bestande. Diese wird in 20 Parzellen von je 4000 bis 6000 Bäumen getheilt. Jede Parzelle enthält 10000 „Bogel“, d. h. in die Stämme ausgehöhlte Behälter zum Ansammeln des Harzes, deren bis vier an einem Baume angebracht werden. Sie werden im Winter circa einen Fuß über dem Boden schief nach innen eingehauen, bis zu einer Länge von 14 Zoll und einer Tiefe von 7 Zoll; jeder dieser Einschnitt erhält etwa  $\frac{1}{4}$  Gallone Gehalt. Das auf dem Boden zerstreute brennbare Material wird Ende des Winters in Haufen geschichtet und angelündet, um dem Ausbruch von Feuer während der trockenen Jahreszeit vorzubeugen. Freilich wird gerade durch diese Vorsichtsmaßregel dem Walde ein unermesslicher Schaden zugefügt; die dadurch veranlaßten Waldbürnde erstrecken sich oft auf Hunderte von Meilen, eine Störung im Wachstum der Bäume und Zerstörung des jungen Nachwuchses mit sich führend.

Sobald im Frühling der Saft in den Bäumen zu fließen beginnt, wird oberhalb der Bogel eine Partie bis

zu 8 Zoll Höhe bis zum Splinte bloßgelegt. Alle vier Wochen werden die Behälter entleert; die Qualität des Harzes wird dabei immer geringer. 10000 Boges geben jedesmal 40 bis 50 Fässer von je 280 Pfd. Rohharz. Nach dem letztmaligen Ausschöpfen wird das noch anhängende Harz sorgfältig abgetragt; dies ist ein Produkt von sehr geringem Werthe.

Ans den im ersten Betriebjahre durchschnittlich gewonnenen 270 Faß Schöpfharz und 70 Faß Scharharz werden 2200 Gallonen oder 50 Faß Terpentinsöl nebst 260 Faß Koloophonium gewonnen. Im zweiten Jahre des Betriebes werden die Anrichtungen der Bäume etwas breiter gemacht, ebenso in den beiden folgenden Jahren. Die Quantität sowohl wie die Qualität des Schöpfharzes nehmen stetig ab. Die 120 Faß Schöpfharz und 125 Faß Scharharz des vierten und letzten Betriebjahres geben 900 Gallonen Terpentinsöl und 100 Faß Koloophonium. Letzteres gehört den niedrigen Sorten an und wird hauptsächlich in den Seifenfabriken verwendet. Im Durchschnitt werden aus jedem Faß Harz 5 Gallonen Terpentinsöl gewonnen. Der jährliche Ertrag eines Baumes berechnet sich auf 21 Funt. Die Gesamtproduktion einer solchen Anlage während der vier Jahre ihres Betriebes beläuft sich auf 120000 Gallonen Terpentinsöl und 12800 Faß Koloophonium, zusammen im Werthe von etwas über 56 300 Dollars. Neuerdings beschäftigt man sich verschiedenerseits mit Versuchen, das Terpentinsöl durch Destillation der Holzhäute, z. B. im Anschluß an Sägemühlen, zu gewinnen, eine Neuerung, die jedenfalls von großem Einfluß auf die Entwicklung dieser Industrie werden wird. Es sind besonders zwei deutsche Techniker, die Herren Messau in Atlanta (Georgia) und Maas in Meridian (Miss.), welche diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben.

## Die hydrographischen Vermessungen der Engländer im Jahre 1883.

Außer an der heimischen Küste wurden im vorigen Jahre hydrographische Aufnahmen gemacht: an der Westküste von Korea und der Küste von China, der Nordostküste von Borneo, in der Sunda- und Malakkastraße, in der Nagelhaensstraße und am Va Platorfluß, in den Bahama- und den Salomoneninseln, wozu drei Dampfshipps und zwei Schoner der Marine verwendet wurden; außerdem waren noch ein gemieteter Dampfer an der Küste von Neuseeland und ein Segelschiff an derjenigen von Westaustralien beschäftigt; an der heimischen Küste war ein Dampfer der Marine und ein gemieteter Dampfer thätig. Im ganzen wurden 57 Officiere und 468 Mannschaften bei den Aufnahmen verwendet.

Was zunächst die Thätigkeit in den englischen Gewässern betrifft, so hat sie Bezug auf das Aestuarium der Themse, Vorhänge zwischen Sea Reach und Dove Reach und Messungen der Stromgeschwindigkeit im „Derzog von Edinburghs Schiffsfahrkanal“. Auch die Schetlandinseln sowie die Küste von Schottland wurden besuch und verschiedene Arbeiten dort ausgeführt. Ein anderes Schiff besuchte die Küste von Irland und die Westküste von England; namentlich waren der Zugang zu Barrow in Färne, der Orange kanal und der Triliskanal Gegenstand besonderer Untersuchungen. Die Aufnahme der Swanefab wurde wieder

aufgenommen und beinahe beendet. In Neuseeland wurde im Anschluß an die frühere Arbeit die Aufnahme der Südküste der Fjortunesbai beendet und auch auf der Nordküste wurden die Vermessungen fortgesetzt. In Färne wurde der Providence Nordwestkanal im Interesse der telegraphischen Verbindung untersucht, die Aufnahme der kleinen Bahamafahrt beendet und außerdem einige andere Vermessungen ausgeführt.

Trotz der ungünstigen Witterung glückte es, die Vermessung der Nagelhaensstraße auf einer Länge von 60 Meilen und zwar von der Ballenabacht bis zu Felix Point auszuführen. Hierbei wurde die bis jetzt nur unvollkommen bekannte Küstenlinie aufgenommen und durch die Vermessungen einige in den bestehenden Karten vorzunehmende Verbesserungen festgestellt, u. a. zwei neue Kanäle (Criggles- und Solvialkanal) östlich und nördlich von Kap Providence gefunden. Außerdem wurden sieben Ankerplätze im Detail vermessen und die Triangulation bis zum Eingange der Nagelhaensstraße fortgeführt und dort an früher ausgeführte Arbeiten angeschlossen. Im April, als die ungünstige Jahreszeit eintrat, begab sich das für die Aufnahme bestimmte Schiff nach Montevideo, um die Ränge zu vermessen, welche den Eingang in den Va Plata erschweren. Auf Kienbant wurden in minimo  $3\frac{1}{2}$  Faden Wasser ge-

funden, die Existenz von „Fenchbant“, welche noch leichter sein sollte, konnte nicht nachgewiesen werden. Dami wurde — verglichen — nach einer Pant im Süden der Vobosinseln gesucht, auf welcher die österreichische Farte „Autonietas“ gestossen sein sollte. Gegenüber Maldonado wurde eine kleine Pant mit 5 Faden Wasser gefunden. Im ganzen erstreckten sich die Vothungen vor der Mündung des Pa Plata auf 2800 engl. Quadratmeilen, und es ergab sich, daß seit den 1859 und 1871 ausgeführten Untersuchungen die Tiefe bedeutend abgenommen hatte; dagegen waren in den Kanälen, wo starker Strom herrscht, nur weniger ausgedehnte Ablagerungen bemerkt. Im Oktober wurden die Vermessungen in der Nagelbaensstraße wieder aufgenommen.

Im östlichen Asien verließ die „Magpie“ Japan, ging nach Hongkong um zu reparieren und dann ihrer Bestimmung nach dem östlichen Borneo zu folgen. Von der Reise nach und dem Aufenthalt in Hongkong wurde im Interesse der Vermessungen ein möglichst ausgiebiger Gebrauch gemacht. Der Eingang des Flusses von Brunel wurde zum Theil aufgenommen, weil da eine Kohlenstation etabliert ist; die nahen Rinnen, welche diese Kohlen liefern, sind ausgedehnt und leicht zugänglich, die Kohlen selbst sind gut und die Schiffein außerordentlich bald. Hierauf wurde die Kubat-bai vermessen, in welche ein hüßlicher von der See leicht zugänglicher Fluß mündet. Wahrscheinlich wird dieser Fluß sich sehr nützlich für den Transport der Produkte erweisen, welche aus der Umgegend des hohen, gut bevölkerten Berges Kimbalu erwartet werden, da die Eingeborenen fruchtbar und fleißig sein sollen. An der Mündung des Flusses wurde damals gerade eine neue Station errichtet. Dann wurde die Seezelle von Sanbatan nach der Sibutapassage kartirt, Vothungen bis zu 7 Meilen Entfernung von der Küstenlinie vorgenommen und alle Gefahren genau verzeichnet. Die ganze Küstenlinie war hinreichend nach Mooren, durchschnitten von vielen Flüssen, die mit Ausnahme des Kinabatangan für die Schifffahrt unbrauchbar sind. Dieser Fluß führt zu den Höhlen von Gormanton, bekannt als Lager ungeheurer Massen von Fiedermangusano (siehe oben S. 31). Hier hörte man die vom Ausbruch des Krafatau herrührenden Detonationen und bald empfing das Schiff den telegraphischen Befehl, nach der Sundastrafe abzugeben, um den Zustand derselben zu untersuchen. Hier fand man die holländischen Schiffe bereits in Thätigkeit; auf den Bericht über den Zustand der Strafe brachten wir hier nicht näher einzugehen, da derselbe den Lesern des „Globus“ nichts Neues bringt. Die „Magpie“ ging hierauf zur Reparatur ihrer Kessel nach Singapur und von dort nach Penang, um die für die Aufnahme der Inselgruppen zwischen Pulu-Bouton und der Saperinsel nötigen astronomischen Bestimmungen vorzunehmen; diese Vermessungen sind im Interesse der Schifffahrt zwischen Buitili Borneo und den Straits Settlements höchst nötig.

Das im östlichen Asien thätige Schiff „Hising Fish“ kam im Anfang des Jahres nach Hongkong, um Reparaturen vorzunehmen; diese unentworfene Mühe wurde benutzt, um den Zustand des Hafens zu untersuchen. Man fand an der Mündung der sich in denselben ergießenden Gewässer einige Ablagerungen, doch der eigentliche Hafen war hiervon frei geblieben. Hierauf ging das Schiff nach Korea, um die im vorhergehenden Jahre angefangene Aufnahme zu vollenden, welche die Mündung des Salcesflusses bis zum Hafen Jinsiduen (in der Nähe der Hauptstadt) zum Gegenstand hatte. Trotz der großen Schwierigkeit dieser Arbeit und der vielen zufällig eingetretenen Hindernisse wurden die Zugänge des Salcesflusses, welche das Insel-Labyrinth zwischen Jin-

tschuen und den Tia-Jung-Inseln im Norden, bis zu den Clifffordinseln im Süden bilden, nach allen Richtungen durchforscht und im Detail in Karte gebracht.

Eines der Resultate der Aufnahme besteht darin, daß man einen Tiefwasserkanal vom Meer bis Jinsiduen gefunden hat, der für Schiffe von großem Tiefgang brauchbar ist. Hierauf wurden die der Westküste gegenüberliegenden Inseln näher untersucht und ihre Lage genau bestimmt. Später fand man am südlichen Eingange der Mündung des Jang-tse-kiang die Pant, auf welche J. M. S. „Audacious“ gestossen hatte; diese Pant hatte sich in den letzten vier Jahren auch geändert, und Beweis, daß diese wichtige Strafe fortwährende Beobachtung erfordert.

In Westaustralien wurde die Aufnahme der Küstenlinie vervollständigt und verbessert, der westlich vom Tampier-archipel gelegene Theil derselben in Angriff genommen und einige Arbeiten in der Nähe des Alghurroflusses und König Georg-Sundes angefangen. Im westlichen Pacific wurde die Aufnahme der Küste von San Cristobal fortgesetzt. Nachdem man der Rammicht eines verunglückten amerikanischen Schiffes Hilfe geleistet hatte, wurden noch einige weitere Aufnahmen im Salomonarchipel ausgeführt. Ein anderes Schiff war in den Neuen Hebriden thätig, wo Stützen von mehr als zehn Paalen und Ankerplätzen verfertigt wurden.

In Indien arbeitete eine selbstständige Abtheilung in der Bai von Bengalen, später auf der Westküste von Hindostan und an der Hügelküste zu Kanguan. Einige kleinere Abtheilungen vermaßen den Zugang zum Hafen von Khab, die Häfen von Karatshi, Vati, Duilen und Bijagapatam.

Auch die Regierung von Kanada wünschte die Georgian-bai wieder aufnehmen zu lassen; das zu diesem Zwecke erforderliche Material wurde zu ihrer Verfügung gestellt.

Sehr viel nützlich Material gewann das hydrographische Bureau durch Austausch von Aufnahmen und Beobachtungen mit ähnlichen in anderen Staaten bestehenden Agenten und durch die an Bord der Kriegsschiffe geführten Journale; außerdem aber hat die Vornehmlichkeit eine Aufnahme vom Hafen zu Kubat und Sandatan, sowie vom Sapagapoffuß eingeschickt und Kapitän J. Calder, Kommandant eines chinesischen Kanonenbootes, lieferte Verbesserungen zur Karte des Tontingsees und der Küste bis zum Kantonfluß. Auch von Seiten der Telegraphengesellschaften, welche mit der Legung submariner Kabel beschäftigt waren, sind wichtige Mittheilungen, Vothungen im Meere von Biscaya, im Mitteländischen und Rothen Meere und dem Bußen von Athen, ferner zwischen Nagasaki und Wladivostok, zwischen Panama und San Francisco, zwischen Gadir, Madeira und Gran Canaria eingegangen. Bei Ausführung der zuletzt erwähnten Vothungen wurde eine Pant in 31° 8' nördl. Br., 13° 40' westl. L. mit 60 Faden Wasser gefunden, die sich aus einer Tiefe von 600 bis 1100 Faden plötzlich erhebt (sie ist Dominant genannt worden).

Bei der im vorjährigen Rapport erwähnten „Seinebant“ wurden weitere Vothungen gemacht und eine Tiefe von 81 Faden gefunden. Auch die Pant am westlichen Eingange der Strafe von Gibraltar wurde weiter untersucht; bis jetzt war sie auf der Karte durch eine einzelne Vothung von 45 Faden angedeutet.

95 neue Platten von Karten und Plänen wurden gedruckt, 31 Platten durch Zugabe neuer Pläne verbessert; 2947 Verbesserungen wurden durch den Graveur auf 181 Karten angebracht, auf 38 500 Karten wurden kleine Korrekturen eingezeichnet und im ganzen sind für die

Marine und für das Publikum im Jahre 1883 262 595 Karten gedruckt worden. Außerdem sind 376 Notizen für Seefahrer, 45 hydrographische Notizen und 12 Kreisläden

verschiedener Art veröffentlicht worden, und 15 Segelanweisungen worden vorbereitet. (Vericht des Hydrographen Zed. J. Evans an das Parlament.)

## Aus allen Erdtheilen.

### A f r i c a .

— Ein Ausfluß des Reisenden Edward Glafer (vergl. „Globe“ Bd. 45, S. 336) über den Aufstand in Südarabien (Wiener Allg. Zeitung Nr. 1667) enthält folgende Schilderung des Gebietes, in welchem die kriegerischen Operationen sich abspielten; Glafer hat dasselbe am Neujahr 1884 als erster Europäer bereist. Nachdem man die circa zwei Tage-reisen (7 bis 8 deutsche Meilen) breite Küstenebene (Tihama) überschritten hat, erreicht man den arabischen Alpenzug des Serat, welcher parallel der Küste sich bis nach Surien hinzieht. Der Aufstieg vom Meere ist an allen Stellen außerordentlich steil und romantisch. Bei 2700 Meter Seehöhe erreicht man den Kamm des Gebirges, der mit Ausnahme der heißen Jahreszeit (Mitte April bis Mitte Juni), welche man Jahr nennt, ein äußerst gemäßigtes, ja im Winter (Dezember und Januar) sogar kaltes Klima besitzt. Temperaturen von 3 bis 5 Grad Celsius unter dem Gefrierpunkte sind hier nicht Seltenes. Während die Tihama und die östlich vom Serat gelegenen Tiefländer außerordentlich hohe Temperaturen aufweisen, dazu sehr große Feuchtigkeits- und übermäßige Trockenheit im Osten des Serat, erfährt sich der Beobachter bei der Besteigung in allen seinen Theilen (nach der Höhenlage von unten beginnend in folgender Weise benannt: Ghaur, Khabt, Medid und Jabir, das letztere mit der Bedeutung Gebirgsrücken), besonders aber im Medid eines geradezu paradiesischen Klimas mit glücklicher Vereinigung von mäßiger Feuchtigkeits- und geringer Temperatur-Amplitude. Ich habe in jenen Gegenden fast zu allen Jahreszeiten eine gleichmäßige Temperatur gefunden, bei Tage nicht zu hoch, bei Nacht nicht zu niedrig. Wenn man vom Kamm des Serat nach Westen wandert, dann sieht man regelmäßig in der Mittagszeit dichte Dunstwolken aus der Tihama aufsteigen, die bis dahin wie unter ein Meer von Wolken verborgen ansehbar waren. Die Temperatur sinkt, ein erdender Thau oder Niederschlag bedeckt die Vegetation, die hier spärlich gedeiht. Wir sind in der Kaffeezone. Bis 2000 Meter Seehöhe und darüber erstrecken sich die Kaffeepflanzungen, in horizontalen Terrassen die steil abfallenden Wadis amphitheatralisch anfüllend. Jedes kleine Wadi hat sein Pädlein, Oail genannt, und hoch oben auf umzingelnden Felsen thronet der Kaffeefürst, der mit dem Erlöse seiner Wollabohne ganze Vorrathskammern mit Malat (Marla Therscha Thalen) anfüllt. Verrauschend, weil der Wollastoff selbst, wirken diese Kaffeegärten, und ich dachte nie intensiver an Arabia felix als hier. Und diese glückliche Region erstreckt sich vom 13. bis zum 18. Breitengrade und könnte sich, wenn die türkische Regierung ihren Vortheil besser verstände, ganz in den Händen der Türken befinden. Das glückliche und reichste Land, der herrliche Diamant in der Krone des osmanischen Padiſchak könnte hier glücken werden, wenn man in Stambul einsehen würde, daß man um jeden Preis die Verbindung von Yemen mit Aſyr herstellen muß. Denn der größte Theil der Kaffeeregion, von Suba und Hadje angefangen, bis über Saba nach Aſyr befindet sich in den Händen der Jesuiten. Wer auch nur einmal diese herrlichen Gegenden gesehen, wird sie des Schwelgers der Oebeln werth gefunden haben, und ich glaube nur im Interesse der türkischen Re-

gierung zu handeln, wenn ich sie auf ein Kleinod aufmerksam mache, das sie mit Aſſer verschmüht. Der Hafen von Hodeidah trägt, trotzdem er nicht im entferntesten einen Vergleich mit dem von Aden aushalten kann, jährlich über 400 000 Thalir, zumeist Kaffeezoll. Ein zweiter Hafen, mehr im Norden, würde das Doppelte einbringen.

— Der Marine-Oberst zu Batavia hat am 18. August d. J. insolge eines Berichtes des Kommandanten des Regierungsdampfers „Argus“, bekannt gemacht, daß in der Sundastrasse, zwischen den Inseln Krakatau und Sumbawa, von Neuem Veränderungen stattgefunden haben, so daß den Seefahrern angerathen wird, diesen Theil der Straße zu vermeiden.

### A f r i c a .

— In aller Stille haben die Engländer zwei wichtige, bisher von Aegypten besetzte Positionen annektirt: Berbera an der Somalische und Harar im Innern des Landes. Man hat von diesem Vorgehen in Aegypten selbst erst etwas erfahren, als sämtliche dort stationirten Truppen und Beamten und sogar die dorthin verbannten Verbrecher plötzlich in Suaz anlangten.

— Am 5. März d. J. verließ eine Karawane unter Leitung von Dion Chetcar die französische Kolonie Oboe und traf am 22. Mai in Schoa ein. Derlei hatte sich Kapitän Longbois, der Gesandte der französischen Republik an den König Menelik von Schoa, angelassen, welcher zugleich den Auftrag hat, den Lauf des Awaſch-Flusses anzukündigen; ferner Kapitän Pinot mit einer Kabung Waaren. Am 26. Mai wurde der Gesandte und am selben Tage der Reisende Paul Scillet nach zwölfjährigem Verweilen im Lande in Abschiedsaudienz von Menelik empfangen und letzterer mit einem Ehrenschuß, Kanon und Orden beschenkt. Demnach soll auch eine Gesandtschaft Menelik's nach Frankreich abgehen. Das alles (ebenso wie die eben gemeldete Besetzung des westlichöstlichen von Oboe gelegenen Tadschura) soll Anzeichen dafür, daß die Republik keineswegs gewillt ist, die Küstenländer des Rothen Meeres ausschließlich englischen Einflüsse zu überlassen.

— Die amerikanischen Missionare, welche seit länger als fünf Jahren unter dem Schutze des portugiesischen Gouverneurs von Benguela in Bailunda und Bihé gewirkt haben, sind im Mai auf Anstehen eines portugiesischen Händlers, welchem ihre Gegenwart bei seinen Geschäften unangenehm war, von den Schwarzern vertrieben worden. Es ist das ein Beweis, wie gering die Macht der portugiesischen Regierung im Innern ist; daß dieselbe jene Vertreibung gewünscht oder gar verursacht habe, ist ausgeschlossen, so interessant sie sich sonst auch gegen Unregelmäßigkeiten zeigt.

— Einer der ältesten Angehörigen der Association Internationale du Congo, der Oberingenieur Francesco Flamini aus Rom, ist am 31. Juli d. J. in Boma dem Tode erlegen. Er befand sich schon am Congo, als Stanley dort gegen Ende 1879 ankam, wurde sofort engagirt und war der erste, welcher mit dem seinem Befehl unterstellten „Royal“ den unteren Congo zwischen Mungila und Manjanga (14° und 15° N. Br.) besuchte. Vier Jahre lang hat er dem afrikanischen Fieber widerstanden, ehe er davon

ergriffen wurde. Einer der Fälle im unteren Congo ist von Stanley nach Miami bekannt worden.

— Der „Globe“ hat im Bd. 41, S. 260, eingehender über die Vereining des unteren Congo durch den englischen Naturforscher H. J. Johnson, handeln, welcher jetzt die Flora und Fauna des Kilimandscharo erforscht, berichtet. Seit 1884 erkrankenes Heilmittel ist unteres Weissen das einzige größere aber keine Gebiete, die augensichtlich im Vordergrund des europäischen Interesses stehen, und es wird deshalb vielfach mit Freude begrüßt werden, daß davon eben eine deutsche Ausgabe erschienen ist. „Der Congo. Reise von seiner Mündung bis zum See“ (Leipzig, H. A. Brachmann, 1884). Es handelt sich um die Reise, die dann folgen sechs weitere über Klima, Naturgeschichte, Bevölkerung und Sprachen. Wie überaus das Naturwissenschaftliche in dem Buche eine große Rolle spielt, so auch unter den 75 Illustrationen, denen eine ganz besondere Stellenbildung nachzukommen ist; dieselben sind direkt nach Johnson's Zeichnungen photographirt und dann in Holz geschnitten worden. Für Beurtheilung des Senegalischen Unternehmens ist übrigens Johnson kein klassischer Zeng, sondern Vortel; er fand bei Stanten wohlwollende Aufnahme und äußert sich dorum über Drago und die Franzosen in obflügender Weise. Die Uebersetzung des Buches ließ sich gut. Aber komisch ist das Mißverständniß Seite 349, die aus Afrikanen zusammengesetzten „Karo“ — eine südafrikanische Bezeichnung für Schmuggler der Eingeborenen — für kleine Vögel zu halten.

— Uns wurden aus Afrika gütlich folgende Auszüge aus Privatbriefen mitgetheilt:

Cameroon, den 13. Sept.

Wie wir hören, haben die Franzosen, nachdem die „Möwe“ alles Land von hier bis Boterfol bis Small Batongo in Besitz genommen hat, wegen des Landfriedes Colombo Protok eingeleitet und behaupten, dieselbe schon früher mit den Eingeborenen Verträge abgeschlossen zu haben. Von Boterfol bis Small Batongo ist das Land französisch, dagegen südwestwärts bis Big Batongo wieder deutsch, dann alles bis zum Gabun französisch. Die „Möwe“ ging bis zum Gabun, scherte dann nach hier zurück und versuchte, die nördlich vom Cameroongebirge gelegenen Küstestricke zu umkreisen, was ihr aber leider nicht gelang, da die Engländer bereits die Hand darauf gelegt hatten. Die „Möwe“ ist in zwei verschiedene Plätzen gewesen, nämlich in Hange River (Kumbi?) und Dibunde (Dibundi?), woselbst aber schon die Engländer Verträge mit den Eingeborenen geschlossen, und die sie sich ihrem Protektorat unterworfen hatten. Weil hier also nichts mehr zu thun war, ging die „Möwe“ von hier nach Fernando Poo, um sich von dort noch der Kaphost zu begeben. Uebrigens werden hier die Eingeborenen schon wieder schwieriger, da sich außer der „Möwe“ noch kein anderes deutsches Kriegsschiff gezeigt hat, während mehrere englische, darunter selbst größere, die das Barot nicht pösten konnten, hier eintreffen. Die Engländer reden den Negern ein, daß die Deutschen keine größeren Schiffe hätten. Es wird Zeit, daß diese Täuschung widerlegt wird. Uebrigens hat das Geschick der deutschen Fäuser seit der Besichtigung eines westlichen Aufschwung genommen.

Von wissenschaftlichen Expeditionen ist nichts besonderes zu melden. Dr. Passavant und Dr. Pauli sind noch immer hier und warten auf das Ende der Regenzeit. Herr

v. Rogozinski ist augenblicklich in Fernando Poo. Er hat von Nuanetscher Booren auf Kredit bekommen und scheint sich jetzt auf den Handel legen zu wollen. — Mit dem Dampfer „Professor Werner“ kam auch die deutsche Expedition unter Lieutenant Schulze an, welche den Congo erforschen will. Alle Mitglieder waren wohl und gesund.

### Australien.

— Wenn auch die Goldfelder Australiens alle Jahre immer geringere Erträge liefern, so werden doch noch dann und wann große Goldklumpen zu Tage gefördert. So wurde im August d. J. auf den Temora Goldfeldern der Kolonie New-South-Wales in 34° 12' südl. Br. und 147° 30' östl. von Gr. ein Goldstück im Gewicht von 93 Unzen gefunden.

### Nordamerika.

— Vielern Interesse begegnet in Kanada und den Vereinigten Staaten das Unternehmen des Lieutenant W. H. Gordon, welcher im Auftrage des meteorologischen Dienstes in Kanada sechs Stationen an der Hudsonsstraße und eine am Mündung der Hudsonsstraße errichtet. An denselben sollen während 15 Monaten außer den gewöhnlichen meteorologischen Beobachtungen solche über starke Winde, Stürmungen und den Zustand des Eises angeführt werden; auf dem wichtigsten Punkte, Kap Hope, ist außerdem eine temporäre magnetische Station errichtet worden. Die Veleung jeder Station besteht aus einem Officier, zwei Leuten und einem Eskimo-Dolmetscher und ist mit Lebensmitteln und Brennholz für 15 Monate versehen. Die Regierung der Dominion hat für dieses Unternehmen 70000 Dollars bewilligt, am genauesten Aufschluß über die Schiffbarkeit der Hudsonsstraße und über die Möglichkeit zu gelangen, durch dieselbe die Produkte ihres Nordwestens im Sommer exportieren zu können. Auf dem Schiffe „Recluse“, welches die sechs Veleungen an ihre Schimmungsstelle bringt und am 22. Juli Neufundland verließ, befindet sich außer Lieutenant Gordon noch der Geologe Dr. Robert Bell und der Historiograph Charles R. Tuttle.

### Polargebiete.

— Dr. Franz Voos, dessen Reise nach den Ländern im Norden und Nordosten der Hudsonsstraße im „Globe“ im Bd. 43, S. 208, erwähnte, schreibt am 24. September d. J. aus Alma Farm am Lake George an Professor Vohian: „Vielleicht ist es Ihnen schon bekannt, daß ich aus dem Lande des ewigen Eises zurückgekehrt bin, und ich bin glücklich sagen zu dürfen: nicht erfolglos. Meine Erkundigungen über alle Stämme des Polargebietes haben viel neues Material zu Tage gefördert; interessant aber sind die Resultate, welche ich unter den beiden Stämmen, mit denen ich lebte, gefunden habe. Ihre religiösen Vorstellungen, Gebräuche und Sagen habe ich möglichst zu ergründen gewußt und auch monderlei erreicht. Ich bringe den Letzten und die Melodien zu vielen ihrer uralten Sagen mit, die ich mitunter verfertigt und verschmückt in Grünland wiederfinden und hier bei den Anhängern des alten Glaubens sich wohl florer und reiner erhalten haben. Gegen Ende dieses Jahres werde ich nach Deutschland zurückkehren.“

Inhalt: Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen. VI. (Mit sechs Abbildungen). — H. Abbes: Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde. IV. — H. Vambéry: Der neueste centralafrikanische Reise. II. (Schluß). — Die Leptinindustrie im Süden der Vereinigten Staaten. — Die hydrographischen Vermessungen der Engländer im Jahre 1883. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 7. November 1884.)

Verlag: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.  
 Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.



N<sup>o</sup> 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Audree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

### VII.

Am 7. November wurde die Fahrt weiter fortgesetzt. Der Lauf des Taguin wurde immer mehr mäandrierend, dabei nahm seine Tiefe ab, so daß die „Vanco“ häufig auf- und abstieg. Eine Folge dieser Erscheinung war, daß man nur langsam und vorsichtig sich vorwärts bewegen konnte. So kam es, daß man erst um 6 Uhr abends der Vabas, der ersten Rancheria der Mandayas, ankam. Diese letzteren flüchteten beim Nähen der Reisenden sofort in die Wälder, wodurch Montano in nicht geringe Verlegenheit gerieth, denn mit seiner „Vanco“ konnte die Fahrt bei der Seichtigkeit des Flusses nicht weiter fortgesetzt werden; sie mußte nach Tavas zurückgeschickt werden und es galt nun neue Boote und Ruderer bei den Mandayas aufzutreiben. Montano schickte den Teilnehmer den Flüßlingen nach, dessen Kenntniß der Mandayasprache aber, wie es sich nun herausstellte, sehr viel zu wünschen übrig ließ. Zum Glück aber ist ihr Idiom jenem der Bisas nahe verwandt und so gelang es endlich Montano, drei Kähne und sechs Ruderer zu miethen, welche letztere gegen eine Entlohnung von Reis, Tabak und allerlei Land sich verpflichteten, die Schiffe bis zu dem Punkte, wo die Schiffbarkeit des Salug (Derlauf des Taguin) aufhört, zu rudern. So schien alles zum besten geordnet; als aber Montano am Morgen des 8. November aufbrechen wollte, verschwanden nicht nur die Ruderer, sondern auch alle Männer der Rancheria im Walddickicht, die Weiber allein blieben zurück, doch war aus diesen stumpfsinnig dreinschauenden Personen kein Wort herauszubringen. So blieb denn nichts Anderes übrig, als die Nachahmer den Entflohenen nachzujagen, sie lehrten

aber von ihrer Jagd resultatlos um die Mittagszeit wieder zurück. Da die Mandayas nicht kamen, so entschloß sich Montano mit seinen vier Nachahmern und dem Fiedoldmetzger die drei am Ufer liegenden gemieteten Kähne zu besteigen und ohne die Hilfe der Einheimischen die Fahrt fortzusetzen. Dies geschah denn auch, die ungeliebten Ruderer hatten aber mit der reißenden Strömung viel zu kämpfen. Der am meisten beladene Kahn begann mit einem Male zu sinken; in diesem Augenblick erblickte Montano einen am Ufer stehenden Mandayajüngling, der die Reisenden stumpsinnig anlockte. Montano, welcher inzwischen das bedrohte Fahrzeug durch Hinauswerfen alles überflüssigen Gepäcks erleichtert hatte, nahm den jungen Mann am Bord auf und bedeckte ihm ein Ruder in die Hand; der Mandaya begriff, was man von ihm wollte und begann kräftig zu rudern, so hatte also jedes Boot wenigstens seine drei Ruderer.

Montano setzte nun ohne allen Unfall seine Reise fort, um erst in dem großen Mandayadorf Rapasa Halt zu machen. Dem Eingeborenen umgaben, eine gewisse Entfernung einhaltend, den Franzosen und harrten ihn unausgeseht an; in ihren Augen lag man weder Feindseligkeit noch eine freundliche Geynung, für sie war der Weise lediglich der Gegenstand ihrer Neugierde, eine Art Wunderthier, das man anstaunte und bewunderte. Anders verhielt es sich mit den dunkelfarbigen Nachahmern Montano's; diese mißachteten sich ohne Scheu unter die Söhne der Wildnis, welche letztere ihnen gleichfalls freundlich entgegenkamen. Ein Schuß, welchen der Franzose auf einige Vögel richtete,



brachte die ganze Mandheria in Aufruhr, es bedurfte erst langen Zuredens und Spenden von Spiegeln, Haiskletten und einer Kasse Weins (welchen diese Wilden dem Kum vorzogen), bis wieder Ordnung und gegenseitiges Vertrauen hergestellt war. Ein Weib erschien nun und erwiderte die Spenden mit zwei Eiern und Sklaven eilten herbei, um den Nachschub beim Nochen des Mittagessens zu helfen. Noch lange nach Sonnenuntergang tönte aus den Hütten Lachen und Gesang herüber, als aber vollkommene Stille eingetreten und der Mond bereits mit seinem geheimnißvollen Lichte die schwermüthigen, von Bananen umgebenen Wohnhäuser beschien, da erhob ein geistreicher seine Stimme und begann eine lange Vitanei, offenbar an die krusche Luna gerichtet, anzustimmen. Die feierliche Stimmung, in welche man durch dieses Gebet versetzt wurde, machte bald ein profanes Ereigniß schwinden: in einer der Hütten grüßte ein Ehepaar in Paal, das Toben und Schreien wurde immer stärker, bis schließlich alles in der Mandheria wach wurde und in dem Streite Partei nahm.

Bei Mapaoa vereinigen sich die beiden Flüsse Sälug und Libagánun zu jenem Tágum, auf welchem Montano bisher gefahren; es galt nun jene Route sich zu wählen, welche am kürzesten zum Ziele führte, und so entschied er sich denn, seine Reise ans dem Sälug fortzusetzen. Man brach also am 9. November morgens auf. Die Fahrt ging recht gut von statten, da das Wasser eine genügende Tiefe besaß. Das einzige Hinderniß, welches von Zeit zu Zeit aufstieg, waren umgefallene oder herabgeschwemmte Baumstämme, welche die Fahrstraße versperrten, aber leicht beseitigt werden konnten. Merkwürdiger war der Umstand, daß der Lauf des Sälug unzählige Krümmungen beschreibt, so daß die hienach gebildeten Halbinseln oft nur mit einem 50 bis 60 m breiten Isthmus

mit dem übrigen Lande zusammenhängen. Am Ufer erblickte man nicht selten Hütten, umgeben von kleinen Batatempflanzungen und Reisfeldern, auch begegnete man Kähnen, welche preisgleich auf aufreißenden Meereswellen vorüberzogen. Um 3½ Uhr nachmittags erreichte die Expedition das Mandanadorf Kalibuhajan; es umfaßt fünf Häuser, ist also eine ziemlich ansehnliche Mandheria, denn die Niederlassungen dieses Stammes pflegen sonst nur aus wenigen Hütten zu bestehen. Dieser Ort liegt auf einer vom Sälug gebildeten

Halbinsel, welche ein schmaler Isthmus mit dem Hinterlande verbindet. Die Hütten stehen 12 bis 15 m hoch über dem Erdboden auf Pfählen und Baumstämmen, das lantige Dach ist sehr niedrig, aus Bambusrohr und Bambusbindeln hergestellt; an denselben sind Sparren befestigt, von welchen Drahtseile zur Befestigung dieser Weiler herabühren. Das Dorf umgibt eine Palisadenmauer, deren einzelne Weiler zugespitzt sind. Sowohl innerhalb als auch außerhalb dieser Palisade sind tiefe, mit Bambusspitzen be- wehrte Welschgruben hergerichtet, welche durch Flechtwerk, Stroh und Blattsprosse gesichert sind. An dem Ufer steht eine dreiarmlige Stange, welche ein Brett trägt, auf diesem erblickt man Bananen und Reis, Spargaben, welche dem Einkäufer, einer von allen Heiden Mindanaos für heilig gehaltenen Taubenspeise, dargebracht wurden.

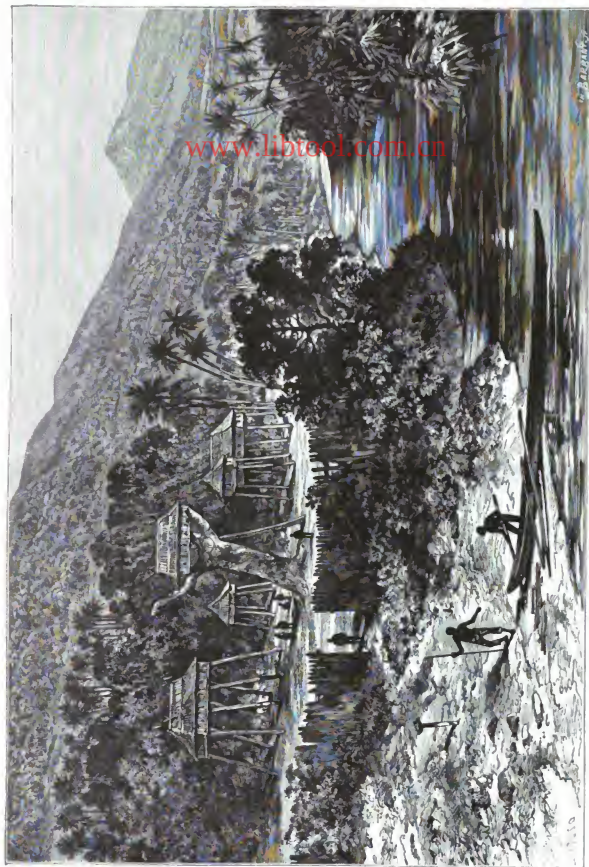
Nach hier erreichte die Ankunft Montano's großes Aufsehen, doch wurde die Aufregung durch Vertikeln von Geschenken bald beschwichtigt. Der Franzose flog dann zum Fluße hinab, um durch ein Bad sich zu erfrischen; ein dichter Kraus von Aufschauern umgab ihn hierbei, die Leute wollten sich eben übergeben, ob der Weise auch am übrigen Körper so heilsam wäre, wie im Gesicht.

Weiter war seine Möglichkeit geboten, den Mundvorrath durch Ankauf von Hühnern und Eiern zu ergänzen, denn diese Leute haben selbst sehr wenig, auch getrauten sie sich nicht ohne Vorwissen ihres Hauptlings, der sich bei seinem Vorkommen, dem manlichen Datto von Vicuigan, zu Besuch befand, etwas wegzugehen. Damals, als Montano sich in Kalibuhajan befand, waren die Mauern trotz dem Verluste ihres alten Bestandes noch immer mächtig genug, daß die Mandagos, welche doch jenen weder an Kraft noch an Muth nachstanden, sich willig den Plünderern der manlichen Dattos unterwarfen;

seidern ist es freilich anders geworden, die Heiden am Tágum und Sälug haben sich, hauptsächlich durch den Einfluß der Jesuitenmissionare, von der maurischen Herrschaft vollständig emancipirt. Die Mandagos sind kräftige Gestalten, häufig von schlanker Körperform und bärtig, obwohl sie sich gewöhnlich sowohl dem Taat als auch die Angenbraten anzuregen pflegen. An ihrem breiten Gesichte fallen insbesondere die hervorstechenden Backenzähne ins Auge, doch hat ihr



Das südliche Mindanao.



Wandhauenderlassung am Tagum. (Nach einer Skizze Montano's.)

Kritisch nichts Unangenehmes, was dem Umstande zuzuschreiben ist, daß sie große schwarze, von langen Wimpern beschattete und dabei lebhaft Augen besitzen.

Montano besuchte einige Kinder, welche im Uferschlamm sich herumbalgten, mit bierigen Halsbändern, was einen guten Eindruck auf die Bewohner der Randeria zu machen schien; wenigstens nahle sich ein Verwandter des Häuptlings dem Reisenden mit den Worten: „Ich merke, du bist ein Lumun (Bruder), besuche du nur mein Haus

und schlafe dort in Frieden.“ Montano ließ sich dies nicht zweimal gesagt sein, sondern folgte sofort der Einladung. Man kletterte über eine Pambuleiter, deren Sprossen aus festen Bejuco- oder Rotangsthalten bestanden, zu dem eigentlichen Wohnraume hinauf. Diese Leiter fungirt nur bei Tage, nach Sonnenuntergang wird sie hinaufgezogen, um ein nächstliches Einschleichen feindlicher Krieger zu vereiteln. Oben angelangt konnte Montano mit Ruhe die Einrichtung eines Mandayahauses studiren. Was vor

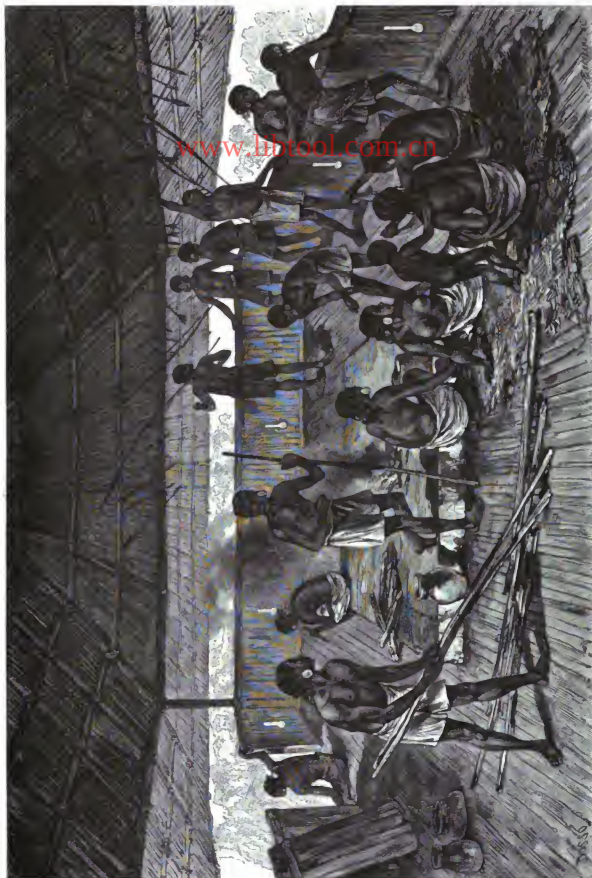
[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)



Töchter eines Mandaya-Tatto. (Nach einer Photographie Montano's.)

allem Anderen in die Augen fiel, war der Umstand, daß die aus grob mit dem Bolo (Baldmesser) zugebauten Balken und Brettern zusammengefügte Wände der Hütte nicht bis zum Dache hinaufreichten, sondern ringsum einen Zwischenraum offen ließen, wodurch die Wand des Hauses mehr den Charakter einer Brustwehr erhielt, welche Auffassung um so richtiger erscheint, als grobe Schießstufen, deren Form an die bei Burgmauern des 13. Jahrhunderts übliche erinnerte, in gleichmäßigen Abständen darin ein-

geschnitten waren. Eine Folge dieser eigenthümlichen Bauart ist, daß keine Fenster nothwendig sind, denn jener Zwischenraum, welcher die Brustwehr von dem Dache scheidet, genügt zum Einlaß des Tageslichtes, sowie denn auch der Rauch auf diesem Wege ins Freie gelangt. Das Innere der Hütte ist nicht in Zimmer abgetheilt, sondern bildet einen einzigen Raum mit Bretterboden, in der Mitte wird auf einer aus Stricken und Thon hergestellten Unterlage das Herdfeuer angezündet. Möbel fehlen, sie werden



Innere einer Wandahütte. (Nach einer Skizze Montano's.)



hier durch Matten ersetzt; dagegen erblickt man Vorräthe an Lebensmitteln, ferner Spinnrad und Webstuhl. Die Mandapas wissen nämlich gleich den Guingas und Pogobos ganz solide Wehwaaren, besonders die „Tagman“ genannten Zeuge herzustellen. Woran aber in jeder Mandapahütte großer Ueberfluß herrscht, das sind Waffen: Bögen, Pfeile (mit Bambusspitzen), eiserne Dolche und Vols, sowie Lanzen stecken in den Spalten des Daches und bilden so ein förmliches Arsenal.

Am 10. November wurde die Reise fortgesetzt, doch sah sich Montano vorher genöthigt, den jungen Mandapa, der ihn bis hieher begleitet hatte, nach Dorje zu entlassen, denn dieser fürchtete für sein Leben, wenn er unter fremde Stämme käme. Sein Aelchen war so inländisch, daß der

Franzose schließlich der Bitte Gehör gab und von ihm schied. Die Boote fuhren nun zwischen ganz einsamen menschenleeren Ufern den Salug aufwärts, seinen scharfen und zahlreichen Krümmungen folgend. Ueberall bedeckte eine undurchdringliche Pflanzendecke und Walddickicht den Boden, nur an einer sehr kurzen Uferstrecke trat das nackte Geröll zu Tage, es bestand aus horizontal geschichtetem Thone. Erst um 4 1/4 Uhr nachmittags erblickte man die ersten menschlichen Behausungen, es war dies die Ortschaft Nagta, deren Hütten und Bewohner sich in nichts von jenen von Kalibubasan unterschieden. Der folgende Tag mußte nothgedrungen zur Rast verwendet werden, denn in der Nacht war Hochwasser eingetreten und dadurch die Strömung des Flusses eine so reizende geworden, daß die



Mandapas auf Böden die Stromschnellen des Salug passirend. (Nach einer Skizze Montano's.)

Kähne unmöglich dagegen auskommen konnten. Montano vertrieb sich die Zeit mit der Jagd, die leicht für ihn hätte verhängnisvoll ausfallen können; er erblickte nämlich einen halb von Blättern und Gezwieg verdeckten Vogel, rasch wurde dieser aufs Korn genommen, der Schuß ging los und das Thier fiel zur Erde. Mit Schrecken nahm aber jetzt der Jäger wahr, daß seine Kugel einen Limbucan, d. h. den heiligen Vogel der Mandapas getödtet hatte. Diese waren wohl zuerst erzürnt, doch legte sich die Aufregung wieder, sei es, daß die Gesichte ihren Groll beschwichtigten, sei es, daß sie vor den Waffen des weißen Mannes einen viel zu großen Respekt besaßen, um mit ihm Streit zu beginnen.

Am 12. November war der Salug so weit gefallen, daß

man wieder die Kähne besaß, um stromaufwärts zu rudern. Die Ufer des Flusses wurden immer steiler, jene an der linken Seite stiegen bis zu 12 m auf; die Vegetation war wie bisher üppig. Am Nachmittage wird bei der Rancheria des Mandapahauptlings Tag oder Tagob Galt gemacht. Die Hütten stehen in schwindelerregender Höhe über dem Erdboden, doch gewinnt man von diesen Warten eine weite Aussicht, die aber dem spähenden Auge des Reisenden nichts als steile waldbedeckte Hügel offenbarte. Obwohl nur ganz kleine Felder die Rancheria umgaben, so war der Datto dennoch mit hinlänglichem Vorrathe an Reis versehen, um dem Franzosen einiges davon überlassen zu können. Froh, seinen Proviant vermehrt zu haben, brach Montano den folgenden Tag um 7 1/4 Uhr morgens auf, doch ging die



hört nicht mehr so glatt ab, denn zahlreiche quer über den Sälug gestülzte Baumstämme versperrten den Weg und mußten erst entfernt werden, um die Fahrt fortsetzen zu können. Ganz ermüdet langte man an der Mündung des fließes Magao oder Aggum an, in dessen Nähe zwei Mandanaböcker liegen, von denen die Randeria Tilacan die bedeutendere Ertschaft ist. Hier suchte Montano die kürzeste Route nach dem Thale des Agusan zu erkunden, doch wußten ihm die Eingeborenen hierüber gar keine sichere Auskunft zu erteilen. So entschloß er sich denn, dem Sälug noch weiter stromaufwärts zu folgen, besonders aus dem Grunde, weil der einem längeren Landwege seine Instrumente leicht schadhast werden konnten. Am 14. November verließ die Expedition die Randeria Tilacan, um nun mit allen Schwierigkeiten, welche ein Fluß in seinem Verlaufe der Schiffsahrt entgegensetzt, ohne Unterlaß ankämpfen zu müssen. Der Sälug behielt nicht nur die starken Krümmungen seines Mittellaufes bei, sondern auch eine Reihe von Stromschnellen und Raseladen zwang die Reisenden jedesmal, die Boote auszuladen und unter großen Mühseligkeiten über die natürlichen Hindernisse hinauf zu klettern, um hier wieder der rasanten Strömung mit aller Kraftanstrengung entgegen zu arbeiten. Die Helsen, welche durch ihren Treppenaufstieg diese Wasserfälle und Schnellen hervorriefen, bestanden aus festem, weißem Kalkstein, in welchem große Korallenblöcke eingelassen waren. Diese letzteren schienen den Sternkorallen (Astraea) anzugehören, die noch heute im Golfe von Tavao häufig vorkommen. Dies beweist, daß das vom Sälug durchströmte Gebiet der Insel Mindanao erst in recentester Zeit sich aus dem Meere erhoben hat. Diese Korallenblöcke fand Montano auch am 15. und 16. November ziemlich häufig. Es regnete in Strömen, die Leute wurden ganz nard, Plafen und Gschwürze zeigten sich an ihren Häuten. Tagelang war die Landshaft trochvoll; eine dicht bewaldete Schlucht, durch welche Montano am 14. November um 4 Uhr 25 Min. passierte, begeisterte ihn durch die majestätische Hochwaldvegetation, sowie durch die erhabene Stille, welche hier herrschte. Drei volle Tage hindurch gab es nichts als Regen, Stromschnellen und Raseladen, so daß die Ermüdung nicht durch die herrlichen Natursansichten weit gemacht werden konnte. Während dieser ganzen Zeit besam man nur einen einzigen Menschen zu Gesicht; es war dies ein reinblättriger Negritoslave.

Am 17. ging es in der alten Weise fort. In den Schnellen bemerkte man wieder die schon erwähnten Korallenblöcke, sie schienen die Hälfte der im Pette des Sälug befindlichen Klippen auszumachen. An einer schwierigen Stelle ermachte die Daggelust Montano's; er schloß nach einigen Bügeln. Angelockt durch den Knall des Gewehres erschienen plötzlich drei mit Panzen und Dolchen bewaffnete Mandanab, welche in der Nähe gefischt hatten. Montano trat mit ihnen sofort in Verkehr; sie waren sehr freundlich, freimüthig erboten sie sich, die Fahrzeuge in glattes Fahrwasser zu bringen und den Reisenden mit Lebensmitteln zu versehen. Mit letzteren saßen sie nach einer halben Stunde zurück, es war aber sehr wenig; sie hatten nur ein Dutzend Bananen und ein junges Huhn von der Größe einer Taube zu bieten. Einer von ihnen ließ sich gegen eine in Welsing und Baumwollzeugen bestehende Entlohnung anwerben, den Rest der Tagereise noch mitzumachen. Er hatte hierbei genug Gelegenheit, seine Muskeln anzustrengen, doch war es nicht die übergroße Arbeit, welche den Mandanabträger bewog, am Abend seine Entlassung zu fordern. Er motivierte seine Bitte mit den Worten: „So lange ich bei Dir bin, habe ich nichts zu

fürchten; ich werde aber nicht immer in Deiner Gesellschaft bleiben können und in dem Augenblicke, wo ich Dich verlassen haben werde, wird mich Hupip den Kopf abschlagen, derselbe Hupip, der große Tatio, welchen Du an jener Stelle des Sälug antreffen wirst, wo dieser Fluß aufhört sichtbar zu sein.“ Auf die Frage Montano's, ob er vielleicht mit dem Tatio aus dem Kriegesfuße Hände oder jenem einen Sklaven geraubt hätte, erweiterte der Mandanab: „Nein, aber dennoch wird mir Hupip das Haupt abschlagen lassen.“ Man war eben im Lande der Kopfjäger, wo jedem Manne, der sein Haus verläßt, die Absicht milt; entweder erschlagen oder in die Sklaverei geschleppt zu werden. Die Unsicherheit, welche in diesen Gegenden herrscht, ist die Ursache, warum die Randerias der Mandanab zwar nur wenige Hütten zählen, in welchen aber viele Einwohner sich zusammenbringen, damit auf solche Weise ein feindlicher Angriff leichter zurückgeschlagen werden könnte, denn die Höhe der Hütten, die mindestens 10, mitunter bis zu 20 m aus dem Erdboden auferstehen, genügt nicht, um sie vor einem Ueberfall zu sichern. Der Feind erscheint gewöhnlich im Dunkel der Nacht, flucht durch Rauchschleier die Hütten in Brand oder bringt sie durch Füllen der Wände oder Pfeile, auf welchen sie ruhen, zum Sturze. Selten wird kämpfend das Haus erliegen. Solche Kriegezüge werden nicht aus bloßer Beutekunst veranstaltet, sondern sind eine Folge jener grausamen Sitte dieser Völker, nach welcher alle jene Krieger, die recht viele Wundkranten begangen haben, eine besondere Auszeichnung genießen; speziell jener, der schon sechzig Feinden den Kopf abgeschlagen hat, erscheint sich eines besonderen Titels: Pagani, d. h. so viel als der Mörder, doch ist der Sinn des letzteren Wortes bei den Mandanab mit unsern: „Beld, Tapferer“ identisch. Wer den Titel eines Pagani erlangt hat, macht sofort auch von dem Privilegium dieser Klasse Gebrauch, d. h. er trägt von nun an einen Kopfschmuck von schmalen Goldringen. Es muß hervorgehoben werden, daß alle Dattos der Mandanab zugleich Pagani sind, was uns hinlänglich die Entvölkerung des Säluggebietes erklärt. Hehnliche Sitten herrschen auch bei den übrigen heidnischen Stämmen der Insel. Bemerkenswerth ist, daß die Mandanab von allen ihren Nachbarn als der edelste und vornehmste Stamm Mindanao angesehen werden; eben deshalb suchen die Manobos, sei es durch Gewalt, sei es durch Raub, sich in den Besitz von Mandanabaweiern zu setzen.

Den 18. und 19. November wurde unter denselben Schwierigkeiten die Fahrt fortgesetzt, es blieb alles beim alten, d. h. man mußte Stromschnellen und Raseladen passieren und wurde dabei von einem abschüßlichen Regenwetter heimgesucht. Menschen besam man nur selten zu Gesicht; einzelne Mandanab hatten die Reisenden eine tere Strecke begleitet, dann aber selbe aus Furcht vor dem gewaltigen Tatio Hupip wieder verlassen, was dem Dr. Montano sehr unangenehm kam, da seine Vette offene Wunden an den Füßen belamen und diese bisher unangegriffene Gesundheit den Anstrengungen der Reise und den Unbilden der Witterung zu erliegen anfang. Am 20. November stieg die Noth der Expeditionenmitglieder aufs höchste; unter solchen Umständen schickte Montano die zwei am wenigsten maroden (es waren dies der Mandanab Marcello und der Cuadrillero Francisco) mit dem leichtesten Boote ab, um den Tatio Hupip, dessen Randeria sich nicht mehr weit entfernt befinden mußte, anzufinden. Am Morgen des 21. erblickten die Zurückgebliebenen ein ganzes Geschwader von mit Mandanab benannten Flößen die schäumenden Stromschnellen passierend dem Lager des Fran-

joson zusteuern. Der grimme Totto hatte die Bitte des Weißen wohlgefällig aufgenommen und kam ihm nun mit allen seinen Leuten zu Hilfe. Interessant waren die erwähnten Flüsse der Wandopas; sie bestanden aus drei Stücken Damburohr, welches mit Rotang zusammengehalten wurde; ein solches Fahrzeug hatte nur für einen einzigen Mann Platz, welcher aufrecht stehend und die Ranne als Ruderslange gebrauchend das gebrechliche Fahrzeug weiter bewegt. Huiip zeigte sich sehr entgegenkommend; seine Leute mußten die Schiffe des Reisenden aufwärts ziehen, was

unter fürchterlichem Geschrei, welches das Brausen des Salzes übertönte, geschah. So langte man glücklich in der Rancheria des gefürchteten Tottos an. Dieser zeigte sich dem Reisenden von der liebendwürdigsten Seite, er verschaffte ihm Träger, welche das Gepäck über die Wasserscheide zum Rio Agüsan herabbrachten. Hier schiffte sich Montano am 24. November ein, um dem Ranse dieses großen Stromes folgend am 8. December in Putáan an seiner Mündung anzulangen, von wo er sich nach Surigao begab, das er am 16. d. Mo. betrat.

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

## Kapitän Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerikas<sup>1)</sup>.

Der Zweck der von Kapitän Jacobsen in den Jahren 1881 bis 1883 unternommenen Reise, die hohe Bedeutung derselben für die Ethnographie, die großen Resultate, welche der Reisende erreicht hat, sind bekannt und auch im vorigen Bande dieser Zeitschrift (S. 8 und S. 24) von Professor A. Bastian in eingehender Weise hervorgehoben worden. Wenn wir heute, nachdem der Reisebericht Kap. Jacob-

sen's erschienen ist, diesem Thema wieder näher treten, können wir also die früher berührte Seite desselben rufen lassen und uns damit begnügen, eine allgemeine Uebersicht über die Reisen zu geben und hier und da einen Anknüpfungspunkt zu machen, um die Völker, welche der Reisende kennen gelernt, etwas näher zu betrachten.

Am 27. Juli 1881 reiste Jacobsen von Berlin ab;



Das Haidabors Wasset (Königin Charlotte-Archipel).

sein Weg führte ihn über New York nach San Francisco, wo er am 26. August anlangte; schon am 30. August trat er seine Reise nach den Königin Charlotte-Inseln, dem ersten ihm von Bastian's kundiger Hand gesteckten Ziele, an. Am 3. September landete er im Hafen von

Victoria, wo er seinen gezwungenen Aufenthalt benutzte, sich mit den in der Nähe der Stadt lebenden Indianern bekannt zu machen. Der erste Besuch galt den Cowi-han-Indianern, die in einem etwa 20 Meilen von der Stadt entfernten Lager lebten. Im Verkehr wird, wie auf der ganzen Küste von British Columbia, der Chinook-Jargon gebraucht, ein Sprachgemisch, welches sich allmählich an der Westküste aus internationalen

<sup>1)</sup> Unter obensiehendem Titel für den deutschen Vortragsbeirbeitet von A. Woldt. Leipzig 1884. Mag. Spohr.

Handelsbeziehungen entwickelt hat; daß letztere recht lebhaft sind, zeigt sich aus dem ziemlich hohen Grade, den die Entwertung des Geldes hier erreicht hat; 50 bis 60 Dollar Monatslohn sind hier während der Fischei-Zeison nichts Ungewöhnliches; allerdings aber sind alle Bedürfnisse sehr theuer, die kleinste in Victoria gangbare Münze ist das 10-Centstück, bei vielen in der Nähe lebenden Indianern das 25-Centstück; als Reisebegleiter erhält ein Indianer täglich  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Dollar, ein Weiber  $2\frac{1}{2}$  bis 3 Dollar, außerdem noch freie Verpflegung. Gest. am 10. September konnte Jacobson sein ~~Reise auf einem~~ alten Dampfer fortsetzen, welcher die Verbindung mit den Küstenplätzen bis zu dem schon in Alaska gelegenen Fort Wrangel hin unterhielt; am Bord befand sich eine zahlreiche Indianergesellschaft, welche aus Victoria kam und ihre Heimath wieder aufsuchte, unter ihnen, ein Zeichen der Zeit, eine Gesellschaft von Indianermädchen, welche nach der bei manchen Stämmen als ehrenvoll geltenden Gewohnheit sich in den Sommermonaten des Gelberwerbes wegen in Victoria aufgehalten hatte und jetzt die Heimath aufsuchte, um sich bei den vollen Thranstöpfen derselben für die Kampagne des nächsten Jahres vorzubereiten. Die Fahrt führte auf dem St. George-Kanal zwischen dem Festlande und der Vancouver-Insel an unzähligen kleineren und größeren Inseln vorbei. Zwischen dem üppigen Baumwuchs, der das Land bis zum Wasserpiegel bedeckt, sieht man hier und da ein malerisch gelegenes Indianerdorf. Die südlich lebenden Indianer auf der Ostseite der Insel gehören zu den Hiatheas, die nördlichen zu den Naakut-Indianern. Da die Häuser und Dörfer aller sich bis hinauf nach Alaska erstreckenden Stämme eine gewisse Ähnlichkeit haben, dürfte es nicht unangemessen sein, eine Beschreibung derselben einzufügen.

Im allgemeinen besteht jedes Dorf aus 4, 6 bis 12 Häusern; in jedem derselben leben 4 bis 6 Familien, deren jede Jacobson zu 6 bis 10 Personen berechnet. Die Häuser sind meist aus Cedernplanen gebaut und stehen in der Nähe des Meeres, gewöhnlich nicht über 30 bis 50 Schritt vom Meere entfernt. Jedes Haus beinahe reicht nach der Wasserseite zu eine halbe Meile, 4 bis 8 Fuß über dem Hochwasserstand erhöhte Plattform, auf welcher sich die Männer des Hauses versammelten, um hier täglich einige Stunden mit dem Meere zugewandtem Gesichte in hochender Stellung zu verbringen. Interessant ist es, wie von den erwähnten Plattformen aus die Kissenmüddinger (Muschelbügeln) gebildet werden; man wirft nämlich die zahlreichen Schalen von Seetieren, welche bei den Mahlzeiten abfallen, auf den Strand, wodurch sich allmählich anwachsende zusammenhängende Haufen bilden.

Bei den Analysen und nördlich von ihnen bei allen Indianerstämmen findet man fast neben jedem Hause einen sogenannten Wappenfah. Es ist dies ein Pfahl von etwa 30 bis 50, manchmal auch 80 Fuß Höhe, der ziemlich gekrümmt ist und erkennen läßt, welchem Theile des Stammes der Träger des Hauses angehört. Wie eigenthümlich der Anblick eines solchen Dorfes sich ausnimmt, zeigt die beigelegte Abbildung von Wassei. In Queen Charlotte Sund s. B., wo sich ein neues ethnologisches Gebiet öffnet, nämlich die Region der nördlichen Indianer, welche sich durch höhere Kultur, kräftigere Entwicklung, größere Kunstfertigkeit, bedeutendere Intelligenz und hervorragendere Arbeitslust auszeichnen, sind die Stammesgottheiten der Hauptstämme (man unterscheidet die Bella-Zella, die Tschimsjan, die Haiba und die Tlusit) der War, der Alder, der Wolf und der Rabe. Jede Familie gehört einem dieser vier Götter und der ganze Stamm

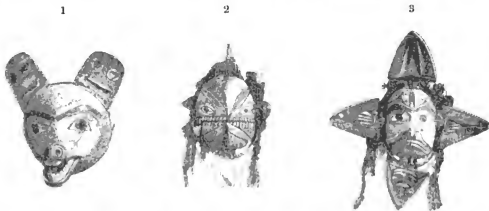
zerfällt demnach in vier Unterabtheilungen, denen gewisse Sitten und Gewohnheiten eigenthümlich sind (s. B. dürfen sie nicht unter einander heirathen); diese Angehörigkeit wird nun auch äußerlich durch Anbringung des Wappenschildes am Wappenfah! dokumentirt. Am prächtigsten sind die Pfähle bei den Haiba-Indianern auf den Königin Charlotte-Inseln, die riesigen, mehr als zweihundert Fuß hohen Cedern liefern prächtiges Material für dieselben. An der loweren Außenseite sind sie ganz und gar mit geschmittenen Figuren bedeckt; die Breite der Säulen ist oft so groß, daß der gekrümmte Stamm eines der Thierclasse als Eingangstür für Menschen dient; auf der eben genannten Insel erhöht eine bunte Bemalung den eigenthümlichen Eindrud. Ein gewisser Unterschied besteht allerdings bei diesen Pfählen: je älter sie sind, desto kunstfertiger sind sie bearbeitet und es scheint, wie der Kunstsin in demselben Maße abzunehmen, als die Stämme sich ihrem Untergange nähern, dem sie, trotzdem sie so lange allen verderblichen Einflüssen des weißen Mannes Widerstand geleistet haben, schon dadurch unumwiderrlich entgegen zu gehen scheinen, daß sie infolge der den Frauen und Mädchen gegönnten Freiheit sich sehr hart mit amerikanischen Plut vernünftigen haben und Individuen mit heller Hautfarbe, Kinder mit blauen Augen und blonden Haaren, bei den Haiba-Indianern wenigstens, durchaus nicht zu den Ausnahmen gehören.

Ueber die Entfaltung des Gebrauches, Wappenfähle zu errichten, wird Folgendes erzählt: Die Haiba wie alle Küsten-Indianer wissen von der großen Noth zu erzählen, die einmal über die Erde ging und welche nur wenige Menschen überlebten. Einer der Erretteten war eines Tages an der Ostküste der Königin Charlotte-Inseln beschäftigt, Seeräup zu sammeln; es war ein schöner Tag und der Indianer paddelte gemächlich längs der Küste, indem er unermüdet in das durchsichtige Wasser blickte, und wenn er eine Beute erpäßt hatte, dieselbe aufnahm. Plötzlich sah er auf dem Meeresboden ein ganzes Dorf und außerhalb eines jeden Hauses sah er einen schon gekrümmten Pfahl, von denen einige so hoch waren, daß sie beinahe die Oberfläche des Wassers berührten. Vergnügt über seine Entdeckung fuhr der Indianer nach Hause und ahnte die Wappenfähle, die er gesehen, nach. Seit jener Zeit hat sich der Brauch erhalten.

Wenn heutzutage ein Haiba den Entschluß gefaßt hat einen solchen Pfahl zu errichten, so betheiligte sich beinahe das ganze Dorf an der Ausführung, was in technischer Beziehung keine Schwierigkeiten bietet, da beinahe jeder Indianer ein geschickter Holzbildhauer ist. Der Erstankömme von allen übernimmt die Oberaufsicht über die ganze, oft mehrere Jahre dauernde Arbeit. Dieselbe beginnt mit der Auswahl eines geeigneten Baumes; man benützt nicht die ganze Cedar, sondern nur das Stammende bis zu einer Höhe von 90 bis 100 Fuß, wovon die untersten zehn Fuß, die später in den Waben kommen, unbenutzt bleiben. Zunächst wird an dem Baume ein Parallelstreifen von etwa 4 bis 8 Fuß Breite, der etwa den dritten oder vierten Theil des Umfangs einnimmt, bezeichnet. Dieser Streifen nun wird etwa einen Fuß dick aus dem Stamme des Baumes herausgearbeitet, so daß er eine cylinderförmige Holzrinne bildet. Die Außenfläche des Halbcylinders wird nun durch Längsschnitte in einzelne Abtheilungen getheilt, deren jede für eine der Hauptfiguren bestimmt ist; die Bearbeitung jeder derselben wird durch den leitenden Meister unter die zur Theilnahme an der Arbeit eingeladenen Künstler vertheilt. Jedem wird mitgetheilt, welche Figur und in welcher Weise er dieselbe auszuführen hat,

damit sich dieselbe dem Plane des Ganzen harmonisch einreicht. Nun wird die Arbeit begonnen, viele fleißige Hände rühren sich und unter dem unaufhörlichen Gespöß der einfachen Werkzeuge — die Indianerhandbärte, ein paar Stemmeisen find alles, was diese Künstler brauchen — entsteht die so wunderliche Komposition von Menschen- und Thierbildern. Nach Ablauf der Arbeit werden benachbarte und befreundete Stammesgenossen zu einem großen Feste eingeladen. Der Fahl, für den ein einige Meter tiefes Loch gegraben ist, wird mit Hölle aller anwesenden Männer, Frauen und Kinder in die Höhe getrieben, worauf dann die eigentliche Feier beginnt. Alle Mitarbeiter werden mit vollen Teden belohnt, auch die eingeladenen Gäste empfangen ähnliche Gaben, so daß die Errichtung eines Wappenfahles dem glücklichen Besizer 600 bis 1600 Teden, d. h. die Arbeit vieler Jahre kostet. Ein solcher Fahl wurde durch Jacobson errichten und er gelangte unbeschädigt in das Berliner Museum, dessen größtes Schaustück aus Amerika er jetzt ist. Ein Jahr nachdem dieser Handel abgeschlossen war, empfing Herr Jacobson auf seinen Wunsch von Herrn Madonje in Wafel folgende Beschreibung:

„Solch ein Fahl, wie Sie bekommen haben, heißt See ang, d. h. geschmückter Hauswappenfahl; dies ist die allgemeine Bezeichnung, oder jeder einzelne Fahl hat außerdem noch einen individuellen, ihn von anderen unterscheidenden Namen und zwar heißt der betreffende Fahl Owee till seh goo, d. h. ein Lehrer oder Wächter für die Kommenden oder ein Gesichtspunkt und Werkzeug für die, welche sich nähern. Welche Bedeutung die richtige ist, kann ich nicht entscheiden, da meine Kenntniß der Haida-Sprache nur wenig umfaßend ist. Der Fahl wurde auf der Stelle, wo Sie ihn gesehen haben, vor sechs Jahren von einem Häuptling Sitla errichtet, als er den Entschluß faßte, ein neues Haus zu erbauen; die Fertigstellung des Fahles wurde mit einem Feste gefeiert, bei welchem viele Geschenke verteilt wurden. Da der Häuptling unter dem Schutze des Adler-Gottes stand, gehörten alle Empfänger von Geschenken einem anderen Götze an, die dem Adler-Götze gehörigen Stammesgenossen empfingen keine Geschenke. Bald nachher starb er und sein Bruder, der ihm nachfolgte und der den im Berliner Museum befindlichen Fahl verkaufte, errichtete ihm einen Begräbnisfahl, welcher anders als ein Hauswappenfahl ansieht. Die Zeichnung



1. Tanzmaske aus Wafel, einen Wolfkopf darstellend. — 2. Doppelseitige Tanzmaske in geschlossenem Zustande, ein Seemannsgesicht darstellend. (Hort Rupert, Vancouver.) — 3. Innere Ansicht der doppelseitigen Tanzmaske in geöffnetem Zustande, ein Wenzelgesicht darstellend. (Hort Rupert, Vancouver.)

am Fuße bezeichnet den Wolfisch, der übernatürliche Unterhaltung mit dem indischen Medicinmanne hat; dieser Wal-fisch heißt Saw-oon; oberhalb desselben befindet sich eine Haida-Medicinfrau (Zah-Wah). Das Weib pflegte den Indianern vorzuerzählen, wenn ein Wal an der Nordküste stranden würde; dies war möglich durch ihren Helfers-helfer, den erwählten Wolfisch. Uebrigens ist hiermit nur die untere Gruppe der figürlichen Darstellungen auf dem bewußten Fahle erklärt; es befinden sich über derselben eisdickig des an der Spitze befindlichen Adlers noch 7 bis 8 Stulpuren, in denen die Figuren des Wolfisches und des Medicinmannes sich wiederholen.“

Eines der größten Ereignisse bei den Indianern sind die großen Tanzfestlichkeiten, deren Jacobson an einigen Stellen gedrnt. Tieselben sind bei den verschiedenen Stämmen verschieden; auch wird ein Unterschied zwischen Sommer- und Wintertänzen gemacht. Bei den Indianern der Nordküste soll es gar 53 Arten von Tänzen geben. Die Teilnehmer erscheinen entweder auf das festliche geschmückt, die Männer schwarz und roth, die Weiber bewahe alle roth bemalt oder mit Masken, die bei der Darstellung verschiedener Pantomimen gebraucht werden.

Die Leitung befindet sich bei größeren Festlichkeiten in den Händen eines förmlichen Tanzmeisters, Kundtänze und sonstige Ausführungen wechseln miteinander ab. Wir schließen hier die Beschreibung der Weite an, in welcher man den großen Adler oder Feuervogel Hollorem, der den Towner, Toosoh, repräsentiert, vorführt. Kopf, Schwanz und beide Flügel des Vogels bestanden aus Holz, der Körper, in welchem ein Indianer saß, war mit Zeug bedeckt und das Zeug gewahrte in der matten Beleuchtung einen täuschenden Anblick; einfach waren die Vorbereitungen, einen Wolf vorzustellen, die bewiesen zugleich, wie wenig dazu gehört, um den Indianern eine Illusion zu verschaffen. Drei unbekleidete Indianer traten an, von denen der vordere einen aus Holz geschnittenen, sehr gut angefertigten Wolfkopf in der Hand hielt, die anderen hatten sich mit dem Zegel eines Kanoes bedeckt und gingen ganz krumm, durch dieses Zegel wurde der Leib vorgestellt; der dritte Mann, dessen halber, nachher Leib unter dem Zegel hervorlief, hielt eine eiserne Handläge (einen sogenannten Audschwan) wie einen Schwanz an seinen Hinterteil und führte mit denselben allerlei Bewegungen aus. Dieses Kleeblatt bewegte sich so gleichmäßig, daß

die dunkeln Beine wie die eines sechsbeinigen Thieres marschirten. Dieser riesenhafte Wolf klappte seinen Rachen auf und zu und drang brüllend und heulend auf die Anwesenden ein, welche die größte Angst heuchelten und im Hause umherliefen. In anderen Szenen äuferte sich ein wilder Kannibalismus: ein gänzlich unbefleckter Indianer, der einen Sklaven oder Kriegsgefangenen vorstellte, wurde rund um das Feuer geführt; der Mann, welcher ihn leitete, hatte einen großen Löffel in der Hand, mit welchem er Bewegungen ausföhrete, als ob er jenem den Leib aufschlitzen wollte. Das Opfer that sehr ängstlich, schrie um sein Leben, aber der verhängnißvolle Löffel wurde geführt; dann machte der Mörder mit zusammengehaltenen Händen die Bewegung, als ob er das Blut abzuschöpfen und mit vollenügen tränkte. Alle Zuschauer heulten und langten mit. Die letztere Darstellung erinnert an eine Art des Kannibalismus, die sich bei einigen Stämmen auf der

Vancouver-Küste und den daran grenzenden Inseln erhalten hat. Wie Jacobsen mittheilt, gehören dieselben zu den wildesten und rohesten Menschen, die die Erde trägt, und nur dem energischen Einschreiten der englischen Marine ist es zu danken, wenn die Kundgebungen des Kannibalismus ziemlich darniedergehalten werden. So z. B. haben die Quakwät-Indianer eine Reihe sozialer Kriechthiere, unter denen die der „Hamche“ oder Menschenfresser oben an steht. Die Mitglieder dieser Kaste werden von ihren Stammesgenossen hoch verehrt. Wohl ist für sie die gute alte Zeit vorüber, in der sie Sklaven und Kriegsgefangenen verschlingen durften; doch haben sie sich in größtlicher Weise hierfür entschädigt: sie verzehren bei ihren festlichen menschliche Leichen und zwar vorzugsweise solche von Personen, die schon einige Jahre todt sind.

Man darf diesen Kannibalismus nicht etwa als eine zur Befriedigung des Bedürfnisses vorgenommene Hand-



Der alte Oberhäuptling Negehe nebst Tochter, Oberhäuptlingin in Naotino an der Westküste von Vancouver.

lung aufzufassen, da ihnen ja in dieser Beziehung eine so naheliegende Nahrung wie wenigen anderen Völkern der Erde zur Verfügung steht, sondern es gilt vielmehr die Erlaubniß Menschenfleisch zu essen als ein besonders und ausgezeichnetes Vorrecht, welches nur durch eine Reihe der schwierigsten Vorbereitungen und Kasteiungen erworben wird. Ein Indianer aus gewöhnlichem Geschlecht wird gar nicht zugelassen, sondern nur Abkömmlinge von berühmten Männern und Stammeshäuptern werden in die Geheimnisse der „Hamche“ eingeweiht. Die Vorbereitung dauert vier Jahre, während welcher die Lehrlinge ein Band aus Cedernbast als Abzeichen über die Schulter tragen; in den letzten vier Monaten ihres Noviziats waschen sie Hand und Füße, um in stiller Abkündung und unter körperlichen Entbehrungen sich zur letzten großen Ceremonie vorzubereiten. Jetzt schon werden sie als Wesen höherer Art betrachtet und mit ehrfurchtsvoller Zehn geht jeder aus dem Wege, der den aus dem Gebüsch kommenden Ton

ihrer Pfeifen und Flöten hört, mit dem sie ihre Anwesenheit in der Nähe der Dörfer kundgeben. Endlich ist der Augenblick für die Aufnahme des Jüngers gekommen; ehe dieselbe aber stattfinden kann, muß derselbe Menschenblut genossen haben; er verschafft sich dasselbe auf eigenhändigen Weise: unermüthlich springt er aus dem Walde mitten in das Dorf hinein, stürzt sich auf einen der Anwesenden, beißt ihn in den Arm oder das Bein und saugt ihm Blut aus.

Trotz der primitiven Zustände wird ein solcher Akt nur nach vorhergegangenem Uebereinkommen der betheiligten Parteien vorgenommen; die Einwilligung des Opfers wird mit vielen willenen Federn erkaufte. Die Sache soll übrigens nicht besonders schmerzhaft sein, die Wunden sind nur klein. Die Hamche genießen ausgezeichnete Vorrechte; ihre Tanzmaolen, ihr Schdm, ihre Kisten sind besonders schön; wenn man ihre Gegenwart bei einem großen Feste wünscht, müssen vier Hüpflinge viermal



hinter einander erscheinen, ehe sie zusetzen. Dann kommt für den Hanez eine traurige Zeit; der Volksglaube will, daß er bleich und hager ansieht und durch Hunger und Mangelgeheimheit sucht er das zu erreichen. Wenn der Festtag aber angebrochen ist, begiebt er sich unter Vortritt von vier Hänglingen zu dem Orte der Zusammenkunft. Vangsaun, einen Fuß vor den anderen setzend, schreitet er näher und gebraucht einige Stunden, um den vielleicht nur wenige hundert Schritte entfernten Schauplatz der Festlichkeit zu erreichen. Die eigentliche Ceremonie der Aufnahme in die Männergesellschaft wird in tiefer Abgeschiedenheit gefeiert, mit derselben wird der Genuß von **Mittheilung** verbunden und jedesmal, wenn der Hanez einem solchen Mahle beiwohnt, erhält er das Recht, einen neuen aus Holz geschnittenen Schädel an seiner Wacke zu befestigen. Wenn die Reihe, von der diese Leute essen, genügend alt oder mummificirt ist, soll der Genuß des Fleisches unschädlich sein, sonst aber schon öfters Blutvergiftung veranlaßt haben. Vor nicht allzulanger Zeit machten sich die Hanez durch ihren Kannibalismus viel mehr bemerkbar, als jetzt. Daß den Bemühungen der Hübnebay-Gesellschaft und der Europäer im allgemeinen, der Fall ist.

Eine eigenthümliche Gewohnheit, die Schädel zu beformiren, wurde bei manchen der Stämme bemerkt, u. a. auch bei den Quatsino, deren Hänglingen, die Tochter des Oberhauptlings Hegehe, mit ihrem Vater wie uns dem Leser in der beigefügten Abbildung vorzuführen erlauben; der alte Hegehe wird als eine Art Philosoph geschildert, der sich freundlich zu dem weißen Manne stellt.

Der Raum schilt uns, auch nur die bedeutenderen Erscheinungen, deren Jacobsen gedenkt, an dieser Stelle zu erwähnen; wir überspringen daher eine ganze Periode und führen den Leser zu einem anderen Volksstamme, dem der *Cosimos* und zwar zu einem Fest derselben, dem unser Reisende auf seiner Schifffahrt zum Kap Prince of Wales beiwohnte.

Es darf wohl außergewöhnlich genannt werden, daß in einer der nördlichsten Ostküsten (Iginitsof) sich mehr als zweihundert *Cosimos* zusammengefunden hatten, um da eine volle Woche lang ihre eigenthümlichen Schmausereien und Festlichkeiten abzuhalten; wenn man von allem anderen abstrahiren will, muß man doch eingestehen, daß die Lebensmittel und Wohnungsverhältnisse trotz der in Bezug auf die letztere bestehenden Ansprüche nicht eben leicht zu lösen war.

Kings an den Wänden des Festhauses waren drei Reihen von Häuten amphitheatralisch angebracht, wobei infolge der eigenthümlichen Bauart der *Cosimohäuser* alle vier Seiten des inneren Raumes benützt werden konnten. Der einzige Eingang dieser Festhäuser befindet sich nämlich in der Mitte des Bodens und besteht aus einem kleinen runden Loch, welches nur so groß ist, daß von unten her ein Mann darin aufsteigen kann. Die unteren Reihen waren dem schönen Geschlecht überlassen, die mittlere Gallerie den erwachsenen Männern und den Ehrengästen eingeweiht und im „Paradies“ amüsirte sich die hoffungsvolle Jugend. Die Tänze sollten in dem Mittelraume, rings um die Eingangsöffnung hin, stattfinden.

Die Akteure traten ein, entleibten sich vor aller Augen ihrer gewöhnlichen Bekleidung und zogen ein Kostüm von leichtem Baumwollengewebe an. Die eigenthümlichen Tanzraffeln, die bei den Indianern den Tanz begleiten, sind hier nicht gebräuchlich, sondern werden durch lange, aus Fischhaut verfertigte und bis zur Schulter reichende Handschöße ersetzt; dieselben sind mit Schnäbeln des Papagientaunders geschmückt, so daß durch die Bewegungen des Tänzers ein rasselndes Geräusch erzeugt wird.

Außer den Tänzern nahmen auch einige Frauen in vorn geschlossenen Kapuzenhemden an der Aufführung theil; in jeder Hand trugen sie eine Aderleber.

Es war dies ein Fest zur Ehre eines Verstorbenen. Nachdem der Kostümwechsel vollzogen war, gab ein Signal auf der Trommel das Zeichen zum Anfang, worauf zunächst in einem Gesang die Heldenthaten des Verstorbenen der Reihe nach aufgeführt wurden. Die Männer machten darauf mit den Armen heftige Bewegungen, wobei sie allerlei Fächerstellungen annahmen; die Frauen hielten beinahe fortwährend in halber Kniebeuge auf derselben Stelle und führten mit den wagrecht gehaltenen Händen zitternde Bewegungen aus. Nach wenigen Tänzen begann das Festmahl, wobei das weibliche Element das Amt der Bedienung übernahm; kleine Tüchchen der Speisen wurden zuerst, gewissermaßen als Opfer, zu Boden geworfen, wobei sich die Lippen der *Cosimos* leicht bewegten. Angenehm scheint es in der eigenthümlichen Atmosphäre nicht gewesen zu sein und auch nicht besonders appetitlich, da aus Mangel an Raum die Wände als Spundnapf gebraucht wurden, während überdies in Zwischenräumen Zuschauer und Mitwirkende an ihrem Körper eine kleine Jagd veranstalteten. Nach Beendigung des Mahles wurden die Geschenke vertheilt, alle in Portionen von 20 Stüd, da die *Cosimos* nach Fingern und Zähnen rechnen. Das Fest wurde einige Tage lang fortgesetzt.

Wir schließen hieran einige Mittheilungen über ein Dansefest, welches in dem Dorfe Kaniardir abgehalten wurde; drei *Cosimos*, die mit Jacobsen gereist waren, veranstalteten dasselbe nach erfolgter glücklicher Ankunft, wobei sie im Kuffigst (Tanzhaus) sichtlich empfangen wurden. Einer nach dem anderen hielten diese Männer in eigenthümlicher Weise ihren Einzug in die Kuffigst; erst streckte der erste seine Hand in die Öffnung, zog sie aber schnell zurück, worauf er so schnell, wie es ihm möglich war, mit einem Satz in die Öffnung sprang; die beiden anderen folgten seinem Beispiel. Aber hatte einen eigenthümlich geschmückten, besonders für diesen Zweck verfertigten Stab in den Händen. Drei festlich geschmückte einheimische *Cosimos* folgten und führten einen Tanz auf; plötzlich hörten sie auf und stellten den Fremden, wie es schien, einige Fragen, worauf mit dem Esen der zweite Theil der Festlichkeit begann. Drei *Cosimofrauen* bedienten die Fremden, worauf deren Rückschärfe heringebracht und zum Sehen von den jungen Leuten geplündert wurden, welche danach allerlei Scherze trieben. Nur die drei Mäner saßen, wie es die Sitte verlangte, stumm und bewegungslos, und nach manchen vergeßlichen Versuchen, sie zum Lachen zu bringen, hatten die Festlichkeiten ein Ende. Gewissermaßen als ein Gegenstück lassen wir noch ein Bild vom Glend und Armut folgen, welches der Reise Jacobsen's über die Tundra von Alaska, die er anfangs April 1883 unternommen hatte, entlehnt ist.

Die Tundra, die hier immer vorwärts schreitet und dem Meere frei abgewandt, war mit vielen kleinen Wasserspiegeln durchzogen, aber es war sowohl hier als späterhin unmöglich zu wissen, ob die Schichten sich gerade über Land oder über eisebedecktes Wasser bewegten; in der unmittelbaren Nähe des Jenseitkroves bestand die Vegetation noch aus Radelholz und Binsdorn. Die Schwierigkeit, in dieser Einöde einen Weg zu finden, zeigte sich bald; immer elender wurden die Orte, die man antraf, aber dem unermüdbaren Sammler glückte es doch, interessante ethnographische Gegenstände zu erwerben. Die Bewohner dieser Gegenden zeigten die größte Unbarbarkeit und leben in elender Weise; an den meisten Punkten der an Brennmaterial

armen Tundra können sie weder Feuer anmachen noch loden; sie wohnen in elenden Hütten, deren Inneres namentlich im sechsten Frühjahre eher einem Sumpf oder Morast als dem Wohnort von Menschen gleicht. Die Höle eines Thieres kann kaum einen unbeglicherten Eingang haben als diese elenden Wohnungen; aus der Höhe fallen bei heftiger Witterung fortwährend Wassertröpfen auf die Schlafenden und durchnässen die Fellen, daß sie am Morgen angetrocknet werden müssen. Wo die letzten den Körper berühren, schlägt sich eine Art Schlammschnecke nieder, die, wenn sie trocken, eine unangenehme Rinde bildet. In diesem Zustande leben die Bewohner in elenden, zerrissenen Kleidern einen großen Theil des Jahres, gequält von Krankheiten, die oft die Einwohner ganzes Dörfer wegraffen. Dementsprechend ist der Charakter der Menschen wenig energisch gegenüber dem Schicksal und gegenüber anderen Menschen. Doch

fehlen einzelne Züge eines höheren Volkslebens nicht ganz; sie errichten den Toten Tentwäler, sie besitzen eine, wenn auch geringe Kunstfertigkeit; so manche Jagen vergangenener Götterherrlichkeit finden sich in den Gebäuden.

Erst am 22. September 1883 kehrte Jacobson nach San Francisco zurück, von wo er sich nach Arizona begab, um auch dort seine Sammlungen zu bereichern. Am 23. November 1883 traf er in Berlin ein, um es jedoch nach kurzen Aufenthalt wieder zu verlassen; auf Kosten derselben opferfreudigen Männer, welche die Mittel zu dieser besprochenen Expedition verschafft hatten, ist er wieder in die weite Welt, diesmal quer durch Asien nach den Kurländern gezogen, um auch hier durch seine innermündliche Thätigkeit neue ethnographische Schätze zu erwerben. — Man muß es aber auch Herrn Woldemar Daul wissen, daß er jene kurze Zeit bestens benutzte, um nach Jacobson's Tagebuchblättern ein so hochinteressantes Buch zu schreiben.

## Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde.

Von H. Abbes.

V. (Schluß.)

Am Vormittage des 27. Juli erblickten wir von der Station aus einen Schauer, der langsam in nordwestlicher Richtung vorbeizog. Die Vermuthung, daß es der amerikanische Walfischjäger aus Kitterfall sei, wurde nach am selben Abend durch einen Brief des Kapitäns Roche und unseres Landwannes Scherben bestätigt, die in einem Segelboote vom Schiffe herüberkamen. In ihrer Begleitung waren vier Matrosen, ein Dentscher, ein Spanier, ein Kanale und ein Australier, außerdem zwei Eskimos und eine eingeborene Frau, die Gattin des Kapitäns Roche. Dieser ist eine hohe hagere Gestalt, in seinen wettergebräunten Zügen sieht zu lesen, daß das Leben eines Walfischjägers im Norden ein Leben voller Entbehrungen und harter Kämpfe ist. Der rechte Arm ist ihm, als er noch als Harpunier die Geschosse zu werfen hatte, von einer abfallenden Leine ausgerissen worden.

Roche hält sich seit 1855 im Cumberland-Golf auf. Er hat 22mal dort überwintert und zweimal im Eise Schiffbruch gelitten. Er ist einer der Matrosen, die im Jahre 1855 unter Kapitän Walker das englische Expeditionsschiff „Resolute“, welches im Jahre vorher unter 74° 40' nördl. Br. und 101° 20' westl. L. Br. von der Mannschaft unter Kapitän Kellet verlassen war, einige Meilen östlich vom Kap Wacey aufsaßen und nach New London brachten. Die „Resolute“ wurde, wie bekannt, von der amerikanischen Regierung angekauft, restaurirt und der Königin von England geschenkt.

Kapitän Roche ist zum zweiten Male mit einer Eskimo verheirathet. Die erste Frau starb und hinterließ ihm zwei Kinder, eine Tochter, die wieder im Stamme der Mutter verheirathet ist, und einen Sohn, den sein Vater jetzt in Kanada erziehen läßt.

Scherben erzählt, daß sie im Frühjahr außer einigen weißen Walen nichts gefangen hätten. Vor zwölf Tagen war das Schiff von Kitterfall fortgesegelt, aber kurz nach der Abfahrt wurde es vom Treibeise eingeschlossen und mit diesem bis zum vorhergehenden Tage hin- und hergetrieben.

Dann gelang es ihnen, wache am Eingange des Nordes vom Eise loszukommen und in diesen hineinzufahren, wie ursprünglich beabsichtigt war.

Dierzhu Tage gedachten die Amerikaner im Nord zu bleiben und ihn nach weißen Walen abzufischen; nach ihrer langjährigen Erfahrung wird Ende Juli das Eis aus dem Geste verschwunden sein. Ferner hörten wir, daß zwei Eingeborene, Vater und Sohn, im Frühjahr bei Kap Wacey 18 Eisbären erlegt und die Helle der schottischen Aniederung in Kitterfall verkauft hätten.

Hinsichtlich der Dauer ihres Aufenthaltes hatten die Amerikaner sich doch arg verrechnet, der anhaltende Südwestwind ließ das Eis nicht aus dem Golf und trieb sogar eine Anzahl Schollen und kleine Eisberge in den Nord. Am 7. August kam Scherben wiederum zur Station und bot um Ueberlassung einiger Kisten mit Prov. das bei ihnen auf die Reize ging. Der Bitte wurde gern entsprochen, da wir glauben, reichlich damit versehen zu sein. Bei Gelegenheit der Ablieferung der Kisten kam ich an Bord der „Vizze B. Simmons“ und war erstaunt über die Ordnung und außerordentliche Reinlichkeit, welche auf dem Schiffe herrschte, und über die komfortable Einrichtung der Kajüte. Dieselbe wurde außer vom Kapitän und seiner Frau auch vom Stuurmann, dem ersten Harpunier und dem Roche bewohnt. Zeitwärts an die Kajüte schloßen sich die Schlafkabinen der genannten Personen. Die Küche lag gleich hinter der Kajüte, mittschiffs war der Lagerraum der Thranfässer, in welchem auch die auf dem Schiffe angestellten vier Eskimos schliefen, und im Vordertheil lag die enge und dunstige Kajüte für die übrigen zehn Matrosen. Die Eingeborenen mit den weißen Matrosen in einem Raume unterzubringen ist nicht ratsam, da die letzteren sich dadurch verlegt fühlen und leicht Mangel leiden. Aus demselben Grunde speisten auch die Eskimos in der Kajüte des Kapitäns, nachdem dieser mit den Kajütegenossen den Platz geräumt hatte. Die Matrosen mußten sich das Essen in ihre Kajüte holen. Außer Thier bestand aus Schinken

und Reuthierfleisch mit eingemachtem Mais. Statt der Suppe wurde vorher Kaffee eingenommen. Nach Tisch erklärte mir Kapitän Kocke seine Apparate zum Balfischfang.

Besonders interessant war ein Bronzegewehr, das an einem langen hölzernen Stiele befestigt ist. Ueber den Lauf hinaus ragt freilich dem Bojonnett vergleichbar eine Harpune. Sobald diese bis zu bestimmten Tiefe, etwa 18 Zoll, in den Körper eingebracht ist, löst sie mechanisch den Hahn des Gewehres und aus dem Laufe wird eine zweite Harpune in das Thier geschossen, welche mit einer explosiblen Ladung gefüllt ist und die, falls der Apparat richtig funktioniert, sofort den Tod des Thieres herbeiführt. Versagt das Gewehr und geht der Wal mit der ersten Harpune davon, so löst sich diese vom Schaft und zieht die im Boote aufgestellte Leine nach sich. Das Gewehr ist mit einer Leine am Boote befestigt und wird sofort wieder ausgefischt. Eine kleinere Flinte für Sprengharpunen wurde ebenfalls vorgezeigt und zur Probe abgeschossen.

Am Abend schieden wir wieder von einander. Kocke segelte am folgenden Tage zum Ausgange des Fjordes hinunter, um dort das Fortsetzen des Eises abzuwarten.

Ende Juli wurde die Reiche der regelmäßigen Beobachtungen durch Einfällen der Pegelablesungen vermehrt. Der flache Strand vor der Station erforderte die Aufstellung von fünf Pegeln, zu denen man alle zwei Stunden hinausging, um den Wasserstand zu notiren. Die Höhenunterschiede der einzelnen Pegel untereinander mußten vorher genau bestimmt werden. Der Unterschied zwischen Hoch- und Niedrigwasser ergab sich zu 25 bis 27 Fuß.

Mitte August kamen mehrere Eskimofamilien aus dem Golf und hielten sich einige Tage bei der Station auf. Dann siedelten dieselben nach dem nordwestlichen Ende des Fjordes über, um in dem dortigen Flüsse zu fischen und die Gegend nach Reuthieren zu durchstreifen, wie sie es alljährlich zu thun pflegen. Von der neuen Ansiedelung aus, die an einem Tage mit dem Boote von der Station aus zu erreichen war, versorgten sie uns ab und an mit frischem Fleisch und mit Fischen. Meist hatte sich seinen Landkenten angeschlossen, und aber als Stellvertreter einen alten Eskimo, Metel, „das Irribelch“, genannt, zurückgelassen. Dieser widmete sich besonders der Reinhaltung und Ordnung des Hauses vor dem Wohnhause. Freiwillig speidierte er den Kchridi, der sich dort stellenweise angehäuft hatte, in den Fluß, suchte die leeren Vleischbägen zusammen und zerfahlte die alten Rissen in der Eichenholz für den Kock. Der Freund der Ordnung ist der Feind der Verschwendung. Dieses bewies auch Metel. Stundenlang sah man den alten Herrn vor den Höfen mit leeren Weinflaschen stehen und bedächtig eine nach der anderen hervorziehen, um sie gegen das Licht zu halten. Erkannte bei langsamem Neigen der Flasche sein trübendes Auge hinter dem grünen Glase die Bewegung einer Flüssigkeit, so verklärte freundliches Grinsen seine thranglängenden Züge und schmunzelnd ließ er das Schändliche in die bursche Kefle rinnen. Metel besaß auch gesunde Humor, wie folgender Vorfall zeigt. Jemand versuchte einen ins Wadeln gerathenen Telegraphenpfahl durch Anhängen von Steinen, die offenbar für den Zweck zu klein waren, wieder zum Stehen zu bringen. Metel, das Vergeltliche dieses Bemühens erkennend, deutete es dem Vetteufelnden in ironischer Weise dadurch an, daß er Korpstropfen mit ernster wichtiger Miene, hinter der aber der Schelm unverkennbar hervorlachte, zu den Steinen legte. Darauf sah er den Pfahl mit beiden Händen, sich streubend, als wenn es bei Anwendung aller Kraft unmöglich sei, die Stange ferner zu erschüttern. Mit selbstzufrie-

dem Rufen ließ er wieder los, brach dann aber über seinen gelungenen Scherz in lautes Lachen aus.

Am 3. August errichtete die Temperatur den höchsten beobachteten Stand + 20,1°. In der wärmsten Periode, vom 31. Juli bis 7. August, lag das Tagesmittel über 10°, gegen Ende des Monats fiel die Temperatur schnell. Das Monatsmittel liegt bei + 7°.

Von Mitte des Monats ab erwarteten wir mit begreiflicher Spannung die „Germania“, welche bestimmt war, die Expedition in die Heimat zurückzuführen. Wir wußten, daß das Schiff nicht zur Station hinauf könne, so lange der südlichen und westlichen Winde das Eis im Golfe festhielt und hielten daher von Tag zu Tag auf eine Drehung der Windfahne, deren Bewegungen wohl im ganzen Jahre nicht so andauernd und mit so großer Aufmerksamkeit verfolgt worden waren.

Aber der August ging hin, ohne daß sich auch nur eine Neigung zur Besserung verspürte.

Am 5. September unternahm ich mit zwei Leuten von der Mannschaft eine Kolognosierungsfahrt nach dem unteren Ende des Fjordes. Trotzdem wir um 9 Uhr morgens von der Station fortgingen, hatten wir dieselbe um 2 Uhr noch in Sicht. Es wehte ein kräftiger Westwind, der auf dem Wasser zwischen den Felswänden genau der Richtung der Ufer folgte und daher auch das Lavieren erfolgreich machte. Kälter, seiner Regen, untermischt mit Schnee, erhöhte das Unbehagliche der Reise. Nachmittags drehte sich der Wind und auch das Wetter klärte sich etwas auf. Gegen 7 Uhr abends erreichten wir das Ende des Fjordes, fanden dort die „Vigie P. Simmons“ und blieben die Nacht an Bord.

Kapitän Kocke war am Tage zuvor mit seinen Leuten von einem zehnjährigen Jagdbahnen zurückgekehrt, durch welchen sie ihre Vorräthe um einige Reuthiercenten und eine große Anzahl Vachse vermehrt hatten. Seine Eskimos hatte er mit einem Boote nach Kiktertal geschickt, um einige Esfer los zu sein.

Er selbst gedachte mit der übrigen Mannschaft in acht Tagen ebenfalls in Booten den Fjord zu verlassen, falls sich bis dahin die Eisbarriere nicht öffnen würde. Mit Booten war es auch unter den obwaltenden Umständen möglich, ans dem Fjord in den Golf nach Kiktertal zu gelangen, wenn man sich im Golf an der westlichen Küste hinter den kleinen Inseln hielt, welche sich wie eine Kette längs des Ufers hinziehen. Die schmale Passage zwischen der Inselreihe und dem Festlande kann von Eise nicht zugesetzt werden, sie ist an manchen Stellen für ein Boot nur zur Flutzeit passierbar. Kapitän Kocke war erbtig, von den Mitgliedern unserer Expedition einige nach Kiktertal mitzunehmen, von wo sie, falls die „Germania“ anblies, auf dem Proviantschiffe, welches er von New London erwartete, nach Amerika und von da nach Hause zurückkehren könnten. Den Zurückbleibenden glaubte er keinen besseren Rath ertheilen zu können als den, Wädhchen von den Eingeborenen zu heirathen und mit diesen in kleinen behaglichen Schneehäusern ein bescheidenes Eskimoleben zu führen. Dieser Vorschlag war gar so abel nicht, zumal unsere Kohlen höchstens noch einen Monat gereicht hätten. Nachdem wir die Nacht auf dem Schiffe geschlafen, besiegten wir am folgenden Morgen einen nahe gelegenen Felsen, von dem aus man den Golf übersehen konnte. So weit der Wind schweifte, sah man nichts, als dicht geschlossenes Eis, nur an der westlichen Küste schien ein Wasserkanal bis in die Mitte des Golfes einzuschnitten. Dahinter zeigte die weiße schimmernde Eisfläche. Der Himmel wiegte jedoch am Horizont eine auffallend dunkle Färbung, woraus Scherden schloß, daß

unterhalb des Horizontes offenes Wasser sei, das nach seiner Schätzung etwa die Kistertal reichen könne. Wir lehnten zum Schiff zurück und überbrachten dem Kapitän diese Meldung. Noche hielt es für gerathen, seinen Ankerplatz so nahe dem Ausgange des Fjordes zu verlassen, da einzelne mächtige aus- und eintreibende Schollen das Schiff gefährdeten. Ein Anker war ihm bereits zerbrochen. Er wollte daher das Schiff eine Strecke den Fjord hinauffahren und es an einer geschützten Stelle vor Anker legen, dann verlassen und nach seiner Station in Kistertal zurückkehren. Mittags wurde der Anker gelichtet, das Schiff segelte mit leichtem Sidloß den Fjord hinauf bis in anderthalb Meilen Entfernung von der Station, wo Noche hinter einer kleinen Insel den Anker wieder fallen ließ. Wir verabschiedeten uns und rudereten zur Station zurück, da der Wind mittlerweile aufgehört hatte.

Während die Mitglieder der Polarstation sich bald mit Kostungen und Zweifel über die Heimkehr, bald mit Plänen für die zweite Ueberwinterung beschäftigten, lag die „Germania“ längst in Kistertal und wartete nur auf den Umschlag des Wetters, um hinaus zur Station zu gehen. Es war bislang dem Kapitän Wahlschütz auch nicht möglich gewesen, der Expedition Nachricht von seiner Ankunft zukommen zu lassen, denn die Bewohner Kistertals waren auf der Kentschierjagd abwesend und unter seinen Leuten befand sich kein des Beges Kundiger. Als jedoch die von der „Vigie R. Simmons“ fortgeschickten Eskimos auf der Insel anlangten, wurden diese sofort durch die Zusage guter Verpflegung an Tabak, Brod, Rum u. s. w. für die Reise zur Station gewonnen. Zur Vergeltung der Eingeborenen erbot sich Herr Dr. Voas aus Winden, der mit der „Germania“ hinaufgekommen war, um ein Jahr im Gelf zu bleiben und bei den eingeborenen Stämmen auf Vossimland ethnographische und andere Studien zu machen. Den Eskimos wurden einige Tage Ruhe gegönnt, dann machte sich die kleine Expedition in einem Boote aus dem Fjord, der größtentheils rudern zurückgelegt werden mußte. Das Boot wurde des Nachts den Strand hinaus aus dem Bereich der Flut gezogen. Man schielte auf dem felsigen Ufer, zugebedt mit Kentschierfellen. Dr. Voas hatte sich für die Reise mit vollständiger Eskimoanzug versehen.

Gegen Mittag des dritten Tages, am 7. September, wurde das Boot von dem Walzfischfänger im Fjord bemerkt und angerufen, als es gerade im Begriff war, vorbeizufahren. Sobald Kapitän Noche und Mr. Scherben hörten, um was es sich handelte, schlossen sie sich der Expedition an; nachmittags vier Uhr erreichte man die Station.

Hatten schon die zwei Boote von Weitem unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt, so wuchs das Erstaunen noch mehr, als wir in denselben einen uns fremden Europäer erblickten. Aber schnell verwandelt sich das Erstaunen in helle Freude, wie wir vernahmen, was ihn hergeführt, daß die „Germania“ glücklich angelangt und die Erlösung von der Station, die Rückkehr in die Heimat, nunmehr nahe bevorstehe. Es war der Wunsch des Kapitans Wahlschütz, daß die Station sofort abgebrochen werden möge und daß sich die Mitglieder in Booten nach Kistertal begeben sollten, falls bis dahin der Ausgang des Fjordes noch nicht positiver sei. Für die „Germania“ war es ohne großen Theilwusch nicht möglich, zur Station zu kommen, denn wenn auch nördliche Winde das Eis vertrieben hätten, so müßte sie doch erst wieder südliche Winde abwarten, um hinaufsegeln zu können, und Zeit durfte unter seinen Umständen verloren werden, wollte man nicht Gefahr laufen, ein zweites Jahr im Norden zuzubringen, welche Aussicht, da die Expedition nur für ein

und ein halbes Jahr verproviantirt gewesen war, wenig verlockend schien. Es wurde demnach sofort mit Kapitän Noche ein Vertrag abgeschlossen, wonach er gegen bestimmte Vergütung in Baarem und Ueberlassung einiger Vorrathsartikel sich verpflichtete, die Saden der Expedition und die Mitglieder mit seinem Schiff nach Kistertal zu führen, im ungünstigen Falle in Booten auf dem Wege, den die Eskimos schon zweimal zurückgelegt hatten. Dr. Voas reiste am zweiten Tage nach seiner Ankunft wieder ab, um Kapitän Wahlschütz von diesem Uebererlommen und unserer bevorstehenden Abreise zu benachrichtigen.

Am 8. September ging die „Vigie R. Simmons“ angedacht der Station vor Anker, gleichzeitig begann das Einpacken und Einüberschiffen der Saden. Die regelmäßigen stündlichen Beobachtungen wurden am 9. September abgebrochen, nachdem sie somit 359 volle Tage ununterbrochen gebauert hatten. Als an bemselben Tage Dr. Giese und ich zum letzten Male die Konstanten der magnetischen Instrumente bestimmten, wurde durch einen heftigen Windstoß das Dach des Observatoriums abgehoben und mußte aus Neue befestigt werden, um die Bestimmungen vollenden zu können. Unmittelbar nach der Beendigung der Bestimmungen packten wir die Instrumente in die Kisten und ließen sie an Bord bringen. Am 12. gegen 11 Uhr nahm das Schiff die letzten Labungen und die Mitglieder der Expedition auf. Der Anker wurde gelichtet und bald darauf verchieden die Häuser der Station, in welcher wir ein Jahr einträchtig im Dienste der Wissenschaft gearbeitet hatten, unseren Blicken aus Rimmerwiedersehen. Die Eskimos — sie waren während unseres Auftrades von der Kentschierjagd heimgekehrt — verblieben bei der Station, um sich aus den vielen zurückgelassenen Gegenständen das Brauchbare auszuwählen, welcher Arbeit sie sich schon in den letzten Tagen mit großem Eifer gewidmet hatten.

Ein günstiger Westwind brachte uns noch am Abend zum Ausgange des Fjordes, der vollständig eisfrei erschien und ohne Gefahr passiert wurde. Dieses war dem heftigen Nordwestwinde zu verdanken, welcher in den letzten drei Tagen geweht hatte. Um 11 Uhr des folgenden Tages fuhren wir in den Hafen von Kistertal ein, heimlichommen von der „Germania“, zu welcher wir alsbald hinüberfuhren, um Kapitän Wahlschütz zu begrüßen und die Briefe in Empfang zu nehmen — die Briefe, welche uns nach 15 Monaten die ersten Nachrichten von den Lieben und Freunden in der Heimat brachten. Zwei Tage beanspruchte das Uebernehmen der Ladung seitens der „Germania“ und das Verladen der Kisten auf derselben. Inzwischen besuchten wir die Insel. Sie ist ein hübschenförmiger, scharf Granitfelsen, der sich etwa 200 Fuß aus dem Meere erhebt. In der Einbudung liegen auf dem flach ansteigenden Strande die beiden freundlichen Häuser der Ansiedler. Sie enthalten außer einer geräumigen Wohnkuche, in deren Innenwänden zugleich die Schlafsojen angebracht sind, nur Vorrathsräume für den Proviant, die Jagdmaterialien und die Ergebnisse der Jagd. Ein großer Kessel hinter dem Hause dient zum Anelochen des Speckes. Rings um die Ansiedelung zerstreut sind die Hütten der Eskimos aufgeschlagen, die im Dienste der Walzfischfänger stehen. Dort fanden wir den kranken Knaben wieder, der vor einem Jahre vom Arzt behandelt worden war. Er ging jetzt an Krücken und sah wohlher aus als vor zwölf Monaten. Unser Freund Mr. Wall hat sich an den langen Winterabenden bemüht, ihm Lesen und Schreiben beizubringen. Eine kleine Schiefertafel mit großen Buchstaben bemalt gab Zeugnis von dem Geiste des Knaben. Auch der alte Notkutterle kam geküßt aus

seinem Zelte hervorgerückt, um den „Kaufmann“ vor ihrer Abreise Verwohl zu sagen. Kosof war abwesend, wie die meisten jungen Männer, um Kestiere zu jagen. Von der Höhe des Felsens aus erblickte man den schneebedeckten Gipfel des Kistertafel (d. i. große Tafel) am Eingange des Ringait-Njords. Weiter sieht durch Binnenseen und deren Abflüsse mit dem Ringait-Njord, der von der Daviessstraße her in das Land eindringt, in Verbindung. Dieser Wasserweg vermittelt den Verkehr zwischen den Bewohnern des Cumberlandgolfes und denen der Westküste der Daviessstraße.

Am 16. September morgens vermisste ein letzter Abschiedstrunk den Kapitän Jemmy Nash und Mr. Hall von der schottischen Station, Kapitän Rodge und Mr. Scherden von der „Hizie“, sowie den Kapitän einer

englischen Brieg „Catherine“, die am Tage vor unserer Ankunft in den Hafen eingelaufen war, um die schottische und amerikanische Station mit frischem Proviant zu versorgen, mit Dr. Boas, Kapitän Wahstied, dem Steuermann der „Germania“ und den Mitgliedern der deutschen Expedition in unserer Kajüte, während die vereinigten Mannschaften das Schiff langsam aus dem Hafen bugsierten. Um 12 Uhr schieden unsere Gäste mit herzlichem Händeschütteln, allen glückliche Heimkehr wünschend. Nach einer fünfsechsstündigen überaus kühnlichen Reise langten wir am 17. Oktober wohlbehalten in Hamburg an. Der freundliche Empfang der Expedition von Seiten der Deutschen Polar-Kommision wird wohl den sämtlichen Mitgliedern der Expedition in dauernder Erinnerung bleiben.

## Kürzere Mittheilungen.

### Kosofschu's „Das asiatische Russland“.

In zwei stattlichen Prachtbänden liegt Hermann Kosofschu's Buch: „Das asiatische Russland“ (Leipzig, (Gressner und Schramm) abgeschlossen vor uns, wohl geeignet durch die Fülle seiner Bilder und den anziehenden Text, der besonders auf historische und ethnographische Verhältnisse eingeht, ein Bild von dem riesigen Reiche zwischen dem Schwarzen Meere und der Beringsstraße zu vermitteln. Sehr richtig erscheint uns die Verteilung des Raumes; ethnographisch und landschaftlich ist entschieden der Kaukasus am hervorragendsten und ihm ist denn auch fast die Hälfte des Werkes gewidmet. Hervorgehoben zu werden verdient, daß zu diesem Abschnitt auch Friedrich Wodenstich 36 Jahre nach dem Erscheinen seines Werkes über die Völker des Kaukasus ein Kapitel „Erinnerungen an den Kaukasus“ beigezeichnet hat. Ueber ein Viertel der beiden Kosofschu'schen Bände behandelt sodann die Vassallenstaaten China, die Turkmener, Buchara und das russische Turkestan, der Rest das transkaspische Gebiet und Sibirien. Unter den Illustrationen zeichnet sich eine ganze Reihe künstlerisch vollendeter Holzbilder nach Originalen von Karafin, Kinosowetsch, Horikell, Melchiorerich, Gubn, Simm, Mai und anderen aus. Neben manchen bekannten Bildern finden sich, um nur einiges hervorzuheben, eine Anzahl prächtiger Ansichten von Tiflis, interessante Bauten von Meru, China, dem antiken Ann-Toria, sowie große sibirische Landschaften, Südkontinenten und Volkstypen (vergl. oben S. 311 „Wälfen vom Amur“) nach Photographien. Inder Zunge, welche das lebhafteste Interesse selbst des Fachmannes erregen müssen.

Das Buch ist übrigens von einem durchaus unparteiischen Standpunkte aus geschrieben. Neben der großen Kulturarbeit, welche die Russen z. B. in Georgien geleistet haben

(S. 83), indem sie namentlich für Schulen sorgten, wird (S. 228) ebenso nachdrücklich auf das Raubermühen in den Gouvernements Tschelismetrol und Baku hingewiesen. „Die Russen sind — sagt Kosofschu S. 23 — obwohl sie etwa eine Million Seelen zählen, im Kaukasus noch nicht recht heimisch geworden. Soldaten und Beamte bleiben in der Regel ebenso wenig ihr ganzes Leben lang im Kaukasus wie der Handwerker und Kaufmann; die erlernten Künste so bald als möglich nach einer europäischen Stadt verlegt zu werden und der Handwerker und Kaufmann kehrt in die Heimath zurück, sobald er eine bestimmte Summe verdient hat, so daß das Rußenthum als Kulturelement im Kaukasus eine ziemlich untergeordnete Rolle spielt und überwiegend aus einer fluctuirenden Bevölkerung besteht, welche, vom wirtschaftlichen Standpunkte betrachtet, dem Lande nicht von Vortheil ist. Russische Bauern sind im Kaukasus selten; nur die Sektirer, die ihrer Lehre wegen aus Russland verbannt wurden und schon nach dem Frieden von Adrianopol Land in der Nähe von Akalkali angewiesen erhielten, die Kalasani und Tschoborbi, treiben Ackerbau und sind durch denselben wohlhabend geworden. Die Hauptmasse der russischen Bevölkerung im Kaukasus bilden von Beginn der russischen Zuwäsoen an die Kosaken, die schon vor Peter dem Großen am nördlichen Abhange des Kaukasus sich angesiedelt hatten und später in die beiden großen Kosakenweere des Kuban und Terek vereinigt wurden.“

Wir müssen es uns leider versagen, hier näher auf den Text einzugehen und verweisen daher unsere Leser auf das Werk selbst, namentlich auf die Abschnitte über den Kaukasus, China, Buchara und Russisch-Turkestan.

Inhalt: Aus Dr. J. Montau's Reise auf den Philippinen. VII. (Mit vier Abbildungen und einer Karte.) — Kapitän Jacobson's Reise an der Nordwestküste Amerikas. (Mit fünf Abbildungen.) — H. Abbes: Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Lande. V. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Kosofschu's „Das asiatische Russland.“ (Schluß der Redaktion: 14. November 1884.)

Recensent: Dr. H. Kiepert in Berlin, E. W. Lindenstraße 11, III Et.  
 Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



# Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI.

N<sup>o</sup> 24.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1884.

## Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

### VIII. (Schluß.)

Wie überall auf den Philippinen wurde Montano auch in Surigao von allen Spaniern auf das zuvorkommendste in seinen Bestrebungen unterstützt. Durch die Missionare auf die Existenz einer Grabhöhle bei dem benachbarten Taganaán aufmerksam gemacht, begab sich der französische Forscher nach dem genannten Orte, in dessen Nähe, auf einem Inselchen, er die gesuchte Grotte fand, welche Schädel von Bisagos, Manobos und Negritos enthielt, also die Vertreter der drei Hauptstämme Mindanaos in dieser Schädelhöhle vereinigte.

Von Surigao brach der Reisende nach dem See von Mainit auf, um dann seinem Abflusse, dem Rio Tabag zu folgen, in der Absicht, auf diesem Wege wieder die Bai von Butuan zu erreichen. Dieses Vorhaben wurde aber vorläufig vereitelt, denn ein heftiger Fieberanfall fesselte den Forscher vom 20. December bis zum 3. Januar 1881 an die Ortschaft Tabag, welche an dem gleichnamigen Flusse liegt. Das um Newjahr eingetretene stürmische Wetter hatte sich inzwischen gelegt; da auch das Fieber nachgelassen hatte, so drang Montano bis zum Meere vor, um sich dort nach Surigao einzuschiffen. Hier angelangt, erlitt er einen neuen heftigen Fieberanfall, der ihn zwang, das Bett zu hüten. Zum Glück fand er hier eine sorgfältigere Pflege als in Tabag, denn die Missionare nahmen ihn in das Pfarrhaus auf und sorgten für ihn in jeglicher Beziehung aufs Beste. So erholte sich denn Montano ziemlich rasch und bereits am 11. Januar bestieg er ein gut gebautes und mit trefflichen Matrosen bemannetes Schiff, um längs der Küste Mindanaos herum-

segelnd nach Davao zurückzukehren. Der Gouverneur des Distrikts Davao hatte ihm nicht nur dies Fahrzeug verschafft, sondern ihm auch Empfehlungsschreiben an alle Gobernadores (Bürgermeister) jener Küstenorte mitgegeben, welche Montano anzulanden beabsichtigte.

Gleich zu Anfang der Reise machte er die Erfahrung, daß die besten Seeroute Surigao durchaus unzuverlässig waren: die erste Nachstation wurde auf der Höhe von Placer gemacht; Montano ließ seine Mannschaft am Lande übernachten, er selbst zog es vor, mit zweien seiner Nachschos im Schiffe zu schlafen. Als er am Morgen erwachte, fand er sich mutterseelenallein auf dem Fahrtenge, das sich überdies von seinen hölzernen Anker losgerissen hatte und nun in der offenen See trieb. Es war ein guter Zufall, daß ein kräftiger Seewind blies und so Montano glücklich wieder die Küste erreichte. Seine Matrosen hatten in der Nacht alles erhaltene Geld vertrunken und die Nachschos hatten ihnen dabei Gesellschaft geleistet. Eine heftige Gella (Regenwetter mit Sturm) hielt den Reisenden zwei volle Tage bei dem kleinen Eiland Cabagan fest. Kaum war es mit der Witterung etwas besser geworden, als Montano auf die Mündung des Rio Gigaquit den Kurs seines Fahrzeuges lenkte, um dort seinen Rundvortrag zu ergänzen, der durch die Raschhaftigkeit und Arztlust seiner Leute erheblich geschmolzen war. Ein starker Nordost trieb das Schiff rasch dem Ziele zu, man befand sich nur noch einige Meilenlängen von der Mündung des Gigaquit entfernt, als mit einem Male die Wellen sich erheblich vergrößerten. Montano, der bereits

sich hinlänglich von der Kopfsichtigkeit seiner Leute überzeugt hatte, zog alle Segel bis auf eines ein, sein Schicksal nun dem Walten der Gottheit anheimstellend, denn von seinen Matrosen hatte er nichts zu hoffen. Schon war man an der Barre angelangt, da sah man eine schaumgetrübte Wogenmauer sich mit außerordentlicher Schnelligkeit von rückwärts heranzuwälzen; Montano hielt sich schon verloren. Die Kiesenwelle brauste über das Fahrzeug, so daß dieses in derselben völlig verschwand, doch sank es zum Glück nicht unter; die Anwesenden hatten eine Katastrophe verhindert, die sonst unvermeidlich gewesen wäre, da das Schiff ganz mit Wasser erfüllt war. Ehe die zweite Welle heulend herankam, hatte die Mannschaft zum Ausschöpfen Zeit genug. Acht bis zehnmal wiederholte sich dieser Vorgang, bis der letzte Bogenstoß das Boot in das ruhige Fahrwasser des Rio Viganuit schleppte, eines ganz kleinen Fließchens, dessen Ästuarium aber vielen Schiffen zum Hafen dienen könnte, wenn eben nicht das Einlaufen gar so gefährlich wäre.

Die schlimmen Erfahrungen, welche der Reisende auf dieser kurzen Küstenfahrt durchgemacht hatte, schredten ihn von der Ausführung seines Planes nicht zurück. Da aber das Wetter sich bedächtig ungünstig zeigte und eine Abänderung desselben vor dem Eintritt der nächsten Jahreszeit nicht zu erwarten war, so entschloß sich endlich Montano, bei der Punta Tagas umzukehren, zumal auch bei einem Ummetzel einer seiner Nachschiffe von den Wogen ins Meer gespült und nur mit Mühe vom Tode errettet worden war. Durch diesen Vorfall abgeschreckt, änderte Montano seinen Plan; er beschloß von Butuan nach Panay zu reisen, von hier aus über die Küstencorbillere sich nach Vislig zu begeben, um hier erst sich wieder nach Davao einzuschiffen.

Die Fahrt zur See von Zamboanga nach Butuan ging rasch von statten; Montano fand hier wieder Gelegenheit, die Beobachtung anzustellen, daß die Gezeiten an der Ostküste Mindanaos und der Bai von Butuan einander entgegengesetzt sind. Nun hieß es den schon wohlbelannten



An der Barre des Rio Viganuit. (Nach einer Skizze des Reisenden.)

Rio Agúsan, diesmal aber stromaufwärts, zu beschiffen; man kam aber nur langsam vorwärts, denn es war Hochwasser eingetreten. Die am Ufer des Agúsan gegründeten Dörfer der erst jüngst zum Christenthum bekehrten Manobos waren der Ueberschwemmung halb zum Opfer gefallen: alle Saatzfelder standen unter Wasser und es drohte eine Hungernoth einzutreten. Den Pueblo Amparo fand Montano ganz verlassen vor, doch trug der Agúsan seine Schuld daran; der Reisende erfuhr vielmehr, daß er selbst die Ursache wäre, weshalb Amparos Bewohner die Niederlassung verlassen hätten, um ihr früheres ungebundenes Waldleben wieder von neuem aufzunehmen. Bei seiner ersten Reise den Agúsan stromabwärts hatte nämlich Montano an jenem Orte an mehreren Manobos anthropologische Messungen vorgenommen. Dies hatte den Argwohn der abergläubischen Leute erweckt und ein ehemaliger Hängling, der die Einbuße seiner früheren Würde, sowie die Infinität der Monogamie als eine schwere Last empfand, benutzte die Abwesenheit des Jesuitenmissionars und die Anwesenheit der Dorfbewohner, um dieselben zur Flucht in

die Wälder zu bewegen. Amparo ist seitdem nicht wieder angebahnt worden, obwohl seine ehemaligen Inassen sich wieder unterwarfen; sie wurden in anderen Pueblos angesiedelt. Diese ehemaligen Dattos sind in der That den Bestrebungen der Missionare sehr hinderlich, da sie durch den Uebertritt ihrer Leute zum Christenthum alle Sklaven verlieren und keine Kossjagen mehr veranstalten dürfen und dabei oft einem ehemaligen Feinde, der nun zum Bürgermeister gewählt ist, Gehorsam leisten sollen. Die anderen der Plebs angehörigen Conquistados oder Rencidos (neue Christen) werden andererseits durch die „alten Christen“, d. h. Bisayas, zur hellen Verzweiflung getrieben, welche im Auftrage der Behörden sich unter diesen Söhnen der Wildniß niederlassen, um dieselben in das civilisirte Leben einzuführen, welche aber ihre Stellung meist dazu ausbeuten, daß sie, den Leichtsinns und die Unwissenheit der Conquistados benutzend, so lange Waaren auf Kredit liefern, bis alles Hab und Gut des Wilden dem Wirtsfanger verfallt; sein Wunder, daß dann der so Betrogene mit seiner Familie in den Schoß der Wildniß zurückkehrt. In

Talacogon traf Montano mit dem Vater Urios zusammen, der eben zwei Baganis (s. oben), welche mehreren Neuchristen den Kopf abgeschlagen hatten, mit den Cuadrilleros (s. oben) des Pueblos eingefangen hatte.

Nach achtstägiger Fahrt erreichte der Franzose am 27. Januar Unanuan; hier mußte die große Banca mit zwei leichten Kähnen vertauscht werden, mit denen man nun den Rio Simulao, der zwischen dicht bewaldeten,

aber menschenleeren Ufern dahinströmt, hinauffuhr, bis man das von neubekehrten Mandayas<sup>1)</sup> bewohnte Tudela erblickte.

Hier hieß es wieder unterhandeln, denn es galt, die beiden Kähne, auf denen man nach Tudela gekommen, gegen Fahrzeuge von geringerem Tiefgange auszutauschen, da der Rio Simulao in seinem Oberlaufe seicht und voll von Stromschnellen ist. Nicht ohne Schwierigkeiten setzte sich



Mandabohauptling aus dem Innern von Mindanao.  
(Nach einer Photographie von Montano und Rey.)



Mandabakrieger aus dem Innern von Mindanao.  
(Nach einer Photographie Montano's.)

Montano endlich in den Besitz des Gewünschten, um unter stürmendem Regen den Simulao bis zu dem Punkte zu be-

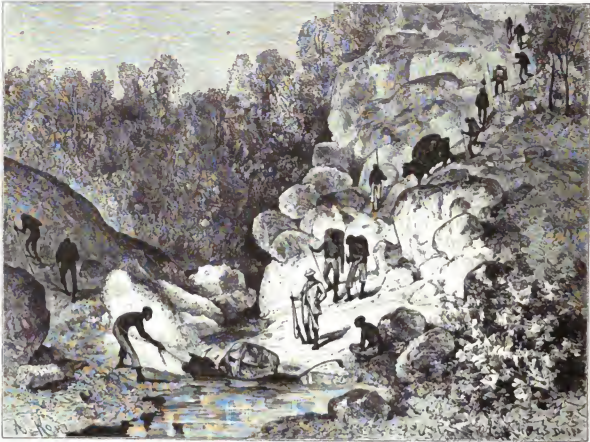
<sup>1)</sup> Wohl ein Irrthum des Autors, denn der Vater Saurino Urios berichtet (Carta al R. P. Superior Juan B. Heras, de dato Unanuan 1 de Noviembre de 1879), daß er Tudela durch Ansiedelung mehrerer bisher in der Nähe Unanuan's gehaltenen Manobo-Tribus gegründet hätte. Es ist jedenfalls möglich, daß unter den Manobos von Tudela sich

finden, wo der Miaga in denselben einmündet, welchem man bis zu der Stelle, wo sich der Bach Dugau in denselben ergießt, verfolgte. Der Dugau springt von Cascade

auch Mandayas befanden, denn die Missionare sterben danach, die Stammesunterschiede unter den Neubekehrten zu verwischen; dies geschieht eben am besten durch gemeinsame Niederlassung in einem Orte. Montano dürfte zufällig nur mit Mandayas in Tudela zusammengekommen sein; daher keine Annahme.

zu Cascade, welche durch Ansestöße, welche das Bett erfüllen, hervorgerufen werden. Am Fuße des Monte Bucan (auch Monte Bislig) genannt, wurde übernachtet. Den folgenden Tag (31. Januar) erstieg Montano die Höhe, den Paso de Sanguiulas der Spanier, so benannt, weil zahlreiche Landblutegel die Reisenden hier stark belästigten, von welcher Plage aber der Reisende verschont blieb. Durch die Böswilligkeit oder die Unkenntniß des von Tubela mitgenommenen Führers gestaltete sich der Abstieg zum Rio Bislig schwieriger, als dies sonst der Fall zu sein pflegt; da es überdies stark regnete, so erreichte Montano erst am 31. Januar den gesuchten Fluß, der trotz der Kürze seines Laufs eine ansehnliche Tiefe und Breite besitzt. Die Fahrt ging nun zu Schiffe weiter

und bald langte die Expedition glücklich in Bislig selbst an. Diese Stadt ist eine der ältesten Bisaya-Niederlassungen an der Ostküste Mindanaos; leider wird ihre Lage an der Mündung eines tiefen Flusses durch den Umstand beeinträchtigt, daß die Klüfte dem Anprall der Nordostwinde schußlos preisgegeben ist, so daß zur Zeit der nördlichen Monsuns der Seeverkehr beinahe gänzlich eingestellt werden muß. Dasselbe ist bei allen pacifischen Küstenplätzen des Distrito Surigao und der Comandancia Bislig der Fall; erst im Distrito Davao gelangt man zu einer gegen den Nordost geschützten Bucht, der Ensenada de Bujaia (Bujaia). Montano verbrachte in Bislig zwei sehr angenehme Tage Dank der freundlichen Aufnahme des Gouverneurs, welcher gern den europäischen Gast noch länger bei sich



Markt an der Ostküste Mindanaos. (Nach einer Skizze des Reisenden.)

behalten hätte. Diesen aber drängte es, seine Mindanao-reise bald abzuschließen, denn er begann bereits zu fränkeln. Als das bisher unfreundliche Wetter sich aufzuheitern begann, ließ Montano sich nicht weiter von seinem spanischen Wirthse fesseln; unter Beihilfe desselben miethete er eine große mit fünf Matrosen bemannte Banca, um nun der Küste folgend gegen Süden zu steuern. Bei der Einnäherung eines kleinen Klüffels südlich der Punta Sancio wurde gelandet; Montano's Leute benutzten die Nacht, um den Proviant der Expedition zu vermehren: mit Fackeln versehen warteten sie in dem Wasser jenes Estero (so nennt man auf den Philippinen sowohl selbständige kurze Flußläufe und arme als auch Kanäle) herum; durch das Licht angelodt, schwammen die Fische so nahe

heran, daß sie leicht mit einem Schlage des Velo (Waidmesser) getödtet werden konnten.

Ohne einen Zwischenfall langte der Reisende glücklich in Catel Nuevo an (4. Februar). Von der Punta Tambog bis hierher liegen Korallenbänke bis zur steil abfallenden Küste, die aus Melaphyr besteht. Catel Nuevo heißt bei den Eingeborenen Dacuog Panna, d. h. die große Ortschaft; es wurde erst vor kurzer Zeit gegründet, indem die Jesuiten einen großen Theil der Bewohner von Catel Viejo bewogen, ihre alte Heimath zu verlassen und hier sich anzusiedeln. Solche Uebersiedelungen bieten in diesem Theile der Philippinen keine Schwierigkeiten dar, denn die Hohlhütten sind schnell fertig und herrenloser Ackerboden in reichlicher Fülle vorhanden. Die Wälder



nate hatten diese Uebersiedelung aus dem Grunde veranlaßt, um die neubelegten Mandayas gleich in fertige Hütten zu schaffen und ihnen schon bebauten Boden zu übergeben; die Bisayas von Catel Viejo waren aber gern auf den Tausch eingegangen, weil der Ankerplatz von Tacuang Bama ein besserer ist als jener ihrer ersten Heimath. Am 5. Februar segelte der Reisende nach Catel Viejo ab, ein heftiger Wind und hoher Wellengang zwang ihn aber zu landen und zu Fuß nach dem genannten Orte zu marschiren. Der Weg führte hier durch einen Wald von Dagtap (Casuarinen!).

Es wurde beschlossen, die Route nimmer zu Lande fortzusetzen; man mußte demnach sich nach Gepädträgern umsehen; diese waren aber schwer aufzutreiben, denn die

in Catel Viejo angesiedelten Mandayas hatten keine Lust, dem Reichen in ferne Länder zu folgen. Endlich gelang es, vier Männer und zwei Büffel zu mieten. Letztere waren an Schlitzen vorgespannt, welche recht rasch über den Sand des Strandes glitten. Dieses Transportmittel that anfangs gute Dienste, bald aber blieben die Schlitzen überall hängen, so daß nichts Anderes übrig blieb, als sie auseinander zu nehmen und das darauf befindliche Gepäd den Büffeln mit Klauen auf den Rücken zu binden. In stürmendem Regen ging es nun weiter durch Wälder, welche aus Palmetten (*Ficus indica*, L.), Zitißbaum (*Terminalia Catappa*, L.) und Combretaceen, Blüthen (*Barringtonia speciosa*, L.) und Casuarinen sich zusammenlegten, auch Rhizophoren zeigten sich an dieser Küste, deren Saum von



Landschaft in Da-Mindanao, im Vordergrund zwei Bancas vor Anker. (Nach einer Skizze des Reisenden.)

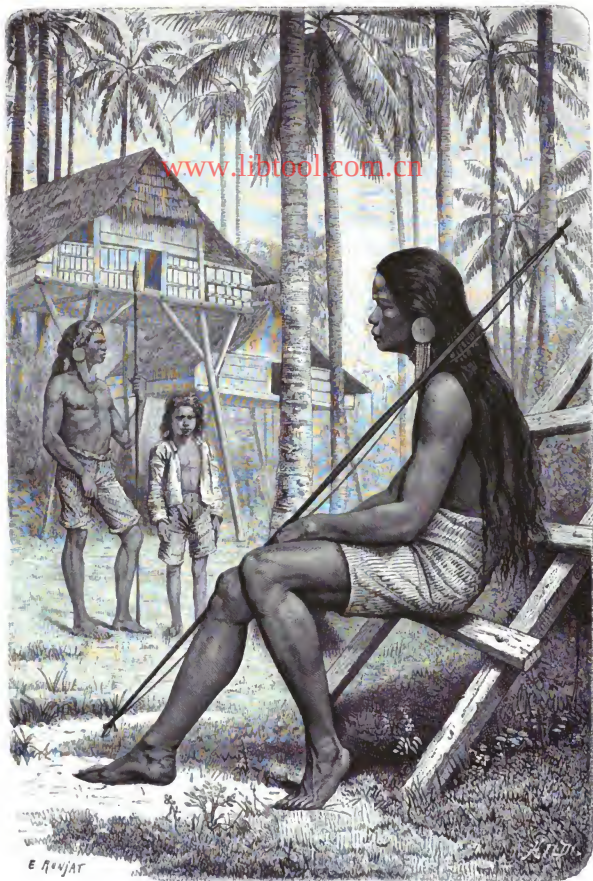
zertrümmerten Korallenbänken gebildet wurde, an denen sich die Wogen des Stillen Ozeans hochaufbäumend brachen. Affen und Wildschweine lebten die Landschaft. Von dem Einbruche der Dunkelheit in der Wildniß übercast, sah sich die Gesellschaft genöthigt, auf einem Felsen die Nacht ohne Feuer, ohne Lebensmittel in stürmendem Regen zuzubringen.

Am anderen Tage, den 7. Februar, erreichte man die Mandayaniederlassung S. Juan, deren Kapitän oder Vorsteher dem Reisenden einen mageren Gaul lieh. Das Thier war aber so schwach, daß es den Reiter nicht tragen

konnte und da es auch sonst sich nur mit Mühe weiter zu schleppen vermochte, so verließ Montano auf die originale Idee, die gebrechliche Reiznante von einem der Büffel ziehen zu lassen, was in der That geschah, daß man die Bügel des Rosses an den Schweif des Wiederläufers festband. In dieser Ordnung schlängelte sich der Zug durch den Wald, durchdringt von dem unaussprechlichen Regen. Der Pfad, welcher den Ort des in die Punta Dagofo auslaufenden Obgenusses überschreitet, bot viele Schwierigkeiten dar, denn er war nicht nur steil und mit spitzigen Felsklüften besetzt, es durchkreuzten ihn auch tiefe Bäche und noch tiefere Schlamm- und Wasserpfützen und Sümpfe. Man war gerade bei einem der letzternähesten Hindernisse angelangt und Montano fragte sich im Stillen, ob die

<sup>1)</sup> Auch an der Mündung Luzons findet man Casuarinenwälder.





Guianagkrieger. (Nach einer Photographie Montano's.)

Thiere hinüber kämen, als mitten im Tümpel plötzlich der stärkste der Wüffel zusammenbrach und verendend immer tiefer in den Schlamm sank, trotz allem Rütteln und Schreien der Reiter. Während Montano zwei der Ruden nach dem nächsten Orte voranschickte, ließ er den verunglückten Wüffel abladen; mit einem Male kam wieder Leben in das todt geglaubte Thier, so daß man es endlich wieder glücklich ans Land bringen konnte. Seine Last, die durch das eingebrungene Wasser doppeltes Gewicht erlangt hatte, wurde verringert und bald konnte man Quinablangan erreichen, von wo aus auf die Nachricht von dem Unfälle der Missionar B. Fernga einige Bisayas dem Reitenden entgegen geschickt hatte.

Von hier aus marschirte Montano nach der Bisayaniederlassung Tapanan (8. Februar), die er in einer großen Aufregung antrat; denn dort zwei Tagen hatten Mandanaträger einige zu dem Orte gehörige Hüften überfallen, sechs Bisayas niedergemetzelt und mit mehreren Gefangenen das Weite gesucht, ohne mehr als drei ihrer Leute verloren zu haben. Es lag hier ein Alt der Vetrache vor. Am Abend desselben Tages wurde in Vaganga Halt gemacht, einem von „Altkristen“ bewohnten Orte; die Inassen (1500 an der Zahl) sind größtentheils Witschlinge von Bisayas und Mandapas. Von dem hier stationirten Missionspfarrer ließ sich Montano ein Pferd, das ihm sehr zu statten kam, denn der Weg wurde von Tag zu Tag schlimmer. Die Stillsitze von Mindanao wird nämlich von einer von Nord nach Süd streichenden Gebirgskette durchzogen, von welcher sich eine Reihe von Aesten gegen Ost abzwigen. Von der Punta Vago so an werden diese Nebentetten immer schroffer und steiler und greifen immer mehr ins Meer hinaus. Dadurch entsteht eine Reihe von Buchten und Baien, von einander getrennt durch schroffe Höhenzüge, über welche elende Fährden führen, wo es beständig gilt, über Wäde zu setzen, Schluchten zu erklettern, Schlammflöcher zu durchwaten oder zu umgehen und die Pfade zu durchhauen, welche den Weg im Walde versperren. Unter solchen Schwierigkeiten ging es nun weiter; man pries sich nur glücklich, daß von Manoligao und Santa Fe an der Regen aufhörte.

Zei Caraga erblickte Montano seit langer Zeit wieder einmal eine Gegend Prarie, aus welcher Bäume hervorragten. Hier wurde zwei Tage gerastet. Es war nicht allein die Ermüdung, welche den Reitenden verhinderte, die an hohen Wasserfällen reiche Umgebung der alten Stadt zu durchstreifen; ein heftiger zwischen den Caragueros (Bewohnern von Caraga) und den Mandapas entbrannter Krieg lud zur Vorsicht ein: in Caraga sprach man von nichts Anderem, als niedergebrannten Hüften und abgeschlagenen Köpfen.

Am 12. Februar wurde wieder aufgebrochen; Santa Maria und Zaragoza<sup>1)</sup> sowie Manay boten nichts Interessantes; die Niederlassungen der unterworfenen Man-

dapas gewährten einen traurigen Anblick, denn Nachtlosigkeit und Trägheit trat überall zu Tage. In Wampanon (14. Februar) mietete sich Montano einen neuen Gaul, mußte ihn aber ebenfalls durch einen Wüffel ziehen lassen. Die Leute des Straußes bewegten sich nur mit Mühe vorwärts, denn ihre Füße waren wund und zu allem Ueberflus begann es wieder zu regnen. Auch mit den Lebensmitteln sah es schlecht aus, denn da die Eingeborenen sehr gemüthlich sind und nur für den eigenen Konsum bauen, so war in den Dörfern, die man bisher besucht und durchzogen, nichts zu bekommen. So langte man endlich am Rio Vaguan an (14. Februar), einem durch seine Wasserfälle sehr ansehnlichen Fluße. Der Versuch, mit schnell zusammengefüßten Fässen hinüber zu setzen, mißlang und so blieb bei der Erschöpfung der Leute nichts Anderes übrig, als am nördlichen Ufer des Vaguan im Freien zu kampieren. Am anderen Morgen kam die Gesellschaft glücklich über den Fluß. In der Wildnis hieß man auf einige Rauren, welche eben auf der Fährschiff gebriffen waren. Sie geleiteten Montano nach ihrem Dorfe Lucatan, das auf ihn wegen der Mitternacht und des lebhaften Treibens seiner Bewohner einen besseren Eindruck machte, als die stillen und öden Niederlassungen der unterworfenen Mandapas. Der Zatto von Lucatan suchte dem Reisenden den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen; er setzte ihn sogar einen durch den Koran verpönten Wüßschweinestrat vor, dem Montano aber zu seinem eigenen Verbanern nicht zuverehen konnte, da ihn wieder ein heftiger Fieberanfall packte.

Der schmale Isthmus, welcher die Ensenada de Mayo von der Bucht von Fujaga trennt, bot den Wanderern keine Schwierigkeiten dar; dennoch bewirkte die Erschöpfung der Leute, daß man nur langsam vorwärts kam. In Mati wurde trotz der Ermüdung aller Mitglieder der Expedition kein längerer Aufenthalt genommen. Man setzte über die Wasser der herrlichen Ensenada de Fujaga hinüber nach dem Puerto Valette, der vortheilhaft zur Anlage von Docks und Docks geeignet wäre, die bei der natürlichen Beschaffenheit des Fluges nicht viel Kosten erfordern würden. Von hieraus marschirten die Reisenden über den schmalen Landstrich, welcher die Bai von Fujaga von dem Golf von Davao trennt. In Sumaga, an den Ufern des letztgenannten Meeresbusens, hielt Montano auf schichtige Rauren vom Rio Hijo, welche hier vor den Nachstellungen der Mandapas Schutz zu finden hofften. Etwas weiter von diesem Dorfe begegnete er anderen Emigranten; es waren Quingangs, welche, verdrängt von feindlichen Nachbarn, hier ein Asyl suchten. Am 22. Februar endlich erreichte die Expedition den Ausgangspunkt ihrer Kreuz- und Ueberfahrt durch das östliche Mindanao, die Stadt Davao. Damit war die eigentliche Forschungsreise Montano's beendet. Ueber Kollac, Basilan, Zamboanga, Ilo-ilo bezog sich der französische Gelehrte nach Manila, wo er sich im April 1881 einschiffte, um in sein Vaterland zurückzukehren.

<sup>1)</sup> Zuerst ist Zaragoza südlicher verlegt worden.

## Musik und Gesang bei den Chinesen.

Von Emil Megger.

Wenn man von den Wanderversammlungen der Gelehrten und Künstler, der Kaufleute und Gewerbetreibenden absteht, sind wohl die Ausstellungen, die in den verschiedensten Ländern unter den verschiedensten Namen gehalten werden, eins der charakteristischsten Zeichen unserer Zeit. Wenigstens scheinbar den verschiedensten Zwecken dienend, ist doch allen, besonders in neuerer Zeit, ein gemeinschaftlicher Stempel aufgeprägt: welchem speziellen Zweige des menschlichen Gewerbes, der menschlichen Kunst, des menschlichen Wissens ist auch dem Namen nach gewidmet sein mögen, in Wirklichkeit dürfte es schwer sein, irgend einen Gegenstand zu erfinden, dem die Schranken irgend welcher beliebigen Ausstellung verschlossen blieben.

So kann man sich auch nicht wundern, daß die erste Anregung zu diesem Aufsatze durch die Health Exhibition zu London gegeben wurde, wo man Gelegenheit hatte, chinesische Musik zu hören, während auch der Katalog der chinesischen Abteilung manche interessante Belehrung über Chinesen und Chinesisches gab<sup>1)</sup>. Dieses kleine, vom Generalinspektor der chinesischen Ausstellung, Sir R. Hart, herausgegebene Buch darf warm empfohlen werden.

Nützlich und einige Anstrumente sind auf der Ausstellung vertreten gewesen; eine Aufzählung derselben ohne nähere, durch Abbildungen erläuterte Beschreibung kommt mir ziemlich zwecklos vor, weshalb ich mich begnüge, einzelne Bemerkungen über dieselben mitzutheilen. Nahezu die Hälfte der ausgestellten Instrumente gehörte zur Klasse der Schlaginstrumente, die wieder in vier Abtheilungen<sup>2)</sup>, Trommeln (6), Holzinstrumente (4), Steininstrumente (1) und Metallinstrumente (6) zerfallen. Die Trommeln kommen in den verschiedensten Abmessungen und Formen vor, von der kleinen, vorwiegend Roll im Durchmesser haltenden Trommel der Panfleur, welche damit das eigenthümliche Erkennungszeichen ihrer Klasse geben, bis zur großen Orchestertrummel, dem Tamburin und der blumengeschmückten Trummel des fahrenden Sängers. Von den Holzinstrumenten sind nur die Kastagnetten bei der weltlichen Musik im Gebrauch, der Tschu dagegen, ein vierediger Kasten, auf dem das Zeichen zum Anfang, sowie der „streichende Tiger“ (Wu), auf dem das Zeichen zum Aufhören gegeben wird, der kaiserlichen Musik, der „hölzerne Fels“ (Mu Ju), endlich den Tonen zum Angedenken des Himmels bei dem Heralden ihrer Gebete vorbehalten. Eigenthümlich sind die Te Tsching, tönende Steine, über die einige Worte eine Stelle finden mögen. Die Chinesen waren die ersten, welche entdeckten, daß gewisse Steine das Vermögen haben, musikalische Töne hervorzubringen und so bearbeitet werden können, daß sie die Töne der Clavier wiedergeben. Einige alte Instrumente wurden von Blech gemacht und für den kaiserlichen Gebrauch reservirt; jetzt werden dieselben von einem schwarzen Kalkstein verfertigt. Steininstrumente sind ungemein selten, werden vom Velle als Heiligtümer

betrachtet und nur bei kaiserlichen Ceremonien gebraucht. Die hierher gehörigen Metallinstrumente bestehen aus Bronze (K) und den verschiedenartigsten Metallen und Moden spielen, die je nach der Bestimmung verschiedene Formen und Namen haben.

An die Schlaginstrumente reihen sich die Blasinstrumente, die entweder aus Bambus, Rohr und Holz (6), aus Stein (3), Metall (4) und Holz und Metall (2) verfertigt sind. Unter ihnen findet man ebenfalls Instrumente, welche ausschließlich für den Gebrauch bei kaiserlichen und religiösen Festlichkeiten vorbehalten werden. Auch die Seiteninstrumente, die entweder mit der Hand oder einem Plektrum angeschlagen oder mit einem Bogen gestrichen werden, sind in großer Anzahl und mannigfachen Formen vertreten; auf der Ausstellung zählte man von den ersten drei, von den letzteren zwei Arten. Unter ihnen verdienen besonders erwähnt zu werden die Pi-Pa, eine baßonförmige Gitarre, welche in den vollstimmlichen Kapellen unentbehrlich, und die mondformige Gitarre, welche ein Liebessymbol des schönen Geschlechtes ist; ferner zwei Arten von Violinen, die Yu Tschin und Erh-Hsien, erstere vier-, letztere zweisaitig, welche ebenfalls sehr verbreitet sind.

Noch ein eigenthümliches Instrument möge hier erwähnt sein, wenn es auch streng genommen nicht hierher gehört: die Laubenpfeife zum Verschönen der Raubvögel. Diese Instrumente werden je einer Laube von jedem Schläge an den Schwanz gebunden; wenn sie herumläuft, pfeift der Wind durch die Röhre, welche die Form einer Orgelpfeife hat und bringt einen traurigen, klagenden Ton hervor, der, wenn das Ohr sich etwas an denselben gewöhnt hat, durchaus nicht unausgesprochen klingt.

Nachdem wir zunächst die gebrachten Instrumente im allgemeinen kennen gelernt haben, gehen wir auf die mit denselben ausgeführte Musik etwas näher ein. Die Chinesen nehmen für dieselbe ein sehr hohes Alter in Anspruch; nach ihren Annalen hat sie Kaiser Fusi, etwa 3000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, erfunden, doch erst unter Huang-Ti (2700 v. Chr.) kam man zu einer gewissen Theorie der Musik, die logar mit Maß, Gewicht und Münze im Zusammenhang stand, wie Dr. Wagner in einem vor einigen Jahren in der deutsch-asiatischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage aneinandergelegt hat. Da nützlich noch an diesen Zusammenhang erinnert worden ist<sup>3)</sup>, möge derselbe hier angedeutet sein.

Der Gelehrte Yung-lun, vom Kaiser mit der Feststellung eines musikalischen Systems beauftragt, begab sich nach Siping, wo eine für Blasinstrumente besonders geeignete Bambusorte wächst; er verfertigte ein Instrument und als er es versuchte, gab es einen Ton, dem seiner eigenen Stimme gleich, wenn er nicht aufgeregt war, und auch die Wellen des Hoang-Do marmelten im gleichen Tone. Während der Gelehrte sich seiner Erfindung freute, erschien der fabelhafte Vogel Xung Xiang, ließ sich, von seinem Weibchen begleitet, auf einem Zweige in der Nähe Yung-luns nieder und beide ließen je sechs Töne ertönen; die tiefste,

<sup>1)</sup> China. Imperial Maritime Customs. Illustrated Catalogue of the Chinese Collection of Exhibits for the International Health Exhibition. London 1884.

<sup>2)</sup> Die eingeklammerten Zahlen geben die Zahl der auf der Ausstellung vertretenen Instrumente an.

<sup>3)</sup> „Natur“ vom 9. October 1884.

welche das Männchen sang, war genau derjenigen gleich, welche das Instrument gab; der Gelehrte bildete nur die elf anderen Töne auf Panhu von verschiedener Länge nach, und nun kam es darauf an, die Länge derselben zu fixiren, um den Ton zurückführen zu können.

Nierzu bediente Yung-lun das Korn einer Gerstenaar (Sorghum rubrum). Die Länge des Rohres, welches den Grundton gab, wurde gleich der Breite von 100 oder der Länge von 81 Körnern gefunden ( $9 \times 9$  und  $10 \times 10$ ); daraus ergaben sich die Maße: 1 fu (die Breite des Kornes), 10 fu = 1 tsun, 10 tsun = 1 tsi, 10 tsi = 1 tschang, 10 tschang = 1 m. Der innere Umfang des Rohres wurde auf neun Längen des Kornes festgesetzt; dabei betrug der Inhalt 1200 Körner, und diese in zwölf Theile für die zwölf Noten getheilt, gaben für jede 100 Körner. Das Gewicht dieser 100 Körner bildete die Einheit (wurde jedoch noch in  $10 \times 10$  Theile, ein Theil gleich dem Gewichte des eingelegten Kornes, getheilt). Später wurde auch das Messungssystem hiermit in Zusammenhang gebracht; der Läng, der etwa der englischen Linie entspricht, gab das Metallgewicht an, welches für ein Tael verbraucht wurde. Die Musik gelangte zu großem Aufsehen; doch als später Tsin-shih-Suangli (216 v. Chr.) die Zerstörung aller Bücher und Musikinstrumente decretirte, schien sie ihrem Verfall entgegenzugehen. Spätere Kaiser, namentlich Yuen-tsun und Kangshi (720 und 1721 n. Chr.), suchten ihr zwar ihren früheren Glanz zurückzugeben; einander widersprechende Ansichten der Gelehrten jedoch scheinen eine bedenkliche Verwirrung in das System gebracht zu haben. Die zwölf Töne des Yung-lun, die in zwölf Halböne vertheilte Skala, waren einfach zwölf große Quanten, die in den Raum einer Oktave zusammengelegt waren, c, d, e, fa, g, a, b, c; übrigen wurden bis zur Yin-Dynastie nur die Töne c, d, e, g, a, gebraucht. Später wurde durch Suibai-Chan, den Schwiegerjohn von Tschingio-Chan, c anstatt fa in die Skala eingeführt, so daß dieselbe mit der unserigen ganz identisch war. Es würde zu weit führen, alle die Modifikationen hier mitzutheilen, die einander folgende künftinnige Herrscher eingeführt haben; es genügt die Mittheilung, daß die jetzt gebräuchliche Skala aus den Noten So (c), Tze (d), Yi (e), Shang (f), Tschu (g), King (a), Kün (h), Lui (c) zusammenge setzt ist.

Namentlich durch den Gebrauch des c ist die Stellung der halben Töne im Vergleich mit der klassischen Musik verändert, doch muß bemerkt werden, daß die Chinesen es nur ausnahmsweise verstehen, von den halben Tönen den richtigen Gebrauch zu machen; thatsächlich gebrauchen auch sie nur fünf Töne: c, d, f, g, b, e, als auch eine von der alten Skala abweichende Folge. Die Musik wird wie die gewöhnliche Schrift in Zeilenreihen von rechts nach links geschrieben, kann aber, wie sich aus folgendem ergibt, nicht vom Blatte gelesen werden. Man kann nämlich den Werth der einzelnen Note nicht andeuten, da man keine unterscheidende Zeichen für halbe, viertel u. Noten hat. Hier und da wird wohl der Versuch gemacht, eine Note von längerer Dauer etwas breiter zu schreiben, doch geschieht dies nur ausnahmsweise und ziemlich willkürlich. Dazu kommt, daß Kuelpunkte, Pausen, Eintheilung in Takte beinahe ganz unbekannte Dinge sind; ein kleiner Winkelhaken, der gelegentlich angewendet wird, kann für jedes Intervall gebraucht werden und hat keinen bestimmten Werth. Endlich gebrauchen die Chinesen keine chromatische Tonleiter und haben nichts, was unserm  $\sharp$  und  $b$  gleich, d. h. Zeichen, die in einem Musikstück gewisse Noten erhöhen oder erniedrigen, wodurch unserer Musik ein so eigenthümlicher Reiz verliehen wird. Daß der chine-

sische Musiker bei dem Lesen eines ihm unbekannten Stückes häufig in Verlegenheit kommen muß, kann man sich nach obigem leicht erklären; auch der geübteste Dirigent kann die Form eines neuen Stückes nur muthmaßen, die Bedeutung der geschriebenen Noten aber vermag er erst zu entsiffern, wenn er das Stück spielen hört. Man lernt daher alle Melodien nur mit Hilfe der Uebersetzung, außerdem aber werden sie fortwährend nach dem persönlichen Geschmack des Vortragenden verändert, so daß nach Verlauf einiger Zeit die Weise manchmal eine ganz andere geworden ist. Kann man zwei Musiker finden, welche bei Ausführung desselben Stückes genau dieselben Noten spielen. Im allgemeinen scheint man jedoch auf genaue Einhaltung der Töne und der Intonation keinen besonders hohen Werth zu legen; man ist mit einer gewissen Annäherung zufrieden und in dem Lmsange von zehn oder zwölf unveränderten Noten finden die Musiker eine unendliche Zahl von Melodien, welche den Anforderungen des beschriebenen Geschmackes vollkommen genügen.

Ein großer Unterschied besteht zwischen der friedlichen und volksthümlichen Musik. Erstere begreift alle Musik, die am Hofe oder bei den religiösen Ceremonien der Intschiao, der Religion der Litteraten, deren oberstes Haupt der Kaiser ist, ausgeführt wird, in sich; die Achseln werden an bestimmten Tagen zur Verehrung der verstorbenen Geister beugungen und finden meistens in den frühen Morgenstunden statt, so daß sie mit Sonnenaufgang beendet sind. Der Kaiser erscheint bei solchen Gelegenheiten selbst oder sendet einen Prinzen, auch wohl einen hohen Beamten als Stellvertreter. Alles bis zu den kleinsten Einzelheiten, die Zahl der Musikanten und Tänzer, der Instrumente, der Geräthschaften aller Art, der Bewegungen, der Knieerhebungen, sogar die Worte, die gesprochen werden, ist genau bestimmt. Die bei solchen Gelegenheiten ausgeführte Musik besteht gewöhnlich aus Hymnen, welche meistens von sechs Vorsängern gesungen werden; die Begleitung, auch meistens oder in der Oktave, wird vom ganzen Orchester erkantet. Die Noten der Hymnen sind alle von gleicher Länge, die Bewegung ist äußerst langsam. Die Tänzer sind würdige Leute, welche durch ihre Haltung und Bewegungen dem Auge die Gefühle der Anbetung und Verehrung, welche durch die Hymne ausgebrückt werden, ebenfalls zur Anschauung bringen sollen.

Die bei diesen Ceremonien gebrachten Instrumente werden vom Volke mit ehrfurchtsvoller Achtung betrachtet; man würde es als eine Profanation ansehen, wenn man dieselben bei der volksthümlichen Musik verwenden wollte. Die Kirchenmusik wird von Musikanten, die zu dem an der Spitze des Dienstes stehenden Kollegium gehören, ausgeführt. Die wichtigsten bei diesen Ausführungen gebräuchlichen Instrumente sind folgende:

Steinernes Glockenspiel, bestehend aus an einem Gestell aufgehängten steinernen Platten; gewöhnlich, ebenfalls an einem Gestell aufgehängtes Glockenspiel; siebenstimmige Laute, eine solche mit 25 Saiten; Panflöte, bestehend aus 16, in einem Gestell befestigten Bambusröhren; Mundharmonium bestehend aus 17 in einem Falschensbüchse befestigten Bambus; eine Flöte, die am oberen Ende geblasen wird, ferner eine Querflöte, die oben schon erwähnte Tschu, eine vierstimmige Flöte, welche nur am Anfang jeder Strophe angeschlagen wird, und Pa, der auf einer Holzstange liegende Tiger. Dazu gehören noch Trommeln in verschiedener Größe, theilweise in einem Gestell aufgehängt, theilweise auf einem Tische ruhend; andere wieder werden in der Hand gehalten; alle sind reich bemalt und verziert.



Mit sehr viel weniger giebt sich die vollständige Musik zufrieden, unter welcher Bezeichnung wir alle auf dem Theater, bei Anlässen und auf der Straße gesungenen Musikstücke und Balladen zusammenfassen wollen. Theateraufführungen sind vielleicht das Lieblichstergünstigste der Chinesen. Das Theater trat in China unter der Tang-Dynastie an die Stelle des Tances, welche Kaiser Huen Tsung (720 n. Chr.) verbot, da er zu süßlich geworden war. Der genannte Kaiser widmete der Leitung des Theaters und der Musik die größte Sorge, er versammelte Künstler jeder Art um sich, richtete Schulen für den Unterricht der Sängern und Schauspieler ein und wählte mehrere hundert Mädchen aus, denen er selbst Unterricht im Gesang gab.

Chinesische Dramen und Stücke von einer gewissen Länge sind gewöhnlich in Akte (Acte) getheilt; häufig geht ihnen ein Prolog voraus, in dem die verschiedenen handelnden Personen auf die Bühne kommen und ihre Namen, Eigenschaften und die Rolle, welche sie im Stück haben, bekannt machen. Der Gesang ist das Privilegium der Hauptperson des Stückes. Gewöhnlich hat dieselbe eine überaus tugendhafte Rolle; sie trägt in ihrem Viede pompöse Vorträge auf, auf alles, was gut und lobenswerth ist, vor. Häufig ist der Gesang eine Art Recitativ und die Art, wie das Orchester in gebrochenen, kurzen Akkorden in langen getragenen Tönen denselben begleitet, ist dem sogenannten Recitativstyl des Abendlandes sehr ähnlich. Im allgemeinen besteht der Grundgedanke der chinesischen Stücke darin, daß den Schuldigen früher oder später die gerechte Strafe treffen wird, und daß Ehrlichkeit, kindliche Ehrfurcht und Fleiß ganz gewiß durch Reichthum, Aufsehen und Ehre ihren Lohn finden werden; mit einem Worte, die Tugend triumphirt, das Völkchen wird bestraft.

Da die chinesische Sprache zu Wortspielen sehr geeignet ist und die chinesischen Schauspieler es nie unterlassen, ihre Rolle mit derartigen Verzerrungen zu schmücken, so spielen namentlich die ungläublichen Fehler eine große Rolle, welche durch die verschiedene Betonung ähnlicher Worte hervorgerufen werden. Diese Wortspiele sind manchmal von der kindlichsten Art, doch das Vergnügen, welches sie dem chinesischen Zuschauer verschaffen, zeigt sich deutlich in dem lauten herzlichen Lachen derselben; für den Fremden sowie in der Uebersetzung gehen sie natürlich zum größten Theil verloren.

Chinesische Gesänge und Balladen gleichen in mancher Beziehung den unserigen; viele sind sie in Strophen eingetheilt und auch die in denselben behandelten Gegenstände sind so ziemlich dieselben wie in unseren Gesängen; bald sind sie sentimental oder erzählen traurige Ereignisse, bald sind sie komischen Inhalte; viele sind bedeutungslos und scheiden dem Ohr nur durch den Rhythmus. In den meisten Städten bestehen Konzertsäle, wo es dem Publikum für wenige Kashi (ein Kashi etwa gleich einem Pfennig) erlaubt ist, ein Vied oder eine Ballade anzuhören; man überzeugt sich da leicht, daß Musik eine der beliebtesten Unterhaltungen der Chinesen ist; der anhaltende Zulauf der Zuschauer, der anwachsende Muth, den sie beweisen, indem sie stundenlang in einem peinlich ungemüthlichen Staune anhalten, die gespannte Aufmerksamkeit, mit der sie dem Sänger durch jede Note eines aufregenden Akkordens folgen, die große Bewegung, die sie bei der tükenden Darstellung des Schmerzes zeigen, die kindliche Fröhlichkeit, der sie sich hingeben, wenn der Gegenstand lustiger Natur ist, beweisen es deutlich.

Das Orchester ist gewöhnlich ziemlich einfach; es besteht aus einem Sänger, einer Gitarre oder Pip'a Pip'a,

einer dreisaitigen Gitarre, einer Violine, einer Flöte, Trommel und Kastagneten. Alle diese Instrumente spielen unisono mit der Stimme.

Es ist anfänglich schwer, chinesische Melodien anzufassen; sie hinterlassen keinen bleibenden Eindruck, da sie sich fortwährend von Dur in Moll und umgekehrt bewegen, so daß sie keine entschiedene Klangfarbe zeigen. Eine natürliche Folge dieser Unklarheit ist der Mangel an Kraft, an Majestät, an Lebhaftigkeit der Dur-Tonarten, aber in Folge der fortwährenden Abwechslung fehlen auch die klägliche Trauer, die sanfte Melancholie der Moll-Tonarten; außerdem aber der Weichheit des Ausdrucks und der Bewegung und aus allen diesen Gründen muß, von unserem Standpunkte aus, die Musik monoton erscheinen.

Dem oben erwähnten Kataloge sind verschiedene Musikbeilagen beigelegt, deren erste die Nationalhymne mit vollständiger Begleitung (in B-dur) enthält; vielleicht interessiert es den Leser, die Worte derselben kennen zu lernen, die wir in möglichst treuer Uebersetzung folgen lassen. „Großer Sohn des Himmels! Der Abglanz Deiner Herrlichkeit schiene in Deinem göttlichen Lande! Durch der Welten weite Räume ist Deine Stimme bekannt und wird gehört, erscheint Deine Macht. Weiße Gesetze, unerschütterliche Gerechtigkeit — seltene Segnungen — mögen durch Dich Deinem Lande zu Theil werden. Woher das Glück lächelt Deine Regierung segnen mit dem Segen der reichsten Ernte! Es sei Dir beschieden, die Tugenden zu entsalten, welche die Patriarchen in den ältesten Zeiten zierten, indem Du durch Gerechtigkeit und weisen Rath Dich hoch über die Monarchen der früheren Zeit erhebst, während ferne Nationen Tribut bringen als ein Vasallen und eine Gabe des Friedens.“

Die anderen beigegebenen Lieder sind alle einstimmig in C-dur gesetzt, entweder im 2., oder im 4., Takte; die Melodien sind viele Freunde erwerben worden, dürfte fraglich sein. Die Sänger selbst, die sich auf der Qualität Exhibition producierten, scheinen auch einigermaßen daran zu zweifeln; ihre Aufforderung zum Eintritt in das Konzert schloß mit dem Refrain:

„Und wollt Ihr nun hören, so macht's Euch bequem  
Und wenn Ihr nicht wollt, nicht laßt ihr's nehmen!“

Darauf sie allerdings folgen ließen: „Wenn Euch dieses Lied nicht gefällt, werde ich ein anderes anstimmen, bis es Euch gefällt.“ Von besonderem Interesse sind die kurzen Inhaltsangaben der gesungenen Lieder, von denen wir einige hier folgen lassen, da dieselben einen schätzenswerthen Beitrag zur Kenntniß des Geisteslebens der Chinesen bilden.

Den Reigen eröffnet das Lied: Chin lan Sang, Allein zu Hause; es entspricht den fünf Nachtwachen und enthält die zarten Klagen und trübsinnigen Gedanken einer jungen Frau, deren Mann sich im Kriege befindet. Unerwartet kehrt er zurück, und ihre Freude könnte, wie sie sagt, nicht mit einer Tonne Geldes erkauf werden.

Ganz anderen Inhalts ist ein zweites Lied: Wang Ta Nang, Frau Wang genannt. Eine junge Dame, die krank ist, wird von ihrer Nachbarin, Frau Wang, besucht. Letztere will nun Hülfe schicken, sie schlägt erst einen Doktor, dann einen buddhistischen, dann einen taoistischen, hierauf einen Yama-Geistlichen, endlich eine Zauberin vor; die junge Dame hat für diese Vorschläge kein offenes Ohr: Der Doktor mit aller Medicin, der Buddhist mit seinen Gebeten, der Taoist mit seinen Beschwörungen, der Yama mit seinen Gesängen, die Zauberin mit ihrem Zauberkraut, sie alle können ihr nicht helfen. Sie ist von der



Liebe Weib schwer getroffen; dies ist die Wahrheit und Frau Wang soll die nötigen Schritte thun, um eine Heirat zu Stande zu bringen. Wenn sie sich weigert oder wenn dieser Wunsch nicht erfüllt werden kann, will die Schöne gebrochenen Herzens sterben. Hierauf folgt „Der Witwe Klage“, welche die traurige Stellung, in der sich eine Witwe in China befindet, schildert; ferner „Fächer-malen“, ein Lied von einer Fächermalerin in Tien-sin, deren Zustand zunächst beschrieben wird, woran sich eine Schilderung der auf den Fächern vorgestellten Szenen anreicht, und „Der Spiegel“, dessen Inhalt ziemlich naiv ist.

Eine junge Schöne befindet sich in der Hauptstadt, wo sie sich nach der Hauptstadt begeben, um das literarische Examen abzulegen; seit sechs Jahren hat er nichts von sich hören lassen und die ganze Zeit hindurch hat die untröstliche Strohwitwe nicht aufgehört, das Haus mit ihren Klagen zu erfüllen. Der anhaltende Kummer hat sie endlich im höchsten Maße reizbar gemacht; einmal, als sie ihr Gesicht im Spiegel sah, forberte sie denselben auf, ihr des Gatten Bild zu zeigen, was natürlich unthunlich. Sie glaubt, daß vielleicht der Spiegel der Reinigung bedarf. Auf ihren Befehl reißt ihre Dienerin denselben sorgfältig ab, aber alles ist vergebens. Endlich wird die Dame über den widerspenstigen Spiegel so zornig, daß sie ihn mit aller Kraft gegen die Mauer wirft, worauf derselbe in tausend Stücke bricht.

Wenn auch in vielen Liedern die Liebe eine Rolle spielt, so kommen doch auch in anderen ganz andere Sachen vor; wir finden unter den mitgetheilten Proben eine Geschichte von der Entdeckung eines verbotenen Opiumhauses; von der sterbenden Heuschrecke, zu deren prächtigem Gedächtniß sich viele ihrer Stammesgenossen versammelten, die jedoch von einem großen Vogel verschlungen wurden; von einem Knaben, dem die Wahrsager einen frühzeitigen Tod prophezeit haben; die tiefstübsten Eltern wenden sich an den südlichen und nördlichen Stern; diese, durch die ständigen Bitten erweicht, verändern das Schicksal und schenken dem Knaben eine Lebensdauer von hundert Jahren.

Andere Erzählungen enthalten Anklänge an auch in Europa allgemein bekannte Legenden. Eine z. B., welche „Die verliebte Schlange“, Pien Kuan T'ing heißt, hat folgenden Inhalt: Herr Hsueh-huan, ein junger Student, befindet sich auf dem Wege, um sein Staatexamen zu machen; unterwegs wird er von einer jungen Dame angetroffen; da es regnet, bittet dieselbe sich unter den Schirm seines aufgespannten Regenschirmes begeben zu dürfen. Beide verlieben sich in einander und verheirathen sich. Zufällig erfährt der Jüngling, daß seine Gattin eine Schlange in Menschengestalt ist und, um ihren Verfolgungen zu entgehen, zieht er sich in ein Wüstenhöfchen zurück. Einesfalls einen bekannten Stoff behandelt ein Lied: Erh Tien Tsai Yao, die zwei Krämer sammelnden Geister. Zwei Letztere gingen in den Bergen, um Kräuter zu pflücken, doch während ihres Ausfluges wurden sie durch eine Fée in den Himmel geführt. Als sie nach Hause zurückkamen, fanden sie alles verändert; kein Mensch war da, den sie erkannt hätten. Als sie ihre Namen nannten, hörten sie mit Entsetzen und Schrecken, daß die Träger derselben vor vierhundert Jahren verschwunden seien. Unter solchen Umständen fassen sie den Entschluß, in die Berge zurückzulehren, von wo sie wieder in den Himmel geführt werden.

Auch die Ironie ist vertreten: Ein Ehegatte bittet auf dem Totenbett seine bessere Hälfte, sich nicht wieder zu verheirathen, bis die Erde auf seinem Grabe ganz trocken geworden ist. Die Frau verspricht es; kaum aber war die Erde des Gatten der Erde übergeben, als sie fand, daß

die Erde zu langsam trocknete. Jeden Tag nun besuchte sie das Grab und half mit ihrem Fächer der Natur nach, so sehr wünschte sie wieder zu heirathen. Der Inhalt einiger musikalisch-theatralischen Aufführungen wird ebenfalls mitgetheilt; einige derselben mögen hier folgen. Am Tage seiner Hochzeit muß ein junger Mann sich der Arme anschließen, um gegen die Feinde seines Vandes zu kämpfen. Nach zehn Jahren (und während dieser langen zehn Jahre ist seine Frau, trotz aller Versöhnung, ihm treu geblieben) kommt er mit den Abzeichen eines Generals zurück. Er begegnet seiner Frau, die er jedoch nicht erkennt und findet sie so schön, daß er nicht unterlassen kann, seine Bewunderung zu äußern; als er einige Minuten später dieselbe Dame in seinem eigenen Hause trifft und vernimmt, daß dies seine jungfräuliche Gattin ist, da überwältigt ihn die Freude und er eilt sie zu umarmen. Doch ehe sie ihm dies erlaubt, muß er eine lange Predigt über seine Untreue und seinen Wandelmut hören, weil er ja dem ersten besten hübschen Gesicht, dem er begegnet ist, Aufmerksamkeit geschenkt hat. Ebenso wie dieser begehrt auch die meisten anderen Texte mit Vorliebe dieselben Scenen des ehelichen Lebens und der Vorbereitungen zu denselben. Zwei verheirathete Freunde beschuldigen einander, unter dem Panthosoff zu stehen; beide leugnen es und es kommt zu einer Wette. Jeder von ihnen zieht im Geheimen seine Frau ins Vertrauen und, um die Wette zu gewinnen, stimmen beide Damen zu, sich eine Zeit lang zum Scheine fälschlich behandelbar zu lassen. Soweit geht alles gut; beide Männer sind überzeugt, daß der andere seine Frau nicht fürchtet; da aber das erwartete Geld nicht eingeht, prügeln beide Gattinnen ihre respektiven Ehemänner und werfen sie zur Thür hinaus, nachdem sie ihnen ein Malat auf dem Rücken befestigt haben, worauf geschrieben steht, daß sie ihre Frauen in Wirklichkeit doch fürchten. Ist in diesem Stücke die Frau von der schlimmen Seite aufgefaßt, so wird sie in einem anderen „Der Wurf des Apfels“ in glühigerem Lichte gezeigt. Die Tochter eines reichen Beamten hat öffentlich ihre Absicht ausgesprochen, sich in die Ehe zu begeben, und zu diesem Zwecke sind alle jungen Männer des Distrikts aufgefordert, sich in ihrem Hause einzufinden, um sie in Stand zu setzen, eine Wahl zu treffen. Der bestimmte Tag ist gekommen, die jungen Männer sind erschienen und erwarten ängstlich die Entscheidung, denn die Dame ist nicht nur schön wie ein Engel, sondern auch ungeheuer reich. Zur bestimmten Stunde erscheint sie auf dem Ballon, vor dem die Freier sich versammelt haben. Der Blick der Schönen überflutet die Reihen der jungen Adligen und der übrigen Bewerber, die im schönsten Zug da vor ihr stehen; plötzlich sieht sie unter ihnen einen Augenblick, dem Sohn eines früheren Staatsministers, der ärmlich in Ratten gekleidet ist. Ihm wirft sie den Apfel zu und trotz des Widerspruches ihrer Familie und ihrer Freunde beharrt sie auf ihrem Entschlusse und heirathet ihn.

Diese Proben dürften genügen, um nachzuweisen, daß sich in dem Gedankengang selbst durchaus keine besondere Eigentümlichkeiten zeigen, und da, wo solche vielleicht angedeutet sind, wie z. B. in der Nationalhymne, sie dem Geiste des Volkes nicht zur Unrecht gereichen; dabei muß man berücksichtigen, daß der Katalog, der den vorliegenden Zeilen als Grundlage dient, durch europäische Autoren zusammengestellt ist, die theilweise mit chinesischen Zuständen sehr gut bekannt, andererseits aber über den Verdacht erhaben sind, mit zu günstigen Farben gemalt zu haben; abgesehen von allen anderen Gründen scheint schon der trockne, geschäftsmäßige Ton ihres Berichtes vor

demselben. Wenn aber das eben Gesagte richtig ist, müssen wir in mancher Beziehung das landläufige Urtheil über die Chinesen modifiziren, wozu allerdings vor kurzem schon eine Anregung durch die zurecht in der „Revue de deux Mondes“ erschienene Arbeit <sup>1)</sup> des Colonel Tcheng-Ki-Tong gegeben wurde, die trotz allem, was gegen dieselbe gesagt werden kann und auch gesagt worden ist, jedenfalls Beachtung verdient und vielleicht noch gelegentlich einmal besprochen werden soll, die ich mir aber vorläufig der Aufmerksamkeit des sich für Chinesisches interessirenden Lesers zu empfehlen erlaube. Der Verfasser hat sein Buch ge-

schrieben, um sein Vaterland dem Europäer im besten Lichte erscheinen zu lassen, vielleicht auch, um dem europäischen Hochmuth hier und da eine nicht ganz unverdiente Lektion zu geben. Einerseits lüftet er die Verhältnisse und Zustände in seiner Heimath in ein sehr günstiges Licht zu legen, und dies ist doppelt gefährlich, da er sich als guten Kenner europäischer Verhältnisse und europäischer Ansichten zeigt, der es sehr gut versteht, seine Farben für den europäischen Leser zu wählen; andererseits aber ist er zu genau mit chinesischen Verhältnissen bekannt, als daß man nicht, wenn man mit Rücksicht auf das eben Gesagte einen, meiner wegen sehr starken Uebertreibungsoeffizienten an seine Mittheilungen anwendet, doch noch recht brauchbares Material bei ihm finden könnte.

<sup>1)</sup> In Buchform *Les Chinois Peints par eux-mêmes* Calman Lévy 1884.

## Der jetzige Stand der Sklavenfrage in Brasilien.

Von Dr. Wilhelm Breitenbach.

Zeit etwa zwei Jahren geht durch das brasilianische Volk eine immer tiefer sich ausbreitende soziale Bewegung, welche es wohl verdient, auch bei und beachtet zu werden, schon deshalb, weil sie darauf hinarbeitet, einen Akt der Humanität zu verwirklichen oder doch beschleunigen zu helfen. Es handelt sich um die möglichst baldige Befreiung der Sklaverei. Der erste wirksame gesetzliche Anstoß zur Aufhebung der Sklaverei geschah am 28. September 1878 durch das Gesetz Rio Branco's; dieses wies das Gesetz, daß von genanntem Tage an im Kaiserreiche kein Sklave mehr geboren wird: also die Kinder der noch vorhandenen Sklaven sind frei, d. h. von dem Tage ihrer Volljährigkeit an. Durch dieses Gesetz war die Sklaverei auf den Aussterbe-Etat gesetzt, und es ließ sich ja leicht berechnen, daß am Anfang des nächsten Jahrhunderts die Sklaverei gänzlich oder doch bis auf minimale Reste verschwunden sein würde. Damit war der Forderung der Humanität vollkommen Genüge geleistet und zugleich ein großes Uebel, wenn nicht ein Bürgerkrieg, dem Lande erspart. Wieso? Wenn die Sklaverei plötzlich mit einem Male aufgehoben worden wäre, so würden nothwendigerweise, namentlich in den Nordprovinzen des Reiches, die größten Schädigungen hervorgerufen worden sein. Die Besitzer der großen Kaffee-, Zucker-, Tabak- oder Baumwollplantagen, die oft mehrere Tausende von Sklaven besitzen, hätten zunächst einmal einen enormen Verlust erlitten an Kapital, denn jeder Sklave repräsentirt doch eine gewisse Summe, zwischen 1000 bis 2000 Mark oder auch noch mehr. Allein diesen Verlust hätten die Leute wohl noch allenfalls ertragen, zumal dann, wenn die Regierung sich zu einer angemessenen Entschädigung verstanden hätte. Viel schlimmer war jedenfalls der Umstand, daß den Plantagen die meisten Arbeitskräfte entzogen wurden; denn es ist sicher, daß die meisten der freigelassenen Sklaven nun nicht mehr auf den Plantagen arbeiten würden. In der That würde die plötzliche Aufhebung der Sklaverei mit einem Knip der großen Produktion des Landes (Kaffee, Zucker, Tabak u.) verbunden gewesen sein, und darum müssen wir das Gesetz vom 28. September 1878 als ein sehr weises bezeichnen.

Was die Zahl der Sklaven Brasiliens anbelangt, so verhalten sich die einzelnen Provinzen sehr verschieden. Die folgende Tabelle, die ich einer neueren Nummer von „Revue“

Deutschens Zeitung“ von Porto Alegre entnehme, giebt über den Bestand im Jahre 1873 und den im Jahre 1882 Auskunft:

| Provinzen                        | Zahl d. Sklaven<br>1873 | Zahl d. Sklaven<br>1882 |
|----------------------------------|-------------------------|-------------------------|
| Amazonas . . . . .               | 1 515                   | 1 716                   |
| Pernambuco . . . . .             | 31 587                  | 25 389                  |
| Bahia . . . . .                  | 71 598                  | 60 059                  |
| Piauí . . . . .                  | 24 134                  | 18 691                  |
| Gratá . . . . .                  | 33 409                  | 12 588                  |
| Rio Grande do Norte . . . . .    | 13 634                  | 10 051                  |
| Paraguay . . . . .               | 25 817                  | 20 800                  |
| Pernambuco . . . . .             | 185 230                 | 154 700                 |
| Alagoas . . . . .                | 35 124                  | 22 439                  |
| Sergipe . . . . .                | 35 061                  | 16 173                  |
| Alagoas . . . . .                | 22 227                  | 20 717                  |
| Pernambuco . . . . .             | 162 403                 | 132 200                 |
| Rio de Janeiro (Stadt) . . . . . | 47 084                  | 35 563                  |
| Rio de Janeiro . . . . .         | 391 352                 | 268 831                 |
| S. Paulo . . . . .               | 171 622                 | 139 500                 |
| Paraná . . . . .                 | 11 249                  | 7 068                   |
| S. Catharina . . . . .           | 15 250                  | 11 049                  |
| Rio Grande do Sul . . . . .      | 25 450                  | 18 703                  |
| Rio de Janeiro . . . . .         | 311 304                 | 279 010                 |
| Goias . . . . .                  | 8 800                   | 6 809                   |
| Mato Grosso . . . . .            | 7 051                   | 6 600                   |
| Total . . . . .                  | 1 542 230               | 1 272 355               |

Wie der Leser sieht, hat seit 1873 die Zahl der Sklaven nicht gerade sehr bedeutend abgenommen; aber das Gesetz Rio Branco's hat doch seine erkennbare Wirkung gehabt. Seit dem Jahre 1882 ist nun aber diese Emancipations-angelegenheit in ein anderes Stadium getreten. Der Kaiser wünschte aus irgend welchen Gründen damals die gänzliche Befreiung der Sklaverei bis zum Jahre 1890. Es wurde auch ein diesbezügliches Gesetz entworfen, welches (mit Recht) nicht in Kraft getreten ist. Allein wenn auch dieser Plan des Kaisers gescheitert ist, so ist doch seit zwei Jahren die Abschaffung der Sklaverei mit Riesenschritten vorwärts gegangen und es ist im ganzen Lande eine diesbezügliche Bewegung entstanden, die namentlich in der jüngsten Zeit geradezu großartige Dimensionen angenommen hat. Diese Bewegung geht von Privatkreisen aus. Zeitungen, junge Schriftsteller, Redner, die sich schnell einen Namen machen oder die Deputirte werden wollen, preisen die große Emancipation, die sofortige Abschaffung der Sklaverei als ein

höchst verdienstvolles, humanes Werk, stellen es als Schmach und Schande für Brasilien hin, daß es noch Sklaven besitze, daß noch Menschen, die doch unsere Brüder seien, nicht das herrliche Gut der Freiheit besäßen. Mit einem Worte, man schmeißt im Humanitätsbüdel, ohne an die wirtschaftlichen und socialen Folgen zu denken, welche die schnelle Befreiung der Sklaverei mit sich bringt. Ueberall im Lande haben sich Emancipationvereine gebildet, die Geld zum Kauftun von Sklaven sammeln oder deren Mitglieder sich verpflichten, ihre Sklaven freizulassen. Dieser freiwillige Freilauf von Sklaven ist aber meistens ein bedingtes; nämlich die Negers erhalten unter der Bedingung ihre Freiheit, daß sie noch etwa vier Jahre bei ihren Herren, natürlich gegen Lohn, arbeiten. Sie treten also aus der Sklaverei zunächst in ein mehrjähriges Dienstverhältnis zu ihrem Herrn über und erst nachher gelangen sie in den Besitz ihrer vollen Unabhängigkeit. Diese Bestimmung oder dieser Brauch ist sehr gut, denn dadurch wird einem plötzlichen Mangel an Arbeitskräften vorgebeugt und die Sklaven selbst gewöhnen sich weit eher an ihr neues Leben, so daß gegründete Aussicht vorhanden ist, daß sie auch nach Ablauf ihrer Miethzeit bei ihren Herren oder selbständig weiter arbeiten werden. In Rio Grande do Sul, wo bekanntlich etwa 120 000 Deutsche wohnen, ist in den letzten Monaten der Enthusiasmus in Sachen der Sklavenbefreiung geradezu großartig geworden. Ich sehe eine Stelle aus einer der letzten mir zugegangenen Nummern von „Roscius' Deutschen Zeitung“ aus Porto Alegre hierher: „Ein großer Theil der Hauptstraßen der Stadt ist schon ganz frei und Maueransätze verkünden dem Publikum das freundliche Ereigniß. Am 14. August wurden abermals viele Straßen und Plätze frei erklärt und die Beamten der verschiedenen öffentlichen Ämter gaben alle ihre Sklaven frei. Die Zahl der in acht Tagen angefertigten Freibreife beläuft sich auf mehr als 600 und die Bewegung ist in stetigem Fortschreiten. Jeden Abend finden Friedensdemonstrationen statt und die ganze Stadt scheint von einem wahren Abolitionsfieber ergriffen zu sein.“

Jeder Widerstand gegen den Strudel ist unmöglich und es ist fast sicher anzunehmen, daß am 28. September kein einziger Sklave mehr in der Stadt Porto Alegre existiren wird. Der Werth des Sklaven ist auf ein Minimum gesunken, es sind in den letzten Tagen viele Sklaven gerichtlichserweise auf 40, 60 bis 100 Mark evaluiert und dafür befreit worden. Die 57 Sklaven der Erbschaft des Herrn João Porto, die noch vor acht Tagen einen Werth von ca. 100 000 Mark repräsentierten, sind am 14. allesamt so niedrig evaluiert worden, daß sie keine 6000 Mark brachten. Alle wurden sogleich vor Gericht freigesetzt, da die meisten das Geld hatten und es den anderen von Amosenden vorgeschossen wurde. Der Wille des Volkes feiert da einen glänzenden Triumph. Wunderses Mark steigen in und sehr ernste Bedenken wirtschaftlicher Art auf, aber — die Sache ist einmal im Gange und an Einhalt ist jetzt nicht mehr zu denken.“

Am 7. September fand in Porto Alegre ein überaus großartiger Bazar statt zum Besten der Sklaven. Die vornehmsten Damen der Stadt hatten in eleganten zahlreichen Verkaufspavillons, die auf einem großen Plage gegenüber der Präsidentur aufgestellt waren, den Verkauf der sehr zahlreich eingegangenen Geschenke übernommen. Es wird eben alles gethan, um die Provinz in möglichst kurzer Zeit sklavensfrei zu machen und dieses Ziel dürfte, was Rio Grande do Sul betrifft, in der That innerhalb Jahresfrist gelingen. Hier im Süden Brasiliens hat die schnelle Befreiung von der Sklaverei kaum nachtheilige

Folgen; hier hat, namentlich durch die deutsche Einwanderung, die Arbeit des freien Mannes längst Bürgerrecht erworben, hier galt es schon längst nicht mehr für schimpflich, Arbeiten zu verrichten, die in den Nordprovinzen nur von Sklaven ausgeführt werden. In Folge dessen wird auch die Bevölkerung des Südens beim günstigen Ausfalle der Sklaverei viel weniger unter einem Mangel an Arbeitskräften zu leiden haben wie die des Nordens. Dazu kommt dann noch, daß die freigelassenen Sklaven im Süden wenigstens in den meisten Fällen weiter arbeiten werden. Das Klima zwingt sie schon dazu, denn die Natur ist doch nicht in dem Maße veränderlich wie im Norden, wo der Boden auch ohne Arbeit stets so viel Nahrungsmittel hervorbringt, wie die nichtstehenden Negers brauchen. In Rio Grande giebt es schon jetzt Hunderte, ja wohl Tausende von Negern, welche sich an stetige Arbeit gewöhnt haben; sie arbeiten in Fabriken, lernen ein Handwerk u.; kurz sie sind zu ganz brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft geworden. Freilich ein großer Theil gefällt sich lieber im Nichtsthun und sucht durch Betteln sich seinen Unterhalt zu verschaffen.

Ganz anders wie im Süden, wo man den townischen Ereignissen immerhin ruhig und ansehnlich entgegensehen kann, liegen die Verhältnisse in den Nordprovinzen, in denen die Sklaven bisher das einzige Arbeitsmaterial waren und in denen dieses Material durch Weisse wenigstens niemals ersetzt werden kann. Es ist kaum anzunehmen, daß die freigelassenen Negers in großen Mengen bei der Arbeit verbleiben werden; es stellt sich also ein höchst bedenklicher Mangel an Arbeitskräften ein, unter dem die große Production des Landes unsehrbar bedeutend leiden muß. Daß ein solcher Mangel an Arbeitskräften eintreten wird, kann nicht bezweifelt werden, und einige Plantagenbesitzer haben schon jetzt versucht, durch Einführung von Kulis sich einen billigen Ersatz der Negerskräfte zu verschaffen.

Das ist im allgemeinen der gegenwärtige Stand der Sklavensfrage in Brasilien, die gerade jetzt die Gemüther so gewaltig erregt. Wir wollen nun zum Schluß auf einige bemerkenswerthe Uebelstände aufmerksam machen, welche die Abschaffung der Sklaverei mit sich bringt. Da die Kinder der Sklaven, falls sie nach dem 28. September 1871 geboren wurden, frei sind, nur bis zu einem gewissen Alter im Hause des Herrn ihrer Mutter verbleiben, dann aber thun und lassen können, was ihnen beliebt, so werden sich die allermeisten Sklavenbesitzer um diese Kinder selbstredend gar nicht kümmern; sie nützen ihnen ja wenig oder gar nicht, sind ihnen vielmehr nur eine unbenutzte Last. So wächst denn nun in Brasilien eine ganze Generation von Negern auf wie das liebe Vieh. Die Kinder lernen nichts; sie stellen erwachsen nur eine Rote von Stralenden dar, die Leben und Eigenthum anderer Staatsbürger gefährden.

Um dieses Uebel abzuwenden oder doch nach Möglichkeit zu vermindern, haben einige Zeitungen Vorschläge gemacht, von denen mir namentlich einer in hohem Grade beherzigenswerth erscheint, der in Brasilien aber natürlich sogleich verhallen wird. Der Vorschlag geht dahin: man solle die Welter, die man jetzt sammelt, um Sklaven loszukaufen, vielmehr zur Gründung von Regerschulen verwenden; man solle die Sklaventrümmer gesetzlich zwingen, diese Schulen zu besuchen und nachher solle man die Kinder irgend ein Handwerk lernen lassen oder sonstige zu geregelter Beschäftigung anhalten. Allein um solche Dinge kümmert man sich in Brasilien nicht, alles geht seinen zalenbarischen weiter, bis eines Tages das Ungewitter über dieses von der Natur so überaus reich gesegnete Land hereinbricht, daß auf allen

Seiten durch die verschiedensten Anzeichen sich nur zu deutlich bemerkbar macht.

Für eine gewisse Klasse von Brasilianern ist die Aufhebung der Sklaverei sehr schlimmer oder sehr gut, ganz wie man es nehmen will. Es giebt nämlich zahlreiche Familien oder einzelschwebende Personen, welche im wahren Sinne des Wortes von ihren Sklaven ernährt werden, während sie selbst irgend welche Arbeit gar nicht zu kennen scheinen. Die Sklaven arbeiten als Handwerker, Tagelöhner, Wäscherinnen u. a. außer dem Hause und das auf diese Weise verdiente Geld fließt in die Tasche des Herrn. Ja, es kommt sogar häufiger vor, als man vielleicht glauben sollte, daß Sklaven für ihre Herren betteln. In Porto Alegre sind uns mehrere Brasilianer bekannt, deren Sklaven bei Tage betteln gehen, und diese müssen jeden Abend eine bestimmte Summe Geldes abliefern, von der die Herren dann ein ganz gutes Leben führen. Diese Leute werden jetzt natürlich vor eine böse Alternative gestellt: entweder verkommen oder selbst arbeiten! Wer weiß, ob es für das Land nicht besser wäre, wenn das erste eintreife? Andere arbeitsfähige Menschen würden ihren Platz doch doppelt und dreifach besser ausfüllen.

Auch für die Brasilianerin dürfte mit der Aufhebung der Sklaverei eine neue Zeit beginnen. Sehr viele kleine

Leute besitzen heute noch einen Sklaven oder eine Sklavin; Frau und Tochter kümmern sich selbstverständlich nicht um den Haushalt, Arbeit ist für sie ein unbekanntes Ding. Wie viele dieser Leute aber werden sich nach Verlust ihrer Sklaven bezahlte Diensthöfen halten können, die schon jetzt sehr theuer sind? Den meisten brasilianischen Frauen und Mädchen, die heute sorgenlos ihre Toilette machen und den langen lieben Tag im Schaukelstuhl verträumen oder zwecklos zum Fenster hinaussehen, wird dann weiter nichts übrig bleiben, als auf manche heute noch selbstverständliche Bequemlichkeit zu verzichten und selbst zu arbeiten. Viele Familien werden sich tief hinunterstufen, wie man es schon jetzt nicht nur in den Städten sieht, sondern auch im Innern des Landes, wo sie ein Stück Land nach dem anderen verkaufen, zumeist an deutsche Kolonisten, die es mit ihrer Hände Arbeit fester zu halten vermögen.

Ob nun die jetzt so mächtig in Aufschwung getommene Emanzipationsbewegung in gleichem Maße weitergeht, oder ob eine Ermüdung bald eintritt, jedenfalls bereitet sich ein Eingriff in das innere Leben der Brasilianer vor, der manches umgestalten wird im sozialen Leben. Möge die Bewegung und Wandlung nicht Aehnliches im Gefolge haben wie in Nordamerika; Brasilien würde sich von einem solchen Schlag nicht so bald wieder erholen.

## Kürzere Mittheilungen.

### Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete.

Von G. Fern. von Tröltzsch.

(Mit zahlreichen Abbildungen und 6 Karten in Farbendruck. Stuttgart, Guts., 1884.)

Trotz die Prähistorie mit Hilfe der induktiven Methode bereits zu einer exakten Wissenschaft herangereift ist, mag man aus dem vorliegenden Werke erkennen, welches den württembergischen Major von Tröltzsch zum Verfasser hat, der bereits mehrfach durch die Anfertigung prähistorischer Karten sich verdient machte. Es ist ein Werk echt deutschen Fleißes, in dem Tausende von zerstreuten Daten mühsam gesammelt und unter den verschiedensten Gesichtspunkten rubricirt sind. Der Verfasser hat alle Museen des Rheingebietes und der Nachbargebiete studirt, massenhaft Fragebogen versandt und schließlich über 1000 Fundorte in seine Karten eingetragen. Die Fundobjekte der vorrömischen Metallzeit zeigen vier streng von einander getrennte Typen: 1) eine reine Bronzezeit mit wenig Eisen in den Terramaren der Ebene, in den Pfahlbauten der Westschweiz und verschiedenen Gegenden des Rheingebietes; 2) die ältere Eisenzzeit (Hallstätter Periode); 3) längere Eisenzzeit mit vorwiegend Eisen (La Tène-Periode) und 4) italische Fibularte. An der Basis des deutschen Rheingebietes gelegen verbreiten sich die Ergebnisse dieser vier Hauptgruppen nach allen Richtungen über dasselbe, besonders über den südlichen Theil.

Tröltzsch ordnet die Funde des vorhandenen Materials in Tabellen nach zwei Gesichtspunkten, einmal geographisch und dann nach den Objekten, in einer Weise, die neu und originell genannt werden muß. Jeder Rubrik steht die typische Abbildung des Gegenstandes voran, so daß man — klar wie in einer Bilderzähl — gleich überfliehet, um was es sich handelt. Schließlich faßt Tröltzsch die Ergebnisse seiner mühseligen Arbeit in sechs Karten zusammen, welche (immer auf das Rheingebiet und seine Nachbarländer beschränkt) die Verbreitung der Kupfergeräthe und der Bronze

aus der Bronzezeit, die Verbreitung der Hallstätter Funde, der La Tène-Funde, der italischen Funde, die Verbreitung der nachgewiesenen Fibularten und der vorrömischen Münzen (Athenagischsilber etc.) zur Anschauung bringen. Wenn über andere Gebiete und aus anderen prähistorischen Perioden erst ähnliche Arbeiten von der Vollkommenheit und der Uebersichtlichkeit jener des Freiherrn von Tröltzsch vorliegen, dann werden sich noch mehr, als schon jetzt, interessante Aufschlüsse über kulturhistorische wie ethnographische Verhältnisse längst vergangener Völker ergeben.

### Adrianow's Forschungsreise im Altai.

In der ethnographischen Abtheilung der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft hat vor kurzem Zadrinow, der Herausgeber und Redakteur der „Ostsijschen Revue“, einen Vertrag über die im Jahre 1881 von dem russischen Gelehrten Adrianow nach dem Altai- und sibirischen Gebirge unternommene Forschungsreise gehalten. Die Reise ist unter nicht weniger als günstigen Bedingungen ausgeführt worden; da Adrianow nur geringe Geldmittel zur Verfügung fanden, so konnte er nicht mehr als vier Begleiter mitnehmen. Trotzdem gelang es dem Reisenden, überraschende Resultate zu erzielen und bis in Gegenden vorzudringen, die bislang günstig unbekannt waren. Obgleich die südlichen Abhänge des Altaigebirges schon früher von verschiedenen Karavannen der Wissensch. der Pallas, Ledebur, Humboldt u. zum Gegenstande der Forschung gemacht worden sind, so ist doch der größte Theil dieses Gebietes, die großen Länderstrecken zwischen dem Flusse Tom und dem Gouvernement Jenisei, bisher so gänzlich eine terra incognita geblieben. Die Expedition Adrianow's nahm ihren Anfang von der Stadt Krasnojarsk aus, passierte den Fluß Irtysch, unterfuhr den See Teletsk, berührte Tschudschman, Tom und Ngolou, überschritt den Schaptschapa, drang bis zum Flusse Kentschik vor, suchte und fand die Quellen des Jenisei und



durchwanderte das ganze Gebiet dieses Flusses bis zur Stadt Jenisei, wo die Expedition ihr Ende erreichte. Auf dieser langen Wanderung trat Adriaan überall Völkern entgegen, die nur durch Einwanderung in diese Gegenden gekommen sein konnten. Wirkliche Russen fand man nur im Tundragebiet des Jenisei und am Fluße Uss. Die Bevölkerung des Altaigebirges und jenseits des sibirischen Gebirges ist im vorigen Jahrhundert eingewandert und besteht aus Eskimern. Ihre Grenze blieb bis zum Jahre 1808 gänzlich unbekannt und wurde erst durch einen russischen Beamten, der in jenen Gegenden Vermessungen anstellte, ermittelt. Ähnliche Kolonien, wie wir bei den erwähnten Gegenden, hat Adriaan bei Tobat am Kusa-Fluss ange- troffen. Wie die von ihm erworbenen Dokumente nach- weisen, sind dieselben im Jahre 1800 gegründet worden. Die Kolonisten sind überaus wild und räuberisch; dieselben haben ausgedehnte Wälder die Magazine überfallen und ausgeplündert, welche russische Kaufleute in ihren Gebieten an- legten; auch Adriaan wurde von ihnen angegriffen. Außer diesen Kolonisten besuchte der Reisende auch die sogenannten schwarzen Tataren an den Flüssen Kouboua und Kuida, einen Stamm, der bis dahin nur von Rabloff besucht und befahren worden ist. Die schwarzen Tataren werden für Abkömmlinge der großen finnischen und turanischen Stämme gehalten. Ihre Lebensweise bietet verschiedene interessante Eigentümlichkeiten dar. Es macht sich z. B. bei ihnen ein unvorstellbares Verbrechen geltend, das nomadische Leben durch den Aufenthalt in festen Wohnsitzen zu ersetzen; ihre Wohnungen sind viereckig gebaut und den russischen Bauern- häusern ähnlich, man findet hölzerne Ofen, sowie mancherlei sonstige Zeichen einer gewissen Kultur bei ihnen. — Von Ja- drinskoy, welcher über die Kulturstufe dieser eingewanderten Völkerstämme eingehende Untersuchungen angestellt hat, wurde darauf aufmerksam gemacht, daß das oben erwähnte kultur- historische Moment gerade den finnischen und turanischen Stämmen eigenthümlich sei, und man außerdem bei ihnen die Anfänge der Gewerbe des Ackerbaues, der Spinnerei

und Weberei vorfand. Diese bisher in anthropologischer Beziehung fast gänzlich unerforschten Volksstämme führen gleich den die Abhänge des sibirischen Gebirges bewohnenden Sajanen den gemeinschaftlichen Namen „Tuba“, der wahr- scheinlich mongolischen Ursprungs ist, da man denselben als „Tuba“ bei den Volksstämmen der nördlichen Mongolei, so- wie bei Stämmen am Kossogosse wiederfindet. Jadrinskoy machte weiter auf die bemerkenswerthe Vermischung auf- merksam, welche zwischen den verschiedenen sibirischen Volks- stämmen und dem russischen Elemente stattfindet; die Assimila- tion vollzieht sich am leichtesten zwischen Russen einer- und Finnen oder Turanern andererseits, am schwersten dagegen zwischen Russen und Mongolen. Man hat zu konstatiren ver- mocht, daß bei der Vermischung von Russen und Finnen oder Turanern jeder charakteristische oder bestimmte aus- geprägte Typus sehr rasch verschwindet, wegen sich derselbe bei Mischung der Russen mit Mongolen merkwürdig lange er- hält. Außer sonstigen Forschungen hat Adriaan auch solche auf archäologischem Gebiete ausgeführt und eine be- deutende Anzahl Abbildungen von Steinarbeiten und Denkmälern, die er bei den Sajanen und in der Mongolei vor- gefunden, angefertigt. Sehr interessant sind die Abbildungen von Grabdenkmälern, von denen einige nur aus sonstigen Steinhäufen bestehen, während andere ganz frisch angelegt und von einem Kreise größerer Steine umgeben sind, noch andere eine primitive Steinarbeit anweisen und zwar darauf deuten, daß sie eine entfernte Ähnlichkeit mit einem menschlischen Körper besäßen. Sehr häufig fand man auf den Grabstätten Knochen und andere Ueberreste von Pferden, welche als Todtenopfer dargebracht waren. Auch hat man Runenschriften vorgefunden, die eine gewisse Ähnlichkeit mit dem altnordischen (?) besäßen sollen. Herr Ja- drinskoy wird demnächst ein umfangreiches Werk über die uralte-altaiischen und negro-turanischen Stämme Sibiriens beenden haben, das wahrscheinlich in russischer und deutscher Sprache erscheinen und von den Ethnographen eine Preis- medaille zuerkannt werden wird. S. Bay.

## Aus allen Erdtheilen.

### Europa.

— Im Oktober 1884 ist die Vermessung Bos- niens vollkommen beendet worden, wie Minister von Kalau im Budgetauschuß der österreichischen Delegation anfangs November mittheilte, und bis zum Juni sollen auch die auf die Vermessung kosaken Katasterkarten fertig gestellt werden. Die Vermessung, an welche sich nun unmittelbar die An- legung von Grundbesitzkarten anschließen soll, hat eine Zeit von vier bis fünf Jahren in Anspruch genommen und hat 3 Millionen Gulden gekostet, welche aus den Mitteln des Landes selbst bestritten wurden. Ueber die Kolonisation machte derselbe folgende Mittheilung. Es sind von Sibirien aus an drei Punkten Kolonien etabliert worden, und zwar bei Banjaluka, Friedor und Konjica. Die ersten Kolonisten, nämlich jene bei Banjaluka, haben einen Waldboden zur Ausbeutung überantwortet bekommen, und hier ist natürlich eine entsprechende Zeit notwendig, bis diese Kolonie sich kräftig entwickeln kann. Es geht ihr jedoch auch jetzt nicht schlecht. Bei Friedor haben die eingewanderten Kolonisten von Seite der Regs Behörden zugewiesen er- halten, und diese Kolonie hat sich das vortheilhafteste entwickelt. In Konjica sind jedoch zwei Drittel der Ein- gewanderten nicht Landleute, sondern Handwerker oder Tage- löhner gewesen, die mit dem Landbau gar nicht vertraut

waren und denselben erst von den Einwohnern lernen wollten. Daß diese sich unter solchen Verhältnissen in einem fremden Lande nicht behaupten konnten, ist wohl an sich selbst leicht verständlich, und es blieb der Mehrzahl derselben daher auch nichts übrig, als nach der Heimath zurückzukehren, wobei sie von der Regierung nachsichtig unterstützt wurden. Die Zurückgebliebenen aber, welche dann in den Besitz des von der Regierung beigestellten Viehes auch der Zurückkehrenden gelangt sind, haben sich allmählich eingewöhnt, und es geht ihnen ganz erträglich. Es wäre daher nur zu wünschen, daß bei weiteren Kolonisationsversuchen schon in der Heimath eine geeignete Auswahl unter den Reuten ge- troffen werde, damit dieselben die für eine gedeihliche Kolonisa- tion notwendige Vorbereitung mitbringen.

— Auf S. 240 dieses Bandes brachten wir die Angabe, daß das binnische Kanonenboot „Jolla“ Ende August die bei Kap Krethianes neu entdeckte Insel nicht gefunden habe. Gleicho ergab es einem französischen Kriegsschiffe, und trotzdem war die Insel vorhanden, denn bald darauf hat sie der englische Korvetten in Kessawil, Mr. Spencer Patterson, durch ein Teleskop gesehen (s. „Nature“, 13. November 1884). Bei trübem Wetter ist sie von dem Leuchtturme auf Kap Krethianes aus einem benehauerten Auge nicht sichtbar, wäh- rend der Wächter bei hellem Wetter wiederholt ohne Teleskop erblickt hat. Seit dem 29. Juli, wo er sie zuerst



sch, hat sie durch Einsturz der Südseite ihrer Gestalt wesentlich verändert; vielleicht ist sie schon früher entstanden und ruhig und ohne Geräusch aus dem Meere aufgetaucht, denn keine der üblichen vulkanischen Erscheinungen, wie Erdbeben, Rauch, Feuer u. s. w., begleiteten ihre Entstehung. Bis Ende September hat sie noch niemand besucht, weil sie stürmisches Wetter herrschte und die See dort sehr gefährlich ist.

### Afrika.

Am 6. August ist Kapitän Haussens, von einer Fahrt nach dem oberen Kongo, welche 136 Tage in Anspruch nahm, nach Leopoldville am Stanley-Pool zurückgekehrt. Mit zwei Dampfern und zahlreicher Begleitung hat er die enterte Station an den Stanley Falls verproviantirt und mit zwei Beamten, den Schweden Wester und dem Belgier Amelot, versehen. Ueberall wurde er von der Bevölkerung gut aufgenommen, hat mit den Häuptlingen zahlreiche Verträge abgeschlossen und an der Mündung des Kuvuini eine Station errichtet. (Ubrigens soll dieser Strom von seinen Anwohnern Ubingi genannt werden und eherer Name sich auf einen Teil des Kongo selbst beziehen.) Auch mehrere Nebenflüsse des Kongo hat Haussens untersucht. Leider verlor er unterwegs am 26. Juni den Apotheker Ernest Courtois am Gallecher; derselbe hatte Europa im August 1883 verlassen und war im März zum Chef der Station an den Stanley-Fällen ernannt worden; es ist der zweite Todesfall binnen kurzer Zeit, der für die Schädlichkeit des Klimas am Kongo Zeugnis ablegt.

Der italienische Marinekommandant Massari, welcher in Valentini's Begleitung 1880 bis 1881 Nordafrika von Ägypten über Dar-Fur, Bahai und Bernu bis zum Niger und der Küste von Cherquien durchzog, hat, fast später in die Dienste der „Association internationale“ und erhielt den Befehl über die Station Manjanga am unteren Kongo. Kürzlich wurde er nun von den Generalkonsuln de Winton beauftragt, an der Spitze einer Expedition den Kongo fluss, der oberhalb des Stanley-Pool von Süden in den Kongo mündet, zu erforschen. De Winton selbst hat bereits den Unterlauf des Kongo einige Tagereisen weit besahren und mit seinen Kongoquern freundschaftliche Beziehungen angeknüpft; Massari soll dieses Werk fortsetzen, den Strom soweit aufwärts besahren, als dies für seinen Dampfer möglich sein wird und vielleicht eine oder mehrere neue Stationen errichten. Bekanntlich hat Major H. von Meinhof den Kongo von Süden her bis etwa 5° 6' südl. Br. besahren, wo die Steinbarre Kungunshi etwas auf der Grenze der Stämme Malakalla und Mandini seinem Vorbringen ein Ende bereitet. Von der Mündung des Kongo bei Kuamouth bis zu dieser Steinbarre beträgt die Entfernung in der Luftlinie etwas über 200 km. (Hierbei sei erwähnt, daß H. von Meinhof's „Karte der Kongo-Expedition“ sieben in 26 Blättern von eleganter Ausführung, freilich zu dem enormen Preise von 60 Mark bei Kiehn u. Co. in Berlin erschienen ist.)

Ein sehr vielseitiges und vollständiges „Handbuch für Madeira“ hat der seit Jahren auf der Insel lebende Professor Dr. P. Langerhans unlängst auf Grund des besten englischen Handbuches, desjenigen von James Bates Johnson veröffentlicht (Berlin 1884). Allen aber nur wünschenswerthen praktischen Angaben enthält es Kapitel

über Geographie, Geschichte, Bevölkerung, Verwaltung, den Wein, Zoologie, Botanik, Geologie u. s. w., besonders aber zwei eingehende Abschnitte über Meteorologie und Agrarwissenschaften, in welchen der Verfasser viel Neues nach seinen eigenen Beobachtungen bietet. Litteratur-Verzeichniß, Index, lehrstoffsartige der Insel und Plan von Funchal, nichts fehlt, um das Buch in jeder Hinsicht zu einem äußerst brauchbaren zu machen, und das nicht nur für den kranken Besucher der herrlichen Insel.

Die „Association internationale“ erstirbt jetzt selbst von belgischer Seite einen heftigen Angriff. Das „Brüsseler Blatt La Réforme“ veröffentlicht nämlich aus dem Briefe eines Belgiers, datirt Stanley Falls (Pool?), 18. September, folgendes: „Ich höre soeben, daß wir uns mit den Eingeborenen zwischen Lulib (Lutet?) und Mananga in offenem Kriege befinden. (Dieser Angabe, aber nur dieser allein, wird in No. 19 von „Le Mouvement géographique“ widersprochen.) Oben Sir F. de Winton, der die Truppen befehligt, soll mehrere Dörfer niedergebrannt und zahlreiche Gefangene gemacht haben. Wir befinden uns in Afrika auf einem Vulkan, der sehr ausbrechen kann. Unser Leben hängt an einem Faden; denn wenn die Eingeborenen entschlossen sind, bleibt kein einziger Weißer hier noch drei Tage lang am Leben. Vor einigen Tagen wurde ein Mann, sämtliche Weißen in Leopoldville in verzweifelter und dann die Station zu plündern und zu verbrennen, entdeckt. Früher oder später wird dergleichen bestimmt vorkommen. Eingeborene, die von Boloko kommen, berichten, daß die Schwarzen die Station angegriffen und einen Mann, wahrscheinlich einen Janjibar, getödtet haben.“ Veröffentlichte sie diesen Brief nicht oder thun Sie es wenigstens nicht, daß mein Name nicht bekannt wird. Denn die Association verheißt sich an denen, welche die Wahrheit sagen, zu rächen. Verschiedenen Belgien sind Träger verweigert worden, mit deren Hilfe sie nach Europa oder wenigstens an die Küste zurückkehren wollten; dieselben waren krank und wünschten den Dienst der Association zu quittiren.“

Da diese Enthüllung nicht von portugiesischer oder französischer Seite kommt, die der Parteilichkeit geziehen werden könnte, sondern von einem Belgier und aus dem eigenen Lager der Association, so muß man ihr eine erhöhte Bedeutung beimessen, zumal in Verbindung mit den Anklagen, welche die „Türkische Rundschau für Geographie und Ethnologie“ nach dem Tagebuche S. Schumann's gegen die Association erhoben hat (s. „Globus“, Bd. 46, S. 256) und die bisher unwiderlegt geblieben sind. Aber zu bedauern wäre es, wenn die Association, welche durch Convention vom 8. November vom Deutschen Reiche anerkannt worden ist, und welcher die Berliner Konferenz so bedeutende Rechte eingeräumen im Begriffe steht, wirklich nicht auf sicheren Füßen stünde, als wie obiges Schreiben andeutet.

### Australien.

Nach amtlicher Angabe fand die Bevölkerung der australischen Kolonien am 30. Juni 1884 in runder Zahl auf folgenden Höhe: Victoria 940 000; New-Süd-Wales 880 000; Queensland 260 000; Südaustralien 313 000; Westaustralien 35 000 und Tasmanien 125 000; zusammen 2553 000.

Inhalt: Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen. VIII. (Schluß.) (Mit sechs Abbildungen.) — Emil Wegger: Musik und Gesang bei den Chinesen. — Wilhelm Breitenbach: Der jetzige Stand der Sklaventrage in Brasilien. — Kürzere Mittheilungen: Handhabung der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiet. Von G. Febr. v. Trölitzsch. — Adrianow's Forschungsreise im Altai. Von S. Paw. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Australien. — (Schluß der Debatte: 21. November 1884.)

Verfasser: Dr. H. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.  
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

www.libuse.com.cn

14 DAY USE

RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED.

**LOAN DEPT.**

This book is due on the last date stamped below,  
or on the date to which renewed. Renewals only:  
Tel. No. 642-3405  
Renewals may be made 4 days prior to date due.  
Renewed books are subject to immediate recall.

JUL 27 1972 44'

REC'D LD JUL 13 '72 - 3 PM 59'

LD21A-65m 6:70  
(N8887410)478-A-32

General Library  
University of California  
Berkeley

Globus.

590036

G1

G5

v.46

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)

590036

G1

G5

v.46

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

[www.libtool.com.cn](http://www.libtool.com.cn)